Es. 4 - 1457

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tideböhl.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

XLI 1-5, 6-12, 2-10
IXL. Band.
Tartu Riiklik Ülikooli
Raamatukogu
155 005

Reval, 1894.
Franz Kluge.

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
13782

Дозволено цензурою. Рига, 1 Декабря 1894 г.

Inhalt.

A. Abhandlungen, Aufsätze und Notizen.

Seite.

Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Walujew (1856 und 1857) . . . . . 1 und 89
Briefe der Baroneſſe Edith von Rahden an Georg Berkholz. Herausgegeben von H. D. . . . . 14 und 105
Ueber die Aſtrologie. Ein Vortrag von Dr. L. Struve 37
Ein Ferienausflug an die perſiſche Grenze. Aus einem Brief von Dr. A. Walter 54
Ein ungedruckter Brief L. v. Ranke's. Mitgetheilt von Fr. v. Keußler 62
K. E. v. Baer's Homerſtudien. Ein Vortrag von E. Hörſchelmann. 73
In welcher Bedrängniß ſich unſere Kirche im Jahre 1710 befand 122
Ein altes livländiſches Tagebuch. Von J. K. 129
Die Bedeutung der Perſönlichkeit für das Rechtsleben. Ein Vortrag von Prof. C. Erdmann 135
Der Charakter der Balten in Vergangenheit und Gegenwart. Antwort auf die Angriffe des Herrn A. Hammarſkjöld gegen die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen. Von einem baltiſchen Hiſtoriker 147
Paul Jordan †. Von E. v. Nottbeck 176
Ein Göttinger Stammbuch (1774—76) 181
Vicekanzler Graf Nikita Petrowitſch Panin. Von Profeſſor J. Engelmann . . . . . 199 und 261
Für Wenige. Erinnerungen an Edith Rahden. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von E. M. 227
Zurechtſtellungen zu dem Artikel „Für Wenige" von Olga von Timroth, geb. Baroneſſe von Rahden 454
Das baltiſche Dichterbuch. I. Von H. D. 245
Ueber die älteſte Verfaſſung Riga's. Von C. Mettig 252
Recht und Moral. Ein Vortrag von Prof. C. Erdmann 283
Gerhardt von Reutern. Ein Lebensbild . . . . . 294, 333 und 494
Friedrich Nietzſche, der Philoſoph der Gegenwart. Von Gregor von Glaſenapp . . . . . 313 und 457
Die Hauptmomente in der Geſchichte des Dorpater Chargirten-convents. Von Axel von Gernet 375
Welche Bedeutung hat die Philoſophie für das praktiſche Leben? Von M. von Sivers 419
Karl Eduard von Liphart. Von Graf A. F. von Schack 424
Graf A. F. von Schack †. 432
Die Inſel Mohn. Eine Skizze aus der baltiſchen Inſelwelt. Von Reinhold Baron Stackelberg 436
Otto Arnold Paykull. Von Otto Sjögren. Ueberſetzt von Dr. A. Bergengrün . . . . . 474 und 521
Aus alter Zeit. Von Fr. Hunnius, Probſt in Maholm 515
Woher ſtammen die Rigenſer? Von C. Walter . . . . . 537 und 625
Shakeſpeare's Märchendramen im Lichte chriſtlicher Ethik. Von E. G. Engelmann. Herausgegeben von H. Diederichs . . . 563

Gegensätze in der Auffassung christlicher Grundgedanken. (Wie stellen wir uns zu Harnack?) Von R. 589
Propst Glücks Berichte aus Marienburg an den Grafen Dahlberg vom Jahre 1701. Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun. 607 und 680
Vergessene Worte 620
Politische Correspondenzen . . . . . 637 und 748
Allerhöchstes Manifest vom 20. October 1894 664
Die baltischen Provinzen unter Alexander III. 667
Ueber die „natürlichen Grenzen". Ein Brief vom Jahre 1701 . . 697
M. R. v. Stern und Victor v. Andrejanoff. Von Gregor von Glasenapp 700

B. Besprochene Bücher.

Waldmann, Lenz in Briefen. Von —e— 64
Hasselblatt, Die Ehrenlegion der 14,000 Immatrikulirten. Von —e— 66
Gernet, A. v., Das Ringen des landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Princips in Dorpat. Von —e— 68
Gernet, A., v. Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels I. Von F. Ke. 69
Grotthuß, J. E. von, Das baltische Dichterbuch. Von H. D. . . . 245
Bulmerincq, A. v., Der Ursprung der Stadtverfassung Riga's. Von C. Mettig 252
Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. Bd. XVI, 1 447
Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1893 449
Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands. Bd. IV, 4 449
Hansen, Gotthard v., Aus baltischer Vergangenheit. Miscellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv 451
Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 451
Das Kurländische Ritterbuch 452
Hehn, Victor, Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von G. E. . . 582
Grotthuß, J. E. von, Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Von L. F. 662
Johannson, Heinrich, Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter 665
Stern, M. R. v. } poetische Schriften. Von Gregor v. Glasenapp 700
Andrejanoff, V. v. }
Dahn, Felix, Julian der Abtrünnige. Von E. v. S. 737

C. Gedichte.

Der Hammer der Thorheit, Freie Uebersetzung aus dem Indischen. Von Renatus 55
Finnlandfahrt. Von Guido Eckardt 103
Das Innerste. Von Renatus 173
Unser Wald 244
Vermählt. Von Guido Eckardt 512
In der Fremde. Von L. F. 560
„Flüstern, leises Athemholen . . ." Von A. Fet. Uebersetzt von A. Ascharin. 622
Buddha. Von Mereshkowski. Uebersetzt von A. Ascharin 622
Sommermorgen. Von Alexander Baron Mengden 679

Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Walujew.[1])

1856.

Mitau, den 4. Jan. Der Anfang des neuen Jahres gleicht sehr dem Ende des vergangenen. Wenig Tröstliches. Vorgestern brachte man den Obercommandirenden unseres baltischen Corps hierher. Der arme Greis (General Sivers) ist augenscheinlich noch sehr schwach, in Folge der Krankheitskrisis in Jewe. Ich habe ihn nicht gesehen und überhaupt scheint es, daß der Stab zu verbergen sucht, wie hoffnungslos sein Befinden ist. Meyendorff[2]) schreibt allerhand Unsinn. „Les slaves laissent pendre l'oreille, on est decidé à les contenir et à en prendre ce qu'il y a de bon." „Guerre renforcée au printemps. Il est positif que les anglais vont tout brûler de Libau à Cronstadt". Indessen berichtet Schöppingk[3]) aus Berlin, er fange an Friedenshoffnungen zu hegen. Gestern erhielt ich das erste Circulair im Departement der Executiv-Polizei mit der Unterschrift oder genauer gesagt der Vidimation des neuen Directors, Shdanow, versehen. Es heißt darin, die Aufsicht über den Buchhandel und über die Beobachtung der Censurvorschriften bilde „Einen der wichtigsten

---

[1]) Aus dem in der „Russkaja Starina" abgedruckten Originale übersetzt. Die Anmerkungen sind mit Ausnahme einiger weniger, bei denen das ausdrücklich angegeben ist, erst der deutschen Uebersetzung hinzugefügt worden. Ueber die Aufzeichnungen des Grafen Walujew aus den Jahren 1847—1855 vgl. Balt. Mon. Bd. 39 (1892) S. 1 ff.

[2]) Baron Peter von Meyendorff, geb. 1796, Gesandter in Berlin von 1839 bis 1850, Botschafter in Wien 1850—1854, † als Oberhofmeister in Petersburg 1863.

[3]) Theodor v. Schöppingk, Erbherr auf Bornsmünde, geb. 1817, Legationsrath bei der russischen Botschaft in Berlin, † 27. December 1856 a. St. (8. Jan. 1857 n. St.)

Verwaltungszweige.“ Wie man sieht, wir sind unverbesserlich. Hat denn die Congregation des Index und die Polizei Metternichs, zu ihrer Zeit den Buchhandel etwa nicht beaufsichtigt? Trotzdem hat diese Beaufsichtigung die eilige Abreise des Papstes und des allwissenden Diplomaten (aus Rom resp. Wien) im Jahre 1848 nicht verhindert.

Den 7. Jan. Den gestrigen Tag brachte ich in Riga zu. Auch dort ist alles beim Alten. Nur eine Menge Officiere der Chevalier-Garde mit klirrenden Pallaschen sieht man.

Den 8. Jan. Schiller sang:

Wo Du auch wandelst im Raum, es knüpfe Dein Zenith und Nadir
An den Himmel Dich an, und an die Achse der Welt.
Wie Du auch handelst in ihr, es berühre den Himmel Dein Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.

Auf den ersten Blick — ist das erhaben und richtig. Aber nach genauer Analyse? Liegt in dieser Gleichstellung des menschlichen Individuums mit der gesammten menschlichen Welt nicht allzuviel hoffährtige Prahlerei? Ist es nicht möglich diese Anschauung mit der evangelischen in Einklang zu bringen? Das Evangelium stellt einen jeden einzelnen Menschen mit „seinen Nächsten“ aber nicht mit der gesammten Welt gleich.

Den 9. Jan. Gestern schon sprachen die Zeitungen davon, daß die erniedrigenden Vorschläge Oesterreichs angenommen wären. Heute wird diese Nachricht durch eine telegraphische Depesche aus Petersburg bestätigt. So haben wir uns denn wirklich ergeben!

Hunderttausend Opfer sind auf den Schlachtfeldern gefallen, Sewastopol ist in einen Trümmerhaufen verwandelt, die Schwarzmeerflotte vernichtet, der Wohlstand Rußlands für lange Zeit erschüttert, der Ruhm von Jahrhunderten befleckt, — und all das, damit wir uns verpflichten in Zukunft weder ein Sewastopol noch eine Schwarzmeerflotte mehr zu besitzen, oder auch um zu beweisen, daß unsere Regierung anhaltend bedeutende Irrthümer begangen hat. — Ein allzu hoher Preis!

Den 16. Jan. Mirabeau sagte von Necker „c'est une horreur qui retarde.“ Was kann man von unseren Herren Ministern sagen?

Den 18. Jan. Gestern erhielt ich die unerwartete Nachricht vom Tode meines Bruders (Rodion). Sein Leben während der letzten Jahre war das Leben eines Heiligen und eines freiwilligen Märtyrers. Wie wenig Kraft zum Guten ist in mir vorhanden im Vergleiche mit jener Kraft, welche er unveränderlich zeigte und anwandte.

Den 19. Jan. Vorgestern erhielt ich einen Brief vom Fürsten Suworow, heute Briefe von Gerngroß[1]) und Rudnicki. Die Nachrichten aus Petersburg lauten wenig tröstlich ..... es offenbart sich von Oben keine Energie.

Der Kaiser hat dem Fürsten Suworow gesagt, derselbe würde eine allerhöchste Bemerkung dafür erhalten, daß er in seinem Bericht den Ausdruck „Ungründlichkeit" in Bezug auf die Thätigkeit der Ministerien gebraucht. Der Fürst wird Sivers sofort nach dessen Entfernung vom Amte oder im Todesfalle ersetzen.

Den 22. Jan. Unsäglich traurig. Zu nichts habe ich Lust. Die immerwährende Erwartung eines Etwas, das sich doch nicht erfüllt, bedrückt und ermüdet alle seelischen Kräfte.

Den 28. Jan. Fürst Suworow fährt fort in Wuth zu gerathen, sobald es sich um das Baltische Corps handelt. Er wollte unter allen Umständen den Rechenschaftsbericht des Generals Sivers sehen. Der Kriegsminister übersandte ihm denselben sofort. Nun schien es dem Fürsten, daß Sivers, d. h. in Wahrheit ** und ***, nicht nur sich selber gelobt, sondern auch ihn auf Umwegen kritisirt hätten. Inde ira maxima. Der Fürst schrieb mir, er wäre krank und ärgerlich, Rudnicki aber hatte er allerhand Bosheiten gesagt, unter Anderem, Sivers est une vieille .... qu'on a oublié d'enterrer.

Den 19. Febr. Unsere Diplomaten, will man sie nach den von ihnen verfaßten „Depeschen" beurtheilen, besitzen kein Verständniß für Anstand und Ehre. Wer, der kein Narr ist, glaubt denn an die in jenen Depeschen enthaltenen Phrasen und die beinahe frechen Lobhymnen auf die Friedensliebe? Ersieht man denn nicht aus jedem Worte, daß wir nur nach Mitteln suchen de nous éxécuter avec chic? Wie schmeicheln wir Louis Napoleon, auf den wir früher so schalten. Wie manövriren wir mit ihm, wie verschlucken wir lächelnd alles, was er uns zum Verschlucken zu geben geruht, z. B. einen Artikel des „Siècle" welcher im „Moniteur" wieder abgedruckt wird, und die Drohung, welche er in seiner Rede bei Eröffnung seines Pseudoparlamentes ausgesprochen.

Den 29. Febr. Gerngroß telegraphirt, daß Hahn[2]) und mir der Stanislausorden mit dem Bande verliehen worden sei; das unumgängliche

[1]) Der damalige Canzelleidirector des Generalgouverneurs, später Senateur und Gehülfe des Domainenministers.

[2]) Major von Hahn, damals Beamter zu besonderen Aufträgen beim Fürsten Suworow.

Anhängsel zur Gouverneursuniform wäre also erlangt. Von allen andern Bändern sage ich mich gern auf lange los. Dem General Sivers ist die Ernennung des Fürsten Suworow zu seinem Nachfolger durch den Arzt mitgetheilt worden. Anfangs wollte der Greis es nicht glauben. In Erwartung des Friedens äußerte er sogar sein Bedauern darüber, daß er um Urlaub gebeten; als aber Bursy[1]) ihn daran erinnerte, daß ihn schon die Ueberführung aus dem Bette in den Lehnsessel ermüde, gab er selbst zu, daß es für ihn Zeit wäre, sein Commando niederzulegen.

Den 7. März. Vor einigen Tagen gab der Minister des Inneren[2]) bekannt, daß die allerunterthänigsten Jahresberichte (der Gouvernementschefs) künftig nicht mehr „zu eigenen Händen seiner Majestät" sondern „an das Ministerium des Innern" adressirt werden sollen. Ich habe Rudnicki beauftragt zu erfahren, was das bedeute. Wünscht denn der Kaiser diese Berichte nicht mehr zu lesen? Das Recht, mindestens einmal im Jahre dem Kaiser das geradeheraus zu sagen, was zu sagen nothwendig erscheint, hielt ich stets für ein wichtiges Recht und für das hauptsächlichste und beinahe einzige Vorrecht der Gouvernementschefs. Es wäre originell und zugleich charakteristisch, wollte man dieselben dieses Rechtes auf dem Wege eines einfachen Befehls, die Couvertadressen in etwas zu verändern, berauben.

Den 12. März. Habe im „Russischen Boten" einen bemerkenswerthen Artikel Tschitscherins (Boris Nikolajewitsch) über „die Landgemeinde in Rußland" gelesen. Dieser Artikel ist gleicherweise durch das bedeutend, was in ihm enthalten ist und was in ihm nicht enthalten ist. Bemerkenswerth und anscheinend gerechtfertigt ist die Leugnung der patriarchalischen Zustände, welche Haxthausen so sehr gelobt, in dem Sinne, als wären diese Zustände ursprünglicher Natur und als hätten sie sich in den Landgemeinde-Agrarverhältnissen bis zum heutigen Tage erhalten. In diesen Verhältnissen erblickt Herr Tschitscherin vielmehr die Folgen einer nicht ursprünglichen Fesselung des Bauern an die Scholle und weiterer seither vollzogener Anordnungen der Regierung. Aber indem er auf den folgerichtigen Fortgang der Umwälzung auf diesem Gebiete hinweist, vergißt der Autor, wie es scheint, daß es zur Klärung der Frage, was von Alters her die russische Landgemeinde gewesen, nicht genügt, blos die Frage nach der Theil-

[1]) Carl Bursy, geb. 1791, seit 1826 Arzt und von 1849—1867 Medicinalinspector in Mitau, † 1870.

[2]) Lanskoi war von 1855—1861 Minister des Innern.

barkeit oder Untheilbarkeit des Landbesitzes zu lösen. Ueber die innere Einrichtung und Verwaltung der Landgemeinden, welche gewiß existiren, obgleich nur als Gemeinden in anordnendem, bürgerlichem, nicht aber landbesitzlichem, privatrechtlichem Sinne, wird nichts oder beinahe nichts gesagt. Folglich ist die Lebensweise unserer Landbevölkerung, wie dieselbe in alter Zeit war, auch nicht mit gebührender Ausführlichkeit dargelegt worden. Wenn aber Herr Tschitscherin gegen Ende seines Artikels sagt, die jetzige Landgemeinde „sei nicht der Keim der gesellschaftlichen Entwicklung, sondern deren Frucht" — so versteht der Leser nicht recht, in welchem Sinne er diese Worte auffassen soll — in buchstäblichem oder in ironischem. Die Fesselung an die Scholle, die gewaltsame Centralisirung der Ackerbauer in großen Dörfern und die alljährlich sich wiederholende Umtheilung der Aecker, also gerade die drei wichtigsten Hindernisse, welche einer Fortentwicklung des Bauernstandes und des bäuerlichen Gewerbefleißes im Wege stehen, — „Entwicklung" zu benennen — das gleicht all zu sehr einer Charade oder einem ungeheuren Paradoxon.

Den 13. März. Vorgestern sah ich den General Sivers. Er hat sich sehr verändert, ist mager, schwach und bleich geworden — mais la plus belle figure qui se puisse voir.

Den 14. März. J. sagte mir, daß man durch den Lieutenant F. Informationen über irgend welche geheime Verbindungen erhalten hätte, die zwischen der polnischen Emigration, den hiesigen Beamten polnischer Herkunft und vielen Offizieren (ebenfalls Polen) des baltischen Corps, besonders im R'.schen Regiment, obwalten sollen. Fürst Suworow wird, wie es scheint, Schmidt zu einer geheimen Untersuchung herschicken.

Den 18. März. In der Revue des deux mondes (vom 15. März) sind zwei sehr bemerkenswerthe Artikel: „De l'esclavage en Amerique" und „La cité de Dieu au XIX-me siècle". Wenn man in dem erstgenannten einige genaue Darstellungen der schrecklichen Lage der Sklaven in den nordamerikanischen Staaten gelesen hat, fragt man sich unwillkürlich, mit welchem Rechte Europa über die Mißbräuche innerhalb unserer Leibeigenschafts-Verhältnisse zetert, während es doch zu gleicher Zeit den Nordamerikanern sanft die Köpfe streichelt? Der zweite Artikel (von Paul Janet) enthält, abgesehen von einer gewissen Beimischung philosophischen Geschwätzes, tiefe und gesunde Gedanken, darunter einige gegen die neueste deutsche Philosophie gerichtete.

Den 26. März. In seinem Rechenschaftsbericht hatte Fürst Suworow auch der ungerechten Entfernung Stövers[1]) von dem Posten eines Dirigirenden des Livländischen Cameralhofs gedacht. Der Kaiser wünschte zu erfahren, ob Stöver wirklich ungerechterweise beschuldigt worden. In Folge eines sonderbaren, aber in unserer höheren Geschäftsführung gewöhnlichen Prozesses wurde mit der Vorstellung der nöthigen Aufklärungen der Ankläger, d. h. der Finanzminister, betraut, die Aufklärungen zu würdigen aber wurde den Collegen dieses Anklägers im Minister-Comité anheimgegeben. Die Mitglieder dieses Comités konnten naturgemäß keine Bestimmung treffen, welche ihren eigenen Interessen widersprochen hätte, denn die von dem Generalgouverneur etwas ungewandt angeregte Frage bezog sich im Allgemeinen auf das Recht der Ressortchefs, für die ihnen unterstellten Aemter aus der Zahl ihrer eigenen Untergebenen die rechten Männer zu wählen. Die Minister erkannten also „daß Stöver nicht für ungerechterweise angeklagt gelten könne". In Folge dieser negativen Verurtheilung Stövers und der ebenso negativen Rechtfertigung des Staatssecretairs Brock wurde befohlen, den Fürsten Suworow zu ermahnen „er möge künftig in seinen Ausdrücken vorsichtiger sein". Dieser Befehl wurde dem Fürsten avec un tact tout particulier eröffnet, durch wen denn? Durch Herrn Brock selbst! Der Fürst wurde dadurch aufgeregt, gekränkt und wüthend en proportion. Er verlangte von mir einen Rath, schickte Gerngroß zu mir — und entschloß sich endlich zu Folgendem: er richtete einen von Gerngroß verfaßten Brief an den Kaiser und einen zweiten, drei Bogen langen, von ihm selbst verfaßten an den Fürsten Dolgorukoff.[2]) Ich glaube, daß ich an des Fürsten Stelle mich an Brock selbst gewandt und es ihm auf's Gewissen gebunden hätte, Stöver vor dem Kaiser zu rechtfertigen. Das ist unumgänglich und eine Ehrenpflicht für den Fürsten. Von sich selber aber garnicht zu reden, wäre am würdigsten. Aber jeder soll seinem Charakter und seinem eigenen Selbst treu bleiben. Das dürfte vielleicht auch besser sein.

---

[1]) Burchard Ferdinand Stöver, geb. 1799, war, nachdem er in Dorpat und auf mehreren deutschen Universitäten studirt hatte, Mitkämpfer im griechischen Befreiungskriege, wurde 1839 livländischer Gouvernements-Controlleur, war auch Director der Verwaltung des Badeorts Kemmern und † 1862 in Riga als Präses der Riga-Dünaburger Eisenbahn-Direction.

[2]) Fürst P. Dolgorukoff, Chef der III. Abtheilung S. M. Eigenen Kanzlei 1857—1866.

Den 29. März. Heute um halb zwei Uhr Morgens wurde mein Sohn Nicolai[1]) geboren. Möge Gott seinen Lebensweg segnen!

Den 13. April. Man erzählt sich, daß auf den Pariser Conferenzen Jemand von der Wiederherstellung Polens zu sprechen anfing. „Comme on commence à plaisanter, sagte Graf Alex. Orlow, je pense que la séance est finie.“ — stand auf und ging fort.

Den 24. April. Heute war ich in Riga auf der Beerdigung Fölkersahms. Walter hielt die Grabrede;[2]) infiniment de talent heißt mit Bezug auf ihn zu wenig gesagt. Er ist ein wahrhafter, glänzender, erfahrener Redner. Ueber seine heutige Rede wird man viel discutiren; ihren inneren folgerichtigen Zusammenhang haben nur sehr Wenige begriffen. Ich für meine Person verstehe die Richtung Walters nicht recht. Gedenkt er die Rolle eines geistlichen Bauern-Tribuns zu spielen? oder die Rolle eines geistlichen Reformators der Ritterschaft? oder die Rolle eines geistlichen Mitarbeiters der Regierung und eines Vermittlers zwischen den Machthabern und den Ständen? oder endlich die Rolle eines Mannes, welcher seine hohe Bedeutung und seinen Einfluß dazu benutzt, bald die einen, bald die andern Ziele in den Vordergrund zu rücken.

Den 28. April. Kürzlich kam ich wieder mit dem älteren Schöppingk zusammen. Trotz seines Verstandes und seiner allgemeinen Gründlichkeit erinnerte er mich doch an den Eindruck, welchen unsere Diplomaten schon so oft auf mich gemacht. Wie kommt es nur, daß die Engländer lange im Auslande leben können, ohne doch den richtigen Blick für die englischen Verhältnisse zu verlieren? Sobald Jemand von uns fünf Jahre in West-Europa zugebracht, so ist's als hätte er sich unablösbare ausländische Brillengläser vor die Augen gesteckt. Man muß staunen, wenn solche Leute zu erzählen beginnen: die Hammel in Berlin erscheinen ihnen so groß wie Ochsen, die Ochsen in Rußland aber so klein wie Hammel. Unsere inneren Angelegenheiten werden von ihnen leichthin beurtheilt oder durch das Prisma der Kanzlei und der Salons des Ministeriums des Aeußeren betrachtet. Und wie wichtig, wie geheimnißvoll gebahren sie sich! Wie verlängert oder rundet sich ihr Antlitz, wenn sie von irgend welchen

---

[1]) Graf Nikolai Petrowitsch Walujew, Garde-Stabsrittmeister, dem Chef des Hauptstabes zugetheilt. Anmerkung der Red. der „Russk. Starina“.

[2]) Eingehend berichtet über diese Rede „das Leben Bischof Walters“ S. 301 ff.

Kniffen und Streichen in unsern höheren Sphären reden! Sie riechen nach der Bibliothek. Es ist, als wären die Memoiren des Duc de Saint-Simon[1]) lebendig geworden und als träte nun jeder Band derselben im Frack oder im Paletot an uns heran, um ein Gespräch zu beginnen. Leider steckt nur in jenen Memoiren mehr Geist, als in ihren russischen Vertretern.

Den 30. April. Gestern sah ich den Curator des Dorpater Lehrbezirks Bradke.[2]) Ein würdiger Greis. Er sieht aber die Dinge so an, als hätte es kein Jahr 1855 gegeben.

Den 1. Mai. Unter den Vorschlägen des Mitauschen Stadtmagistrats, betreffend die Veranstaltungen zum Empfange des Kaisers, befand sich unter anderen folgender: „Eine Ehrenwache aus Bürgern, im Frack, nebst Degen, wird die Posten in den inneren Gemächern beziehen. Damit wird ein Vocal-Quartett verbunden, um Lieder zu singen beim Schlafengehen und beim Erwachen Seiner Majestät".

Den 9. Mai. Bei mir herrscht die größte Verwirrung. Ich muß meine Wohnung räumen, da der Kaiser in derselben absteigen wird. Außerdem müssen viele andere Wohnungen für die Suite vorbereitet und mit der nöthigen inneren Einrichtung versehen werden. Gerngroß schreibt mir, der Minister des Innern verlange Aufklärungen über den Theil meines Berichtes, der von den Raskolniken (Altgläubigen) handelt. Mir aber scheint es, daß ich das, was ich ausdrücken wollte, klar genug ausgedrückt habe.

Dubbeln, den 20. Juli. Eine große Lücke in meinen Aufzeichnungen. Keine Ereignisse. Ich bin zu faul zum Denken. Ich lebe hier, Gott sei Dank, ein ruhiges Leben im Wasser, im Sande und in der Sonne.

Ich sagte eben es gebe keine Ereignisse — und dennoch hat sich etwas sehr Wichtiges ereignet. Das russische Volk ist von dem Allerhöchsten Arrest befreit worden, welchen Kaiser Nikolaus in Hinsicht der Ausland-Reisen auf dasselbe gelegt hatte. Meiner Meinung nach ist das die größte That, welche unser gegenwärtiger Kaiser Alexander Nikolajewitsch seit seiner Thronbesteigung vollbracht hat.

---

[1]) Louis duc de St. Simon, geb. 1675, gest. 1755, der Verfasser der berühmten freimüthigen Memoiren über die Zeit Ludwigs XIV.

[2]) Georg v. Bradke, geb. 1796 auf Oesel, Senateur, Curator des Dorpater Lehrbezirks 1854—1862, † 3. April 1862 zu Dorpat.

Im Juni war Fürst Wjasemsky (P. A.)[1] acht Tage lang in Mitau unser Gast. Er theilte mir über die Erziehung des jetzigen Thronfolgers Nikolai Alexandrowitsch viel Tröstliches mit. Zum Erzieher soll W. P. Titow ernannt werden; man plant den Besuch einer Universität, ferner eine temporäre administrative Anstellung, z. B. als Generalgouverneur u. a. m.

Mitau, den 31. Aug. Fürst Suworow spricht wieder davon, den Dienst zu verlassen, weil man, bei Gelegenheit der Krönung, den Fürsten Barjatinsky, Suworow übergehend, zum vollen General avanciren zu lassen beabsichtigt. Der Prikas ist nunmehr erschienen. Barjatinsky ist wirklich avancirt, Suworow nicht. Wollen wir sehen, was geschehen wird; meines Erachtens außer hitzigen Declamationen — nichts.

Den 5. Sept. In diesen Tagen erhielten wir das Krönungs-Manifest. Der allgemeine Eindruck davon ist ein sehr günstiger. Es enthält wirklich viel Gutes. Zu bedauern bleibt nur, daß die Gnadenbeweise, welche sich auf die polnischen politischen Verbrecher beziehen, in sehr unbestimmten Worten ausgedrückt sind. Schade ist es auch, daß der Anfang des Manifestes schwach geschrieben ist.

Gestern langte aus Moskau der Senatsukas, betreffend die Aufhebung der Steuern auf Ausland-Pässe an. Wieder einen Schritt vorwärts. Es ist bemerkenswerth, daß die besten und wichtigsten Regierungsmaßregeln des Kaisers Alexander Nikolajewitsch bis jetzt nur in der Aufhebung der während der vorhergegangenen Regierung erlassenen Gesetzesbestimmungen bestanden haben.

1) Aufhebung des Gesetzes, welches die Zahl der Studirenden an den Universitäten beschränkte.
2) Aufhebung der zwangsweisen Abgabe von Kinder rangloser und dem Gelehrtenstande angehörenden Personen unter's Militär.
3) Aufhebung des auf ganz Rußland gelegten Arrestes hinsichtlich der Ausland-Reisen.
4) Aufhebung der Steuern auf Ausland-Pässe.
5) Aufhebung der lästigen Gesetzesbestimmungen, betreffend den Dienst der Eingeborenen der westlichen Gouvernements.

---

[1]) Fürst P. A. Wjasemsky, geb. 1792 † 1878, Dichter und Staatsmann, wurde 1855 Gehülfe des Ministers der Volksaufklärung und revidirte als solcher 1857 die baltischen Gymnasien und Schulen.

6) Aufhebung der lästigen und harten Bestimmungen, welche sich auf die jüdischen Rekruten bezogen.

7) Aufhebung eines Theiles der, auf die Kantonnisten bezüglichen Verordnungen.

8) Aufhebung der ausschließlichen Anstellung von Militär-Personen als Erzieher in einigen Lehranstalten.

Hinzufügen kann man noch die Aufhebung der fünften Abtheilung der Eignen Kanzlei Sr. Majestät, welche in den nächsten Tagen veröffentlicht werden wird. Das sind schon einige Paragraphen meiner Schrift „Gedanken eines Russen", welche ich in derselben fortgelassen hätte, wenn ich sie in der zweiten Hälfte dieses Jahres, nicht aber schon 1855 verfaßt hätte.

Den 5. Nov. Fürst Suworow war kürzlich dreimal hier, um von den Truppen des sich verflüchtigenden Baltischen Corps Abschied zu nehmen. Er zeigte mir einen Brief, den er an den Fürsten Dolgorukoff nach Moskau gerichtet — „um die Erlaubniß zur Einreichung seines Abschiedsgesuches von Sr. Majestät zu erbitten". Der Brief ist verwirrt, unwahrscheinlich und enthält allerhand Unsinn. „Notre auguste maître" und „mon auguste maître" kommen auf jeder Seite mehrere Mal vor. Der Ton ist im Allgemeinen ein sehr knechtischer, die ausgesprochenen Prätensionen aber das gerade Gegentheil davon. Sehr naiv drückt der Schreiber die Kränkung aus, welche ihm durch die Ernennung des Fürsten Barjatinsky zum Statthalter des Kaukasus widerfahren. Z. B.: „J'ai toujours revé à l'Orient" und weiterhin, nach Aufzählung seiner eigenen Verdienste: „On recompense l'avenir dans le prince Bariatinsky" u. s. w. Mit einem Worte Mitleid, tiefes Mitleid, ist das einzige Gefühl, welches die Lectüre dieses Briefes erweckt.

Den 6. Nov. Die Zeit vergeht, aber die Last wird nicht leichter. Vorgestern schrieb ich an Tolstoi: ich gehe meinen Weg; auf dem Kopfe die Uniformsmütze, unter derselben eine Bleikappe.

Den 12. Nov. Mit Einführung der Eisenbahnen wäre es an der Zeit ernstliche Maßregeln zum Schutze der Bauholzwaldungen zu ergreifen. Sollte man nicht alle Holzbauten in den Städten und an den großen Landstraßen verbieten?

Den 13. Nov. Vor zehn Tagen schickte ich meinen Aufsatz „Ueber Erziehung" nach Petersburg.

Heute erfuhr ich von Beklemischew[1]), daß er im vergangenen Sommer Gelegenheit gefunden, mit dem Verweser des Marine-Ressorts, Admiral Wrangell, in Correspondenz zu treten und daß er durch denselben dem Großfürsten General-Admiral ein Memoire, betreffend einige zeitgemäße Fragen, unterbreitet hätte, wofür seine Kaiserliche Hoheit dem Verfasser sehr zu danken befohlen habe. In dem Memoire handelt es sich von den ständischen Lebensverhältnissen des Adels, von der Leibeigenschaft und von der Reformirung der Administration. Beklemischew versprach mir seine Arbeit mitzutheilen. Den Autor charakterisirt Folgendes: er hat seine Schrift abgesandt, ohne sie vorher durchgelesen zu haben, weil er, wie er sagt, nicht im Stande sei etwas umzuarbeiten, sein Brouillon hat er erst nach Versiegelung des Couverts mit der Reinschrift durchgelesen. Ein unzuverläßiges System.

Den 22. Nov. Kurz vor Eröffnung des Livländischen Landtages ist der Landmarschall Stein[2]) gestorben. Auf seiner Beerdigung hat Walter am Sarge eine Rede gehalten, welche, wie Rudnicki schreibt, Folgendes enthielt: „Nicht das Interesse, welches ich für Stein hatte, vermochte es, daß ich gekommen bin, obgleich krank. Nein, ich that es weil die Ritterschaft verlangte, daß ich kommen sollte, um dem Dahingeschiedenen das Geleit zu geben und an seinem Sarge zu sprechen. Dem Redner, der von der Kanzel gesprochen hat, habe ich es zu verdanken, daß ich über den Dahingeschiedenen nichts hinzuzufügen habe. Er hat den Gegenstand erschöpfend besprochen, daher werde ich einen anderen Punkt berühren. Die Ritterschaft wollte, daß ich reden sollte, so mag sie hören! Der Dahingeschiedene war kein Partei-Mann, daher konnte er nicht so gefeiert werden, wie die Partei-Männer es werden müßten. Er war aber auch nicht der Mann, der jetzt die schwebenden Fragen zur Lösung hätte bringen können, gerade weil er keiner Partei angehörte. Daher, Ritterschaft, mußt Du Dir einen Landmarschall aus einer Partei wählen, — damit diese Fragen zur Lösung

---

[1]) Beklemischew war von 1853—1857 kurländischer Vicegouverneur.

[2]) Christian Carl v. Stein, geb. zu Ulpisch 1806, studirte in Dorpat 1824—1827 Jurisprudenz und Philosophie, war in Petersburg Lehrer im Hause des Grafen Schuwalow und in Moskau beim Fürsten Dolgoruki, weilte als Mentor des jungen Fürsten Dolgoruki 1844—1847 in Dorpat und begleitete diesen auf seinen Reisen im Auslande. 1849 kaufte er das Gut Jrdasch in Livland, wurde 1850 Kreisdeputirter, 1854 livländischer Landmarschall und † während des Landtages am 15. November 1856.

kommen. Es ist eine Schmach, daß das, was Ihr schön und edel fandet, Ihr gleich darauf für schändlich hieltet, daß die Leute, die Ihr aus den Aermeren aus Eurer Mitte gewählt, bei Euch keine Anerkennung gefunden. Es sind drei Männer gewesen, die Ihr gewählt und die das Beste wollten. Diese sind im Grabe. Ein Nolcken, ein Fölkersahm und ein Stein sind es gewesen. Keiner von ihnen ist von Euch nach Verdienst gewürdigt worden. Ich ermahne Euch, beim Grabe dieses Mannes, besinnt Euch, wählt keinen Sprecher ohne Lehre, keinen, der weder Kenntniß der Geschichte, noch Kraft und Muth besitzt. Vereint Euch, um einen edlen Charakter zu wählen, vereint Euch, um das Gute und Edle zu wollen! Seid einig, seid einander nicht Feinde, denn Eure Uneinigkeit ist schmachvoll, Euer Krieg ist ein Bruderkrieg, ein Brudermord!

Ich bin krank, ich wollte und konnte nicht reden, die Kanzel habe ich einem Anderen überlassen müssen. Aber Ihr wolltet, daß ich am Sarge reden sollte. Da habt Ihr meine Rede, da habt Ihr meinen Nachruf dem Verblichenen. Bauet Stein ein Denkmal einig — seiend, und das Edle und Gute, welches Nolcken und Fölkersahm und andre Leute ihres Schlages gewollt, — fördernd und beherzigend!“ [1])

Beim Verlassen der Kirche sagte Fürst Suworow über diese Rede: „Das war nicht die Rede eines Pastors, sondern die eines betrunkenen Mönches.“ Zwei Tage später hielt Walter die Landtagsrede — in einem anderen aber durchaus nicht entgegengesetztem Tone — und Alle waren sehr zufrieden.

Den 27. Nov. Die sogenannte „politische Freiheit“ ist unmöglich — ohne den Mittelstand.

Den 3. Dec. Ich las einen Theil der Beklemischewschen Arbeit; die Auslegungen darin sind sehr geschickt, in den Voraussetzungen aber documentirt sich eine große Unreife.

Den 7. Dec. Bei uns versichern die Einen, daß die Grundlagen der russischen Landgemeinde (община) in der Zusammensetzung und den Eigenschaften des russischen Verstandes liegen (Herr Beljäjew in der „Russkaja Bessjeda“). Andre behaupten, das System der Majorate sei unsern Sitten zuwider. Welches System? Wodurch wird bewiesen, daß ein jedes System

[1]) Nach dem hier Berichteten begreift man die Unzufriedenheit, welche diese Rede bei einem großen Theile des Adels erregte. Vgl. Walters Leben S. 308.

unsern Sitten widerspricht? Ist das werthvollste uns von den Vätern überkommene Heiligthum nicht gerade das Majorat? Ist der Bauerhof (усадьба) nicht ein Majorat? Und kann man bei uns überhaupt von volksthümlichen Institutionen im weiteren Sinne reden? Wir besitzen nichts volksthümliches, mit Ausnahme des Glaubens, der Liebe zu Rußland, der Treuunterthänigkeit und der einfachen Volkssitte. Das sind aber keine Formen staatsbürgerlicher Institutionen. (Schluß folgt.)

Briefe der Baroneſſe Edith v. Rahden an G. Berkholz

aus Italien und Deutſchland.

In der Charakteriſtik Fräulein Edith Rahdens, die ich auf Grund ihrer Correſpondenz mit Juri Samarin früher entworfen habe,[1]) iſt von mir auf den Briefwechſel, welchen ſie mit Georg Berkholz geführt, als eine der reichſten und reinſten Quellen für die Kenntniß ihres innern Lebens und ihres wahren Weſens hingewieſen worden. Jetzt iſt es mir vergönnt, einige dieſer Briefe den Leſern der „Baltiſchen Monatsſchrift" mitzutheilen. Ich habe zunächſt diejenigen zur Veröffentlichung gewählt, in denen Fräulein v. Rahden ihre Eindrücke und Beobachtungen in Italien, dem Lande, nach welchem ſich ihre Seele ſchon lange geſehnt, ausſpricht; ihre Begeiſterung und ihre Freude an den herrlichen Ueberreſten der Vergangenheit, offenbaren ſich darin ebenſo lebendig, wie ihr warmes Gefühl für die Schönheit der Natur. Daran ſchließen ſich Briefe, die den Eindruck wiederſpiegeln, welchen hervorragende Männer der Wiſſenſchaft in Deutſchland auf die Schreiberin gemacht, die von bedeutenden Zeitereigniſſen berichten, Reiſeerlebniſſe und Reiſeeindrücke ſchildern. Reiſebilder und Reiſeſchilderungen aus Italien giebt es im Ueberfluß, darunter nicht wenige vortreffliche Schriften, wie z. B. das geiſt- und lebensvolle, wenn auch einſeitige Buch von V. Hehn und es könnte daher Manchem recht überflüſſig erſcheinen, die vor bald 40 Jahren geſchriebenen Briefe einer Dame jetzt noch zu veröffentlichen. Allein ich bin überzeugt, daß Edith v. Rahdens Briefe einen Platz neben dem Beſten, was über Italien veröffentlicht worden iſt, durch ihre Gedankentiefe mit Ehren behaupten können und werden. Ueberall tritt uns in ihnen die edle

[1]) „Balt. Mon.", Bd. 40. (1893) pag. 368 ff.

Perſönlichkeit derjenigen, die ſie geſchrieben, unverhüllt entgegen; die Empfindungen und Gedanken dieſer ſtarken und tiefen und doch ſtets echt weiblichen Natur, kommen überall zu vollem Ausdruck. Ob ſie ſich in die Herrlichkeit der ewigen Roma verſenkt, den Zauber ſüdlicher Natur auf ſich wirken läßt, ob ſie bewundernd den Auseinanderſetzungen eines berühmten Gelehrten lauſcht, oder ſich im Innerſten zu der einfachen Frömmigkeit eines Waldenſerpredigers oder zu der ernſten Weltentſagung eines katholiſchen Ordensgeiſtlichen hingezogen fühlt — immer thut es Edith Rahden mit ganzer Seele. Die Urſprünglichkeit und Originalität ihres Weſens verleiht Allem, was ſie ſagt, ein eigenartiges Gepräge. Ihre feine Bildung, der Umfang ihrer geiſtigen Intereſſen, ihr idealer Sinn, ihre ſcharfe und klare Auffaſſung und Beurtheilung von Menſchen und Verhältniſſen ſind gleich bewundernswürdig. Und welche Fülle und Kraft des Ausdrucks, welche Anſchaulichkeit und Lebendigkeit der Darſtellung, welche Herrſchaft über die Sprache zeigen dieſe Briefe! Die deutſche Literatur kennt mehr als eine ausgezeichnete Briefſchreiberin, zu den hervorragendſten geſellt ſich Edith v. Rahden. Auch da, wo man ihr nicht zuſtimmen kann, wo ſie ſich in politiſchen Dingen geirrt hat, wie in der zu günſtigen Meinung von der Zukunft der Orleans, folgt man doch mit Intereſſe ihren immer geiſtreichen Ausführungen.

Georg Berkholz's Briefe und Antworten ſind leider verloren gegangen. Aber aus dem Tone, in welchem ſie zu ihm ſpricht, aus der freiwilligen Unterordnung ihres Urtheils unter das ſeinige in vielen Fällen, aus dem ſo häufig ausgeſprochenen Verlangen nach einem Wort und Lebenszeichen von ihm, erkennt man deutlich, welchen Werth Fräulein v. Rahden auf ſeine Freundſchaft, auf den Gedankenaustauſch mit ihm legte; geiſtige Anregung, wie er ſie ihr bot, und volles Verſtändniß für alle Seiten ihres inneren Lebens, wie bei ihm, fand ſie bei keinem Anderen.

Die Briefe gelangen ohne jede Veränderung hier zum Abdruck; nur einige wenige Bemerkungen über noch lebende Perſonen ſind, weil ſie verletzen könnten, fortgelaſſen worden, ebenſo ein paar rein geſchäftliche Mittheilungen und Aufträge. Fräulein Rahden macht die hier geſchilderten Reiſen im Gefolge der Großfürſtin Helena Pawlowna und Berkholz hatte als Bibliothekar der Großfürſtin dieſelbe mit den neuen Erſcheinungen der ruſſiſchen Literatur zu verſorgen und regelmäßige Berichte über literäriſche und ſonſtige Ereigniſſe in Petersburg einzuſenden. Darauf beziehen ſich manche Aeußerungen Fräulein Rahden's.

Wenn die Briefe, woran ich nicht zweifle, im Leſerkreiſe der „Baltiſchen Monatsſchrift“ Anklang finden, wird ihnen vielleicht eine weitere Reihe folgen. Doch nun genug der einleitenden Worte, die geiſt- und gedankenreichen Briefe ſollen jetzt ſelbſt zu den Leſern ſprechen.

H. D.

I.

Nizza, 7. (19.) Nov. 56.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und angenehme Sendung. Bücher und Zeitungen trafen rechtzeitig ein, Alles geht nach Wunſch in dieſem gelobten Lande der Schönheit, und die lieben Freundesworte aus dem fernen Norden klingen harmoniſch mit ein in dem vollen Accord, der Geiſt und Herz erfüllt. Ich freue mich, Ihnen ſagen zu können, wie herrlich Italien iſt — lachen Sie mich auch aus im Augenblick ſelbſt, ſo fühlen Sie doch mit, und da ich hier wenig mittheilſam ſein kann, was meinen inneren Jubel anbetrifft, ſo müſſen Sie den vollen Ausdruck deſſelben hinnehmen. Dem Baron R. iſt es kalt und unbequem geweſen auf der ganzen Reiſe und er raiſonirt über jeden Kapuziner, während 24 Tagen, ſo lange wir im Wagen ſaßen, gründlich unausſtehlich, bemüht ſich jetzt Vorleſungen über falſchen Häuſerbau und unzweckmäßige Finanzmaaßregeln in Sardinien zu halten, und dieſe undankbare Beſchäftigung kalmirt ihn; Frl. Euler iſt leider ſo ſchnell müde und dabei doch ſo ſchulpflichtig wißbegierig, daß ſie immer begehrt von Erſchaffung der Welt an die Geſchichte aller Dinge zu erlernen — dieſe Gründlichkeit paßt nicht mehr zu meinen italieniſchen Empfindungen! Den Doctor[1]) allein wähle ich mir zum Compagnon, — er ſchreitet wacker neben mir her, hat Abends vorher viel ſtudirt, belehrt mich beiläufig, ſpricht aber immerfort und läßt mir alle Muße zu phantaſtiſchen Irrfahrten. Geſtern morgen ſind wir drei volle Stunden lang herumgewandert, am Geſtade des tiefblauen Meeres hinab, den Felſen hinauf zwiſchen Hecken von Kaktus und Aloe, durch Gärten, wo prächtige blüthenreiche Roſenranken bis in die Wipfel dunkler Cypreſſen ragten, wo im glänzenden Laub die Goldorangen glühten, wo Lorbeerbäume die mächtigen Kronen unter ewig heiterem Himmel wölbten und einſame Palmen im Sonnenſchein die ſchwanken Zweige wiegten.

[1]) Dr. Hector v. Arneth, der Leibarzt der Großfürſtin, Bruder des öſterreichiſchen Geſchichtsſchreibers Alfred v. Arneth.

Und das Alles ist ja wahr, und ich stehe mitten unter diesen lang geträumten Herrlichkeiten! Wenn ich mich früh Morgens an mein Fenster stelle, liegt ein entzückendes Panorama vor mir — Berge, von denen herab dräuend alte Schlösser schauen, liebliche, von Gärten umschlossene Villen, und das Meer und der Himmel und der Duft von tausend Blumen — vor Allem aber dieses unbeschreibliche Gefühl der Schönheit, das wie ein Sonnenaufgang alle Nebel der Seele durchbricht, um Licht und Wärme in ihr zu verbreiten. Auf der Reise schon habe ich viel Genuß gehabt: in Mailand besonders, wo ich stundenlang im Dom weilte und von Leonardos Abendmahl mich nicht losreißen konnte, senkten sich manche unvergeßliche Momente in mein Heiligthum der Erinnerung. Zum Entsetzen des Barons habe ich meinen Entschluß kundgethan, um Italien recht zu verstehen, mich ganz mit dem Geist und Charakter des Landes zu identificiren; die katholische Kirche und die heimischen Lustbarkeiten finden höchste Anerkennung in meinen Augen — erschrocken blickt er mich oft darüber an; wenn ich dagegen die Gewaltsamkeiten des Mittelalters preise, lächelt er mir wohl nur seine Approbation so vornehmer Liebhabereien zu. Der Frau Großfürstin geht es leidlich; auch sie freut sich an der zauberischen Umgebung. Nächstens machen wir zu Esel eine Partie nach einem wunderbar gelegenen Kloster, auf der steilsten Höhe des Nizza rings umgebenden Bergrückens, von da Oben will ich hinüberblicken nach der ewigen Stadt, zu welcher eine ahnende Sehnsucht mich treibt. Denken Sie sich, daß Alphonse Karr[1]) unser Hausgärtner ist! Er füllt die Zimmer der Frau Großfürstin mit Massen von Blumen an, und treibt jetzt Gärtnerei als Broderwerb, seit ihn das väterliche Regiment daheim, seiner ungezogenen Einfälle halber, zur Thür hinausgeworfen hat. Noch habe ich nicht seine Bekanntschaft gemacht, will aber nächstens es versuchen. Garibaldis Kinder sind hier — er selbst ist Capitain eines Kauffahrteischiffes —, ich höre Großes von diesem antiken Charakter erzählen. In Genua habe ich die Bekanntschaft eines Dr. Rapetti gemacht, der früher Arzt an Bord eines königlich-sardinischen, der Großfürstin Helene einst zur Verfügung gestellten Dampfschiffes, später in Venedig den Oesterreichern manchen Streich gespielt und gar im J. 1849 mit genauer Noth dem ihm freundlich zugedachten Strick

[1]) Alphons Karr, geb. 1808, Romanschriftsteller und Redacteur des Figaro in den 40ger Jahren, auch Satiriker in der Monatsschrift les Guêpes und in anderen Schriften besonders gegen die katholische Kirche, lebte seit 1856 in Nizza als Blumenzüchter und ist vor nicht langer Zeit erst gestorben.

entgangen iſt. Sie können ſich denken, wie wohlwollend wir Beide der perfiden Auſtria gedachten! Tauſend Grüſſe von uns Allen — die Frau Großfürſtin dankt für Ihre guten Wünſche. Schreiben Sie oft, viel und ausführlich, Sie intereſſiren Alle und erfreuen mich auch dabei. Ravelin einen ſchönen Gruß, Hr. v. Brevern[1]) einen ſehr herzlichen: auch er begreift meinen italieniſchen Enthuſiasmus ſicher. Sonderbar, oder vielleicht ganz natürlich bei meinem Weſen, kömmt es mir in Augenblicken wahren Entzückens zuweilen vor, als ſtünde ein dunkles Geſpenſt künftiger Schmerzen hinter mir und mir wird traurig, bodenlos traurig zu Muthe, unter dem düſteren Schatten der Vergangenheit und Zukunft — was wollen die Nachtvögel bei Sonnenſchein? Leben Sie wohl, vergeſſen Sie nicht Ihre eigenen Intereſſen zu pflegen — daß man ſo etwas nach Petersburg ſchreiben kann! — und geben Sie mir bald Nachrichten von Allem und von ſich ſelbſt.

Edith v. Rahden.

II.

Nizza, 1. (13.) Dec. 56.

Vor allen Dingen meinen herzlichſten Glückwunſch Herr Collegienſecretair! Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich mich über dieſe Wendung Ihres Schickſals freue, denn nun ſei es aufrichtig geſagt — wollte ich auch nichts gegen Ihren Mitauſchen Plan[2]) ſagen oder thun, mußte ich im Gegentheil demſelben aus trockener reiner Vernunft beiſtimmen, ſo war ich im Herzen die ärgſte Feindin Ihres Vorſatzes, und inſtinktiv verwarf ich ihn beſtändig in meinen Gedanken. Ein häßliches Wort, Inſtinkt! herabwürdigend einerſeits, andrerſeits für uns Frauen ganz geſchaffen, als die Bezeichnung jenes ahnungsvollen, unbewußten Erkenntnißvermögens, welches unbeirrt von fremden oder eigenen Vorſtellungen, das Richtige herausfühlt. O Gott! wie komme ich zu deutſchen, unnützen Digreſſionen! Die Sonne ſcheint hell und warm in mein Zimmer; Alph. Karr hat mir eine Maſſe Roſen und Veilchen geſchickt, die ihren ſanften Duft um mich

[1]) Georg von Brevern, der bekannte livländiſche Geſchichtsforſcher, einſt eſtländiſcher Ritterſchaftsſecretär, dann Secretär und Mitglied des Reichsraths in Petersburg, geb. 1807, † 1892.

[2]) G. Berkholz hatte die ernſtliche Abſicht, ſich um die durch den Tod E. A. Pfingſtens († 20. September 1856) erledigte Stelle eines Oberlehrers der deutſchen Sprache am Gymnaſium in Mitau zu bewerben.

her verbreiten, eben habe ich Ugo Toscolo[1]) in ſeiner göttlich harmoniſchen Sprache geleſen — ich lerne fleißig italieniſch — Dante liegt auf meinem Tiſche und ich ſehe ſehnſüchtig nach dem noch verſchloſſenen Schatze. Alles, was mich umgiebt, iſt ſo ſchön, Meer, Himmel, Vegetation, daß man meint, die Seele müſſe Schritt halten mit der Natur und ebenſo licht, ebenſo rein werden. O Gott! wenn dem ſo wäre! Wir leben ziemlich ſtill, Abends braucht die Frau Großfürſtin meine Stimme zum Vorleſen, über Tag gehen wir viel ſpazieren, ſchreiben, leſen, machen oder empfangen Beſuche; einige höchſt intereſſante Menſchen giebt es hier und ich freue mich an ihnen: Prosper Mérimée unter Anderen. Es waltet ein Glücksſtern über mir in dieſer Hinſicht, — ich treffe auf die angenehmſte Weiſe mit den Leuten zuſammen und hier, wo Niemand Geſchäften nachgeht, hat man Muße zur Unterhaltung. So habe ich bei einem Diner bei der Marquiſe Ely Sir George Brown, den General aus der Krim, Mérimée und die berühmte Sängerin Cruvelli — Baronin Vigier — kennen gelernt. Mérimée[2]) iſt voll Geiſt und Gelehrſamkeit — kauſtiſch wie Wenige, bewandert in unſerer Litteratur und ſonderbarer Weiſe ein Gegner von Gogol, den er überſetzt hat. Wenn ich Ihnen ſagen ſoll, welche Perſönlichkeit von Allen, die ich ſehe, mich am Meiſten anſpricht, ſo iſt es die des evangeliſchen Predigers, Léon Reatte; denken Sie ſich die ungebrochene, urkräftige Energie eines Mannes aus dem Volke — er iſt bis zum 18. Jahre Maurergeſelle geweſen — mit ungewöhnlicher Intelligenz und einer glänzenden Rednergabe gepaart: das Harte im Ausdruck — denn ſein Aeußeres iſt hart und häßlich — oft durch den reinſten Strahl inniger Güte gemildert, — und einen Adel des Gedankens und der Sprache, wie ich ihn nur bei Paſtor Walter gefunden habe. Die Waldenſer Kirche bildet einen Lieblingsgegenſtand meiner Nachforſchungen, — o Gott! wie viel werde ich Ihnen zu erzählen haben! Reiche, unerſchöpfliche Quellen verſchiedenartigſten Gehalts, ſtrömen mir von allen Seiten zu: Eindrücke,

[1]) Ugo Toscolo, geb. 1777 auf Zante † 1827 in London. Die Ultime lettere di Jacopo Ortis 1802, eine Nachahmung des Götheſchen Werthers mit Hinzufügung politiſch-patriotiſcher Elemente ſind ſein berühmteſtes Werk.

[2]) Prosper Mérimée, geb. 1803 † 1873 in Cannes, 1831 Inſpector der hiſtoriſchen Denkmäler in Frankreich, iſt viel mehr durch ſeine hiſtoriſchen Romane und ſeine Novellen, als durch ſeine wiſſenſchaftlichen Schriften bekannt. Von ſeinen Novellen ſind Colomba und Lokis auch mehrfach in's Deutſche überſetzt worden. Nach ſeinem Tode erſchienen die höchſt intereſſanten und geiſtreichen Lettres à une inconnue 1873.

Gedanken, Empfindungen wechseln in meiner Seele: was mir fehlt ist eine hülfreiche Hand, die ordnend, rathend, leitend bei der Verarbeitung der Materialien, thätig wäre. Mit dem Baron M. kann ich ab und zu Gegenstände berühren, die mich interessiren und seinen kenntnißreichen Rath benutzen — sonst heißt es bei uns zu Hause: stille schweigen und sich genügen lassen, — und bei Anderen: aufnehmen oder geben, nie durchsprechen, nie auf den innersten Kern einer Sache zurückgehen. — Die Frau Großfürstin ist mir ein freundliches Auditorium in vielen Dingen, wofür ich herzlich dankbar bin. J. K. Hoheit trägt mir auf Ihnen zu sagen, sie freue sich jetzt einen Tschinownik mehr in ihrem Dienste zu haben und Sie sollten sich unnütze Gedanken aus dem Kopf schlagen. Ja, ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die Frau Großfürstin ganz rücksichtslos ausgerufen hat, als ich ihr Ihre Bedenken vortrug: „Welch ein Unsinn! — In meinen Augen ist der Ausdruck das schmeichelhafteste Zeugniß. — Wenn Sie meinen, Friede herrsche in unseren Hallen, so irren Sie sehr; eine finstere Fehde zwischen Frl. — und — ist endlich zum Ausbruch gekommen und da ich leider genöthigt bin daran Theil zu nehmen, giebt es für den Augenblick zwischen uns ein gespanntes Verhältniß, sehr wider meinen Willen. Die Mutter des Doctors Arneth[1]) ist angekommen und bringt den Winter in Nizza zu — ich denke in diesen Tagen mache ich ihre Bekanntschaft. Alles grüßt Sie und denkt freundlichst an Sie. Bestellen Sie Ihrerseits meine Grüsse an Herrn von Brevern — wird er mir garnicht schreiben? — an Alle die meiner gedenken, ich gebe Ihnen carte blanche. Leben Sie wohl, ich schreibe Ihnen gern und werde es oft thun; Ihre Petersburger Nachrichten interessiren die Frau Großfürstin sehr — werden Sie nicht müde an die Abwesenden zu denken, und, wenn Sie können, lassen Sie von sich hören. E. Rahden.

III.

Nizza, 31. Dec. 56.

— — — — Hell scheint die warme Sonne durch mein offenes Fenster; immer dieselbe, bezaubernd liebliche Herrlichkeit! Es scheint als wolle sich schon Frühlingsleben regen in allen Bäumen und Blumen; frische Knospen keimen, die Veilchen duften würziger, das Gras sieht üppiger und

[1]) Frau von Arneth, einst als Toni Adamberger Theodor Koerners Braut. Ueber ihren Aufenthalt in Nizza und ihre Bekanntschaft mit der Großfürstin vergl. A. v. Arneth „Aus meinem Leben" II, 55, 51, 1893.

grüner aus — Leben und Naturkraft überall, nur in den Menſchen nicht! Sehen Sie, wenn man nicht rückhaltslos, gedankenlos, möchte ich ſagen, ſich dem Genuſſe der Schönheit überläßt, ſo wird man ſehr traurig ob dem gänzlichen Verfall des Geiſtes in dieſen geſegneten Landen. Mir iſt ein ſolcher Zuſtand der Demoraliſation nicht möglich erſchienen von ferne. In Piemont allein regt ſich Etwas, das wie bürgerlicher Sinn ausſieht und moraliſcher Muth. In Piemont iſt ein gewiſſer Freiheitsbegriff möglich, ja ich glaube, die Wurzeln ſtecken ſchon tiefer im Volke als man glaubt, — aber wie ſind ſie überwuchert von leeren Declamationen, Advocatenpfiffen, unſittlicher Wirthſchaft! Die Verwaltung ſoll recht ordentlich ſein, im Vergleich zum übrigen Italien merkwürdig ehrlich. Advocaten nehmen nach und nach in Nord-Italien die Stelle und den Einfluß der Prieſter ein — glücklich und erhebend iſt freilich der Wechſel kaum, aber er hat ſeinen Vortheil, denn er treibt wenigſtens aus der kraſſen Unwiſſenheit, aus dem empörenden Sclavenjoche der Finſterniß heraus, und bahnt einen Weg zur Entwickelung des Individuums an. Wann der Tag kommen wird, wo wirklich dieſe Anbahnung, ſich durch all' den Schutt und Schmutz, den ſie mit ſich bringt, an's Licht kämpft — das wiſſen die Götter! — In Rom und Neapel verſinkt täglich das menſchliche Geſchlecht in größere Erniedrigung. Was denkt, verachtet die Regierung, die Repräſentanten der Kirche, bäumt ſich im Geiſte unter ihrem Joche — und meint in der Bitterkeit ſeines Herzens, die Fremdenherrſchaft ſei eben die einzig mögliche in Italien. — Nicht hundert Wohlgeſinnte könnten eine Stunde ſich in Italien zuſammenthun zu gemeinſamem Handeln. Dieſer herrliche Baum ſcheint erſchöpft und treibt nur noch taube Blüthen, trägt keine Früchte mehr. Kömmt vielleicht wieder ein Mal ein Hohenſtaufe über die Alpen und regenerirt edles Germanenthum die verſunkene Größe Roms? — Wo ſind die Zeiten, da ſolches thunlich war! Man möchte in die Vergangenheit ſich verſenken, nichts von der Gegenwart hören und noch weniger an die Zukunft denken — in Italien. Bei uns iſt es anders. —

IV.

Nizza, 1. (13.) Febr. 57.

Unſere Briefe kreuzen ſich; in dieſem Augenblick haben Sie ſicher meine letzte finſtere Epiſtel in Händen und wundern ſich über den mißvergnügten Ton derſelben; ich meinerſeits leſe Ihre freundlichen Zeilen und ſchüttle auch den Kopf zu den Endworten, die mich traurig lächelnd anblicken. Faſt

ſcheint es, als halte es das Leben anders wie die Künſtler, mit dem Aufſtellen der bunten Bilder, die eine Gallerie ausmachen — gilt es ein Meiſterwerk vortheilhaft zu zeigen, oder nur hübſche Skizzen im beſten Lichte zu produciren, ſo wählt der echte Künſtler einen matt grünen, zuweilen auch einen prächtig rothen Fond; wie heben ſich da Farben und Zeichnung! Im Leben geht es anders: die ganze lange, mannigfaltige Gallerie ruht auf ſchwarzem Grunde ... wie ſoll da das Colorit der Bilder nicht grau dünken!? Ich habe Ihnen oft bei Sonnenſchein geſchrieben; an dieſem Tage ſchaut der volle blaſſe Mond durch mein Fenſter: ſilbern leuchtet das Meer im Hintergrunde — Alles iſt ganz ſtill und die Gedanken ſollten auch ſtill und mild werden bei ſolcher Beleuchtung. Das äußere Licht thut's nicht: ich will den ewigen Glanz geiſtiger Geſtirne über mir aufgehen laſſen, da wird's in Wahrheit andächtig und feierlich in der Seele und ganz von ſelbſt ſchweigen die kleinen Tageskümmerniſſe, nach und nach auch bittere Sorgen, vor dem Lichte, das nicht auslöſcht! — Ich reiſe, ſo gut ich kann, in (Dantes) Hölle und Fegefeuer tapfer herum; oft ſtehe ich vor verſchloſſenen Thüren und horche, ob kein befreiendes Wort den Bann löſen werde — oft auch habe ich die Freude des Verſtändniſſes und leſe wieder und immer wieder die goldenen Worte. Der alte Schloſſer[1]) hat neun Mal die göttliche Komödie durchgeleſen, ehe er Genuß daran fand; ſehen Sie, dieſe beharrliche Ausdauer vor dem verſchloſſenen Sinne einer Größe und Schönheit an die man glaubt, — kömmt mir vor wie ein Gottesdienſt. Ich habe hier den Baron Uexküll und ſeine Frau, geb. Walter, getroffen; ſie iſt eine geſcheidte, liebenswürdige Frau, mit der ſich reden läßt. Tauſend Dank für die Predigt, ich habe ſie noch nicht geleſen, ſondern ſie gleich der Uexküll gegeben. — An Rubinſteins Muſik habe ich großen, wahren Genuß; Geiſt hat er auch ... zur Genüge. Wir ſagen glänzenden Tagen Lebewohl: die beiden Kiſſeleffs aus Paris und Rom ſind hier geweſen; Baron Seebach iſt noch da: die Fürſtin Juſſupoff mit ihrem Mann auch. Dieſe verſchiedenartigen Erſcheinungen brachten munteres Treiben in unſere Welt — dabei ein Wetter wie im ſchönſten Juni, wir haben faſt alle Tage Landpartien gemacht: heute nach Torrenta, einem Dorfe auf dem Wege nach Turin, welches ſich am Fuße des hohen Felſens, auf dem ein verfallenes Schloß liegt, — lagert —. Die Straße dahin ſoll ein Miniaturbild der Via mala ſein; auf den Höhen glänzt blendender Schnee, — unten ſprießt friſches, üppiges Gras und alle Kinder bieten duftende Veilchen an. Links abwärts

[1]) F. Ch. Schloſſer, Dante-Studien, 1855.

von Torrenta, auf mächtigem Berge ſehen Sie die Ueberbleibſel einer verlaſſenen Stadt; Waſſermangel vertrieb die Einwohner und melancholiſch ſchaut die geſpenſtiſch-ſtumme Stadt ins Thal hinab. Der abgedankte Herzog von Parma, die reizend hübſche Herzogin von Mancheſter nebſt Mann und der Br. Seebach, der thätige Diplomat, waren unſere hervorragendſten Reiſegefährten: welch ſonderbare Zuſammenſtellung! Gute Nacht — ich ſchreibe Ihnen gern, alſo auch bald wieder. Mit herzlicher Freundſchaft Ihre E. Rahden.

6. (18.) Febr.

Eben erhalte ich Ihren ſehr intereſſanten Brief — tauſend Dank dafür. Middendorfs Retraite hatte ich längſt gefürchtet. Grüßen Sie Brevern und danken Sie ihm für die ſchöne Sendung. Nächſtens mehr und hoffentlich Heiteres.

Ihre ergebene
E. Rahden.

V.

Nizza, 10. (22.) März 57.

Ihre Briefe ſehen ſehr lang aus und ſind doch immer zu kurz: wenn ich das letzte Blatt umwende, überzeuge ich mich mehrere Male mit der größten Genauigkeit, ob nicht durch einem Irrthum mir ein ganzer Bogen vielleicht abhanden gekommen und die erlangte Gewißheit des Gegentheils erfreut mich nicht. So ſehe ich es als eine Schuld an, die Sie bis auf den letzten Heller zahlen ſollen, daß Sie mir in Ihrem Briefe, erſtlich eine Abhandluug über livländiſche Bauerverhältniſſe und zweitens eine Biographie des Baron Uexküll, vorenthalten. Beides müſſen Sie nachholen — und zwar auf Höchſten Wunſch . . . machen Sie ſich an's Werk! Tauſend Dank für Ihre ſonſtigen Nachrichten; Graf Keyſerlingk war oder iſt in Petersburg; könnte er nicht etwas den antiliberalen nachbarlichen Beſtrebungen die Stange halten? O Kreuzzeitung! kleine, aber mächtige Partei, was richteſt du an! Der kunſtliebende König von Preußen benutzt mit dem eifrigſten Empreſſement die, jedem Menſchen, wie man behauptet angeborenen, geſchwiſterlichen Gefühle, und entſchlüpft unter dem Panier der Bruderliebe ſeiner ſandigen Hauptſtadt, ſeinen langweiligen Kammern und ſeinen bußepredigenden Paſtoren. Er geht nach Rom um die Kaiſerin zu ſehen! Die Kaiſerin zieht ihrerſeits mit ihren Kindern und ihrem jetzt hier anweſenden Bruder, Prinz Karl, nach der ewigen Stadt. Wie auffallend iſt in unſerer

Zeit das kleinliche Zuſammenſchrumpfen der Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft, in bloße Neugierde? Sonſt erfaßten große Seelen mit flammender Sehnſucht ein mächtiges Ideal, und die Hingebung eines ganzen Lebens, das Opfer aller weltlichen Güter, war kein zu hoher Preis für das Erlangen des köſtlichen Schatzes, welcher dem Geiſte das langgehegte Ideal verwirklichte. In unſeren Tagen giebt es Eiſenbahnen und reducirte Statuetten; da geht denn jeder Spießbürger ein Mal im Leben wenigſtens, nach Rom um ſich da in der hübſchen Gegend umzuſehen, oder kauft ſeiner klimpernden Tochter einen Gyps-Apollo von Belvedere — und man hat das Alles um ein paar Silbergroſchen! Welcher Fortſchritt der Civiliſation! Bald wird vielleicht der Staat umſonſt Modelle des St. Peter oder der Markuskirche der ſtrebenden Schuljugend zur Förderung des billigen Kunſtſinnes auf öffentlichen Plätzen anbieten laſſen, nebſt einer praktiſch populären Anweiſung, dergleichen Monumente möglichſt raſch und wohlfeil herzuſtellen . . Und unterdeſſen iſt das Ideal mit gebrochenen Flügeln nach der himmliſchen Heimath zurückgekehrt . . Kaufen läßt ſich das Göttliche nicht — es muß darum gearbeitet, gelitten und geblutet werden — wer thäte das heut zu Tage für ein Ideal, das nicht rentirt! Wenn ich ſo fortfahre in meinen Betrachtungen, finden Sie am Ende meinen Brief viel zu lang, denn freilich könnte ich Ihnen Anderes und Beſſeres aus Italien ſchreiben. Wir ſind mitten in der vollen Entfaltung des Frühlings — und zwar ſeit acht Tagen auf eine ganz ſonderbare, mir ſehr reizende Weiſe. Der Himmel hängt voll ſchwerer Wolken, die Luft iſt weich und warm wie bei uns Abends nach den heißeſten Julitagen. — Der Scirocco weht täglich mehrere Stunden lang, ſchwer und wild durch das Thal, — ab und zu zerreißt der graue Schleier am Horizont und ſtrahlend in ewiger Pracht, wirft die Sonne einen brennenden Blick auf die ſehnſüchtige Erde, die ihr entgegenblüht aus tauſend Blüthen und friſchen Blättern. An einem ſolchen Tage fuhren wir neulich, nachdem wir lange am Ufer des Meeres geſeſſen hatten, auf der Straße nach Genua weit hinaus. Wir waren à quatre: Frl. Euler, Dr. Horrowitz[1]), Rubinſtein und ich. In wunderbarer Abwechſelung ſahen wir bald tiefe Thäler zwiſchen hohen, ſchroffen Felſen, blühende Abhänge, finſtere Cypreſſenalleen und roſenrothe Wäldchen von Pfirſich- und Mandelbäumen, — bald frühlingsgrüne, friſche Trauerweiden auf veilchenduftender Wieſe, und immer wieder das lichtblaue, mächtig ſchwellende Meer am Horizont. So erreichten wir eine bedeutende Höhe, ſtiegen aus und gingen

[1]) Der Leibarzt des Großfürſten Konſtantin Nikolajewitſch.

eine Weile zu Fuß. Leichte Wolken zogen zwiſchen den Bergen durch, zu unſeren Füßen — plötzlich umfing uns ſelbſt eine derſelben und löſte ſich in ſanften Regen auf! in dieſem Augenblick trat die Sonne leuchtend hervor und verklärte die Landſchaft. Armſelig kommen mir meine Worte vor! Wie wage ich es nur Ihnen von Dingen zu erzählen, die empfunden und geſchaut werden müſſen. Wir ſetzten uns auf Felſenblöcke an dem jähen Abhang der Bergſtraße; zum Glück waren wir Alle in verwandter Stimmung und jeder gab dem Gefühle der lebendigen Herrlichkeit, in ſeinem Herzen Raum. Rubinſtein iſt eine zu geniale Natur, um nicht innerlich bewegt und zu ekſtatiſcher Anbetung hingeriſſen zu werden im Angeſichte ewiger Schönheit; Worte gab es wenig, aber der Geiſt regte ſich in uns, deß bin ich gewiß. Wie oft ich an Sie denke bei ſolchen Gelegenheiten, kann ich nicht ſagen — Ihnen erzähle ich auch ganz frei, was andere Leute belachen würden und was doch das Beſte in uns iſt. Denken Sie und ſchreiben Sie an mich, — ich bitte, über Ihre eigene Perſon.

Edith v. Rahden.

Gagern[1]) brauchen wir nicht. Was Ihre Angelegenheit betrifft, ſo antworte ich mit dem nächſten Courier darauf — ich will das Terrain ſondiren, meine aber, es wäre vielleicht beſſer bis zu unſerer Rückkehr zu warten. Davon nächſtens nach reifer Ueberlegung. — Frl. Euler grüßt herzlich.

VI.

Rom, 2. (14.) Decbr. 57.

Ich fühle mich eben recht in der Stimmung an ſie zu ſchreiben und finde auch glücklicherweiſe einen freien Moment dazu: in dieſem Augenblick kehre ich von meiner Ausfahrt in Rom zurück. Mir iſt ſo wunderbar zu Muthe als ſei ich in einer anderen Welt geweſen. Sankt Peter, die Trajansſäule, Forum und Kapitol, das Kolloſſeum — wie ein Traum iſt Alles an mir vorübergezogen — und ſoll ich es ausſprechen — nur Eines, das Koloſſeum, hat mich bis in die Grundfeſten meiner Seele erſchüttert. Ich fuhr mit der Großfürſtin, konnte alſo nirgend verweilen, eigenem Willen gehorchen; — im Wagen eingeſchloſſen blickte ich nur vorübergehend auf die Herrlichkeit antiker Größe, aber feſt ſteht der gewaltige Eindruck und ich bebe noch innerlich davon. Als ich zum erſten Mal die Niobiden

[1]) H. v. Gagern, das Leben des Generals Friedrich von Gagern. 3 Bde. 1856 und 1857. In dieſem Buche finden ſich intereſſante Mittheilungen über Rußland und den ruſſiſchen Hof.

in Berlin ſah, im Gypsabguß nur, — da konnte ich mich auch nicht faſſen, vor dieſem Schickſal, vor dieſer Trauer, vor dieſer, in ihrem Untergange noch wunderherrlichen Schönheit. Dieſelbe Empfindung kam heute über mich — im St. Peter hatte ich geſtaunt und dabei reden können, — hier ſtand ich da in wortloſer Begeiſterung. O die Melancholie dieſer rieſigen, öden, ſchweigenden Ueberreſte einer untergegangenen Zeit! Mit unnachahmlichem Schwunge wölbt ſich eine Bogenreihe über die andere, bald von tiefen Riſſen durchzogen, bald in edler Vollendung, bald jäh abgeſchnitten, überwuchert von Schlingpflanzen; — die ſinkende Sonne warf einen Purpurſchimmer über das Gemäuer — ernſt und trauernd ſteht ein Cypreſſenwäldchen daneben — ach! und ein franzöſiſcher Soldat hält Wacht am Eingange des Koloſſeums und mit goldenen Lettern, von Weitem in die Augen fallend, lehrt Sie eine Inſchrift, daß Papſt P. IX. geruht, das Koloſſeum unterhalten zu laſſen! Mich traf es wie ein Schimpf, den man einem großen Todten angethan hätte! In den königlichen Mantel hehrer Vergangenheit gehüllt, ſollte von dieſer mächtigen Leiche jedes kleinliche Dazuthun der Gegenwart entfernt bleiben. Den frommen Weihedienſt eines inneren Verſtändniſſes möge man um ihr Grab halten, aber keinen Stempel der Knechtſchaft auf ihre ſtolze, freie, todte Stirn drücken!

3. (15.) Decbr.

Soweit kam ich geſtern; heute bin ich wieder im alten Rom geweſen, und zwar mit mehr Muße. Immer muß ich an Sie denken! Wenn menſchliche Zunge es ausſprechen könnte, wie herrlich und groß all die ſtummen Zeugen ſind! Das Forum Romanum hat das Koloſſeum in meinem Herzen beinahe verdrängt. Könnte ich Sie herzaubern auf eine Stunde und mit Ihnen an dem Triumphbogen des Septimus Severus ſtehen! Sie kennen gewiß beſſer als ich die genaueſten Einzelheiten des Platzes, Sie würden vielleicht mit der Sicherheit eines alten Römers von der Baſilica Julia nach dem Tempel des Jupiter Stator wandern, dann vor den Säulen des Graecoſtaſis ſtehen bleiben, langſam die Via ſacra verfolgen und an dem Mamertiniſchen Gefängniſſe vorüber das Capitol beſteigen; was Sie aber nicht kennen, denn es muß gefühlt und erlebt, nicht gewußt ſein, das iſt die ſchweigende Beredſamkeit dieſer Trümmer! Ich hörte nie auf, wollte ich fortfahren, und hätte doch bei jedem Wort das lähmende Gefühl des Stammelns im Vergleich zu der glühenden Bewunderung, die wie ein Strom durch meine Seele rauſcht. Was Sie

amüſiren würde, das wären die klaſſiſchen Unterhaltungen, die bei Tiſch z. B. täglich unter uns vorkommen. Man könnte ſich in einer gelehrten Akademie glauben, dem Klange der Namen nach, die einzig und allein beſprochen werden. Denken Sie ſich den Baron von R. über St. Peter und den Vatican und die Thermen des Caracalla ein Kennerurtheil ausſprechend; dazu macht A. naive Bemerkungen über Faltenwurf, antike Auffaſſung, bedeutende Koſten und feine Arbeit der Denkmäler und Statuen; der Doctor geräth in höchſte Verlegenheit, wenn ſeine vorher traditionell begründete Bewunderung durch irgend einen Zufall nicht mit der Wirklichkeit klappt. Frl. Staal zerrt fleißig an meinen idealen Anſchauungen und weiſt oft mit merkwürdiger Geſchicklichkeit den verwundbaren Fleck auf, den ich in Bauſch und Bogen unter den weiten Falten einer allgemeinen Anſicht mitgenommen hätte. Die Fürſtin Lvoff calmirt, hört zu, dämpft mit chriſtlicher frommer ſanfter Etiquette eifrige Discuſſionen; endlich iſt Frl. Stubbe, ein liebenswürdiges Mädchen, das leichte künſtleriſche Element in unſerem Kreiſe. Für den Augenblick geſellt ſich noch zu uns der General Cialdini[1]), Adjutant des Königs von Sardinien, Ehrenritter der Frau Großfürſtin bis Civita Vecchia und jetzt Touriſt und Gaſt J. K. H. — Ich ſage nur Eines von ihm; ſein Onkel iſt gehängt worden in effigie, ſein Vater zu 20jähriger öſterreichiſcher Haft, von der er 14 Jahre getragen hat, verurtheilt geweſen, um dann halb blödſinnig entlaſſen zu werden, — ſeine Mutter iſt vor Gram geſtorben und er hat lange Jahre in Spanien gedient, bis 1848 ihn in ſein Vaterland zurückrief. Sie können ſich denken, daß ſeine Eindrücke, — er iſt zum erſten Mal hier — tief und originell ſind. — Uebermorgen geht es zum Papſt, — Cardinal Antonelli habe ich geſehen — ein feiner, geiſtreicher, heiterer, kunſtverſtändiger Mann, — maleriſch anzuſehen mit ſeinem rothen Käppchen und ſeidenen Mantel. Neff[2]) ſchwelgt hier im italieniſchen Himmel, Farbenpracht und dolce far niente: er hat ein Atelier und malt Nymphen und Amoretten, nachdem er ſo lange an Heiligen gearbeitet hat. Der junge Grünewald iſt auch hier, — nüchtern und gediegen ſteht er ganz eſtländiſch vor Tempeln und Kirchen. Ich will Ihnen eine Sammlung von Inſchriften mitbringen — auf den Gräbern findet man gar ſchöne und ſonderbare. Geſtern in St.

[1]) Der ſpätere Sieger von Caſtelfidardo über Lamoricière 1860, der aber 1866 bei Cuſtozza den von ihm gehegten Erwartungen nicht entſprach.

[2]) Timoleon v. Neff, bekannter ruſſiſcher Maler, geb. 1805, † 1876. Vgl. über ihn Paul Falck in der Balt. Monatsſchr. Bd. 38, Heft 3.

Maria del Popolo, hart an unſerem Hôtel, mußte mir der Doctor einen Grabſtein nach dem anderen entziffern. Vor unſeren Fenſtern ſteht der Obelisk des Seſoſtris, mit den uralten Inſchriften des untergegangenen Egyptens. Auf dem Piedeſtal an zwei Seiten ſagt Auguſtus, der göttliche Imp. Pont. Max., er ſchenke dieſe Säule dem römiſchen Volke, an den beiden anderen verſichert Sixtus V. Pont. Max. er habe ſie purificirt dem neuen Rom geweiht. Es hat mich gefreut, daß der alte kluge Papſt ſich nicht geſcheut hat ſeinen Titel mit dem des großen Heiden zu theilen. Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir bald; in wahrer Freundſchaft

Ihre ergebene E. Rahden.

Sagen Sie Frl. Euler, ich ſchreibe ihr morgen; tauſend Grüße.

VII.

Rom, 12. April 1858.

Ich ſehe nach dem Datum Ihres letzten Briefes und kann mich nicht eines ſchmerzlichen Gefühls erwehren — es iſt der 12. December! Wie dem auch ſei, ich habe Ihrer ſehr viel und herzlich gedacht; überall wo mir etwas Schönes und Großes entgegegentrat, war Ihr Andenken nicht ferne, und in Rom lebt man ja in einer höheren Atmoſphäre des geiſtig und körperlich Schönen! Laſſen Sie mich ſogleich zu dem Auftrag übergehen, den ich für Sie habe und der ganz confidentieller Natur iſt. Fühlen Sie ſich geneigt — (von befähigt kann die Rede nicht ſein, wir wiſſen, was wir davon zu halten haben!) den Geſchichtsunterricht der beiden älteſten Prinzen von Leuchtenburg zu leiten, mit ihnen zu reiſen und ihre Studien zu überwachen während der Reiſen? Natürlich müßten Sie Alles aufgeben und ſich ganz dieſem neuen Berufe widmen, — es würden Ihnen aber ſehr annehmbare Bedingungen gemacht werden, die auch Ihre Zukunft einigermaßen ſicherſtellen ſollen. — Was ich Ihnen eben ſage, iſt bis jetzt nur ein Project in dem Kopfe der Frau Großfürſtin; ſie hat die beiden liebenswürdigen Prinzen viel geſehen und lieb gewonnen, und intereſſirt ſich für ihre fernere Ausbildung. Nun ſollen Sie mir ſagen, ob es Ihnen angenehm wäre von Neuem eine pädagogiſche Laufbahn anzutreten, und dann erſt will Ihre Kaiſerliche Hoheit über dieſen ihren Plan ſprechen und die nöthigen Schritte thun. Zugleich füge ich auf Befehl hinzu, daß die Frau Großfürſtin glaubt in Ihrem und der Kinder Intereſſe zu handeln bei ſolchem Vorſchlage, ſelbſt aber, wie Sie wohl wiſſen müſſen, Sie ſehr ungern verlieren würde. Ich rechne auf eine baldige Antwort; noch kann

ſie uns in Rom treffen, wo wir bis zum 15. Mai bleiben. Ich blättere ſoviel ich kann, in dem großen römiſchen Buche der Vergangenheit; Gregorovius, Ampère[1]) und Roſſi[2]) ſind zuweilen meine Führer dabei; Reumont[3]) der gelehrteſte von Allen vielleicht, iſt ſo ſehr durch Courmachen und Selbſtbewunderung abſorbirt, daß man ihn weniger benutzen kann. Von geiſtlichen Herren kenne ich wenig hervorragende Perſönlichkeiten, ſehe ſie auch eigentlich zu ſelten, als daß ich ein vollgültiges Urtheil über ihre Intelligenz fällen könnte. In unſeren Verhältniſſen und bei dem Stande moderner Bildung wird es immer ſchwerer, bei flüchtiger Bekanntſchaft das Quantum der Geiſtesfähigkeiten zu ſchätzen: um die Tiefen zu meſſen, bedarf man da einiger weitgreifender Fragen, die man wie ein Senkblei in die flachen Fluthen geſellſchaftlicher Unterhaltung wirft, und die allem glänzenden Schaum zum Trotze bis auf den Sand gehen. Ich habe mich in dieſer Art recht glücklich verſehen und häufig richtige Erfahrungen gemacht, doch wie oft auch falſche! Sie ſagen mir, „ich wäre nicht ohne Möglichkeit für den Katholicismus", und ich glaube Sie haben ganz recht. Die Dinge nach allen Seiten hin beleuchten, macht ſtutzig, denn es gehen tiefe Riſſe durch alles Menſchliche. Da geräth man unwillkürlich entweder in eine vage, im Aether ſchwimmende, poetiſch-ſpiritualiſtiſche Anſchauung, welche dem Herzen keinen Frieden geben mag, — oder man tritt in den feſten, einigen Dom, der bis in den Himmel ragt und Schutz und Ruhe bietet. Ich ſpreche natürlich nur von den armen Geiſtern, die nicht umhin können zu ſuchen, aufrichtig zu ſuchen und keine Genüge an ſich ſelbſt finden, keine an dem willkürlichen Machwerk anderer Menſchen. — Sie irren umher bis Sie matt und müde werden, wenn ſie nicht vorher den Muth haben einen Entſchluß zu faſſen, und ſich mit voller Kraft, unbeirrt und rückſichtslos, in die eine dieſer Richtungen zu werfen. Da gilt es aber ſich nicht umſehen . . . ja, wer das könnte! Ich nicht, wenigſtens noch nicht, — und daher ſage ich Ihnen zum Schluß: ich habe zu viel Proteſtanten geſehen, ich ſehe zuviel Katholiken, — und huldige ich in meinem Herzen

[1]) J. J. Ampère, geb 1800, † 1864, ausgezeichneter Literarhiſtoriker. Hier iſt ſeine Histoire romaine à Rome 4 vols. gemeint.

[2]) G. B. Roſſi, geb. 1822. der Erforſcher und ausgezeichnetſte Kenner des altchriſtlichen Roms, beſonders der Katakomben.

[3]) Alfred v. Reumont, geb. 1808, einer der größten Kenner der italieniſchen Geſchichte und Literatur unter den Deutſchen, Verfaſſer einer Geſchichte der Stadt Rom, die 1867—1870 in 3 Bänden erſchien.

dem großartigen, mächtigen Leben der Liebe, dem wunderbaren Bau der lateiniſchen Kirche, — noch muß ich zuſehen, ob die Riſſe des Tempels nicht bis in das Fundament reichen. Was ſpreche ich von mir, wenn ich in Rom bin! Es iſt auch wieder ein merkwürdiger Zug des Herzens, der für die Ewigkeit ſeines Lebens ſpricht, — daß es unbedingt ſeine eigenen Regungen und inneren Erlebniſſe an Intereſſe über alles Andere erhaben dünkt. Unbewußt bekennt es damit die Vergänglichkeit aller Dinge, die nicht in der innerlichen Sphäre der Seele wurzeln. — Die Campagna von Rom iſt herrlich; eine Fahrt die Via Appia entlang wird das Schönſte bleiben, was man träumen kann, ſolange die Aquaeducte in majeſtätiſcher Trauer durch die Fläche ziehen, ſolange St. Peter am Horizonte ſteht, ſolange die Albanergebirge in ſanften Wellenlinien ſich erheben und der glänzend blaue Himmel darüber ſtrahlt. Sehr gerne führte ich Sie mit mir auf den Monte Aventino; von der Malteſer-Kirche aus überblicken Sie ganz Rom, die gelben Fluthen der Tiber wälzen ſich läſſig zu Ihren Füßen, der Monte Mario ſteht Ihnen gegenüber mit ſeiner dunkeln Cypreſſenkrone — und es iſt ſo ſtill da Oben . . . Neulich fuhr ich ganz allein, — unter uns geſagt iſt es mir das Liebſte — nach den Columbarien, welche unweit der Ruinen des Tempels der Minerva Medica, vortrefflich erhalten ſind. Einer derſelben gehörte dem Conſul Lucius Arruntius zur Zeit des Kaiſers Auguſtus. Einzelne Inſchriften ſind von edler Einfachheit und Hoheit. Die eine lautet ungefähr: „Es trauert, wer den Mann verlor, oder den Vater, oder den Sohn: wie mag aber diejenige trauern die alle Drei verlor. Vorübergehender! wenn Du hierüber nicht weinſt, worüber magſt Du dann weinen!“ — Klingt nicht dieſer letzte Ruf, wie das Vorbild des berühmten, gleichgedachten Danteſchen Verſes? — Leben Sie wohl, wir haben um der Krankheit der Großfürſtin Katharina willen eine ſchwere Zeit verlebt — Gott gebe völlige Geneſung!

Ihre ergebene
E. Rahden.

VIII.

Nizza, 7. Juni (26. Mai) 58.

Endlich wieder ein Brief von Ihnen! In drei kurzen Monaten wird auch Ihre ſpärliche Correſpondenz aufhören dürfen, denn wir werden dann zurückgekommen ſein, die beiden langen, reichen Jahre werden wie ein Traum zwiſchen ſonſt und jetzt liegen und ich werde unter Freunden ſein, —

nur heimiſche liebe Geſichter ſehen! Ich freue mich jeden Tag mehr darauf, fürchte mich aber auch, nach der gewohnten melancholiſchen Weiſe, — denn eine erſehnte Freude verkehrt ſich ſo oft in Leid und eine genoſſene wird immer abgebüßt! Unter dem ſtrahlenden Himmel Nizza's ſollten nur heitere Bilder den Sinn bewegen, — darum laſſen ſie uns von der Zukunft ſchweigen; es dürften aber eigentlich auch keine Geſchäfte und ſonſtige langweilige Dinge über die Lippen gehen — ſie ſtimmen ſchlecht zu der anmuthigen Umgebung! doch hier gilt es ſich Gewalt anthun, und trotz der plätſchernden Fontaine und den roſigen Bergen und dem berauſchenden Orangenduft, will ich Ihnen gleich die Fragen beantworten, die Sie neulich an mich geſtellt[1]) — Endlich muß ich noch hinzufügen, daß die Erziehungspläne, bei welchen Sie eine Rolle ſpielen ſollten, ins Waſſer gefallen ſind. Es iſt eine ſchwierige Sache um Prinzenerziehung und es iſt vielleicht beſſer, man miſcht ſich nicht darein. Einige bedauerliche Erfahrungen in dieſer Hinſicht haben vorſichtiger gemacht, zu meiner Freude bleiben Sie bei Ihren Büchern und im Palais Michel, da haben Sie ſichere Freunde. A propos, die Frau Großfürſtin bietet Ihnen wieder Oranienbaum zur Villegiatur an; wenn Sie hin können und wollen, ſo ſprechen Sie davon mit Hartmann, er iſt ſeinerſeits prävenirt. Römiſche Figuren umgeben mich beſtändig; es fällt nach und nach der Staub der Gegenwart von dem herrlichen Bilde ab und auf dem lieblichen Fond der ſchönſten Natur, erheben ſich die mächtigen Erinnerungen der ewigen Stadt. Immer ſagt eine Stimme in mir: „Das war Deine letzte, aber höchſte Begeiſterung!“ — Nun geht es allmälich abwärts — Jahre, Kräfte, Hoffnungen, Alles ſchwindet und mit jedem Tage empfindet man tiefer das Bedürfniß des ſtillen Hafens. — Es will Abend werden . . . laſſen Sie mich mit den Worten Wilhelm Humboldts ſchließen:

In dieſes Abends mildem Ahnungsſchauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer.
Es hat den feſten Muth der Bruſt gehoben
Und zart Gewebe um das Herz gewoben,
Wo um das Höchſte, was ſich läßt erringen,
Sich unzerreißbar alle Fäden ſchlingen!

Leben Sie wohl — auf Wiederſehen im Oranienbaum. Behüt' Sie Gott und bewahren Sie mir ein gutes Andenken.

Ihre ergebene Edith v. Rahden.

[1]) Hier ſind einige Sätze rein geſchäftlichen Inhalts und privaten Charakters fortgelaſſen.

IX.

Wildbad, 12. (24.) Juli 58.

Sie haben lange nichts von mir gehört; das glauben Sie aber doch wohl nicht, ich hätte nicht an Sie gedacht, und aus Seelenfahrläſſigkeit unſere Correſpondenz einſchlafen laſſen? Gott bewahre, dergleichen fällt mir nicht ein! Ich habe nur keine Zeit gehabt, und jammere täglich darüber, daß ich ſchlafen muß, um zu leben. Das Schlafen iſt mir längſt kein Genuß mehr wie früher; ich benutze es eben als ein nothwendiges Inſtrument oder als das tägliche Brod, mit Anerkennung, doch ohne Freude. Sie ſind mein ſteter Reiſegefährte geweſen, ſeit ich Italien verlaſſen . . . wie ungern verlaſſen! Die Schönheit giebt mir Niemand wieder, die herrliche, reiche, naturwüchſige, lachende Schönheit, die vom Himmel herabgeſtrahlt oder dem Meere entſtiegen ſchien, die ohne Müh und Kunſt, reizend und erhaben zugleich, — eben die Schönheit ſelbſt war. Die Reiſe durch Frankreich war intereſſant genug; zwei Poſttagreiſen durch die blühende Provence geſtatteten uns das Land näher anzuſehen und kennen zu lernen. Die feudalen Ueberreſte alter Burgen auf maleriſchen Bergſpitzen ſchauen wohl verwundert auf die neue Wirthſchaft herab und mögen vergeblich warten auf die Troubadours der alten Zeit, die nie mehr wiederkommen. In Avignon übernachteten wir am 3. Tage, und der nächſte Morgen wurde der Anſchauung der Merkwürdigkeiten gewidmet. Als wir durch die wohlerhaltenen Mauern der päpſtlichen Stadt einfuhren, dachte ich lebhaft an Sie; Petrarca hatte hier gelebt, d. h. geliebt, gedacht und gelitten, wie gern hätte ich von Ihnen Näheres über den großen Mann erfahren! Das Schloß der Päpſte ragt mächtig und dunkel über die Stadt hinaus; durch die vergitterten Fenſtern, an den mit prachtvoller Steinarbeit verzierten Thüren, von den wunderſchönen Erkern herab, ſchauen häßliche, kleine Soldaten, und die gewöhnlichſten Lebensverrichtungen gehen vor ſich, in den Sälen, wo die klügſten Prälaten, die gefeiertſten Dichter, ja die mächtigſten Könige wandelten. Der Gang, der aus den päpſtlichen Gemächern in die Cathedrale führte, iſt vermauert, — das leere, ausgezeichnet ſchöne Grab des Papſtes Johann XXI.[1]) ſteht wie eine bittere Ironie des Schickſals in einer Seitenkapelle. Anſtatt des fein blickenden Cardinals, der uns hätte ſollen die Denkmäler und Kunſtſchätze zeigen, führte uns der Präfect, ein witziger Advocat, herum; aus der Kirche ging er raſch ins Muſeum, denn

[1]) Er regierte von 1316—1334.

ſchon um 12 Uhr ſollte der Eiſenbahnzug abgehen. Da werden nun einige Bilder von Laura und Petrarca, der erſten vermeintliches Grab u. ſ. w. aufbewahrt, neben höchſt intereſſanten römiſchen Alterthümern und einigen ſehr ſchönen modernen Bildern. Fein, zart, regelmäßig, ſchön ſchaut Laura's Bild aus dem Oval eines Marmormedaillons, und aus dem Rahmen eines authentiſch erachteten Bildes. Sie ſenkt die Wimpern über ein mattes Auge, die Stirn ruht flach und leer über den hochgewölbten Brauen, der ſchmale Mund hat nie ein freies Wort geredet, und die Seele, deren Kleid das ſchöne todte Geſicht iſt, hat nie Petrarca lieben können ... das Thor war zum Einzuge dieſes Königs zu eng. Das Volk ſtand dicht gedrängt auf unſerem Wege, mit einer gewiſſen trotzigen Neugierde im Ausdruck. Ich konnte nicht umhin bei mir zu denken, ſie trügen alle den Stempel jener abſoluten Ehrfurchtsloſigkeit, die eine bittere Frucht der großen Revolution bleibt. Von lebendiger Heiterkeit keine Spur, ſelbſt nicht auf der öffentlichen Promenade, wo wir in Beſançon mehre tauſend Menſchen beiſammen fanden. Die größte Ordnung herrſcht unſtreitig — doch mußte ich mit Erſtaunen bemerken, es ſeien um die Militairmuſik, zahlreiche Schildwachen mit dem Gewehr am Fuße, aufgeſtellt. Niemand hat in Frankreich die Idee einer möglichen Stabilität, daher ſprießt anſtatt der prächtigen Blüthen einer edlen Civiliſation, aus dem ſchwankenden Boden der Gegenwart die ekle Frucht des materiellen Genußes. Mühlhauſen hat mich ungemein intereſſirt; wir haben die enormen Fabriken der Herren Koechlin und Dollfuß in Augenſchein genommen, und die Frau Großfürſtin hat beſonders lange bei den Cités ouvrières verweilt, die auf einem großartig praktiſchen Fuße gebaut ſind. In Straßburg wollte ich nur Eines: den Münſter mit Muße ſehen. Abends und Morgens bin ich dageweſen und habe Gott gelobt und den Menſchen, den Er zu ſeinem Bilde geſchaffen. In Deutſchland kam mir Alles hausbacken und dürftig vor nach der Schönheit Italiens, nach dem üppigen Wohlſtande Frankreichs. Erſt ſeit dem ich im Schwarzwalde bin und mich in ein grünes Meer reichſter Laubvegetation verſenke, freue ich mich wieder an ganz neuen, tief poetiſchen Eindrücken. Wiſſen Sie wen wir hier haben? Haxthauſen, den ich ſchon früher gekannt und der unverändert trotz eines Zeitabſchnittes von vierzehn Jahren, in ewiger Jugend des Geiſtes fortpilgert. Neben den allgemeinen nationalökonomiſchen Studien, die er treibt, beſchäftigt er ſich mit anderen, mir ſo ſehr lieben Gegenſtänden, die nicht Ihres Reſſorts ſind. Wir ſind täglich zuſammen, frühſtücken gewöhnlich an einem Tiſche,

im Garten des Hôtels zum Bären, und haben endloſe Unterhaltungen, in jüngſter Zeit meiſt über den Teufel. Sonſt iſt von Bedeutung Niemand hier; was ſage ich! Der große Pariſer Rothſchild ſucht Heilung für ſeine Gicht — nebenher haben wir noch mehrere franzöſiſche Legitimiſtenfamilien, unzählige Engländer, wenig Ruſſen, im Ganzen mehr Leute als Menſchen. Die von Ihnen empfohlenen Bücher, Agnes Schebeſt[1]) und Schwarz habe ich in Frankfurt gekauft und erſteres mit großem Vergnügen geleſen; das zweite noch nicht. Nie bin ich ſo beſchäftigt geweſen! Ueberdem iſt Frl. Euler ſeit acht Tagen an der Gelbſucht krank und thut keine Dienſte. Das arme Mädchen iſt wohl etwas beſſer, aber noch matt und dunkelgelb.

Gehen Sie nach Oranienbaum und denken Sie an vergangene Tage. Hier grüßt Sie Alles; Niemand herzlicher als Ihre ergebene

Edith v. Rahden.

Grüßen Sie Brevern.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Agnes Schebeſt, geb. 1813, † 1870, gefeierte Sängerin, mit Fr. D. Strauß 1840 verheirathet aber bald wieder geſchieden, beſchrieb ſelbſt ihr Leben in dem Buche: Aus dem Leben einer Künſtlerin, 1856.

Der Hammer der Thorheit.*)

(Frei nach dem Indischen.)

Lenk', Bethörter, ab den Sinn von Erdenschätzen, flücht'ger Lust,
Was eig'ne Tugend Dir errang, nur das giebt Frieden Deiner Brust!

Was ist Dir die Geliebte, was der Sohn, den sie geboren Dir,
Was diese ganze eitle Welt, in welche Du verloren hier?
Warum und was bist selber Du in dieser kurzen Spanne Zeit?
Erwäg' es, Bruder, mit Bedacht in ernster Geisteseinsamkeit!

O prunk' mit Gold und Jugend nicht, verlaß' Dich nicht auf Menschenmacht,
Der Maya Täuschung weicht und reißt das Alles fort in ew'ge Nacht;
Zum Höchsten schau' vertrauend auf, bis jeder Wunsch zur Ruh' gebracht!

Am Spiel erfreut der Knabe sich, der Jüngling an der Jugend Zier,
Versenkt in Sorgen ist der Mann, — wer aber denkt des Ew'gen hier?

Der Wassertropfen zitternd schwebt am Lotosblatt, bis er verweht,
So bebt und glänzt das Leben auch, bis es im Tode untergeht,
Und sicher fährt das Schiff allein, an dessen Bord die Tugend steht.

Erblichne hier zu Tausenden, Erzeugte dort in bunten Reih'n,
Millionen noch im Mutterschooß, die einst geboren werden sein,
Das Dasein kurz und wechselvoll, wo Leid dem Leide sich gesellt —:
Sag', kannst Du Dich des Lebens freu'n, sag', kannst Du hängen an der Welt?

*) Mohamudgara, wahrscheinlich von dem berühmten Religionsphilosophen Sankara Atscharja verfaßt.

Der Morgen und der Abend kommt, der Tag, die Nacht, nur um zu gehn,
Und rauher Winter wird's zuletzt, war auch der Frühling noch so schön,
Mit deinem Leben spielt die Zeit, wie mit dem Schiffe Meer und Wind,
Und schwellt der Hoffnung Segel stets, die Deiner Wünsche Träger sind.

Wenn welk der Leib, die Locken grau, gefurcht und bleich das Angesicht,
Hält zitternd noch der Hoffnung Krug die welke Hand und läßt ihn nicht.

Das ew'ge Ursein nur steht fest, nicht aber diese Erdenwelt,
Noch du und ich, — zerreiß' das Band, das Dich an sie gefesselt hält!

Zum Waldesschattenfrieden geh' und wohn' dort unter'm Himmelsblau,
Die Erde sei zur Nacht Dein Bett, Dein Kleid ein Kittel schlecht und rauh;
Jag' auf dem Roß der Sinne nicht nach flücht'gem irdischem Genuß,
Bezähme Dich, beschränke Dich — und Fried' und Ruh' Dir werden muß!

Nach Kampf und Frieden frage nicht, nach Freund' und Feinden jage nicht,
Mit Gleichmuth trage Schmerz und Lust, erstaune nicht, verzage nicht!

Es athmet Wischnu ja in uns, der Ein'ge, der das All durchdringt,
In dem, was uns getrennt erscheint, zu einem Ganzen sich verschlingt;
Ein einz'ger Hauch, *sein* Hauch, belebt, was Leben nur aus Ihm gewinnt —:
Dünkst Du Dich besser denn als sie, die Theile nur der Gottheit sind? —

Zwölf Strophen zur Belehrung Euch und zur Bekehrung ich hier schrieb,
Wo keine rechte Schülerzucht, da ist auch keine rechte Lieb'! —

Renatus.

Ueber die Astrologie.

Ein Vortrag.

Zu den interessantesten Gebieten aus der Geschichte des menschlichen Geistes gehört gewiß die Geschichte des Aberglaubens in seinen mannigfachen Formen. Ist doch auch heute noch kaum ein Mensch ganz frei von jedem Aberglauben. Wie viel wichtige Handlungen werden nicht durch den Aberglauben der Handelnden hervorgerufen, oder wenigstens beeinflußt! Kein Aberglaube hat aber je eine solche Verbreitung gefunden, als die Astrologie, d. h. die vermeintliche Kunst, aus den gegenseitigen Stellungen und Bewegungen der Gestirne auf das Schicksal der Menschen Schlüsse ziehen und sogar mit ziemlicher Genauigkeit das Leben der einzelnen Menschen voraussagen zu können. Wie sehr dieser Aberglaube um sich gegriffen hatte, erkennen wir schon daran, daß ihm entsprungene Ausdrücke noch heute täglich von uns benutzt werden, wie: „Dieser Mensch ist unter einem glücklichen Stern geboren", oder: „Sein guter Stern leitet ihn", und ähnliche Redensarten. Es scheint eine merkwürdige Verirrung des menschlichen Geistes gewesen zu sein, anzunehmen, daß die zufälligen Stellungen der Gestirne zu einander, wie sie sich unserem Auge darstellen, einen Einfluß auf unser Leben besitzen, das doch von ganz anderen Factoren abhängt. Schier unglaublich scheint es namentlich zu sein, daß hochbegabte und gebildete Männer des 16. und 17. Jahrhunderts diesem Aberglauben anhängen konnten. Es wird daher von vielen Historikern und Astronomen behauptet, die Astrologen, welche sich damit beschäftigten, den anderen, in dieser Kunst nicht Bewanderten aus den Gestirnen ihr Schicksal vorauszusagen, seien sämmtlich Schwindler und Betrüger gewesen, welche die Unwissenheit der

Uebrigen benutzten, um von ihnen möglichst viel zu erwerben. Die ganze Astrologie wird z. B. von Mädler als ein Schandfleck in der menschlichen Geschichte bezeichnet. Dies harte Urtheil ist jedoch ganz ungerecht. Wer wird es z. B. wagen, den großen Genossen Luthers, Philipp Melanchton, der selbst Astrolog war, des beabsichtigten Betruges zu zeihen? Nein, die Astrologen waren im Allgemeinen keine Betrüger, sie waren fest überzeugt von der Wahrheit der Astrologie, ja, sie konnten gar nicht anders. Die Astrologie war die nothwendige Uebergangsstufe, die man überschreiten mußte, um durchzudringen zu der heutigen tieferen Kenntniß vom Wesen der Gestirne.

Um dies zu erklären, ist es erforderlich, auf den Ursprung der Astrologie zurückzugreifen. Die heutigen Städtebewohner wissen meist nichts oder nur sehr wenig von den Sternen. In den engen Straßen, umgeben von Häusern, sehen sie nur einen kleinen Theil des Himmels, und kaum je wenden sie ihre Augen dorthin. Sie haben es ja auch nicht nöthig, denn was sollten sie auch dort oben suchen, als das ewige Einerlei der Sterne, die wegen der Straßenbeleuchtung nur matt sichbar sind. Auf dem Lande ist das schon anders, dort ist die Kenntniß des gestirnten Himmels viel weiter verbreitet, als in den Städten. Aber auch dort knüpft sich kein Interesse an die Betrachtung der Sterne. Ganz anders war es im frühen Alltherthum, wie auch noch jetzt bei vielen auf niedriger Culturstufe stehenden Völkern. Wollte man wissen, wie viel Uhr es war, so mußte man sich in Ermangelung von Uhren direct an den Himmel um Rath wenden, indem man nach dem Stande der Sonne oder der Sterne sah. Wollte man Reisen machen, so mußte man sich wieder nach dem Himmel richten, um richtig an seinen Ort und wieder zurückgelangen zu können, da es weder Landkarten noch Wegweiser gab. Bei Seereisen war die Kenntniß der Gestirne damals ebenso wichtig, wie heute, da dieselben ja die einzigen Wegweiser auf hoher See sind. Die Kenntniß der Gestirne war demnach den ersten Culturvölkern sehr nothwendig, es blühte daher sehr früh eine Wissenschaft der Astronomie.

Aber auch abgesehen von dieser Nothwendigkeit, mußten die Menschen, so wie sie eine gewisse Kultur erlangt hatten, angeregt werden, die Gestirne zu beobachten. Der Anblick des Sternenhimmels in einer wolkenlosen Nacht flößt wohl jedem denkenden Menschen ein Gefühl der Andacht ein. Dort oben bewegen sich Tausende räthselhafter Lichter in lautloser Stille, aber in strengster Ordnung. Die meisten verändern ihre gegenseitige

Stellung gar nicht, sondern scheinen am Firmament befestigt zu sein und sich mit demselben in ungefähr einem Tage um unseren Wohnort, die Erde zu drehen. Nur fünf helle Sterne, welche Planeten oder Wandelsterne genannt werden und sich im Aussehen von den übrigen kaum unterscheiden, ändern ihre Stellung sowohl zu einander, wie zu den übrigen Sternen, den sogenannten Fixsternen. Dazu kommen noch der ewig wechselnde Mond und das helle, uns Wärme und Licht spendende Gestirn, die Sonne, welche auch beständig ihren Ort am Himmel ändern. Sie wurden daher auch zu den Planeten gerechnet. Die vielfach verschlungenen Bewegungen dieser Planeten mochten den ersten Astronomen ganz unregelmäßig erscheinen, doch schon früh erkannte man auch in ihnen eine vollkommene Gesetzmäßigkeit.

Der denkende Mensch wandte sich sofort an die Aufgabe, die Ursache dieser Bewegungen und dieser Ordnung zu suchen. Da war es denn das Natürlichste, darin den directen Ausfluß des Willens der Gottheit zu erblicken. Das blaue Himmelsgewölbe über uns wurde zur Wohnung der Götter und die Sterne selbst, namentlich die Planeten, zu Repräsentanten der Hauptgottheiten gemacht. Mit einziger Ausnahme von Palästina war ja im ganzen Orient, wo zuerst die Kultur aufblühte, der Sternencultus die ursprüngliche Form der Religion. Waren aber die Planeten selbst die Götter, welche die Schicksale der Menschen regierten, so war es fast nothwendig, auch ihre Bewegungen und gegenseitigen Stellungen als bedeutungsvoll für die Erde und ihre Bewohner anzusehen. So entstand die Astrologie. Die Priester waren mit der Beobachtung der Gestirne betraut, sie waren die ersten Astronomen; sie hatten die Aufgabe, nicht nur die Bewegungen der Gestirne zu erforschen, sondern auch auf die Bedeutungen dieser Zeichen der Götter zu achten. Sie verglichen die Stellungen und Bewegungen der Planeten mit den irdischen Ereignissen und schufen so allmälig auf empirischer Grundlage eine Kunst der Sterndeutung, der Astrologie. Namentlich war es die mächtige chaldäische Priesterschaft in Babylonien, welche diese Kunst ausbildete. Wie es freundliche Götter gab, so gab es auch den Menschen feindlich gesinnte. Unter diesen war, wie Diodor berichtet, namentlich der Elos oder Belos, der von den Griechen Kronos, von den Römern Saturn genannt wurde, der mächtigste. Wen also bei der Geburt sein Planet feindlich anschaute, der hatte ein unglückliches Leben zu erwarten, wenn nicht freundliche Planeten den bösen Einfluß abschwächten. Auch der Mars war den Menschen feindlich, Jupiter und Venus freundlich,

Mercur und Mond bald freundlich, bald feindlich. Wie die einzelnen Deutungen der Gestirne entstanden sind, läßt sich heute nicht mehr vollständig übersehen, da die historischen Quellen darüber nur sehr dürftig fließen. Als Alexander der Große in Babylon einzog, traf er dort astronomische Beobachtungen an, die über 1900 Jahre zurückgereicht haben sollen. Welch ein Schatz wäre das nicht noch heute für uns, trotz der Unvollkommenheit der damaligen Instrumente! Aber nur sehr wenige Bruchstücke sind uns davon erhalten geblieben. Vielleicht ist in den bisher noch nicht publicirten babylonisch-assyrischen Keilinschriften Manches enthalten, was für die Geschichte der Astronomie und Astrologie von Bedeutung wäre.

Von den Babyloniern gelangte die Astrologie zu den Griechen und von diesen zu den Römern und später zu den Arabern, die wohl die Astronomie fast nur der Sterndeutung wegen betrieben. Bei den Arabern erreichte die Astrologie ihre höchste Blüthe und gelangte von ihnen durch die Kreuzzüge und das arabische Chalifenreich in Spanien zu den christlichen Kulturvölkern Europas.

Während die Heiden die Gestirne selbst als Gottheiten verehrten und anbeteten, also ihre Astrologie auf durchaus religiösen Vorstellungen beruhte, erkennen die Muhammedaner, Juden und Christen nur einen Gott an; die Sterne sind ebenso wie die Erde und die Menschen nur Geschöpfe Gottes. Es kann also Verwunderung erregen, daß auch bei den Christen die Astrologie eine so große Rolle spielen konnte, daß selbst ein Melanchthon ihr anhing. Und doch ist dies nur natürlich. Nach den damaligen Anschauungen bildete die Erde den Mittelpunkt der gesammten Schöpfung. Diese Ansicht war damals die einzig natürliche und vernünftige, denn noch hatte kein Fernrohr die Mittel geliefert, die Größen und Entfernungen der anderen Weltkörper kennen zu lernen, keine Mechanik den Zusammenhang aller Bewegungen im Weltraume gezeigt. An eine gegenseitige Anziehung der Sterne konnte niemand glauben, auch nicht daran, daß die Planeten unserer Erde ganz ähnliche Körper sind. Wer solche Ansichten aussprach, würde sich damals ebenso lächerlich gemacht haben, wie einer, der heute noch an die astrologischen Prophezeiungen glaubt. Es wurde also angenommen, daß der Himmel mit all seinen Lichtern nur für die Erde und für deren wichtigste Bewohner, die Menschen, geschaffen sei. Ist doch selbst in der biblischen Schöpfungsgeschichte gesagt, daß Gott die Sterne erschuf „daß sie schienen auf Erden". So wörtlich genommen, wie es damals meist geschah, konnte das eben nichts Anderes bedeuten, als daß die Sterne sämmtlich nur der Erde wegen da

seien. Bei dem hellsten und mächtigsten der Gestirne, der Sonne, schien das ja auch durch den Augenschein dargethan zu sein. Es spendet uns Licht und Wärme: ohne dasselbe würde die Erde von einer schaurigen kalten Finsterniß umhüllt sein, in der kein Leben denkbar wäre.

Der Einfluß des Mondes ist weniger wahrnehmbar. Zwar spendet auch er Licht, doch wechselt dasselbe immerwährend von voller Dunkelheit beim Neumonde, bis zu großer Helligkeit beim Vollmonde. Die Wechsel des Mondes vollziehen sich nun in genau gleichen Zeiten; eine Periode derselben ist ein Monat, wenn sie auch nicht genau mit unseren bürgerlichen Monaten übereinstimmt. Von einem Mondviertel bis zum folgenden verstreichen ungefähr 7 Tage. Nun glaubte man früher allgemein, daß in den meisten schweren Krankheiten die Krisen von sieben zu sieben Tagen eintreten. Was lag also näher, als die Ursache davon dem Monde zuzuschreiben? Bedenken Sie ferner, daß die monatliche Periode der Frauen auffallenderweise so gut wie genau mit einem Mondumlauf übereinstimmt, so werden Sie mit mir darin übereinkommen, daß es kaum möglich war, sich der Kraft dieses Beweises für die Einwirkung des Mondes auf die Menschen zu entziehen. Heute können wir, gestützt auf unsere größeren Kenntnisse, allerdings keinen Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen annehmen und müssen uns nur wundern über dieses merkwürdige zufällige Zusammentreffen; damals mußte aber dieser Zusammenhang als bewiesen angesehen werden, und demnach wurde es als ausgemacht angenommen, daß der Mond die Säfte des Menschen beeinflusse. Man hatte schon die Entdeckung gemacht, daß die Erscheinungen der Ebbe und Fluth mit dem Stande des Mondes und seiner Stellung zur Sonne zusammenhängen. Von einer allgemeinen Anziehungskraft, wie sie heute erwiesen ist, wußte man damals noch nichts; es mußte also angenommen werden, daß der Mond, wie die Säfte des Menschen, auch die Säfte der Erde, also in erster Linie das Wasser, beherrsche. Man glaubte auch gefunden zu haben, daß es im Allgemeinen bei zunehmendem Monde mehr regne und feuchter sei, als bei abnehmendem. Hieraus entsprang dann der noch heute sehr verbreitete Aberglaube, daß der Mondwechsel einen Witterungsumschlag hervorrufe, eine Ansicht, die vor der strengen Wissenschaft nicht Stand hält. Aus der Ansicht, daß der Mond die Säfte des Menschen regiere, entstand ebenfalls ein noch heute sehr verbreiteter Aberglaube, den ich auch hier vielfach angetroffen habe, daß man nämlich, um sein Haar zu conserviren, dasselbe nur zur Zeit des zunehmenden Mondes schneiden lassen dürfe. Ein ähnlicher

Aberglaube ist hinsichtlich der Zeit, zu der man die Fingernägel beschneiden dürfe, verbreitet. Wie die Säfte des Menschen, regiert der Mond auch die Säfte der Thiere und Pflanzen. Auch auf diese astrologische Ansicht ist mancher noch heute anzutreffende Aberglaube zurückzuführen. Es ist z. B. Aberglaube, wenn man, wie viele, selbst gebildete Landwirthe thun, der Ansicht ist, daß man die Bäume, um die Dauerhaftigkeit des Holzes zu erhöhen, bei zunehmendem Monde fällen soll. Auch die abergläubische Ansicht ist verbreitet, daß man die Pferde nur bei zunehmendem Monde beschlagen dürfe. Aus diesen Beispielen sehen Sie, wie tiefe Wurzeln die Astrologie geschlagen hatte, und wie noch so mancher heutige Aberglaube mit ihr in engem historischem Zusammenhange steht.

Gehen wir jetzt zu den anderen Gestirnen über. Auch sie sind, nach damaliger Ansicht, nur für die Erde und mithin für den Menschen erschaffen. Was bezweckt aber die Erschaffung dieser Tausende von Sternen? Sie leuchten so wenig, daß es in einer mondlosen Nacht fast genau ebenso dunkel ist, ob die Sterne zu sehen, oder ob sie von Wolken bedeckt sind. Das Lichtspenden ist also nicht ihr Zweck. Man könnte sagen, die Sterne seien dazu erschaffen, dem Menschen die Großartigkeit und die Pracht der Schöpfung recht vor die Augen zu führen. Das mag vielleicht auch bei dem weitaus größten Theile der Sterne als hinreichender Grund erscheinen; doch was bedeuten dann die fünf Wandelsterne, die Planeten? Dieselben befinden sich täglich an einer anderen Stelle des Himmels und führen, wenn man sich ihre Bahnen unter den anderen Sternen aufgezeichnet denkt, so krause Bewegungen aus, daß sie den Scharfsinn der größten Astronomen auf die Probe stellten. Irgend einen Zweck für die Erde mußten doch auch diese Bewegungen haben, denn zur Erhöhung der Schönheit des Sternenhimmels tragen sie nichts bei. Der Schöpfer hat den Planeten ihre Bahnen vorgeschrieben. Man mußte zu erkennen suchen, welchen Zweck er damit verbinden wollte. Hatten die Sonne und der Mond, die beiden großen Planeten, Einfluß auf die Menschen, warum sollten nicht auch die fünf kleineren einen besitzen? Um dies zu prüfen, verglichen die Astrologen sorgfältig die Erscheinungen und gegenseitigen Stellungen dieser Planeten zu einander und zu den beiden großen Planeten, der Sonne und dem Monde, mit den eigenen Schicksalen und mit denen anderer Menschen. Sie prüften dabei auch die von den Arabern überkommenen, großentheils aus Babylonien stammenden, astrologischen Regeln, weil dieselben, wie sie meinten, auf einer Jahrhunderte langen Erfahrung beruhten. Wie es nun meist zu geschehen

pflegt, daß nämlich eine glücklich eingetroffene Prophezeiung einen viel nachhaltigeren Eindruck hinterläßt, als zehn nicht eingetroffene, kamen die meisten Astrologen bald zu der Ueberzeugung, daß die arabische Sterndeutung in den meisten Punkten das Richtige treffe und nur in Einzelheiten einer Verbesserung bedürftig sei. Eine Statistik, wie heute, gab es noch nicht; es konnten also in der Regel nur wenige Vergleichungen angestellt werden, und diese stimmten verhältnißmäßig oft mit den astrologischen Prophezeiungen überein. Ein berühmter italienischer Mathematiker und Astrolog des sechszehnten Jahrhunderts, Cardanus, hatte sich lange mit der Vergleichung seines eigenen Lebens mit den astrologischen Vorhersagungen beschäftigt. Schließlich glaubte er vollkommen fest an die Richtigkeit der Astrologie. Er prophezeite sich selbst den Tod auf ein bestimmtes Jahr, nämlich 1576, und starb wirklich gerade im Verlaufe dieses Jahres. Solch' ein Ereigniß mußte doch Aufsehen erregen und den Glauben an die Prophezeiungen vermehren. Allerdings wurde nach seinem Tode von Einigen behauptet, Cardanus hätte freiwillig den Hungertod erlitten, um das prophezeite Jahr nicht zu überleben. Diese Auffassung muß aber verworfen werden, denn ist es schon äußerst unwahrscheinlich, daß Cardanus einen Selbstmord verübt hat, blos um andere Menschen in dem Glauben an die Astrologie zu bestärken, so ist es gewiß ganz undenkbar, daß der fünfundsiebenzigjährige Greis gerade diese Todesart zum genannten Zweck gewählt hat. Ferner starb er im September des erwähnten Jahres, sodaß der von der Wahrheit der Astrologie überzeugte Mann immer noch erwarten konnte, in den folgenden Monaten des Jahres gemäß seiner Prophezeiung zu sterben. Wahrscheinlich wirkte bei dem felsenfest an die Wahrheit der Astrologie glaubenden Manne die Einbildungskraft so stark, daß er wirklich krank wurde und starb. Fälle, in denen die Einbildungskraft einen solchen Einfluß ausübt, sind ja auch sonst bekannt. Ueberhaupt mag in vielen Fällen die Einbildungskraft der von der Wahrheit der Prophezeiungen fest überzeugten Menschen dazu beigetragen haben, die Prophezeiungen selbst in Erfüllung zu bringen. Die Menschen waren oft, möchte man sagen, wie hypnotisirt und trugen zur Erfüllung dessen bei, was ihnen vorhergesagt war. Derartige Erklärungen vieler eingetroffenen Prophezeiungen konnte aber im 15. und 16. Jahrhundert Niemand anführen, sie mußten jedem als Beweis der Wahrheit der Astrologie gelten. Manche Voraussagungen gingen auch ganz zufällig in Erfüllung, während natürlich viele andere nicht eintrafen.

Nachdem man so gefunden zu haben glaubte, daß die sieben Planeten, die, nach der Reihenfolge ihrer vermeintlichen Entfernungen von der Erde geordnet, Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond heißen, wirklich einen Einfluß auf die irdischen Ereignisse ausüben, oder, richtiger ausgedrückt, Zeichen sind, durch welche es den Menschen gestattet ist, bis zu einem gewissen Grade die Räthsel der Zukunft zu lösen, mußte es auch als bedeutsam erscheinen, daß die verschlungenen Bahnen der Planeten sämmtlich in einem schmalen Gürtel liegen, der rings um den Himmel herumläuft. Dieser Gürtel wurde der Thierkreis genannt. Während der Mond den ganzen Thierkreis in einem Monat durchläuft, braucht die Sonne dazu ein ganzes Jahr, also zwölf Monate, so daß sie in jedem Monat ein Zwölftel des Thierkreises durchläuft. Danach wurde der Thierkreis schon sehr früh in zwölf gleich große Abschnitte oder Zeichen getheilt, welche, angefangen von der Stelle, an welcher sich die Sonne zur Zeit des Frühlingsanfangs befindet, der Reihe nach heißen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Diese Eintheilung des Thierkreises ist so alt, daß man nicht mehr weiß, wann und wo sie entstanden ist. Sie findet sich schon auf altegyptischen Monumenten. Diesen Thierkreiszeichen wurden nun auch gewisse Einwirkungen zugeschrieben, und scheinbar mit Recht. Wir wissen alle, daß es deshalb im Sommer wärmer ist, als im Winter, weil im Sommer die Sonne höher steht und die Tage länger sind, als im Winter. Doch trifft in der nördlichen gemäßigten Zone, mit der wir es hier allein zu thun haben, die Zeit der größten Hitze nicht mit der Zeit der größten Höhe der Sonne im Juni genau überein, sondern findet ungefähr einen Monat später, im Juli, statt; ebenso findet die größte Kälte nicht im December statt, wo die Sonne am tiefsten steht, sondern im Januar, wo sie schon etwas gestiegen ist. Ferner sind die Monate, in denen die Sonne gleich hoch steht, nicht gleich warm, z. B. ist der März kälter als der September, überhaupt ist das Frühjahr, wenn die Sonne steigt, kälter als der Herbst, wenn sie sinkt. Die physikalische Ursache dieser Erscheinung ist uns ganz geläufig: die Erde braucht eben Zeit zur Erwärmung und ebenso zur Abgabe der Wärme, d. h. zur Erkaltung. Anders war es aber zu der Zeit, mit der wir es zu thun haben. Diese physikalische Ursache war unbekannt. Man mußte daher ganz vernünftigerweise annehmen, daß die Höhe der Sonne wohl einen bedeutenden Einfluß auf die Erwärmung der Erde ausübt, aber keinen ausschließlichen, daß vielmehr ihr Stand am Himmel, d. h. im Thierkreise, dabei von

Bedeutung ist. Nun tritt die Sonne am 21. Juni neuen Stils beim Sommeranfang, wo sie am höchsten steht, in das Zeichen des Krebses, einen Monat darauf in das Zeichen des Löwen. Um diese Zeit tritt die größte Wärme ein, also ist der Löwe ein warmes, oder, wie man damals sagte, feuriges Zeichen. In dieser Art hatten alle Thierkreiszeichen ihre Bedeutungen, deren Ursprung aber meist nicht mehr sicher nachzuweisen ist. Auch bei den Planeten läßt sich nicht mehr im Einzelnen nachweisen, wie sie zu ihren bestimmten Eigenschaften, die man ihnen beilegte, gelangt sind. Wie gesagt, wurde die arabische Astrologie, die von der alten babylonischen herstammt, großentheils einfach acceptirt und von den einzelnen Astrologen nur in wenigen Punkten geändert.

Hin und wieder wird die Ordnung am Firmament scheinbar gestört durch das Auftreten neuer, noch nie gesehener Sterne. Auch diese mußten als göttliche Zeichen aufgefaßt werden, welche den Menschen zukünftige Ereignisse anzeigen sollten, die es also möglich machten, den Schleier der Zukunft zu lüften. Da solche neue Sterne jedoch nur selten sichtbar wurden, gelangte man zu keiner allgemein gültigen Ansicht über ihre Bedeutung. Ueber die Bedeutung der in den Jahren 1572 und 1604 erschienenen neuen Sterne sind z. B. sehr viele wichtige Schriften erschienen, deren Verfasser aber in ihren Ansichten weit auseinandergehen.

Anders verhält es sich mit den Cometen. Scheinbar ganz plötzlich steht ein heller Comet mit langem Schweif am Himmel, bewegt sich meist sehr rasch und verändert dabei fortwährend seine Gestalt, um allmälig wieder zu verschwinden. Schon die äußere, einer Ruthe ähnliche Gestalt der Cometen war geeignet, Furcht einzuflößen. Man betrachtete sie als Sinnbild einer von Gott den Menschen zur Warnung und Drohung vorgehaltenen Zuchtruthe. Jede Erscheinung eines Cometen bedeutete Unglück, namentlich verheerende Kriege, Pest, oder den Tod großer Herrscher. Nach einer jeden Erscheinung wurden die traurigen Ereignisse zusammengestellt, die alle der Comet angedroht haben sollte. Natürlich sind solche traurige Ereignisse jederzeit leicht zu finden, man glaubte aber immerhin, durch diese Nachforschungen die Bedeutungen der einzelnen Cometen finden zu können. Dieser Cometen-Aberglaube spielte eine große Rolle, namentlich beim Volke, wo er sich theilweise noch bis zum heutigen Tage erhalten hat. Noch über die schlimmen Bedeutungen des im Jahre 1834, also vor noch nicht 60 Jahren, erschienenen Cometen ist eine, allerdings anonyme Schrift im Druck erschienen.

Eine sehr große Rolle spielten ferner die Finsternisse, wenn auch weniger bei den Astrologen von Fach. Letztere erkannten wohl ihre Bedeutung an, da sie aber wußten, daß die Finsternisse nur durch die gegenseitige Stellung von Sonne und Mond veranlaßt werden, konnten sie dieselben ebenso behandeln, wie überhaupt die gegenseitigen Stellungen der Planeten zu einander. Im Volke war aber und ist noch jetzt die Furcht vor den Finsternissen eine sehr große. Als die totale Sonnenfinsterniß des Jahres 1887 in Rußland erwartet wurde, erhielten die Priester den Auftrag das Volk vorher darüber aufzuklären, daß dieses keineswegs ein Unglück bedeute. Obgleich dies vermuthlich überall geschehen ist, wenigstens gewiß an dem Orte (im Smolenskischen Gouvernement), wohin ich zur Beobachtung der Finsterniß gereist war, konnte ich doch mit eigenen Augen die Furcht des Volkes vor diesem Naturereignisse sehen.

So sehen wir, daß die Astrologie entstand, theilweise aus dem Staunen und der Furcht vor seltsamen Naturereignissen, theilweise durch die Beobachtung wirklicher oder vermeintlicher Einwirkungen der Gestirne auf das Leben auf der Erde. Dazu kamen noch, wie schon erwähnt, religiöse Momente. Mehrfach wird in der Bibel erwähnt, daß Gott durch die Gestirne etwas andeuten oder androhen will. Denken Sie nur an den Stern der Weisen aus dem Morgenlande, an die Finsterniß bei der Kreuzigung Christi, an die Voraussagungen anderer Finsternisse für besonders hervorragende und schreckliche Ereignisse, ferner an das Wunder, das dem König Hiskia seine Genesung anzeigt. Denken Sie auch an die Zahl sieben, die Zahl der Wochentage, entnommen der Schöpfungsgeschichte, an die Siebenzahl der Planeten und die sieben Tage, die zwischen zwei auf einander folgenden Mondvierteln verstreichen. Darin konnte auch kaum ein Zufall gesehen werden. Es war demnach durchaus folgerichtig, wenn die Astronomen früherer Zeiten sich der Astrologie zuwandten und fest an deren Prophezeiungen glaubten. Man kann sich daher auch nicht darüber wundern, daß Melanchton Anhänger der Astrologie war. War doch Melanchton durchaus nicht ausschließlich Theologe, er war bekanntlich auch Philologe und außerdem, was weniger bekannt sein dürfte, sehr wohl in der Astronomie bewandert. Er gab ein damals schon altes astronomisches Lehrbuch mit einer eigenen geistreichen Einleitung heraus (I. de Sacro Busto: Libellus de sphaera. Cum praefatione Phil. Melanchthonis. Witebergae 1538), er schrieb die Vorreden zu einer größeren Anzahl von Werken mathematischen und astronomischen Inhalts und er verfaßte auch ein Lehrbuch der Physik

(Doctrinae physicae elementa. Basileae 1549). Das Wort Physik deckt sich hier nicht mit seinem heutigen Begriffe. Die Physik war ganz allgemein die Lehre von den Erklärungen der Naturerscheinungen und handelte daher auch von den Gestirnen und ihren Bewegungen. In dem genannten Lehrbuche bringt Melanchton eine sehr interessante Darlegung der philosophischen Grundlagen der Astrologie, worin er alle Gründe hervorhob, die ihn bewogen, an dieselbe zu glauben. Diese Gründe sind zum größeren Theile dieselben, wie die oben angeführten.

Durch das Vorhergehende glaube ich dargethan zu haben, daß die Astrologen durchaus nicht im Allgemeinen Betrüger waren, daß auch die Astrologie selbst nicht als ein Schandfleck in der menschlichen Geschichte angesehen werden darf. Sie war durchaus natürlich, so lange man die Erde als den Mittelpunkt ansah, für den die ganze übrige Welt geschaffen war. Nicht früher, als nachdem man sich dazu erhoben hatte, in der Erde nur einen ganz unbedeutenden unter vielen Millionen von Himmelskörpern zu sehen, konnte der astrologische Aberglaube verschwinden und einer richtigeren Naturphilosophie Platz machen.

Gewiß wird es unter den vielen Astrologen auch einige Betrüger gegeben haben, welche darauf ausgingen, den in der Kunst der Sterndeutung Unbewanderten gegen ihr besseres Wissen Sand in die Augen zu streuen, um möglichst viel von ihnen zu gewinnen. Die Regel war dies aber nicht, obgleich die Versuchung dazu eine recht große war. In der Zeit, als die Astrologie in Europa die tiefsten Wurzeln gefaßt hatte, gab es kaum einen gebildeten Menschen, der nicht wenigstens etwas von dieser Kunst verstand. Alle Herrscher und Fürsten hielten sich eigene Hof-Astrologen, die ihnen die Prophezeiungen sowohl im Allgemeinen für's Leben, als auch für einzelne bestimmte Ereignisse zu liefern hatten. Das Interesse, das damals ganz allgemein der Astronomie entgegengebracht wurde, hatte seinen Grund fast ausschließlich in der Astrologie. Durch letztere fanden die Astronomen hohe Gönner, während sie ohnedem fast verhungert wären. So sagt der berühmte Kepler, der selbst noch, wenn auch mit Einschränkungen, an die Astrologie glaubte, in einer Schrift (Tertius Interveniens) über dieselbe: „Es ist wohl diese Astrologia ein närrisches Töchterlin, aber lieber Gott, wo wolt jhr Mutter die hochvernünfftige Astronomia bleiben, wann sie diese jhre närrische Tochter nit hette, ist doch die Welt noch viel närrischer, vnd so närrisch, daß deroselben zu jhren selbst frommen diese alte verständige Mutter die Astronomia durch der Tochter Narrentaydung, weil sie zumal auch einen

Spiegel hat, nur eyngeſchwatzt vnd eyngelogen werden muß. Vnd ſeind ſonſten der Mathematicorum ſalaria ſo ſeltzam vnd ſo gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leyden müßte, wann die Tochter nichts erwürbe."

Mit kurzen Worten will ich noch darauf eingehen, wie die aſtrologiſchen Vorausſagungen gefunden wurden. Wie geſagt, hatten die Planeten ſelbſt Einfluß auf die Schickſale der Menſchen, vornehmlich aber ihre gegenſeitigen Stellungen zu einander. Ebenſo hatten auch die Thierkreiszeichen ihre Bedeutung. Dieſe 12 Thierkreiszeichen waren zu Domänen der Planeten gemacht, derart, daß die Sonne und der Mond je ein Zeichen, die anderen fünf je zwei Zeichen regierten. So war der feurige Löwe der Sonne unterthan, der Krebs dem Monde, der Widder und der Scorpion gehörten dem Mars u. ſ. w. Ferner war jedem Planeten je eine Stunde des Tages unterthan und ebenfalls je ein Tag in der Woche. Daher ſtammen ja noch jetzt die Namen unſerer Wochentage. Der Sonntag iſt der Tag der Sonne, der Montag des Mondes. Der Name Dinstag hat nichts mit Dienſt zu ſchaffen, ſondern bedeutet Tag des Thius, des alten deutſchen Kriegsgottes, alſo, was dasſelbe iſt, Tag des Mars (franzöſiſch Mardi). Beim Mittwoch iſt der urſprüngliche Name verloren gegangen, im Engliſchen heißt er aber noch heute „Wednesday", d. h. Tag des Wodan, des alten germaniſchen Gottes, der hier an die Stelle des Mercurs tritt (franzöſiſch Mercredi). Der Donnerstag iſt der Tag des Gottes Thor, des Donnerers, des Jupiter (frz. Jeudi). Der Freitag ferner iſt der Tag der Göttin Frîa, der Venus (frz. Vendredi). Endlich heißt der Sonnabend in manchen Gegenden Deutſchlands Samstag, eine Abkürzung von Saturnstag (engl. Saturday, frz. Samedi). Auch die Reihenfolge der Namen der Wochentage iſt leicht zu erklären. Die erſte Stunde des Sonnabend, und damit der ganze Tag, gehörte dem Saturn, die zweite, nach der oben mitgetheilten Reihenfolge der Planeten, dem Jupiter, die dritte dem Mars u. ſ. w. Fährt man ſo fort, ſo ſieht man, daß die 22. Stunde wieder dem Saturn gehörte, die 23. dem Jupiter, die 24. dem Mars und die erſte Stunde des folgenden Tages, des Sonntages, der Sonne. In dieſer Weiſe erhält man die Tagesgebieter für alle Wochentage.

Wollte man einem Menſchen ſeine Schickſale vorausſagen, ſo war es erforderlich, das genaue Datum ſeiner Geburt, d. h. das Jahr, den Tag, die Stunde und womöglich auch die Minute zu kennen. Ferner mußte man wiſſen, an welchem Orte er geboren war. Aus dieſen Daten konnte nun für die angegebene Zeit die Stellung der Planeten und die Stelle des

Thierkreises gefunden werden, welche im Momente der Geburt aufging. Hierauf wurde durch sog. Positionskreise nach Regeln, die hier zu erläutern zu weitläufig wäre, der Thierkreis in andere 12 Theile, sog. Häuser, getheilt, die aber einander nicht genau gleich waren, derart, daß das erste Haus dasjenige war, welches eben aufging, das 2. noch unter dem Horizont sich befand u. s. w. Diese Häuser zeichnete man sich meist in einer bestimmten, von den Arabern herrührenden Form auf und trug in diese Figur die berechneten Oerter der Planeten und die Lage der Thierkreiszeichen ein. Eine solche Figur wurde meist eine Himmelsfigur oder ein Horoskop genannt, und daher sprach man vom Stellen eines Horoskops oder einer Nativität, was nichts anderes bedeutet, als einem aus dem Stande der Gestirne sein Schicksal voraussagen. Die Stellung der Planeten in den einzelnen Häusern war von großer Bedeutung, namentlich der Planeten, welche sich im ersten Hause befanden. Ein dort befindlicher Planet war der Gebieter der Geburt und hatte auf die Schicksale des Geborenen den größten Einfluß. Befand sich kein Planet im ersten Hause, so war der das eben aufgehende Thierkreiszeichen regierende Planet der Gebieter der Geburt. Dann waren die gegenseitigen Stellungen der verschiedenen Planeten, die Adspecten, deren man gewöhnlich fünf unterschied, von Wichtigkeit. Befanden sich zwei Planeten in demselben Hause, so sagte man, sie seien in Conjunction mit einander, waren sie durch ein Haus getrennt, befanden sie sich etwa im 3. und 5. Hause, so schauten sie sich im Sextil-Schein an. Waren zwei Häuser zwischen ihnen, so standen sie in Quadratur zu einander und schauten sich im Quadrat- oder Geviertschein an. Waren drei Häuser zwischen den beiden Planeten, so sahen sie sich im Dreieck- oder Gedrittschein an. Waren sie endlich einander genau entgegengesetzt, also etwa der eine Planet im 1. und der andere im 7. Hause, so standen sie in Opposition zu einander. Jedem solchen Adspect wurde eine bestimmte Bedeutung zugeschrieben. Diese vielen verschiedenen Bedeutungen der Planeten in den Thierkreiszeichen und in den Häusern und ihrer Adspecte waren in astrologischen Werken tabellarisch geordnet, so daß man nach Fertigstellung der Figur das Horoskop leicht stellen konnte. Die Rechnungen, die man anzustellen hatte, um die Figur herzustellen, waren jedoch sehr complicirt und weitläufig. Sie erforderten ein tiefes und eingehendes Studium der Bewegungen der Planeten, also ein eingehendes Studium der Astronomie überhaupt. Noch heute, bei Benutzung der jetzt existirenden bequemen Tafeln, aus denen man die Stellungen der Planeten

entnehmen kann, wäre dazu, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, eine Rechnungsarbeit von mehreren Stunden erforderlich. In früheren Zeiten, als diese bequemen Hülfsmittel noch fehlten, muß die Rechnung ebensoviele Tage, wie jetzt Stunden, gekostet haben.

Häufiger noch als Nativitäten mußten die Astrologen Horoskope für bestimmte Ereignisse stellen. Wollte man z. B. erfahren, ob eine Reise glücklich verlaufen würde, so mußte man die Himmelsfigur für den Augenblick der Abreise aufstellen und die Aspecten, namentlich auf den Geburtsgebieter des Reisenden unternehmen. Auch für Kranke wurden Horoskope gestellt und oft genug richteten sich die Aerzte, die fast alle auch Astrologen waren, bei ihrer Behandlung nach dem Stande der Gestirne. Im Volke findet man auch jetzt noch vielfach den Aberglauben verbreitet, daß man, um gesund zu werden, gewisse heilkräftige Kräuter nur zu bestimmter Stunde und bei bestimmtem Stande des Mondes sammeln und genießen solle.

Eine wichtige Aufgabe der Astrologen war ferner das Herstellen der Kalender mit astrologischen Prophezeiungen der Witterung und wichtiger, das ganze Volk interessirender Ereignisse. Die alten Kalender sind daher sämmtlich mit astrologischen Prophezeiungen angefüllt und die noch heute in manchen Kalendern sich vorfindenden Wetterprophezeiungen und Bauernregeln beruhen zum Theil ursprünglich auf astrologischer Grundlage. Ein Beispiel dafür habe ich schon oben bei der Besprechung des vermeintlichen Einflusses des Mondes angeführt.

Eines der berühmtesten Horoskope, das je gestellt wurde, ist dasjenige, welches der berühmte Astronom Kepler dem großen Feldherrn im dreißigjährigen Kriege, Wallenstein, stellte. Wie der Mann selbst, ist auch die Figur eine ganz außerordentliche. Die beiden mächtigsten Planeten, Saturn und Jupiter, stehen in Conjunction im ersten Hause. Der Saturn ist der Gebieter der Geburt, sein böser Einfluß wird aber durch den Jupiter gemildert. Ihnen in Opposition, im Untergehen begriffen, stehen die Sonne und der Mercur, die mit einander gleichfalls in Conjunction sind. Für den festen Glauben Wallensteins an die Astrologie ist es charakteristisch, daß er zu den aus seinem Horoskop sich ergebenden Voraussagungen eigene Randbemerkungen machte und diese 17 Jahre später (1625) Kepler zuschickte, damit derselbe zusehe, wie er sie mit dem Horoskop in Einklang bringen könnte. Unter Anderem hatte Wallenstein angeführt, daß er 1605 die Pest durchgemacht habe, welches Ereigniß durch's Horoskop nicht erklärt werden konnte. Kepler rechnete daher nach, wie dieser Fehler

wohl zu vermeiden sei, und gelangte zu dem Schluß, daß Alles in die schönste Harmonie kam, wenn er die Geburtszeit um $6^1/_2$ Minuten später ansetzte, als sie ihm mitgetheilt war, ein Fehler, der ja in der That leicht begangen worden sein konnte. Obgleich Kepler damals selbst nicht mehr an die Astrologie geglaubt zu haben scheint, mußte er doch auf Wallenstein's Veranlassung ein neues Horoskop unter Annahme dieser veränderten Geburtszeit stellen. Dasselbe ergab unter Anderem, daß Wallenstein sich vor dem März des Jahres 1634 hüten solle, da dann sein Leben bedroht sei. Wallenstein wurde am 25. Februar 1634, also nur wenige Tage vor dem angedrohten Termin, ermordet. Es ist gewiß nicht unmöglich, daß Wallenstein durch die drohenden Adspecten zu seinem bekannten Zaudern bewogen wurde, das ihn in den Tod trieb. Er wollte vielleicht, bevor er entscheidende Schritte unternahm, die angedrohte Zeit vorübergehen lassen. Gerade bei Wallenstein, der sich so viel mit der Sterndeutung befaßte und sich eigene Hofastrologen hielt, ist eine solche Erklärung sehr denkbar. Er verglich die Horoskope von Monarchen und anderen Fürsten mit dem seinigen und fand z. B. im Jahre 1629, daß die Horoskope des Königs von Dänemark und des Königs von Ungarn, späteren Kaisers Ferdinand III., dem seinigen feindlich seien. Ihr Glück würde mit seinem Unglück zusammenfallen und umgekehrt. Was den Ersteren betraf, war er ganz beruhigt, denn er bezog die Prophezeiung auf den soeben beendigten Krieg, in dem er geholfen hatte, den König von Dänemark zu besiegen. Um über die Bedeutung der bösen Adspecten in Bezug auf den König von Ungarn etwas Näheres zu erfahren, wandte er sich an Kepler, der ihn in dieser Hinsicht zu beruhigen suchte. Merkwürdig ist es immerhin und muß Wallenstein in seinem Glauben an die Astrologie bestärkt haben, daß im folgenden Jahre, 1630, auf dem Reichstage in Regensburg gleichzeitig der König von Ungarn zum römischen König gewählt und Wallenstein von seinem Oberbefehl abgesetzt wurde.

Zu derselben Zeit waren schon die Mauern des stolzen Gebäudes der Astrologie so schwer erschüttert, daß sie bald einstürzten. Während im 16. Jahrhundert nur wenige Stimmen gegen die Astrologie laut wurden, die überdies nicht viel Gescheidtes vorzubringen hatten, arbeitete ganz im Stillen ein Mann an der Untergrabung der Fundamente, auf denen diese Kunst aufgebaut war, ohne allerdings selbst daran zu denken. Dieser Mann war Nicolaus Copernicus. Er beraubte die Erde ihrer Stellung im Mittelpunkte der Welt, indem er sie selbst, ebenso wie die Planeten, sich

TRU Raamatukogu

bewegen ließ. Die Erde behielt aber immer noch eine gewisse centrale Stellung im Planetensystem, indem Copernicus die Bewegungen der übrigen Planeten auf den Mittelpunkt der Erdbahn und nicht auf die allerdings in großer Nähe dieses Mittelpunktes befindliche ruhende Sonne bezog. Außerdem glaubten anfangs nur sehr wenige an das Copernicanische System, und so konnte die Astrologie noch einige Zeit zu blühen fortfahren. Da trat Kepler auf. Dieser merkwürdige Mann war selbst Astrologe, wenn er auch nicht an alle Einzelheiten der überlieferten Astrologie glaubte, sich vielmehr ein eigenes System dieser Kunst schuf. Es ist sehr schwer, vollständig in den Gedankengang Kepler's bei seinen Untersuchungen einzudringen und bisher ist noch keine vollständig genügende Darstellung der Wandlungen erschienen, die seine astronomischen und astrologischen Ansichten mit dem Fortschritte seiner Forschungen erfuhren. Seinem scharfem Verstande gelang es, nach Ueberwindung ungeheuerer Schwierigkeiten aller Art, die wahre Rolle, die unsere Erde im Sonnensystem spielt, zu entdecken. Sie ist ein Planet unter vielen anderen gleichberechtigten, sie hat nicht den geringsten Vorzug vor den anderen voraus. Weder ist sie der größte, noch der kleinste, weder der nächste, noch der entfernteste. Dieselben Gesetze, welche die Bewegungen der anderen Planeten regieren, regieren auch ihre Bewegung. Bei dieser Gelegenheit dürfen zwei große gleichzeitige wissenschaftliche Entdeckungen nicht vergessen werden, die auch viel zur Vernichtung der Astrologie beitrugen: die Erfindung des Fernrohrs und die Entdeckung der Grundlagen der Mechanik durch Kepler's großen Zeitgenossen Galilei.

Kepler, seiner Zeit der anerkannt bedeutendste Astrolog, gab in seinen letzten Jahren den Glauben an die Sterndeutung auf und warnte andere vor demselben. Nach ihm hat es keinen bedeutenden Astrologen mehr gegeben. Nach Kepler's Tode, verstummten die Astrologen allmälig, nur der Cometen-Aberglaube hielt sich noch lange und rief von Zeit zu Zeit astrologische Schriften hervor.

Nachdem die Astrologie scheinbar längst verschwunden war, trat plötzlich im Jahre 1816 ein Astronom, Hofrath Pfaff in Nürnberg, mit einem Werke über die Astrologie hervor. Er suchte diese Kunst wieder zu Ehren zu bringen und gab von 1816 bis 1823 astrologische Jahrbücher mit Prophezeiungen heraus, auch veröffentlichte er noch andere Schriften darüber, ohne allerdings Anklang zu finden. Es scheint, daß er geistig gestört war; frühere wissenschaftliche Arbeiten von ihm sind durchaus klar und nüchtern geschrieben. Doch war Pfaff noch nicht der letzte Astrolog.

Wie schon erwähnt, erschien noch über den Cometen von 1834 eine astrologische Schrift. Endlich trat noch 1858 ein gewisser Vogt in München, der sich Astrolog und Seher nannte, auf. Er fand sogar Anhänger, die seine Prophezeiungen und deren Erfüllung ausposaunten, doch gelang es ihm nicht, die Astrologie wieder zu Ehren zu bringen. Hoffentlich wird jetzt dieser Aberglaube nicht mehr auftreten. Jetzt, nachdem die von Kepler, Galilei und Newton gelehrten Wahrheiten längst Allgemeingut geworden sind, verdient die Astrologie wohl die Bezeichnung eines ganz unvernünftigen Aberglaubens, während sie in früheren Jahrhunderten, wie ich gezeigt zu haben glaube, durchaus berechtigt war und eine nothwendige Uebergangsstufe zu unserer heutigen Ansicht vom Bau des sichtbaren Weltalls bildete.

15 (27.) October 1893.

Dr. L. Struve.

Ein Ferienausflug an die persische Grenze[1]).

Tiflis, den 25. Jan. 1887.

Mancherlei Ungemüthlichkeiten und leider auch das doch wiedergekehrte Moldaufieber zwangen mich zu so langem Schweigen, da eben auf Papier gebrachte Klagen in der Ferne leicht mißverstanden und ihre Ursachen zu groß bemessen werden. Eben geht's mir freilich auch kaum erheblich besser, aber ewig darf man auch nicht pausiren, zumal Ihr ohnehin bald einige Monate lang auf Nachrichten von mir werdet verzichten müssen, denn hinten am Mittel- und Oberlauf des Amu-Darja kennt der Bochare und Afghane noch keine Postverbindungen[2]). Doch die Reise dort ruht noch im Zukunftsschoße, wenn auch in nicht gar fernem. Vorläufig von jüngst Vergangenem. Wie Ihr aus meiner Postkarte erfahren, habe ich in der Weihnachtszeit auf eigene Faust eine Ferienreise gemacht, um durch Luftveränderung das Fieber zu dämpfen und in schönen mir fremden Gegenden neue Gesichts- und Vergleichungspunkte zu sammeln. Da, durch ein gefährliches Augenleiden behindert, ich das letzte Schiff von Baku nach Persien hatte verpassen müssen, blieb mir nichts übrig, als mit der Bahn nach Adschi-Kabul (unweit Bakus) zu fahren und von dort per Post mein Ziel, Lenkoran, zu erstreben. 176 Werst hatte ich hier durch nackte Steppe zurückzulegen,

---

[1]) Der Verfasser dieses Briefes, Dr. Alfred Walter aus Wolmar in Livland, damals Conservator am Kaukasischen Museum in Tiflis, starb als Assistent des Professors Ernst Haeckel in Jena am 2. Februar 1890.

[2]) Der Verfasser stand kurz vor seiner zweiten Forschungsreise nach Transkaspien.

die dabei der verrufenste Theil des russischen Reiches ist, durch die wüste Mugan, dem Schauplatz der zahllosen Blutthaten, welche alljährlich hier die schweifenden Horden der Schachsewenzen verübten. Erst im vorigen Jahre ist Ihnen endlich das Bluthandwerk ein wenig gelegt, indem mit Vereinigung aller Kosaken längs der persischen Grenze eine große Razzia abgehalten war. Es hat gewirkt, denn in diesem Jahr war noch fast nichts passirt und herrschte Ruhe um die spärlichen Ansiedelungen der Molokanen (russische Sektirer, die man als vorgeschobene Kolonisten hier gewähren läßt, und die bisher mit selbstgeschaffener Vertheidigungsmiliz sich ständig gegen die genannten Grenzräuber zu wehren hatten). — Die Steppe übt lieblichen Reiz ja einzig im ersten Frühjahr, wenn sie sich mit Crocus, Zeitlosen, Tulpen und Iris bedeckt, ist sonst einförmig und langweilig, wenn auch die hiesige Steppe durch frischgrünende Grasnarbe sich sehr vortheilhaft von der Hungersteppe oder Lehmwüste Transkaspiens unterscheidet. Ich mag sie überhaupt wegen ihrer großartigen Ruhe, die kein geschäftiges gehässiges menschliches Getriebe stört. Das einzige, was man von der Anwesenheit des Menschen sieht, ist hier und da mal eine Heerde stattlicher Fettschwanzschafe, oder ein in der eigenen Luft, besonders gegen die Dämmerung, gigantisch erscheinender reitender Tatare, dem das Auge mit einigem Mißtrauen bis zu seinem Verschwinden folgt. Selbst die Steppenthiere sind nicht lärmend, stören die Ruhe nicht. Still lauert der Steppenfuchs (auch am Tage) auf die ebenso stimmlosen Nager, und lautlos zieht in der Ferne ein Rudel zierlicher Antilopen zur Tränke. (Leider gelang es mir hier so wenig wie in Transkaspien, ein Stück dieses edlen Wildes zu schießen). Auch an Vogelstimmen hört man am Tage kaum etwas außer dem Ruf der Haubenlerche und nur Abends, jetzt zur Winterzeit, hoch in den Lüften einige nordische Wanderer, unter denen sich namentlich die zahllosen Flüge der reizenden Rothhalsgans bemerklich machten. Interessant waren für mich auf der Strecke die zwischen Tataren eingesprengten Molokanendörfer mit ihrer eigenartigen Pionirbevölkerung, in sektirischer Abgeschlossenheit eigenartig entwickelt, hart und derb, ohne jede Form, jeden „Du" nennend und keine Unterschiede kennend. Daneben die großen Fischereistationen am Unterlaufe der Kurà, die allerdings schon meist in Händen der Armenier (die noch weit schlimmer als Juden, jeden anderen todtmachen) sich befinden. — Am Südostrande der Mugan stellt sich dann im Südwest und Süd eine andere Begrenzung des Horizonts durch die bewaldeten Gebirge der persischen Grenze ein, während bisher das Auge auf nichts

als Steppe und Himmel stieß. Bei Lenkoran tritt dieses Gebirge schon hart an die Küste des Kaspi heran. 20 Werst vor diesem Punkte machte ich für einige Tage Halt. Bei der einsamen Poststation Kumbatschinsk mündet eine Kette schmaler Küstenseen in's Meer und ist hier die ganze Ebene mit dichtesten Rohrwäldern bedeckt, die allmöglichem Sumpf- und Wassergeflügel Winterstation bieten. Eine Nacht und $1^1/_2$ Tage hatte ich nun schon im Wagen verbracht, da der tiefere Theil der Mugan von den Winterregen bodenlos erweicht war. Die Fahrt war wahrlich eine Tortour. Hier in der Steppe kennt man nicht einmal einen Wagensitz im natürlich federlosen Tarantas. Parallel zur 4 Zoll hohen Holzlehne ist nur ein Stock eingespannt und dieser durch einige weite Maschen eines Strickes mit der Lehne verbunden. Nicht einmal Heu oder Stroh ist auf den Stationen zu bekommen, und ich führe auf meinen Touren auch nichts bei mir, als Microscop, Flinte und einen Sack mit Patronen und Sammelgläsern, was alles zum Sitz sich wenig eignet. So mußte ich schon die ganze Zeit auf den nackten Stricken schaukeln und war schließlich überhaupt zu sitzen außer Stande. Den ersten Tag war dazu noch weit quälender das furchtbare Rütteln für den fieberglühenden, schmerzhaften Kopf. Endlich ist auf den nur selten besuchten Stationen nichts zu erhalten, außer allenfalls Thee, den ich gering achte. Da die ersten Stationen von Tataren, also fanatischen Schiiten, gehalten werden, kriegt man hier, und wohl im russischen Reich nur hier, nicht einmal einen Schnaps. Ich war denn schließlich so zermartert, daß ich eine endlich in einem Molokanendorfe für schweres Geld erstandene Flasche Branntwein auf einen Ruck bis über die Hälfte leerte, nur um die Pein des Tifliser Fiebers zu dämpfen. In Kumbatschinsk war das Fieber wie weggewischt und kehrte in den zwei Wochen Aufenthalt im Talysch, trotz der Sümpfe dort, nicht wieder. Natürlich fühlte ich mich kannibalisch wohl und regte mich tüchtig. Ueber Tags wurde untersucht und gejagt trotz Nebel und Regen. Auch hier auf einsamer Station war nichts zu erhalten, aber Wild, Bekassinen und Enten gab's genug, und was brauche ich mehr? Die, am Spieß gebraten, sind ja ein lukullisches Nahrungsmittel, und hier war als einziges auch wieder Schnaps zu erhalten. In hellen Mondnächten saß ich oft bis zum Bauch im Wasser auf dem anziehenden Wasservogelanstand und schlief den Rest herrlich auf der Bretterpritsche, die Jagdtasche als Kopfkissen, drei Tage nicht aus den Wasserstiefeln kommend. Nachdem ich die Physiognomie der eignen Strandseen und der hiesigen Küste genügend aufgenommen, zog ich am vierten Weihnachtsfeiertag

(während bei Euch daheim der Weihnachtsbaum brannte, hockte ich im tiefen Sumpf von Talysch auf dem Anstand) nach Lenkoran und zwar in Begleitung eines recht netten Generalstabsofficiers, der auf einer Inspectionsreise auch in Kumbatschinsk mit mir gejagt hatte. Furchtbare Regen hielten mich dort zwei Tage in dem Städtchen gefesselt, dem letzten vor der persischen Grenze, dem letzten von Europäern besetzten Punkte. Natürlich wurden die ganz versumpft, denn die Gesellschaft auf solchem Posten ist wahrlich wenig europäisch und gestattet keine hohen Anforderungen. Aber auch hier stieß ich auf eine Menge deutscher und speciell engerer Landsleute. Mit meinem Kumpan fuhren wir direct beim Baron T. vor und nisteten uns bei ihm ein (derselbe versteht trotz des Namens freilich kein deutsch mehr). Bei ihm saßen am Tische noch Baron V. und Dr. F. (ein Kur'scher), und in einer Stunde waren wir frisch angekommenen Gäste denn auch schon gründlich präparirt. Nun hieß es, muß man in den Club, wo heute „Ball" ist. Wo anders wäre ich nun schon sicher nicht mehr in einen Club, geschweige denn auf einen Ball gegangen, aber in Lenkoran durfte ich es mir schon erlauben. Doch im Jagdrock und schmutzigen Wasserstiefeln ging es doch nicht. Der Dr. F. ließ aber sofort aus seiner Wohnung einen schwarzen Anzug beschaffen. Freilich konnte ich zweimal durch denselben kriechen, aber es war doch ein schwarzer Anzug, und das genügte. In Lenkoran giebt es zwei Clubs, einen alten bürgerlichen und einen ganz neuen militärischen, der erst vor Kurzem entstanden war, seit ein Kosakenbataillon hinversetzt war. Nur letzterer besitzt die Militärmusik und gestattet der nicht, in den bürgerlichen zu gehen, um Alle zu sich zu zwingen. Dafür besitzen nur die Bürger, d. h. Beamten 2c., Damen und hatten abgemacht, nicht in den Militärclub zu gehen, worauf dort ohne Damen nicht getanzt werden könne. Allein kaum hatte am ersten Abend bei den Officieren die Musik begonnen, so waren alle Beamtenfrauen dorthin gesaust und ihre treuen Ehegatten natürlich voll nicht unbegründeter Besorgniß hinterher, so daß doch der Militairclub obenauf war. Nur der Baron V. und Dr. F. hielten ihr deutsches Wort und sitzen nun allabendlich allein im bürgerlichen Club und zechen sich aus Verzweiflung zu zweit allabendlich dudeldick an. Na, wir gingen erst zu diesen, verstärkten die Ladung und dann auf den Ball, der, so beiläufig auf wechselreicher Reise mitgenommen, wahrlich ergötzlich war. Eines darf ich dabei Lenkoran nicht absprechen, daß man nämlich schwer an einem anderen Orte unter einer so geringen Zahl von Damen — Lenkoran besitzt nur 2 junge Mädchen

und etwa ein Dutzend junger Frauen — eine solche Zahl — etwa $^3/_4$ von allen — hübsche Gesichter finden wird. An mich machte sich bald ein klebriger Armenier und bat, mir eine Dame weisend, nur auf sie, die Frau des Procureurs, zu blicken und dann zu entscheiden, ob er nicht Recht hätte, wenn er stets behaupte „das ist reines Kangfekt" (er glaubte das Wort so französisch auszusprechen). -- Ein ander Bild: Am dritten Tage hatte ich einige Officiere bewogen, mit mir eine Saujagd in den nahen endlosen talyscher Urwäldern in den Vorbergen des Elbrus zu unternehmen, und sollte sich die kleine Gesellschaft mit den 6 vorhandenen Hunden Abends vor der Jagd in einsamem Kohlenmeiler versammeln. Da ich ja alles zu Fuß mache und den Urwald mir mit Muße ansehen wollte, beschaffte ich mir einen tatarischen Führer und marschirte nun dorthin. Die etwa 10 Werst waren keine Kleinigkeit, da das ohnehin berühmt sumpfige schmale Tiefland am Gebirgsfuß jetzt völlig grundlos war. Wie wunderbar aber der Wald, aus lauter subtropischen, selbst dem südlichen Kaukasus völlig fremden Baumformen gebildet, deren lateinische Namen Euch freilich wenig nützen. Alle diese umwoben von Lianen, echten Reben von kolossaler Stärke und 50—70 Fuß hoch rankend, ꝛc. Da es die letzte Zeit meist bis 15° Wärme gegeben, deckte den Boden ein Teppich blühender Schneeglöckchen und Alpenveilchen (Cyclamen persicum), wie in Lenkoran die Gärten von blühenden persischen Rosen prangten, wahrlich ein freundlich Bild zu Weihnachten. Auch konnte ich auf dem Wege die Ansiedelungen des nicht uninteressanten talyschen Volkes kennen lernen, leider aber nicht eine Hochzeit mitmachen, zu der ich in einem Dorfe gleich durch die ganze Gesellschaft mit Gebärden gedrängt wurde; denn es begann schon zu dunkeln, und der Rest des Weges mußte rasch absolvirt werden. Am andern Tag gab's schöne Skrauja, wenn auch nicht großen Erfolg. Die Eberjagd hat für mich großen Reiz. Was ist dagegen unsere lumpige Hasenjagd? Die Eberjagd spannt doch, wenn das Jagen näher und näher, ja ganz nahe kommt und immer noch kein Wild, da der Eber, seiner Kraft bewußt, nur dicht vor den Hunden geht und in den wüsten Dickungen oft 10 Schritt vom Jäger passiren kann, ohne daß man ihn sieht, dann endlich wird das unverkennbare Trappen vernehmbar, und endlich erscheint im Dickicht ein mächtiger pechschwarzer Schatten, zuletzt dicht vor einem der dunkle Koloß mit hochgesträubtem Rückenkamm, eilfertig vorbeigleitend. Nun heißt es rasch und sicher feuern, denn der Borstenträger nimmt menschliche Unliebenswürdigkeit gern übel und kann dann sehr unangenehm werden, zumal das

dichte, verrankte Stangenholz jedes Ausweichen im Nothfall unmöglich macht. Ich hatte auch hier Glück und streckte einen auf mich kommenden Eber im Feuer. Außerdem wurde nur noch einer erlegt. — Endlich für die letzten zwei meiner Ferientage marschierte ich wieder nach Kumbatschinsk, wo es mir anfangs nicht gelungen war, den seltesten dort hausenden Vogel, ein Sultanshuhn, zu erbeuten. Es ist das ein riesiges Wasserhuhn von prachtvoll blauer Farbe mit karminrothem kurzem, aber fast einen Zoll hohen Schnabel und fast einen halben Fuß langen Zehen, eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der Vogelwelt. Diesmal ergatterte ich auch einen mächtigen Hahn nebst mancherlei anderem Wilde, worunter auch im Doublet 2 weiße Silberreiher. — Dann eilte ich wieder nach Lenkoran, um mit dem Dampfer in der Neujahrsnacht die Rückreise anzutreten. Allein heftiger Sturm gestattete diesem nicht, bei Lenkoran anzulegen, und ich sah mich so schon genöthigt, auch zurück den Landweg zu wählen, so empfindlich das für meinen schon recht erleichterten Beutel wurde. Das Wetter war umgeschlagen, mit dem Sturme war Schneefall eingetreten, dem ich indes bei der Abfahrt natürlich keine Beachtung schenkte, nicht ahnend, was asiatische Extreme noch unter dem 38.—39. Breitengrade zu bringen vermögen. Nachdem 2 Stationen hinter mir lagen, brach ein echter sibirischer Schneesturm los. Am hellen Tage konnte man nicht weiter als 2 Schritte sehen, und nach drei Stunden reichte der Schnee den Pferden fast bis zur Brust. Anfangs war der Schnee naß, dann setzte Frost ein und ließ die durchweichten Kleider hornsteif gefrieren. Kein Anhaltspunkt für Richtung und Weg war zu finden und ich daher bald völlig in der endlosen Steppe verirrt. Hierhin und dahin wandte der Postknecht, hoffend, ein Tatarendorf oder die Telegraphenlinie zu finden, alles umsonst: wir waren weit abgeirrt. Die Nacht brach herein, die Glieder erstarrten, die Pferde ermatteten, bald hier bald da in einen Bach stürzend, mühsam im Schnee sich fortwühlend. Endlich brachen sie zusammen. Die Wuth des Schneesturmes nahm dabei eher zu, als ab. Als ich ausstieg, waren meine Beine schon so weit erstarrt, daß ich nicht stehen konnte und durch Reiben und Stampfen das Blut erst wieder in Bewegung setzen mußte. Abspannen konnten wir nicht, die Finger waren zu steif, und nur mit Mühe gelang es, die Strängen abzuschneiden. Damit Pferde und wir nicht erfrieren, versuchten wir's mit Reiten, Wagen und Sachen liegen lassend, bis mich mein Pferd nicht mehr tragen konnte. Nun gings zu Fuß in dem bis zur Brust reichenden Schnee vorwärts, mit furchtbarer Anstrengung. Gar lange

war es nicht möglich, die Kräfte schwanden, und lähmende Schlafsucht war kaum mehr abzuwehren. Schon machte ich den Revolver parat, um eins der Pferde zu erschießen und dann mich in den geöffneten Leib an Stelle der Eingeweide zu bergen, wo die Blutwärme des Thieres auf eine Reihe von Stunden vor dem Erfrieren schützt. Vielleicht ließ sich am nächsten Tage bei Helle dann Rettung finden, wenngleich die Hoffnung nicht groß war. Da plötzlich ertönte Hundegebell ganz in der Nähe und ließ nochmals alle Kraft anspannen. Die Ermattung war indeß schon so groß, daß die brausenden und summenden Ohren nicht mehr unterscheiden konnten, woher der Ton kam, und wir über eine Stunde uns um einen Kosakenposten herumgedreht haben, ohne ihn finden zu können, bis ich endlich an einen Zaun rannte und nun dahinter das Haus sichtbar wurde. Es war die höchste Zeit, da die Erschöpfung bereits den höchsten Grad erreicht hatte. Die Kosaken zogen mir die gefrorenen Kleider ab und belebten mich mit Branntwein und warmer Decke, während eine Kosakenfrau den Postillon restaurirte. Mein langes Haar war mit meinem Jagdhut so zu einem Eisklumpen zusammengefroren, daß letzterer durch Klopfen abgelöst werden mußte. Am nächsten Morgen gelang es den reitenden Kosaken unfern in der Steppe (wir waren lange im Kreise geirrt) den kaum mehr aus dem Schnee vorragenden Wagen zu finden und auszuschaufeln, worauf ich in die nahe Station geführt wurde. Dort erhielt ich eine Art Schlitten, doch mußten für mich allein 5 Pferde vorgespannt werden und außer dem Kutscher noch vorn ein Mann, den Weg haltend, reiten. Trotzdem fuhren wir den ganzen Tag, um eine Station von 23 Werst zurückzulegen. Von da ab war der Schnee etwas weniger tief, der Weg aber doch entsetzlich, so daß ich im ganzen 5 Tage auf 176 Werst verfuhr. Dank meiner zähen Natur hatte ich mir aber nicht einmal einen Schnupfen zugezogen und war auch noch die erste Woche in Tiflis fieberfrei. Dann kam die verdammte Malaria wieder, vor der ich mich in Tiflis eben nicht zu schützen vermag. Die hiesige Luft scheint mir eben gar nicht zu bekommen. — Jetzt bin ich sehr scharf beschäftigt, um allmögliche Arbeiten im Museum vor meiner Reise abzuschließen. Hoffentlich komme ich zu derselben am 22. Februar. Jedenfalls richte ich alles zu diesem Termine ein. Herrlich, wenn es auskommt! Ich verspreche mir treffliche Erfolge, da ich ja jetzt für Asien schon geschult, mit viel schärferem Blick und Kritik an die Forschungen gehe, allenthalben schon weiß, wo der Schwerpunkt jeder Frage liegt. Zudem komme ich dann gerade in den herrlichsten Frühling hinein, der

selbst in der Wüste schön ist.[1]) — Nach ungewöhnlicher Kälte — einmal bis 6 oder 7° in der Nacht — und tüchtigem Schnee scheint hier in Tiflis schon jetzt der Frühling beginnen zu wollen. Die Sonne wärmt wenigstens schon bedeutend und wird wohl bald die ersten Veilchen vorlocken. Gräulich ist nur der bodenlose Schmutz, der hier jetzt ständig die Straßen füllt. Von den die Stadt eng umschließenden Höhen rieselt alles hernieder und macht einem faktisch jedes Ausgehen fast unmöglich. Aus der Stadt heraus komme ich jetzt freilich überhaupt nicht: es giebt eben zu viel zu thun . . . . . Doch genug für heute!

---

[1]) Die Resultate dieser Forschungsreise, die der Verfasser allein unternahm, wie auch der im vorhergehenden Jahre unter Leitung des Dr. Radde in Tiflis ausgeführten, werden in dem von Dr. Radde edirten Reisewerke über Transkaspien niedergelegt, von welchem der letzte Theil noch aussteht und dem Andenken Dr. Walters gewidmet werden soll.

Notizen.

Ein ungedruckter Brief L. v. Rankes, mitgetheilt von Friedrich von Keußler.

Der Brief stammt aus der Autographensammlung einer Dame und ist an den vor Kurzem verstorbenen Prager Professor Dr. Anton Gindely gerichtet; als Beitrag für die so sehr verwickelte und vielumstrittene Wallenstein-Frage wäre seine Veröffentlichung in der von Alfred Dove gebotenen Sammlung von Rankes „Ausgewählten Briefen" durchaus erwünscht gewesen (L. v. Rankes sämmtliche Werke, Band 53 und 54: „Zur eigenen Lebensgeschichte", herausgegeben von Alfred Dove, Leipzig 1891). Der Rankesche „Wallenstein" ist im Jahre 1869 erschienen. Wegele giebt in seiner „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus" lediglich das allgemein herrschende Urtheil wieder, wenn er Seite 1053 bemerkt: „Das Räthsel von Wallensteins Schuld und Ende hat Ranke wohl insofern gelöst, als es überhaupt gelöst werden kann". Ranke nämlich hat dem sog. Verrath Wallensteins eine ideale Seite abzugewinnen gewußt. Von einem wirklichen „Verrath" könne schon um deswillen nicht die Rede sein, weil der kaiserliche Feldherr vor Uebernahme des zweiten Generalats sich unter Anderem das Recht ausbedungen habe, nach eigenem Belieben im Namen des Kaisers auch mit dessen Feinden Verträge und Frieden schließen zu dürfen; seine Absicht sei sehr wahrscheinlich die gewesen, gegen Aufgabe des berüchtigten Restitutionsedicts von 1629 sich mit den deutschen Protestanten zu verständigen und, mit ihnen vereint, sich gegen die Schweden und Franzosen zu wenden. Ueberraschend ist es, daß nach alle dem Wallensteins ganzer Plan sogar

als ein patriotischer bezeichnet zu werden verdient! Als Grundlage für diese Lösung hat Ranke vor Allem die von ihm in Wien aufgefundene Schrift des Wallensteinschen Unterhändlers Sasyna Raschin gedient, desselben, welcher aus der Schillerschen Trilogie unter dem Namen „Sesin" bekannt ist. — Gindely ist anderer Meinung gewesen: er hat in Wallenstein nur den Verräther gesehen. Sein größeres, unvollständig gebliebenes Werk über die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (Prag 1869) ist nicht bis zu Wallensteins Untergang gediehen, und hier gerade hat er seine abweichende Auffassung eingehend begründen wollen. Andererseits spricht Gindely in seiner weit kürzer gehaltenen, populären Darstellung des „Dreißigjährigen Krieges in drei Abtheilungen" (drei Bändchen, 1882 bis 1884 — im Sammelwerk „Das Wissen der Gegenwart") ausdrücklich von der „Schuld" des Friedländers, ohne jedoch schon hier mit einer umständlichen Beweisführung operiren zu können.

Nach allem Angedeuteten erscheint der vorliegende Brief als ein interessantes Material für die Geschichte des für die einschlägigen Fragen epochemachenden Rankeschen „Wallenstein". Derselbe lautet:

„Hochgeehrter Herr Professor!

Für Ihre Mittheilungen über Wallenstein bin ich Ihnen sehr dankbar Namentlich ist der zuverlässige Druck des Berichtes Sesyna Raschin für mich von vielem Werth, wie Sie einmal sehen werden. Mit Vergnügen erinnere ich mich des Gespräches, das ich mit Ihnen im Archiv zu Wien über den Gegenstand hatte. Doch könnte ich nicht sagen, daß die französische Depesche, für deren Mittheilung ich ebenfalls zu danken habe, meine Ansicht erschüttert hätte: Solche Dinge wurden gesagt und könnten gesagt werden, ohne darum wahr zu sein. Wollen Sie mich noch in letzter Stunde bekehren, so müssen Sie mir noch einige andere Mittheilungen aus Ihren Papieren aus Samankas[1]) machen — auch ein Blatt, das Sie damals in einer Wiener Zeitung publicirt haben, habe ich nicht erhalten können, und Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie es mir schicken wollten. Schade für mich, daß Ihre Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht bereits erschienen ist. Ich kann jedoch mit meiner Publica-

[1]) In Spanien. Hier befindet sich das selten reichhaltige General-Archiv von Leon und Castilien, und in diesem beispielsweise auch die Proceßacten des Don Carlos, dessen Lebensgeschichte gleichfalls von Ranke dargestellt ist.

tion nicht länger zögern. Sie können vielleicht den einen oder den anderen Gesichtspunkt daraus entnehmen.

Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

Leop. v. Ranke.

Berlin, den 30. December 1868."

Lenz in Briefen von Dr. F. Waldmann. Zürich 1894. Verlag von Sterns literarischem Bülletin der Schweiz.

Wieder ein Beitrag zur Lenz-Literatur. Das ungünstige Geschick, welches über dem Leben des unglücklichen Dichters gewaltet, scheint sich auch auf die vielfachen Versuche, sein Andenken zu erneuern, sein Bild in das wahre helle Licht zu stellen und seine Dichtungen und literarischen Ueberreste vollständig zu sammeln, zu erstrecken. Dr. Dumpf, Jegor v. Sivers, Wendelin v. Maltzahn und andere Verehrer und Forscher haben sich Jahre lang mit Lenz beschäftigt und sind theils über der Arbeit hinweggestorben oder haben sie zuletzt wieder aufgegeben. Eine große Menge einzelner Schriften und Schriftchen handelt über Lenz nach den verschiedensten Richtungen hin und die Literatur über ihn ist so zerstreut und zersplittert wie nur denkbar. Die vielgeschmähte Ausgabe der Schriften Lenz's von Tieck ist noch immer unentbehrlich, da sie die meisten dramatischen Werke des Dichters und den größten Theil seiner übrigen Schriften enthält. Lenz's lyrische Gedichte und seinen dramatischen Nachlaß besitzen wir jetzt in den vorzüglichen Ausgaben von L. Weinhold, sie verstärken aber nur das Verlangen nach einer vollständigen, sorgfältig und kritisch veranstalteten Ausgabe der gesammten poetischen Hinterlassenschaft des größten Dichters, den das baltische Land hervorgebracht. Doch dieser Wunsch wird wol so bald noch nicht in Erfüllung gehn. Die zahlreich erhaltenen Briefe von Lenz, die für das richtige Verständniß seines Charakters und seiner Persönlichkeit unentbehrlich sind, befinden sich an den verschiedensten Orten und sind theils in Zeitschriften und Briefsammlungen zerstreut veröffentlicht worden, theils noch ungedruckt. Da ist denn eine Sammlung, wie die vorliegende, mit Dank zu begrüßen. Zwar keine vollständige Ausgabe der erhaltenen Briefe von Lenz wird uns hier geboten, das lehrt das kleine Bändchen auf den ersten Blick und der Herausgeber erklärt ausdrücklich in seinem Vorwort, daß er nur die significanten Stellen des Briefwechsels mitgetheilt habe; dafür erhalten wir aber auch nicht bloß Briefauszüge von

Lenz, sondern auch alle dem Verfasser bekannt gewordenen Aeußerungen über Lenz in kürzeren oder längeren Excerpten. Man kann Waldmanns Arbeit als eine Art von Chrestomathie aus Lenz' Briefen und zugleich als Briefregesten zu Lenz' Leben bezeichnen. Die Schrift ist ein schätzenswerther Beitrag zur Lenz-Literatur, wenn sie natürlich auch eine vollständige Ausgabe der Briefe des Dichters nicht ersetzen kann, sondern vielmehr erst recht wünschenswerth macht, denn „die sentimentalen, seitenlangen Ueberschwänglichkeiten und Herzensergießungen, wie sie damals unter Freunden und Bekannten im Schwange waren", von denen der Herausgeber meint, daß sie heutzutage kein Interesse besitzen, gehören doch ganz wesentlich zum eigenthümlichen Charakter der Briefe und ihrer Verfasser und lassen die einzelnen Stellen erst im rechten Lichte erscheinen. Auch werden die Urtheile darüber, was wesentlich oder unwesentlich ist, was mitgetheilt zu werden verdient und was weggelassen werden kann, allezeit sehr von einander abweichen. Der Herausgeber hat es selbst gefühlt, daß sein Büchlein streng wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt und hat es daher in erster Reihe für gebildete Lenz-Freunde bestimmt. Aber für diese enthält es, unseres Erachtens wieder zu viel, denn was sollen sie mit trockenen Notizen, wie „Lenz an seinen Vater, Lenz an seinen Bruder, Riga, Stadtbibliothek" anfangen. Waldmanns Bemerkung, Lenz' Schriften seien noch immer sehr lesenswerth, erscheint uns etwas naiv, denn für diejenigen, welche etwas von Lenz wissen und sich mit ihm beschäftigen, ist das ja selbstverständlich. In der dem Büchlein vorangeschickten Zeittafel über Lenz' Leben und Schriften vermissen wir „die sicilianische Vesper" und andere Schriften aus seiner späteren Zeit. Die meisten Briefe, von denen wir hier Auszüge erhalten, sind gedruckt, von den bisher ungedruckten ist der weitaus größte Theil den handschriftlichen Schätzen der Rigaer Stadtbibliothek entnommen; es finden sich darunter sehr werthvolle und interessante Stücke, so vom Vater und den Brüdern des Dichters und von Boie. Zu bedauern ist es, daß gerade von den Briefen aus Lenz' letzten Jahren keine Auszüge gegeben sind. Beiläufig sei bemerkt, daß sich noch manche ungedruckte Briefe von Lenz in Livland befinden. Trotz den von uns gemachten Ausstellungen, können wir Waldmanns Büchlein Allen, die sich für Lenz interessiren, empfehlen und wünschen, daß der hohe Preis desselben seiner Verbreitung nicht im Wege stehen möge! —h—

Zwei neue Schriften zur Geschichte unserer Landesuniversität sind jüngst erschienen und liegen uns vor:

A. Hasselblatt: Die Ehrenlegion der 14,000 Imatriculirten und A. v. Gernet: Das Ringen des landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Princips, eine historische Skizze.

Der Titel von Hasselblatts Schrift erscheint uns nicht eben glücklich gewählt und dazu wenig geschmackvoll. Es werden darin die siegreichen Bewerber um die goldenen und silbernen Medaillen, bei der jährlichen Preisvertheilung am 12. December nach dem Album Academicum zusammengestellt, nach den Facultäten gruppirt, die Gründe des zu verschiedenen Zeiten größeren oder geringeren Eifers in der Preisbewerbung erörtert, endlich Einiges aus den Lebensläufen und über die Herkunft der Preisgekrönten zusammengestellt und zum Schluß ein genaues Personenregister hinzugefügt. Die Arbeit ist mit der bekannten Sorgfalt und Genauigkeit des Verfassers gemacht, aber gegen den Grundgedanken der ganzen Schrift müssen wir Einsprache erheben. Wenn die Bezeichnung „Ehrenlegion" einen bestimmten Sinn haben soll, so kann es doch nur der sein, daß die hier aufgeführten Sieger in der Preisbewerbung die ausgezeichnetsten und hervorragendsten unter den 14,000 Imatriculirten gewesen sind. Dies stimmt aber durchaus nicht mit der Wirklichkeit und mit den Thatsachen überein. Unter den Angehörigen der „Ehrenlegion", finden sich viele Namen nicht, deren Träger zu den bedeutendsten und angesehensten Persönlichkeiten unseres Landes gehören, so, um nur einige anzuführen, K. E. von Baer, Bischof F. Walter, Otto Müller, Victor Hehn, Moritz v. Engelhardt, Ernst v. Bergmann, alles Männer, die allein eine „Ehrenlegion" bilden könnten. Die Angeführten allein schon widerlegen die Vorstellung, als ob die preisgekrönten Medaillenempfänger die wissenschaftliche Elite der Studentenschaft bilden. Und andererseits wie viele obscure Leute, die nach Erlangung der goldenen oder silbernen Medaille nie etwas Nennenswerthes in der Wissenschaft oder im praktischen Leben geleistet haben, finden sich unter dieser „Ehrenlegion". Der Verfasser ist in der consequenten Durchführung der von ihm gewählten Bezeichnung dazu geführt worden von Großmeistern und Oberofficieren und Offizieren seiner „Ehrenlegion" zu sprechen. Von den ersten, d. h. denjenigen Studirenden, welche mehrmals die goldene Medaille gewonnen, sollte man wohl annehmen, daß sie Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der

Wissenschaft geleistet und nun sehe man, wie in Wirklichkeit nach des Verfassers eigner Darstellung ihr späteres Leben den auf sie gesetzten Erwartungen entsprochen hat! Der Eine ist als Kreisarzt in der Vergessenheit gestorben, der Andere ist sein Lebenlang Privatlehrer gewesen, ohne sich später je durch die geringste wissenschaftliche Leistung hervorzuthun, der Dritte war ein hochgebildeter, im politisch-praktischen Leben ausgezeichneter Mann, aber von der Wissenschaft hat sein späteres Leben fernab gelegen. Aehnliches gilt von vielen andern Angehörigen der „Ehrenlegion". Auch haben oft Männer, die in ihrem späteren Leben eine große und glänzende Wirksamkeit entfaltet, sich bei der Preisbewerbung mit einer geringeren Auszeichnung, der silbernen Medaille, begnügen müssen, während Andere, deren Name nur bei dieser Gelegenheit aufglänzte, einen höhern Preis davongetragen haben. Dafür ist ein schlagendes Beispiel der Begründer und Altmeister der baltischen Rechtsgeschichte und Rechtskunde, F. G. v. Bunge, und was bedeuten doch gegen diesen Einen die meisten vor und nach ihm in der juristischen Facultät mit der goldenen Medaille Gekrönten! Natürlich finden sich unter den Medaillenempfängern in jeder Facultät einige bedeutende und durch ihre spätere wissenschaftliche Thätigkeit bekannt und berühmt gewordene Namen, aber diese beweisen nicht die Richtigkeit der Annahme, daß die Gesammtheit der Preisgekrönten die wissenschaftliche Elite unter den Studirenden der Universität darstelle. Gewiß wird die eifrige Bearbeitung aufgestellter Preisfragen im Allgemeinen als ein Zeichen regen wissenschaftlichen Sinnes und des in einer Studentengeneration herrschenden Fleißes und angeregten geistigen Interesses angesehen werden dürfen, aber man muß sich doch hüten, die Bedeutung solcher Preisarbeiten zu überschätzen. Wie oft wirken recht äußerliche Motive bei der Bewerbung mit, manchmal wird auch ein Thema grade mit Rücksicht auf bestimmte Personen, von denen man weiß, daß sie sich mit dem Gegenstande beschäftigen, gestellt, oft wird mehr der große Fleiß, als das wissenschaftliche Verdienst der Arbeit gekrönt. Andererseits lassen sich grade selbstständige Geister am wenigsten durch äußere Einwirkung in dem Gange ihrer Studien beeinflussen oder dieselben durch ein gestelltes Thema nach einer ihnen augenblicklich nicht zusagenden Richtung bestimmen. Man wird daher sagen müssen, daß die erfolgreiche Preisbewerbung wohl Fleiß und Eifer, aber, an und für sich, glänzende Ausnahmen natürlich abgerechnet, besondere wissenschaftliche Begabung und spätere wissenschaftliche Tüchtigkeit der Gekrönten durchaus noch nicht beweist und verbürgt. Interessant wäre eine

Zusammenstellung der Preisgekrönten nach den Corporationen und der Nachweis wie viele von ihnen Wilde gewesen. Aus dem Album ließe sich das natürlich nicht nachweisen und für die ältere Zeit wäre eine solche Constatirung wohl kaum möglich, aber für die letzten 60 Jahre könnte sie sicherlich durchgeführt werden. Es würden sich daraus manche nicht uninteressante Schlüsse auf das wissenschaftliche Leben in und außerhalb der Corporation ergeben. An der Darstellung des Verfassers fällt ein gekünstelter Humor und ein gesuchter Witz nicht selten unangenehm auf; Wendungen wie „Medaillen-Chimborasso, Medaillen-Bacillus, Medaillonäre, Medaillen-Ansteckung", wollen uns durchaus nicht gefallen. Statistische Darlegungen wie die vorliegenden sollten stets in der einfachsten und schlichtesten Form gegeben werden.

A. v. Gernet's Schrift ist ein dankenswerther, wohlgelungener Beitrag zur Kenntniß und Geschichte der Studentenverhältnisse auf unserer Landesuniversität. A. v. Gernet, der jüngst eine Geschichte der Estonia verfaßt hat, zeigt sich überall mit den Quellen vertraut und man bedauert nur, daß er den Gegenstand nicht ausführlicher behandelt und weil seine Arbeit ursprünglich in einer Zeitung veröffentlicht worden ist, die genaueren Nachweise nicht hat mittheilen können. Niemand, auch derjenige nicht, welcher sich mit den in der vorliegenden Schrift, behandelten Dingen beschäftigt hat, wird das Büchlein ohne Befriedigung und mannigfache Belehrung aus der Hand legen. Wie in einem Spiegelbilde läßt sie den immer erneuten Kampf des landsmannschaftlichen mit dem burschenschaftlichen Princip in unserer Studentenwelt an uns vorüberziehen, bis das Erstere den vollständigen dauernden Sieg errang. Ob die mit diesem Siege verknüpften Gefahren des gesteigerten Particularismus, die der Verfasser sehr richtig kennzeichnet, im Laufe der Zeit wirklich ganz überwunden worden sind, wie er meint, darüber wird man, je nach dem verschiedenen Standpunkt der Beurtheilung, verschieden denken. Wir müssen A. v. Gernet das Zeugniß geben, daß er ohne seinen landsmannschaftlichen Standpunkt zu verleugnen, die entgegengesetzten Bestrebungen objectiv und unbefangen behandelt. Im Einzelnen wird man natürlich manchmal anderer Meinung sein können. Sehr richtig bezeichnet A. v. Gernet das Jahr 1821 als epochemachend in der Geschichte unserer Studentenwelt, weil damals das landsmannschaftliche Princip den Sieg über die burschenschaftlichen Ideen davontrug. Hieran anknüpfend möchten wir kurz unsere von dem Verfasser abweichende Auffassung der allgemeinen Burschenschaft in den Jahren 1819—1821 betonen. Sie

erscheint uns als etwas wesentlich von allen früheren ähnlichen Versuchen Verschiedenes und hat sich unter direktem Einfluß der burschenschaftlichen Idee in Deutschland gestaltet. Der christlich-germanische Geist der deutschen Burschenschaft war ihr keineswegs so fremd, wie der Verfasser meint, das lehren die höchst interessanten, uns vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen eines ihrer hervorragenden Führer aus den Jahren 1820 und 21 zur Genüge; dieselben lassen überhaupt nicht Weniges in anderem Licht erscheinen als in der Darstellung Gernet's. Was endlich den Geheimbund betrifft, so ist er zwar mit großer Bestimmtheit behauptet und gegen die Burschenschaft geltend gemacht worden, aber ein unwidersprechlicher Beweis für seine Existenz ist bisher doch nicht geliefert. Erklärungen und Aussagen entschiedener Gegner können als solcher nicht gelten, noch weniger Angaben aus späterer Zeit. Daß unter den Führern und älteren, erfahreneren Burschen vor der Entscheidung über wichtige Fragen eine Verständigung stattgefunden, soll nicht geläugnet werden; eine solche ist wohl auch später innerhalb mancher Corporation vorgekommen, ist aber doch etwas von einem organisirten Geheimbunde gänzlich Verschiedenes.

Schließlich haben wir noch einen Wunsch auszusprechen. Eine ausführliche quellenmäßige, unbefangene Geschichte der allmähligen Entstehung und Organisation unseres Burschenstaates und seiner Institutionen ist ein dringendes Bedürfniß. Sind doch die Burschenverhältnisse und die Stellung der einzelnen Corporationen zu einander oft für unser Land von weit größerer Bedeutung gewesen, als die wissenschaftliche Thätigkeit der Universität. Es ist jetzt die rechte Zeit für eine solche Geschichte. Möge sie in der Abenddämmerung der alten Zeit noch geschrieben werden, ehe die raschfortschreitende Umwandlung der Verhältnisse die alten Traditionen und Erinnerungen zurückdrängt und erblassen läßt. Der Verfasser der von uns besprochenen Schrift wäre vor vielen zu einer solchen Arbeit berufen[1]).

—c—

Axel v. Gernet. Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels. Erstes Heft. Die Harrisch-wirische Ritterschaft unter der Herrschaft des deutschen Ordens bis zum Erwerb der Jungingenschen Gnade. Reval, 1893. Verlag von Franz Kluge. S. 88, 8°

Die Geschichte unserer öffentlichen Institutionen ist leider noch wenig erforscht. Während wir über die politischen Vorgänge in großen Partien

[1]) Wir fügen unsererseits hinzu, daß wir gerne einer solchen Arbeit in der „Balt. Monatsschr." Raum gewähren würden. D. Red.

der livländischen Geschichte zum Theil sehr gut unterrichtet sind, hat der Mangel an ausreichenden Bearbeitungen der so nahe liegenden Fragen, wie die heimischen öffentlichen Institutionen entstanden sind, wie sie sich ausgestaltet haben, und — was hieraus folgt — welche Bedeutung und welcher Sinn ihnen eigentlich zukommt, sich gerade jetzt in der Zeit der Umbildung unserer überkommenen Lebensformen erst recht fühlbar gemacht: weil eben alles das keineswegs zur Genüge klargestellt ist, begegnet man, sobald die öffentlich-rechtlichen Zustände des baltischen Heimathlandes zur Discussion gelangen, oft genug zum eigenen Nachtheil der Betheiligten Urtheilen, deren Argumentation privatrechtliche Auffassungen zu Grunde liegen! Aber auch für den gedeihlichen Fortgang speciell der geschichtlichen Studien erscheint als eine nothwendige Voraussetzung die sichere Kenntniß dessen, welches die öffentlich-rechtlichen Grundlagen waren, auf denen die Begebenheiten sich abspielten.

Bekanntlich haben sowohl Riga wie Estland die ihnen eigenthümlichen Verfassungen, sofern sie nicht gegenwärtig beseitigt sind, aus sich selbst geschaffen und fortgebildet; und wie die Verfassung Rigas den übrigen Städten der Ostseeprovinzen, jedenfalls in Livland und Kurland, zum Vorbild gedient hat, so diejenige der harrisch-wirischen Ritterschaft den Genossenschaften der Lehnsträger in den anderen Landestheilen. Für die autonome Verfassungsentwickelung Rigas waren namentlich die für den Handel so günstige Lage der Stadt und der darin begründete Reichthum ihrer Bewohner förderlich, für diejenige Harriens und Wirlands vor allem der Umstand, daß der Landesherr, der jenseits des Meeres residirende König von Dänemark war. Letzteres insbesondere hat der hochverdiente Fr. G. von Bunge nachgewiesen, am Eingehendsten in seinem Buch „Das Herzogthum Estland unter den Königen von Dänemark" (Gotha 1877).

A. von Gernet setzt nun in der vorstehenden Publication in gewissem Sinne die Arbeit des Bahnbrechers auf dem Gebiet der baltischen Rechts- und Verfassungsgeschichte fort, denn sein eigentliches Thema beschränkt sich auf die fünfzig ersten Jahre der Ordensherrschaft in Estland. Zum besseren Verständniß wird aber zunächst eine verhältnißmäßig ausführliche Darstellung der Entwickelung der Vasallitätsverhältnisse in Harrien und Wirland bis zum großen „Mord" (d. h. dem Estenaufstand) von 1343 geboten; dabei handelt es sich nicht um eine Reproduction oder Compilation Bunges und anderer früherer Bearbeiter, sondern es sichtet der Verfasser das ganze Material nochmals direct aus den Quellen heraus. Die Geschichte des

Estenaufstandes selbst wird besonders nach den einschlägigen politischen Beziehungen eingehender behandelt, und auch hier gewinnen wir so manche beachtenswerthe, neue Ergebnisse. — Die weitere Folge des „Harrischen Mordes" war am 29. August 1346 der Verkauf Estlands an den Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen und am 7. Juni des folgenden Jahres die Abtretung der Provinz an den Ordensmeister und den livländischen Zweig des Ordens. Durch den zuletzt erwähnten Vorgang war ein „beschränktes Pfand" geschaffen: „Estland bleibt Eigenthum des Hochmeisters, d. h. seine Oberhoheit bleibt gewahrt. Der livländische Ordenszweig aber erwirbt durch ein Darlehn ein dingliches Recht am Lande; dieses geht mit allen Nutzungsrechten bis zur Tilgung der Schuld in seinen Besitz über." Inwiefern der Wechsel in der Herrschaft die stetige Fortentwickelung der seitens der harrisch-wirischen Ritterschaft in der dänischen Periode erworbenen Freiheiten hemmen, ja sogar — zumal bei der durch den „harrischen Mord" stattgehabten Schwächung des Vasallenstandes an Menschenleben und Vermögen — in den ersten fünfzig Jahren eine Aenderung der Freiheiten herbeiführen mußte, wird von A. von Gernet zum ersten Mal in systematischer und zugleich trefflicher Weise dargelegt. Eine Wandlung trat in dieser Beziehung durch die „Hochzeit von Krakau" vom Jahre 1386 ein. Denn in Folge der Vermählung Jagellos von Litauen und Hedwigs von Polen wurde eine dauernde Verbindung der beiden mächtigen Staaten hergestellt, und diese „veranlaßte eine völlige Veränderung in der politischen Constellation auf der einen Hälfte unseres Festlandes." Speciell den Vasallen Estlands gegenüber sah sich der Hochmeister Konrad von Jungingen zum Erlaß seiner hochbedeutsamen „Gnade" vom 12. Juli 1397 genöthigt, und — heißt es weiter — „dem livländischen Verfassungsleben des XV. Jahrhunderts drückt die glänzende Entwickelung der zu Corporationen zusammengeschlossenen Vasallenschaften und die Beschränkung des Fürstenthums durch die Landstände den Stempel auf." Wie verlautet, soll das folgende Heft der „Forschungen" die zuletzt angedeuteten Fragen zum Gegenstande haben.

Das Material für die vorliegende Veröffentlichung haben fast durchweg Urkunden hergegeben, und da es eine bekannte Thatsache ist, daß die Arbeit über Urkunden weit schwieriger zu sein pflegt, als die über Chroniken, so sind wir dem Fleiß und dem Scharfsinn des Verfassers, dem wir auf einem recht verwickelten Gebiet so hübsche Erfolge verdanken, die vollste Anerkennung schuldig. Das Ganze gewährt ein sehr instructives cultur-

geschichtliches Bild, in welchem die verschiedenartigsten öffentlichen Verhältnisse eine Beleuchtung erfahren, daß sie zum großen Theil in erwünschter Deutlichkeit sich abheben. Doch ist es dem Verfasser offenbar mehr auf eine Uebersicht angekommen, daher für die Ausarbeitung mancher Details noch Raum gelassen ist. F. Ke.

Die in Riga erscheinende **„Düna-Zeitung"** hat in ihrer Nr. 14 vom 19. Januar c. als Erwiderung auf meine Bemerkung, sie entbehre einer einheitlichen Leitung mit festem Standpunkt (cf. „Balt. Mon." 1893, pag. 559), gegen mich persönlich Invectiven gerichtet, die in derselben Weise zu beantworten, meine Erziehung mir verbietet. Gegenüber den in Frage kommmenden Personen wäre eine gerichtliche Klage die einzig mögliche Reaction gewesen. Dieser Schritt mußte jedoch im Hinblick auf mehrere Senatsentscheidungen unterbleiben, denen zu Folge nur Redacteure oder Herausgeber von Zeitungen einer ganz bestimmten Kategorie, zu welcher die „Düna-Ztg" nicht gehört, der Verantwortung auf Grund des betreffenden Strafgesetzparagraphen (1040) unterliegen. Ich werde somit meinerseits in keinerlei Weise dieser Sache weiteren Fortgang geben.

A. v. T.

Zurechtstellung. Im Inhaltsverzeichniß des vorigen Jahrganges (1893) der „Balt. Mon." muß es unter „B. Besprochene Bücher" überall statt J. Diederichs — H. Diederichs heißen. Zu den Anmerkungen im Inhaltsverzeichniß und auf Seite 559 ist die Unterschrift: D. Red. hinzuzufügen.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Дозволено цензурою. Рига, 27 Января 1894 г. — R. Ruetz Buchdruckerei, Riga.

Carl Ernst von Baer's Homerstudien.

Vortrag, gehalten in der Ehstländischen literärischen Gesellschaft am 9. Decbr. 1892.

Von Edwin Hoerschelmann.

Hochgeehrte Versammlung!

So oft hier Fragen aus der Vergangenheit vor Ihnen behandelt werden, kann man Ihres Interesses gewiß sein, wenn es sich um Arbeiten zur Geschichte der Heimath handelt, und was die Gesellschaft auf diesem Gebiete geleistet hat, ist noch kürzlich gebührend anerkannt worden. Die Bilder der Vorzeit, auch im engen Rahmen von Specialstudien geboten, fesseln entweder an sich oder durch den Vergleich mit der Gegenwart, sie fördern die Kenntniß des Lebens, das einst in unseren Landen sich entwickelte und aus den vorhandenen Keimen das unserer Heimath Charakteristische hervorgehen ließ.

Nichts von solchen Ausblicken kann ich Ihnen heute bieten, wenn ich Sie auffordere, sich von der Gegenwart abzuwenden und weit zurückzuschauen bis vor den Anfang der Geschichte der Völker hinauf, die jetzt die Träger der Cultur sind, um einer Frage nachzugehen, von deren Thatsachen wir durch mehr als $2^1/_2$ Jahrtausende getrennt sind. Und doch hoffe ich, darauf rechnen zu können, daß Sie sich auf einen Augenblick gern in jene fernen Zeiten zurückversetzen, weil wir auch dahin einen Führer haben, der in nahen Beziehungen zu unserer Gesellschaft steht und dessen Gedächtniß wir am 17. Februar dieses Jahres mit dem stolzen Bewußtsein feierten, daß in Estland vor 100 Jahren seine Wiege gestanden. Es ist Karl Ernst von Baer, dessen Homerstudien wir heute betrachten wollen.

Es handelt sich hier nicht um Specialitäten aus der Homerfrage, die ja unter der fortgesetzten Gelehrtenforschung zu einem solchen Umfang angewachsen ist, daß man, ohne Fachmann zu sein, den Lösungsversuchen der mannigfachen Probleme dieses Gebietes der Alterthumswissenschaft einfach nicht folgen kann, sondern es handelt sich heute für uns um etwas Allgemeines, jedem Gebildeten mehr oder weniger Bekanntes, dessen Reminiscenzen als geflügelte Worte von Scylla und Charybdis, vom Sirenengesang u. s. w. in unserer Sprache eingebürgert sind, um den Schauplatz der Irrfahrten

des vielgewanderten Mannes
Welcher so weit geirrt nach der heiligen Troja Zerstörung.

Ist's zum Theil auch noch so lange her, wo Sie, meine Herren, von diesen Dingen lasen, so wird es Ihnen doch nicht schwer fallen, sich in den Hauptzügen die wechselvollen Irrsale des griechischen Sagenhelden, um den sich die ältesten Seeabenteuer der Hellenen gruppirt haben, aus der eigenen Lectüre der Odyssee zu vergegenwärtigen.

Nach der Zerstörung von Troja bricht Odysseus mit seinen Gefährten zur Heimath auf. Das nächste Land, das er erreicht, ist das Thracische Gestade, wo die Kikonen wohnten. Diese werden ausgeplündert, bis sie sich sammeln und die Fremdlinge nach hartem Kampfe vertreiben. Ein günstiger Boreas führt den Odysseus glücklich bis Maleia, zum südlichsten Vorgebirge Griechenlands, dann aber geht der Nordwind in einen Nordweststurm über und dieser treibt ihn an der Insel Kythera vorbei in's Mittelmeer. Im Lande der Lotophagen erreicht er festen Boden. Diese Völkerschaft haben wir an der Nordküste Afrikas, etwa zwischen den beiden Syrten zu suchen. Von hier kommt Odysseus an die Insel der Kyklopen, nördlich von den Lotophagen, und zieht sich durch Blendung des Polyphem mit der Olivenkeule den Zorn des Poseidon, des Vaters des Kyklopen, zu, der ihn nun aus Rache für diese Unthat an der Erreichung der Heimath verhindert. Auf der neuen Fahrt gelangt Odysseus zur schwimmenden Insel des Aeolus, deren Lage sich danach ungefähr bestimmen läßt, daß er mit westlichem Winde, dem Zephyrus, nach neuntägiger Reise seiner vaterländischen Insel ansichtig wird. Da öffnen, während er sich zum Schlaf niedergelegt hat, seine goldgierigen Gefährten den wohlgenähten Schlauch, den Aeolus ihm mitgegeben. Die in ihm gefesselten Winde fahren heraus, und von Stürmen gejagt erreicht Odysseus wieder die Insel des Aeolus. Hier wird er vom Könige fortgewiesen; er muß auf's Meer hinaus und

kommt nach sechstägiger Fahrt zum menschenfressenden Räubervolk der Lästrygonen. Ihre Stadt liegt an einer Bucht, welche die Römer und späteren Griechen bei Gaëta an der Küste Italiens, oder in der Nähe des westlichen Vorgebirges von Sicilien, des Caput Lilybäum, finden wollten. Hier zertrümmerten die riesenhaften Lästrygonen alle seine Schiffe bis auf ein einziges, auf dem Odysseus mit wenigen Getreuen glücklich entkommt. Er gelangt zur Insel Aeäa, wo die Kirke wohnte, die schöngelockte, die hehre melodische Göttin, bei der Odysseus ein Jahr verweilt. Ihren Wohnsitz suchen die Aelteren nordwestlich von der Skylla und Charybdis im Mittelmeer. Als Odysseus von der Kirke Heimkehr fordert, befiehlt sie ihm, zum Eingang der Unterwelt an den Okeanos zu schiffen, um den Seher Teiresias nach seinem Heimwege zu befragen. Odysseus macht sich auf den Weg und kommt an's Gestade der Kimmerier, wo der Weltstrom Okeanos in's Meer fließt. Nach späterer Deutung ist das die Straße von Gibraltar. Hier opfert Odysseus an der Kluft, die in das Reich des Hades hinabführt, und verkehrt mit den Geistern der Abgeschiedenen, von denen ihm Teiresias in Kürze die weiteren Gefahren, die er vor seiner Heimkehr zu bestehen haben wird, weissagt. Um seinen dort verunglückten Gefährten zu bestatten, kehrt er nochmals zur Kirke zurück und fährt nun, von seiner Gönnerin genauer über die ihm bevorstehenden Gefahren unterrichtet, mit nördlichem Winde an der Insel der Sirenen und an den Irrfelsen vorbei durch die Skylla und Charybdis und kommt zur Insel Thrinakria, die schon Thukydides mit Sicilien identificirt, während eine spätere genauere Deutung des Textes sie als selbständige kleine Insel in der Nähe der Meerenge von Messina und südlich von dieser annahm. Mit dem Rest seiner Gefährten, die sich auf Thrinakria an den Rindern des Helios vergriffen, leidet Odysseus auf der Weiterfahrt Schiffbruch und wird allein auf den Trümmern seines Fahrzeuges wieder zur Skylla und Charybdis getrieben, besteht die Gefahr der Charybdis uud kommt nun, mit den Händen vorwärts rudernd, nach der fabelhaften Insel Ogygia, wo er bei der Nymphe Kalypso 7 Jahre sich aufhält, und dann auf einem wohlgezimmerten Floß in's Land der Phäaken, welche die Insel Scheria bewohnten, von wo er endlich mit günstigem Nordwind Ithaka erreicht.

Das ist in kurzen Zügen die gewöhnliche Auffassung von der Lage der Localitäten, die in der Odyssee erwähnt werden. Schon die Alten verlegten den Schauplatz der Irrfahrten des Odysseus in's Mittelmeer; aber auch sie verhehlten sich die Schwierigkeit dieser geographischen Fragen nicht.

Der Geograph Strabo (1. p. 24) im ersten vorchristlichen Jahrhundert hat uns die Bemerkung des Eratosthenes, eines der größten alexandrinischen Gelehrten des III. Jahrhunderts aufbewahrt, daß man erst dann finden werde, wo Odysseus umherirrte, wenn man den Riemer gefunden haben würde, der einst den Schlauch zusammennähte, als Aeolus dem Odysseus bei seiner ersten Abfahrt von der Insel Aeolia die Winde wohlverschlossen und dichteingenäht mit auf den Weg gab. Kurz, man legte auf diese Fragen wenig Gewicht und folgte ohne viel Forschung der allmählich ausgebildeten Tradition, suchte sich von dieser zu Zwecken des Unterrichts anschauliche Bilder zu machen, entwarf zum Theil sehr genaue Karten mit einzelnen Abweichungen in Bezug auf specielle Oertlichkeiten, bald die jetzt bekannte Gestaltung der Länder des Mittelmeeres den Ausführungen der Irrfahrten zu Grunde legend, bald die Küstenlinien so vorzeichnend, wie sie sich die Sänger der Odyssee vorgestellt haben mochten.

An der allgemeinen Auffassung der Situation der Irrfahrten wurde nicht wesentlich gerüttelt, als schon im Anfange dieses Jahrhunderts von verschiedenen Gelehrten (Dureau de Malle, Géographie physique de la mer noire. Paris 1807, Schuster: Ging die Irrfahrt des Ulysses nach Gibraltar oder nach Colchis? Leipzig 1821; der von Baer citirte Dubois de Montpereux: Voyage autour de Caucase et en Crimée, endlich Gladstone, der gegenwärtige greise Premier des englischen Ministeriums, Homerische Studien 1858) mehrere Gegenden des Schwarzen Meeres für die Localitäten Homers in Anspruch genommen werden; denn in allen größeren Compendien, wie z. B. in der Ersch und Gruberschen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste oder in Pauly's Realencyclopädie der klassischen Alterthumswissenschaft, wird doch mit Entschiedenheit die Behauptung aufrecht erhalten, daß man sich die Irrfahrten des Odysseus, wenn man sie überhaupt localisiren will, als im westlichen Theile des Mittelmeeres vor sich gegangen zu denken hat. Erst in allerneuester Zeit wird wenigstens auf die andere Möglichkeit hingewiesen, und selbst in kleinen Leitfäden, die nicht etwa in der baltischen Heimath, sondern in Deutschland ihren Ursprung haben, findet sich bei den einschlägigen Ausführungen ein Hinweis auf unseren Karl Ernst v. Baer, dessen Auffassung von diesen sagenhaften Begebenheiten wir nun zunächst näher zu treten haben.

Im dritten Theile seiner „Reden und Aufsätze", erschienen in Petersburg im Jahre 1873, behandelt Baer die Frage: „Wo ist der Schauplatz der Fahrten des Odysseus zu finden?" und kommt, wie wir es kurz zu-

sammenfassen wollen, zu folgenden Resultaten: Die erste Hälfte der Abenteuer erlebte Odysseus auch nach Baer's Auffassung in der östlichen Hälfte des Mittelmeeres. Von Troja geht es zu den Thracischen Kikonen, von diesen zu den Lotophagen und dann zu den Kyklopen, als deren Wohnsitz Baer Malta vermuthet, wo man sich in den lockeren Kreidefelsen leicht Höhlen ausgräbt, in deren einer ja auch der Apostel Paulus gelebt haben soll. Die benachbarte kleine Insel Gozzo oder Comino könnte dann für die bei Homer erwähnte Ziegeninsel genommen werden. Dann geht die Fahrt zur Insel des Aeolus fort, von hier bis zur Ansicht der Insel Ithaka, worauf die aus dem geöffneten Schlauch hervorbrausenden Winde die Schiffe der Griechen zurückwerfen.

Soweit stimmt Baer mit der landläufigen Auffassung überein. Von hier aber beginnt die wesentliche Abweichung. Bei der Zurückwerfung des Odysseus durch die der Fesseln des Schlauches entledigten Winde ist die schwimmende Insel des Aeolus nach Baer weiter nach Norden gefluthet, und nach Osten mußte Odysseus, der nicht mehr weiß, wo er sich befindet, seine Schiffe lenken, wenn er nun von hier der Heimath zusteuern wollte. So kommt er, direct über das compacte Festland wegsegelnd, was, wie wir später sehen werden, keine Schwierigkeiten macht, zur Bucht der Lästrygonen am Südostufer der Krim, der Bucht von Balaklava. Von hier geht's weiter zur Insel der Kirke, der aeäischen Insel,

„allwo der dämmernden Frühe
Wohnung und Tänze sind und Helios leuchtender Aufgang.

Den Weg nach dem Ocean nimmt von hier Odysseus durch die Meerenge von Kertsch, an der, historisch beglaubigt, die Kimmerier leben, — verrichtet hier seinen Auftrag am Eingange der Unterwelt und zieht dann nach einem nochmaligen Besuch der Kirke quer über's Schwarze Meer durch den Bosporus an der Sireneninsel, dem Irrfelsen, der Skylla und Charybdis vorbei und durch die Dardanellen nach der Insel des Helios Thrinakria, zu deren von der dreispitzigen Gestalt hergeleitetem Namen die Insel Imbros vorzüglich paßt; dann kommt die Rückfahrt durch die beiden Meerengen und wieder geht's unter brausendem Gewoge zur Insel Ogygia, die auf der freien Durchfahrt zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meere liegt. Jetzt erreicht Odysseus die Phäakeninsel, in der übereinstimmend Scheria, das spätere Corcyra (Korfu) erkannt wird und endlich die Heimath Ithaka.

Ueber diese Auffassung von den Homerischen Localitäten erschien im „Lit. Centralbl." (1874, p. 262) eine Kritik von Kr. Der Kritiker macht sich über den Standpunkt Baer's, der in seiner jovialen Art die Kirke als „mingrelische Prinzessin" angesprochen und die Schwimmfähigkeit der Insel des Aeolus als „schlau erdacht" bezeichnet hatte, um den Odysseus aus dem Adriatischen Meer in's Schwarze gelangen zu laßen, in einer etwas verletzenden Weise lustig und kommt zu dem Schluß, alle Versuche, des Odysseus Abenteuer geographisch zu verzeichnen, sollten uns wohl gleichgiltig laßen.

Ich habe es selbst erlebt, wie sehr diese Kritik den alten Herrn verstimmte. Es dauerte nicht lange, so schrieb er ganz wider seine Gewohnheit eine Antikritik in der Zeitschrift „Ausland" (1874, 33—35). Von seiner Erregung zeugt gleich im Eingange dieses Artikels die Aeußerung, er habe gar nicht für Gräcologen geschrieben, zu denen Herr Kr. zu gehören scheine, sondern nur für Leser von allgemeiner Bildung und habe deswegen allen griechischen Nimbus möglichst vermieden. So konnte es Baer im Ernst nicht meinen. Denn was er den Gebildeten als seine Ansicht vortrug, mußte auch den Ansprüchen der Specialwissenschaft genügen, wenn es von wirklicher Bedeutung sein sollte. — Der Kritiker antwortete wieder im „Liter. Centralbl." (1875, p. 842), wo er hervorhebt, daß es ihm nicht darauf ankommen konnte, die Combinationen Baer's vor einem fachmännisch gebildeten Publicum zu widerlegen, und führt als Beweis seiner Behauptung, daß Baer sich auf ein ihm fremdes Gebiet gewagt habe, den Satz an, daß Baer ausdrücklich die Odyssee als Ganzes so nimmt, wie sie uns vorliegt, womit die ganze Homerforschung seit Wolf ignorirt wird. Die in Aussicht gestellte nähere Behandlung dieses Gegenstandes seitens des Kritikers ist unseres Wissens bisher nicht erfolgt.

Diese Frage hat nur Karl Ernst v. Baer noch bis in seine letzten Lebzeiten vielfach beschäftigt. Er führte die ganze Idee nochmals zum Theil ergänzt eingehender aus und trat mit noch größerer Bestimmtheit für seine früheren Behauptungen ein. Nach seinem am 16. (28.) Nov. 1876 erfolgten Tode fand man die im Mai desselben Jahres im dictirten Manuscript fertig gewordene Arbeit vor, die vom Verwalter seines literärischen Nachlasses, Professor Ludwig Stieda, unter dem Titel „Ueber die homerischen Localitäten in der Odyssee" im Jahre 1878 herausgegeben wurde.

Zu großer Genugthuung gereichte es dem greisen Gelehrten, daß er in seinen kühnen Combinationen einen gewichtigen Fürsprecher an dem

damaligen Dorpater Philologen, Prof. Franz Rühl, fand, dessen Ausführungen (in Jahn's Jahrbüchern 1874, p. 526) mir hier für den Zweck dieses Vortrages leider nicht zugänglich waren.

Nachdem wir nun zusammenfassend die frühere Ansicht vom Schauplatz der Irrfahrten des Odysseus, die Baer'sche Deutung der Localitäten und die darauf erfolgte Kritik übersehen haben, wollen wir den Baer'schen Hypothesen etwas näher treten und zusehen, wie sich die Kritik zu ihnen zu stellen hat.

Wie kam, müssen wir zunächst fragen, der große Naturforscher dazu, sich dieser entlegenen Materie zuzuwenden? Wir wissen es, daß er in seinem universellen Geiste in großen Zügen die Geschichte der Menschheit auffaßte und in meisterhafter Darstellung seine Gedanken über Geschöpf und Schöpfung und deren Verhältniß zum Schöpfer zu einem Gemeingut der Gebildeten machte, so daß er mit Recht den Naturphilosophen der Gegenwart gegenüber als Weltweiser mit dem in gleicher Weise auf die Erde wie zum Himmel gerichteten Blick gefeiert wird; was aber brachte ihn zur fernen Sagengeschichte mit ihrem schwankenden Boden, der zudem von einer ihm ohne Zweifel nicht nahe liegenden Wissenschaft seit Jahrtausenden mit Mühen und Erfolg beackert war?

Auf diese Frage giebt uns Baer selbst in seinen „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften" (St. Petersburg 1876, p. XI) in seiner schlichten Weise Antwort. „Ich kam nach Balaklvaa", wann das war, sagt Baer nicht; ich vermuthe, es muß in den 50er oder 60er Jahren gewesen sein, — „Ich kam nach Balaklawa und hatte bloß die Fischerei im Auge. Als ich mich umsah und erkannte, daß ein spiegelglatter Landsee, wofür ich ihn hielt, mit dem Meer in Verbindung stand, mußte ich mir sagen: „„das ist ja die leibhaftige Bucht der Lästrygonen"". Es wird doch nicht Unrecht sein, zuweilen der Homerischen Gedichte sich zu erinnern?" Allmählich festigte der Besuch verschiedener Punkte am Schwarzen Meer immer mehr bei Baer die Ueberzeugung, daß die herrschende Auffassung von den Reisen des Odysseus eine sehr erzwungene und dem einfachen Texte des Homer nicht entsprechende sei. „Ich versuchte also den Spieß umzudrehen", sagt er, „und den Odysseus in's Schwarze Meer zu führen, wo sich Alles sehr natürlich grüppirte und sich selbst die dunklen Haine der Proserpina finden ließen." So sehen wir auch hier den Naturforscher streng inductiv verfahren. Die Beobachtung des einzelnen Objects führt ihn

zur Sammlung ähnlicher Erscheinungen und aus ihrer Summe gestaltet er dann seine Theorie.

An der ganzen Baer'schen Auffassung ist, wenn ich so sagen soll, der springende Punkt die schwimmende Insel des Aeolus, die πλωτὴ νῆσος der Odyssee. Sprachlich verstanden die Alten unter dem Verbum πλώειν = **natare** ebenso wenig wie wir unter dem Begriffe „schwimmen" das stabile Resultat des Gewichtsunterschiedes zwischen einem festen und einem flüssigen Körper, ohne daß sich ersterer auch bewegt. Es ist darum etymologisch nicht begründet, wenn man den Odysseus von der Ansicht der Insel Ithaka wieder in der gleichen Richtung zurückgetrieben werden läßt. Seine Annahme von der Beweglichkeit der schwimmenden Insel hätte Baer auch durch eine treffliche Analogie aus der griechischen Sage stützen können; ich meine die schwimmende Insel Delos, die bekanntlich erst durch ein Machtwort des Poseidon zum Stillstand gebracht und verankert wird. Ueberhaupt ist die Vorstellung einer schwimmenden Insel auch den modernen Culturvölkern nicht fremd; mit verschiedenen kleinen Variationen taucht sie wiederholt in alten Schriftdenkmälern auf; auch noch jetzt scheint in England (Basset in „London World" 1885) der Glaube an eine solche schwimmende Insel nicht ganz erloschen zu sein, und mannigfache abergläubische Vorstellungen wurden und werden an ihr Erscheinen geknüpft. — Baer konnte daher ohne Verstoß gegen die Tradition annehmen, daß die Insel des Aeolus fortgefluthet sei. In welcher Richtung Odysseus seine unfreiwillige Rückfahrt nach der äolischen Insel nahm, ist im Texte mit keinem Worte angedeutet. Hier hat also die Hypothese freien Spielraum. Die nördliche Richtung mußte Baer annehmen, weil es auf der Hand liegt, daß Odysseus bei seiner zweiten Abfahrt von der Insel des Aeolus seinen Curs nach Osten nahm, in derselben Richtung, in welcher er vorhin glücklich bis auf die Höhe seiner Heimathinsel gelangt war; er mußte also weit nördlicher abfahren als früher, wenn er mit östlichem Curse die Lästrygonenbucht erreichen wollte. Und diese erkannte ja Baer auf den ersten Blick in der Bucht von Balaklava wieder.

Wie kam aber Baer dazu, die griechische Halbinsel ohne Weiteres zur Insel zu machen? Wenn Sie so fragen, meine Herrn, so kann es Ihnen, so weit Sie sich mit dem Alterthum nicht eingehender beschäftigt haben, nicht übel genommen werden. Wohl aber fällt es auf den schon erwähnten Kritiker der Baer'schen Ausführungen selbst zurück, wenn er die Kühnheit Baer's belächelt, der die Ansicht ausspricht, den Griechen müßte

nach Analogie ihres inselreichen Heimathlandes alles Land leicht als Insel erscheinen. Bei Homer macht es in der That den Eindruck, als sei nur Libyen keine Insel in der Vorstellung des Sängers oder der Sänger der Sagen. Es ergiebt sich diese Consequenz aber auch, abgesehen von der einzelnen Ueberlieferung, aus der Auffassung der Griechen vom Okeanos, der das ganze Land umströmt und die Meere speißt. Aber laßen wir auch die so allgemein gestellte Frage auf sich beruhen, so ist doch mit Sicherheit das Schwarze Meer in der Argonautensage, die älter ist, als die der Irrfahrten des göttlichen Dulders der Odyssee, nach Westen hin offen gedacht. Wo jetzt der mächtige Gebirgsstock Mitteleuropas seine knorrigen Verzweigungen in die Hämoshalbinsel hinabsendet, schäumte ohne Frage zu den Zeiten Homer's in der Vorstellung der alten Hellenen ein weites Meer: und erst allmählich, als man nach wiederholten Fahrten in diese Gegenden sich mehr über die Grenzen des Pontus euxinos orientirt hatte, ließ man die Verbindung durch die in das Schwarze Meer mündenden Flüße hergestellt sein. Sie mußten sich dann, der Sage zu Liebe, die Aufgabe gefallen lassen, direct oder durch Vermittelung des Po dem Kiele der abenteuernden Seefahrer die gleitende Bahn in's adriatische Meer zu weisen. Noch zur Ptolemäerzeit war das die Anschauung der gelehrten Dichter, wofür sich unschwer mehr Zeugen beibringen lassen, als sie dem Naturforscher zu Gebote standen.

Ziehen wir also aus alledem die Summe, so werden wir allerdings zugeben müßen, daß es eine Kühnheit ist, einer Jahrtausende alten Ueberlieferung zum Trotz die rüstigen Schiffe des Odysseus über himmelragende Gebirgsketten wegsegeln zu lassen, aber zugleich dem zuzustimmen haben, daß es der Anschauung jener Zeit vollkommen entsprechend ist, die Existenz dieser Hindernisse für den Dichter zu leugnen.

Ohne Schwierigkeiten ist demnach Odysseus mit seinen Schiffen von der etwa beim heutigen Belgrad zu denkenden Insel des Aeolus an die Bucht der Lästrygonen gekommen, der Bucht von Balaklava, die wie auch andere Gelehrte sagen, kaum besser zu schildern ist, als mit den Worten Homer's. Sein Gewährsmann muß sie gesehen haben. Sie ist zu detaillirt geschildert. Ganz anders klingt die Beschreibung beispielsweise des rein phantastischen Eilands des Aeolus. Ich möchte Sie, meine Herren, diesen frappanten Unterschied selbst empfinden laßen. Im 10. Gesang der Odyssee heißt es nach der Voß'schen Uebersetzung:

Und wir kamen zur Insel Aeolia. Diese bewohnte
Aeolus, Hippotes Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter.
Undurchdringlich erhebt sich ringsum das schwimmende Eiland
Eine Mauer von Erz und ein glattes Felsengestade.
Kinder waren ihm zwölf in seinem Palaste geboren
Lieblicher Töchter sechs und sechs der blühenden Söhne.
Und er hatte die Töchter den Söhnen zu Weibern gegeben.
Bei dem geliebten Vater und ihrer herrlichen Mutter
Schmausen sie stets, bewirthet mit tausend köstlichen Speisen.
Und das duftende Haus erscholl von den Tönen der Flöte
Tages, aber des Nachts ruht neben der züchtigen Gattin
Jeder auf prächtigen Decken im schöngebildeten Bette —

und so weiter. Man sieht, man hat es mit einem reinen Phantasiegebilde zu thun. — Ganz anders lautet die Schilderung der Lästrygonenbucht (Od. 10, 87—102):

Jetzo erreichten wir den trefflichen Hafen, den ringsum
Himmelanstrebend Felsen von beiden Seiten umschließen,
Und wo vorn in der Mündung sich zwo vorragende Spitzen,
Gegen einander drehn; ein enggeschlossener Eingang!
Meine Gefährten lenkten die gleichgezimmerten Schiffe
Alle hinein in die Bucht, und banden sie dicht bei einander
Fest; denn niemals erhob sich eine Welle darinnen,
Weder groß noch klein; rings herrscht spiegelnde Stille.
Ich allein blieb draußen mit meinem schwärzlichen Schiffe
An dem Ende der Bucht und band es mit Seilen am Felsen,
Kletterte dann auf den zackichten weitumschauenden Gipfel.
Aber es zeigte sich nirgends die Spur von Stieren und Pflügern
Sondern wir sahen nur Rauch von der Erde zum Himmel hinaufziehn.
Jetzo sandt' ich Männer voraus, das Land zu erkunden,
Was für Sterbliche dort die Frucht des Halmes genössen,
Zween erles'ne Gefährten; ein Herold war ihr Begleiter.

Hören wir nun, was Baer selbst über diesen Ausgangspunkt seiner Homergeopraphie in seiner letzten Arbeit über die Homerischen Localitäten sagt: es heißt da:

„Es entspricht die Schilderung der Lästrygonenbucht so vollständig der Bucht von Balaklava, daß man diese Uebereinstimmung unmöglich für eine zufällige halten kann. Homer sagt, daß in diese Bucht keine Welle von dem Meere eintrete, weder groß noch klein, und daß die Ufer sich um den Eingang drehen. Nun ist bei Balaklava eine nicht sehr geräumige Bucht, die ich bei zweimaligem Besuche spiegelglatt fand, obgleich in der See ein frisches Gewoge herrschte. Die Bucht steht aber mit dem Meere auch nur

durch einen engen, zwiefach gewundenen Kanal in Verbindung, wodurch die Fortsetzung der Wellen gebrochen wird. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Oberfläche der Bucht sich etwas heben und senken wird, je nachdem der Wind gegen das Ufer drückt oder von diesem abgekehrt ist, aber diese Hebung wird sehr langsam und in geringem Maaße sich zeigen; ob aber jemals, auch bei heftigem Sturme, eine Welle bis in den erweiterten Theil der Bucht vordringt, ist mir sehr zweifelhaft. Eine solche Bildung einer Bucht ist schon an sich sehr seltsam und wird kaum irgendwo ihres gleichen haben." Das nach dem Text erforderliche Attribut der Wellenlosigkeit kann wenigstens keiner der Buchten beigelegt werden, in denen man nach der früheren Auffassung die Lästrygonenbucht finden zu müssen glaubte. „Erfunden hat sie der Dichter gewiß nicht", fährt Baer fort, „da eine ähnliche Bildung an den Küsten Griechenlands nicht bekannt ist, und man ganz besondere Vorgänge zur Erzeugung eines solchen Verhältnisses annehmen muß. Dazu kommt noch, daß Homer, so kurz seine Schilderung auch ist, noch andere Verhältnisse erwähnt, die sich so vereint wohl nirgends wiederfinden werden. Der Fels ragt unmittelbar und steil in das Meer vor, was an sich sehr gewöhnlich ist. Allein sehr auffallend ist es, daß diese Felswand, welche das Städtchen Balaklava gegen das Meer verdeckt, gerade an dieser Stelle außerordentlich schmal wird, obgleich etwas östlich und etwas westlich der Fels sehr viel breiter ist . . . Gerade nun so schildert Homer die Lästrygonenbucht: Durch einen gewundenen Eingang fahren die Schiffe der Gefährten ein und lagern sich im ruhigen Wasser der Bucht. Odysseus selbst aber will die Beschaffenheit der Localität ergründen. Er befestigt sein Schiff äußerlich an der Felswand und steigt dann diese hinan, offenbar wo jetzt die Genuesischen Thürme stehen. Von hier aus sieht er die Stadt, findet aber keine Spur von Ackerbau, worauf er ein paar Kundschafter ausschickt. Diese werden zum Häuptling geführt, den man riesengroß findet, wie die Lästrygonen überhaupt, und der sogleich einen der Kundschafter packt und zum Frühstück verzehrt. Die beiden anderen entfliehen, worauf der Lästrygonenhäupling mit Geschrei ihnen nachläuft und das ganze riesige Volk wach ruft. Dieses Volk zertrümmert nun durch Herabwerfen von großen Felsblöcken alle Schiffe, indem sie durch den Eingang entfliehen wollen. Odysseus' Gefährten und er selbst flüchten rasch mit seinem Schiff, das nun fortan das einzige für die fernere Reise bleibt. Sieht man sich die Localität von Balaklava und den langen gewundenen Eingang an, so erkennt man, wie leicht es wäre, mit großen

Felsblöcken, besonders wenn sie von Riesen geworfen werden, kleine Schiffe zu zertrümmern. Herr Kammer (das ist der Kritiker) meint, Homer habe sich die Localität gut erdacht, um dem Odysseus seine Begleitung zu rauben. Ich muß umgekehrt glauben, daß er die Localität gut benutzt hat, um diesen Erfolg wahrscheinlich zu machen." Und diese Ansicht Baer's ist auch entschieden die wahrscheinlichere. Bestritten wird sie auch nur, weil man Homer die Kenntniß des Schwarzen Meeres überhaupt abspricht, bis auf einzelne Gegenden der Südküste. Doch ein weiteres Verfolgen der Deutungen Baer's, macht eine Vertrautheit der Gewährsmänner der Homerischen Sänger mit den Küsten des Schwarzen Meeres, zumal mit den nördlichen, in hohem Grade wahrscheinlich und fast zur Gewißheit, wenn bei so sagenhaften Dingen überhaupt von einer Gewißheit die Rede sein kann.

Doch gehen wir weiter. Die nächste Station ist die Insel der Kirke, Aeäa mit Namen, als Sitz der Morgenröthe ausdrücklich von Homer bezeichnet. Ist es nun nicht ungereimt, den Sitz der Morgenröthe weit im Westen zu suchen? Die Germanen und Slaven trennen Morgen- und Abendröthe begrifflich nicht streng von einander. Die ähnlichen Erscheinungen beider lassen es bei diesen Völkern nicht einmal zu gesonderten Bezeichnungen für die Vorboten des Tages und der Nacht kommen. Ganz anders die Auffassung der Griechen. Die Eos ist nicht die am Tage unsichtbare Begleiterin des Helios, sondern rosenfingrig steigt sie vor ihm empor und sinkt wieder hinab, sobald Helios aus dem Okeanos sich erhebt, um zu ruhen in ihrem Lager, bis sie wieder den neuen Tag zu verkünden hat. Sie im Osten zu suchen, ist daher nur zu natürlich.

Greifbarer und mehr durch Historie und Autopien gestützt werden die Gründe für die Localität der Haine der Persephone, die Odysseus jetzt nicht jenseits der Säulen des Hercules, sondern an der Meerenge von Kertsch aufzusuchen hat. Hier wohnen die Kimmerier, und Jahrhunderte lang heißt der Eingang des Asowschen Meeres in das Schwarze der Kimmerische Bosporus, während die Existenz der Kimmerier im fernen Westen durch nichts beglaubigt ist. Das ist das historische, nicht unwesentlich für Baer in's Gewicht fallende Moment. Das Landschaftliche führt er nach eigenem Augenschein im Detail aus. Nicht nur die häufigen Nebel, die auf der Halbinsel Taman (tuman) lagern, erwecken die Vorstellung der Nähe des Reiches der Unterwelt, sondern noch mehr, die Schlammvulkane, die am Eingange des Asowschen Meeres zahlreich thätig sind und nach ihrem Ausbruch eine dunkle mit Naphta vermischte Masse

zu Thal strömen lassen, an die Geister der unheimlichen Unterwelt erinnernd, während der Schlund der Vulcane mit dem Blick in ihre schwärzliche Tiefe recht wohl zu der Vorstellung paßt, welche die alten Dichter sich vom Eingang in die Unterwelt machten, geeignet dazu, den Verkehr der Lebenden mit den Schatten der Abgeschiedenen zu vermitteln. Sollte nicht die Erzählung eines vielleicht gar prosaischen Schiffers, der nichts weiter bezweckte, als andere von seinen gewinnbringenden Fahrten abzuschrecken, den Stoff und auch local die Gegend geliefert haben, die der von fernen Ländern und Meeren singende Rhapsode in das Epos hineinwob.

Und nun die Skylla und Charybdis mit den Irrfahrten. Finden wir in der Straße von Messina Naturerscheinungen, die den Homerischen Bildern von diesen Schrecknissen entsprechen? Wohl kaum. Dagegen strömt es gewaltig im Bosporus; in einer starken Strömung ist die Mitte das fließenden Wassers höher, das Fahrzeug, und zumal das leichte Holzboot der alten Griechen, wird leicht vom Strudel gefaßt, es gleitet bergab dem Felsen entgegen, der sich dem Insassen des Kahnes selbst zu bewegen scheint — und die Irrfahrten sind da, und die Skylla und Charybdis lassen sich leicht von der dichterischen Phantasie aus den Strudeln ausmalen, die man noch jetzt sich im Bosporus kräuseln sieht, wenn ein nördlicher Wind die Woge des Schwarzen Meeres zu ihrem schmalen felsigen Ausgang drängt.

Und endlich der Endpunkt der Fahrten des Odysseus nach der Baer'schen Hypothese, die Insel Thrinakria, ist wohl nicht anders zu deuten als die Dreispitzige. Schon Thukydides sucht sie in Sicilien. Allein er ist zeitlich doch wohl um Jahrhunderte von Homer entfernt und daher kein besserer Zeuge, als alle die Namen der Ortschaften, die später aus einer gewissen Ahnensucht von den Römern auf italischen Boden verpflanzt wurden, wie beispielsweise Circeji. Nach Homer ist Thrinakria ausdrücklich nur von den Rindern des Helios bewohnt. Sollten in Sicilien dem Urheber dieser Erzählung keine Menschen begegnet sein? Aber auch der Name der dreispitzigen Insel paßt in keiner Weise auf Sicilien. Dieser Eindruck ist das Ergebniß einer Beschauung der Karte; denn in der Natur kann nimmer Sicilien als Dreieck erscheinen. Sehr wohl aber Thrinakria nach der Auffassung Baer's, die kleine Insel Imbros, jetzt Embro, nicht weit südwestlich den Dardanellen vorgelagert. Ein Gang auf die Höhe der Insel läßt ihre drei weit in's Meer auslaufenden Spitzen erkennen und der Name klingt wie nach der Anschauung als Gattungsname dem Objecte

beigelegt. Das einzige, was sich dagegen anführen läßt, ist der Umstand, daß die Insel Imbros mit ihrem historischen Namen bei Homer selbst vorkommt. Allein der Einwand ist nicht so gravirend, weil auch sonst für den gleichen geographischen Begriff gelegentlich verschiedene Bezeichnungen bei Homer vorkommen. Darum erscheint mir auch diese Bestimmung Baer's sehr plausibel.

Was nun noch von den Irrfahrten folgt, hält uns nicht mehr lange auf. Der Weg wird durch die Skylla und Charybdis zurückgenommen und ebenfalls durch die Oeffnung des Schwarzen Meeres nach Westen kommt der Irrfahrer zu der fabelhaften Insel Ogygia, wo er von der ebenso fabelhaften Nymphe Kalypso 7 Jahre lang mit sanftem Arme aufgehalten wird. Wir können diese Insel in ungefähr derselben Gegend suchen, wo einst die Insel des Aeolus hingefluthet war, und den Odysseus nun endlich mit der letzten Station bei den Phäaken glücklich zu mannhaften Thaten heimkehren lassen.

Baer selbst ist sich dessen sehr wohl bewußt gewesen, daß es für den ästhetischen Genuß der Odyssee gleichgiltig sein kann, wo man ihre Localitäten sucht. Allein wichtig ist der Versuch, den Schauplatz der Irrfahrten zu fixiren, für die älteste Geschichte des Handels, die wir nicht weiter hinauf verfolgen können, als bis zu dem ältesten Denkmal der Sprache und Poesie der europäischen Völker überhaupt, das wir unter dem Namen des Homer besitzen. Mit Recht hat sich darum Baer der Erforschung dieser Frage unterzogen und, wie mir scheint, auch in der Beziehung keinen folgenschweren Fehler begangen, wenn er, was ihm vom zünftigen Philologen so schwer angerechnet wurde, die Odyssee so nahm, wie sie uns jetzt vorliegt. Denn nehmen wir selbst an, daß diejenigen Partien der Odyssee, um die es sich hier handelt, es ist das 10. Buch bis zur Hälfte des 12., jüngeren, ja gar jüngsten Ursprunges seien, so können wir ihre schriftliche Fixirung immerhin getrost in das 6. vorchristliche Jahrhundert setzen und müssen die Möglichkeit noch immer offen halten, daß sie in mündlicher Tradition sich schon durch Generationen vorher erhalten hatten.

Die Indifferenz des philologischen Laien gegen diese Frage kann also Baer nicht zum Vorwurf gemacht werden. Im Uebrigen verhält er sich zum Text recht behutsam und verletzt kaum je mit seiner beweglichen Phantasie die Postulate philologischer Akribie. Ich muß das ausdrücklich hervorheben, damit man nicht denkt, er habe auch in der Bestimmung des Curses, den der Irrfahrer einschlug, Willkür walten lassen. Maßgebend

sind hier die Winde, und diese spielen bei Homer eine eigenthümliche Rolle; sie wehen gelegentlich gar alle vier zusammen (Od. 5, 295 ff.) und in der Regel zu zweien vereint, (Boreas und Zephyr (NW) — Notos und Euros (SO) was wohl dazu veranlassen konnte, ihre Namen zuweilen als aus Rücksicht auf das Versmaß gewählt anzusehen. Aber Baer beachtet sie mit der größten Genauigkeit, und wo er den Helden der Sage Wege einschlagen läßt, die der traditionellen Auffassung strict zuwiderlaufen, da schweigt eben auch der Dichter über die Windrichtung.

Ziehen wir noch in Betracht, daß in einer anderen historischen Abhandlung Baer es sehr wahrscheinlich macht, daß die Griechen zur Zeit Herodots weit im Scythenlande einen nach Norden vorgeschobenen Handelsplatz hatten, so wächst die Wahrscheinlichkeit der Annahme — für die übrigens auch verschiedene Funde von Alterthümern sprechen — daß sie schon zu den Zeiten der homerischen Sänger den Norden des Schwarzen Meeeres kannten und dieses zu Tausch und Raub befuhren.

Wenn Baer sagt: „Ich stehe nicht an mit Zuversicht zu behaupten, daß die Fahrten des Odysseus — nach seinem zweiten Besuch der Aeolus-Insel — im Schwarzen Meere unternommen wurden und daß der Dichter von den erwähnten Localitäten eine bestimmte Vorstellung hatte", — so müssen wir ihm, abgesehen von der Frage der Einheit der Person des Dichters entschieden beistimmen.

Vor allen Dingen muß zu Gunsten der Annahme Baer's hervorgehoben werden, daß der Wortlaut der Dichtung ihr an keiner Stelle widerspricht. Was bewog denn die Alten, den Schauplatz der Irrfahrten weit in den Westen von ihrem Ausgangspunkt zu verlegen? Für die Beantwortung dieser Frage liegt eine Vermuthung nahe. Zur Zeit der Fixirung der Localitäten kannte man offenbar schon den Okeanos jenseit der Säulen des Herkules; diesen mußte man also zu erreichen suchen und dehnte darum die Irrfahrten in so ferne Gegenden aus. Dagegen ist es sehr wohl annehmbar, daß zur Zeit der Entstehung der Gedichte das jetzige Asowsche Meer nach der Durchfahrt der Kimmerischen Meerenge als Okeanos gelten konnte, ebenso wie nachweislich das Kaspische Meer als östlicher Okeanos angesehen wurde, bis ihn eine erweiterte Kenntniß des Erdkreises weiter verlegte. Die Seefahrten der Griechen dürfen wir uns in der ersten Hälfte des vorchristlichen Jahrtausends kaum zu ausgedehnt vorstellen. Es ist darum ein unläugbarer Vorzug der Baer'schen Auffassung, daß sie uns ein enger begrenztes und besser abgerundetes Bild der Irrfahrten giebt, als

die früheren Ausleger dieser Fragen, und wir nehmen keinen Anstand, seiner Deutung der Localitäten der Odyssee eine an Gewißheit streifende Wahrscheinlichkeit zuzuerkennen.

In den 80er Jahren seines Lebens stand Baer, als er mit dieser Arbeit vor die Oeffentlichkeit trat. Und wenn wir uns vor Augen stellen, mit welcher Schärfe des Geistes er sich seine Argumente bald aus der Ueberlieferung bald aus der eigenen Anschauung herholt, um das zu begründen, was er im offenen Gegensatze gegen die bisherige Anschauung behauptete — denn von seinen unbeachtet gebliebenen Vorgängern wußte auch Baer anfänglich nichts — so müssen wir staunen vor der Frische des Geistes, die er sich bis an sein Ende bewahrt hat.

Ich hoffe, Sie werden aus diesen Ausführungen den Eindruck gewonnen haben, daß der Geist Baer's auch hier auf dem Gebiete der Vorgeschichte der europäischen Völker eine nachhaltige Spur hinterlassen hat und daß der Stern, dessen Aufganges wir im Anfange dieses Jahres gedachten auch in seinen letzten Strahlen geleuchtet hat zur Erhellung dunkler Gebiete des Wissens, zur Förderung der menschlichen Erkenntniß.

Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Walujew.[1])

1857.

Baron Hahn[2]) hat dem Landtage am 25. Januar schriftlich mitgetheilt, er beabsichtige das Amt eines Landesbevollmächtigten niederzulegen, indem er zugleich erklärte „Ehre und Pflicht verböten es ihm unter den obwaltenden Verhältnissen, welche ihn der Möglichkeit beraubten, dem Lande nützlich zu sein, in seiner Stellung zu verbleiben." Er erinnert an die bevorstehenden Gefahren und weist auf den monarchischen Schutz, als auf ein Mittel sich von diesen Gefahren zu befreien, hin. In seiner Sitzung vom 26. d. M. beschloß der Landtag mit einer Mehrheit von 21 Stimmen gegen 12, eine Beileidsadresse an Baron Hahn zu richten, in der es unter anderm heißt „die Gefahr müsse groß sein, wenn sogar Baron Hahn derselben weicht; die Ritterschaft sehe der Zukunft mit banger Sorge entgegen, hoffe aber zugleich, daß sich die der Ritterschaft drohenden Wolken angesichts der monarchischen Hülfe zerstreuen werden." Ich kann mich für die buchstäbliche Richtigkeit dieser Ausdrücke nicht verbürgen, im Allgemeinen aber müssen sie der Wahrheit entsprechen, indem sie mir von einem der Deputirten und von zwei anderen Personen, welche aus dem Munde der Deputirten dasselbe gehört, mitgetheilt worden sind. Die Congruenz der aus verschiedenen Quellen geschöpften Informationen beweist, daß dieselben im Wesentlichen richtig sind.

---

[1]) Vgl. S. 1 ff. dieses Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift".

[2]) Baron Theodor v. Hahn, Erbherr auf Postenden, geb. 1788, kurl. Landesbevollmächtigter 1836—1857, † 3. April 1868.

„Verhältnisse, Gefahren, Wolken" — das Alles kann nur den Gouvernementschef bedeuten, weil der Gedanke, daß darin ein Hinweis auf den obersten Chef des Gebietes enthalten sein könne überhaupt nicht zulässig ist. Die Eigenthümlichkeit meiner gegenwärtigen Lage erhellt deutlich aus meinen nachfolgenden Darlegungen.[1])

„Im Laufe von drei einhalb Jahren, d. h. seit dem Tage, an welchem ich die Verwaltung des Gouvernements übernahm, bis heute hat es zwischen mir und der Ritterschaft keinen sichtbaren Zusammenstoß gegeben. Es gab wohl Meinungsverschiedenheiten, aber auch diese wurden zum größten Theil ausgeglichen; Klagen wurden gegen mich nicht anhängig gemacht; eine politische Correspondenz zwischen dem Ritterschaftscomité und mir fand nicht statt. Auch gegenwärtig existirt kein wichtiger Streitpunkt und keine Meinungsverschiedenheit bezüglich der laufenden Geschäfte. Was bedeuten denn aber alle die von dem Landesbevollmächtigten und dem Landtage selbst gebrauchten Ausdrücke? Warum überall eine solche Unbestimmtheit des Ausdruckes, ein solches Bemühen, jeden Hinweis auf Thatsachen zu vermeiden? Welche Gefahren drohen der Ritterschaft, aus welchem Grunde vergißt man, daß, falls es wirklich eine Veranlassung zu begründeten Klagen über meine Thätigkeit geben sollte, über mir noch ein oberster Chef des Gebietes und ein Minister des Inneren stehen? Warum ersucht man nicht Eure Durchlaucht die Rechte des Adels zu beschirmen, sondern weist vielmehr, alle Regierungsinstanzen übergehend, direkt auf des Kaisers Majestät hin? Und endlich, wie kommt es, daß den jetzigen Handlungen des Barons Hahn während dreier Jahre unablässige Bemühungen vorangegangen sind, um unter dem Adel Mißtrauen, Abneigung und sogar Feindschaft gegen mich zu erwecken? Warum hat man zu diesem Zwecke stets Umwege gewählt, warum hinter meinem Rücken Beschuldigungen vorgebracht, Thatsachen entstellt und meinen Handlungen eine falsche Auslegung gegeben und dieselben verdächtigt?

Wenn ich officiell über all das Schweigen beobachtete, so schwieg ich nicht darum, weil ich nicht sah, was um mich her vorging, sondern einzig, weil, von meinen Ihnen gemachten mündlichen Mittheilungen ganz abgesehn, eine derartige Lage der Dinge der Aufmerksamkeit Eurer Durchlaucht nicht

---

[1]) Das nun Folgende sind Auszüge aus drei Berichten P. M. Walujew's an den Fürsten Suworow, vom 28. und 29. Januar und 1. Februar 1857.

Anmerkung der Redaction der „Russkaja Starina".

entgangen sein konnte — und weil ich überhaupt, soweit es irgend möglich ist, alles, was einer Klage ähnlich sieht, zu vermeiden liebe; auch erforderten die Zeitumstände eine ganz besondere Vorsicht und möglichst viel Geduld.

Jetzt halte ich es für meine Pflicht, meinen höheren Vorgesetzten eine Darlegung des Systems, nach welchem Baron Hahn und seine Partei im Landtage handeln, vorzustellen. Meine Persönlichkeit ist in die Sache nicht verflochten. Gegen mich persönlich ist, so viel ich weiß, keine Beschuldigung erhoben worden. Der Angriff ist ausschließlich gegen den Gouvernementschef gerichtet, in diesem aber will man einzig die Eigenschaften des Russen und seine nicht-kurische Art die Geschäfte und seine eigene Stellung anzusehn, treffen. Hier hat die Meinung Wurzel gefaßt, daß die Ritterschaft das Gouvernement mit verwalten helfe, daß eine jede Handlung der Gouvernementsobrigkeit schon im Voraus von der Zustimmung der Ritterschaft oder wenigstens von einer Verabredung mit Letzterer abhängig gemacht werde. Einzig die Thatsache, daß ich mich von den Gesetzen und den Weisungen des Generalgouverneurs leiten ließ, indem ich die ständischen Privilegien nicht antastete, aber auch keine im Gesetze nicht vorgesehenen Rechte anerkannte, — einzig die Ueberzeugung von der mir zugeschriebenen Beständigkeit meiner Ansichten und Selbständigkeit meiner Handlungen sind die wahren Gründe für alles Das, was heute auf dem Landtage geschieht. Die Hoffnung darauf, daß nach den allergnädigsten Aeußerungen des monarchischen Wohlwollens gegenüber der kurländischen Ritterschaft im Allgemeinen und Baron Hahn im Besonderen, zur Zeit des letzten Krieges, während der Anwesenheit Sr. Majestät in Mitau und der Krönungsfeierlichkeiten in Moskau, nunmehr der günstigste Augenblick gekommen sei, sich von meiner Person zu befreien, — ferner die zweite Hoffnung, daß meine Stelle der Sohn meines Vorgängers, der jetzige livländische Vicegouverneur Brevern[1]) einnehmen werde, — und endlich die dritte Hoffnung, daß es mir in Folge der Verbindungen Hahn's schwer fallen würde, Stand zu halten und meine Handlungen zu rechtfertigen, — das sind die ergänzenden und näher aufklärenden Gründe für die Handlungsweise Hahn's und seiner Partei im Landtage. Was die Beschaffenheit der Vorstellungen, welche Baron Hahn und diejenigen örtlichen Edelleute, die ihm in allen Dingen bedingungslos Glauben zu schenken pflegen, von den Geschäften der Gouvernementsverwaltung betrifft, so genügt es hier nur eines bereits

[1]) Iwan von Brevern war von 1857 bis 1868 kurländischer Gouverneur.

bekannten Umstandes zu erwähnen. Im Jahre 1854 vor seiner Abreise nach St. Petersburg bekannte sich Baron Hahn laut zu der Absicht den Vicegouverneur Beklemischew aus Kurland zu entfernen, und fragte mich selbst persönlich, wen ich an Stelle Beklemischew's zum Gehülfen haben möchte, — als ob die Ernennung kurländischer Vicegouverneure und die Erfüllung der Wünsche des Gouvernementschefs den kurländischen Landesbevollmächtigten anheimgestellt wären.

Indem ich abwechselnd die Ausdrücke „Landtag" und „Ritterschaft" gebrauche, bin ich doch weit davon entfernt, meine gegen Baron Hahn und seine nächsten Anhänger gerichteten Beschuldigungen auf den gesammten kurländischen Adel ausdehnen zu wollen. Bekanntlich haben viele Edelleute und unter ihnen die aus dem Ritterschaftscomité ausgeschiedene Kreismarschälle Graf Medem[1]) und Koskull[2]) meine Handlungen stets vertheidigt. Aber andererseits ist es ebenso bekannt, daß es Baron Hahn während seiner zwanzigjährigen Leitung der ritterschaftlichen Angelegenheiten allmählich gelungen ist, einen fast despotischen Einfluß zu erlangen; dieser Einfluß gründet sich vorwiegend auf das künstlich und unabläßig von ihm behandelte Thema, man hätte es ausschließlich seinen Bemühungen zu verdanken, daß die Absichten und Verordnungen der Regierung, betreffend die Russificirung Kurlands und die Aufhebung seiner Privilegien, immer wieder unvollzogen geblieben. Die Erweckung von Mißtrauen gegen die Regierung war seine stete Sorge, dieses Mißtrauen selbst aber stets sein Halt- und Stützpunkt. In Folge dessen habe ich in keinem meiner allerunterthänigsten Berichte, vom Jahre meines Amtsantrittes 1853 an, über die Zuverläßigkeit Hahn's anders geurtheilt als mit Bezug auf seine geistigen Fähigkeiten und seinen unbegrenzten Einfluß auf die Ritterschaft. Gegenwärtig aber erscheinen mir seine Handlungen so unbedacht, daß ich nicht umhin kann, dieselben zum Theil einer krankhaften Erregbarkeit, der Folge seiner zerrütteten Gesundheit, seines Alters und vielleicht auch seines Grimmes über die stets gleich höfliche, vorbeugende, kaltblütige und geduldige Art und Weise, in der ich ihm gegenüber vorgehe, zuzuschreiben. Meine gegenwärtige Lage ist mit einigen besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Von Allem, was auf dem Landtage vorgeht, habe ich keine officiellen Nachrichten; Allen aber ist

[1]) Reichsgraf Peter v. Medem, geb. 1801, kurländischer Landesbevollmächtigter von 1857—1862, † 1877 zu Mitau.

[2]) Baron Leon v. Koskull, Erbherr auf Zilden, geb. 1802, Kreismarschall 1855 und 1856, Director des kurländischen Creditvereins, † 7. Decbr. 1888.

es bekannt, daß ich auf privatem Wege davon benachrichtigt werde. Ich werde gleichsam öffentlich in der öffentlichen Versammlung des Landtages beschuldigt, aber unbestimmt, in allgemeinen Ausdrücken sogar ohne Nennung meines Namens seitens der Anhänger des Barons Hahn. Diese Beschuldigungen lenken die allgemeine Aufmerksamkeit des örtlichen Publikums auf sich; aber man nimmt an, daß das, was Allen bekannt ist, mir allein unbekannt sei, da außer den Mitgliedern der Ritterschaft Niemand den Landtagsberathungen beiwohnt, ich aber von Seiten dieser Mitglieder officiell keinerlei Mittheilungen erhalten kann. Indessen ist es meine Pflicht, die zur Zeit des Landtages gewöhnlichen Formen in meinen officiellen und halbofficiellen Beziehungen zu denen, welche mich hinter meinem Rücken beschuldigen, zu beobachten.

Am 23. d. M. gab ich einem Theile der Deputirten ein Diner und brachte dabei die gewöhnlichen Toaste zu Ehren des Landtags und des Landesbevollmächtigten aus. Am 27. veranstaltete ich für die übrigen Mitglieder der Versammlung ein zweites Diner, wobei ich dieselben Toaste wiederholte. Um jedoch den Landtag möglichen Falles dazu zu nöthigen, die Anwendung unbestimmter Redensarten aufzugeben und sich den Thatsachen zuzuwenden, benutzte ich einen andern Toast, zu Ehren der abwesenden und von ihrem Amte zurückgetretenen Kreismarschälle, um dem Ritterschaftscomité meinen Dank dafür auszudrücken, daß im Laufe von drei einhalb Jahren zwischen uns keinerlei bemerkenswerthe und andauernde Meinungsverschiedenheiten entstanden wären und meine Pflicht, für die Unverletzlichkeit der gesetzlichen Rechte und Interessen des Landtages zu sorgen, erleichtert worden. Der Widerspruch zwischen diesen meinen Worten und dem Inhalte der schriftlichen Mittheilung Hahn's an den Landtag sollte dazu dienen deutlichere und bestimmtere Erklärungen seitens seiner Anhängner und Gegner im Landtage hervorzurufen.

Ich habe mich in meinen Voraussetzungen nicht getäuscht. Auf den 28. d. M. wurde eine geheime Landtagsberathung anberaumt, in welcher man beschloß: die den Rücktritt Baron Hahn's betreffende Angelegenheit, einschließlich der ihm überreichten Adresse, zugleich mit dem allgemeinen Bericht über die Thätigkeit des Landtages dem Druck zu übergeben, mit Ausschluß jedoch der dabei abgegebenen näheren Erklärungen und der in Folge meiner beim Diner am 27. d. M. gehaltenen Rede, stattgehabten Berathung.

Außerdem legte Baron Hahn neun Klageartikel gegen mich vor und bat, um diese Angelegenheit nicht aus den Händen zu lassen, um die Erlaubniß, noch so lange im Amte bleiben zu dürfen, bis die Untersuchung in Sachen dieser Artikel beendet wäre, trotzdem er drei Tage vorher erklärt hatte, ein längeres Verbleiben im Amte gestatteten ihm weder Ehre noch Pflicht. Genau kenne ich die neun beschuldigenden Artikel nicht, aber aus den gesammelten und mir mitgetheilten Informationen erhellt, daß es die folgenden sein müssen: 1) die Abfassung einiger Journäle der Gouvernementsregierung in russischer Sprache, gemäß einer von mir im Jahre 1854 getroffenen Verfügung. 2) die Nichttheilnahme von Vertretern der Ritterschaft an einer zu meiner Zeit stattgehabten allgemeinen Versammlung der Palaten. 3) der Artikel über die Altgläubigen (Raskolniken) in meinem allerunterthänigsten Bericht vom Jahre 1855. 4) die Angelegenheit, betreffend die Landparzellen in einer der kurischen Kreisstädte. 5) betreffend die außerordentliche Stellung von Fuhren und Arbeitern in militärisch dringlichen Fällen. 6) betreffend die Pässe einiger Mitglieder von Bauergemeinden, welchen diese Gemeinden unrechtmäßiger Weise solche Pässe verweigert hatten. 7) betreffend das ausschließliche Recht der kurischen Edelleute Kirchenvorsteher zu sein. 8) betreffend die neue innere Einrichtung der kurischen Städte — und endlich 9) die Angelegenheit, betreffend die zollfreie Einfuhr von Salz im vorigen Jahre.

Alle soeben aufgezählten Angelegenheiten habe ich seinerzeit ausführlich zur Kenntniß Eurer Durchlaucht gebracht. Aus Allem ist leicht ersichtlich, bis zu welchem Grade sich die Ansicht, der zu Folge die Handlungen des Gouvernementschefs der controllirenden Theilnahme der Ritterschaft unterworfen seien, hier schon entwickelt hat. Eine Meinungsverschiedenheit wird dem höchsten Vertreter der Regierung im Gouvernement als directe und unbedingte Schuld angerechnet, wobei man nicht einmal nach der Begründung und Wahrheit der gemachten Vorwürfe fragt. Der Landtag, d. h. die dem Baron Hahn ergebene Mehrheit, verlangte nicht einmal die Original-Correspondenzen, sondern begnügte sich mit einem summarischen Hinweis auf die oben erwähnten Artikel und beschloß, dem Landesbevollmächtigten nochmals zu danken.

Die wichtigsten Parteigänger und Werkzeuge Hahn's auf dem Landtage sind: sein Schwiegersohn Hauptmann Wigandt[1]), Baron Adolf

[1]) Julius v. Hohenastenberg, gen. Wigandt, geb 1820, Hauptmann zu Talsen, † als Mitauscher Oberhauptmann in Mitau.

Bistramb[1]), Theodor Haaren, der Kreismarschall Drachenfels[2]) und der Ritterschaftssecretär Baron Lieven[3]), welch' letzterer sich besonders auf den Einfluß seines Vetters, des Generaladjutanten Lieven[4]) verläßt. Die Hoffnung auf die in Petersburg dienenden Landsleute spielt in den hiesigen Begriffen und Anschauungen überhaupt eine große Rolle. Man steht mit Petersburg immer in lebhafter Correspondenz; man weiß sogar, daß von dort Auszüge aus geheimen und confidentiellen Papieren hierher gesandt werden. So gelangte auch, wie man sagt, durch Vermittelung Lieven's, ein Auszug aus meinem im allerunterthänigsten Bericht vom Jahre 1855 enthaltenen Artikel über die Altgläubigen hierher.

Der Zweck der gesammten Thätigkeit Hahn's und seiner Anhänger liegt klar auf der Hand. Sie brauchen einen, in seinen Beziehungen zu ihnen selbst, nachgiebigeren oder weniger vorsichtigen Gouvernementschef. Meine Entfernung vom Amte glauben sie auf zwei Arten durchsetzen zu können, — entweder direct mit Hülfe ihrer Petersburger Beschützer, indem sie mich der Unfähigkeit beschuldigen, — oder auf Umwegen indem sie meine Lage an und für sich zu einer unerträglichen machen.

Daher halte ich es für meine Pflicht, die ergebenste Bitte auszusprechen, Eure Durchlaucht mögen von dem kurländischen Ritterschaftscomité eine Abschrift der Klageartikel verlangen, welche Baron Hahn dem Landtage mitgetheilt, damit ich über jeden einzelnen derselben die nöthigen Erklärungen und Widerlegungen vorstellen könne. Ich kann dabei nicht umhin noch eines Umstandes zu erwähnen, der mir die Einforderung einer solchen Abschrift besonders wünschenswerth macht. In Folge der allgemeinen Ueberzeugung der örtlichen Bevölkerung von dem, was sie die „Macht" des Baron Hahn nennt, macht sich sogar in meiner Nähe und unter den mir unterstellten Beamten ein gewisses Schwanken bemerkbar. Mein Kanzleidirector[5]) — ein kurischer Edelmann von Geburt, für den es mir

[1]) Baron Adolf v. Bistramb, Erbherr auf Waddax, geb. 1822, † als Kreismarschall 1865.

[2]) Baron Peter v. Drachenfels, Erbherr auf Grausden, geb. 1795, Kreismarschall 1856 und 1857, später Rath des kurländischen Creditvereins, † 1879.

[3]) Baron Adolf v. Lieven, geb. 1825, 1854 kurländ. Ritterschaftssecretär, † 1872.

[4]) Baron Wilhelm v. Lieven, Generaladjutant und General der Infanterie, Generalgouverneur der Ostseeprovinzen von 1861—1864, † als Mitglied des Reichsrathes 1878.

[5]) Ernst v. Rummel, geb. 1810, Canzelleidirector des kurländischen Civilgouverneurs seit 1851, † 1881.

außerdem bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine Belohnung auszuwirken, — könnte vielleicht auf den Gedanken gebracht werden, daß es angesichts meiner baldigen Entfernung von hier und meines offenen Kampfes mit den Vertretern der Ritterschaft, nicht mehr besonders nothwendig sei, mir das Sammeln vollständiger Informationen aus den in meiner eigenen Kanzlei befindlichen Akten zu erleichtern. Um ein Beispiel dafür anzuführen, welche Mittel gegenwärtig angewandt werden, theile ich noch Folgendes mit: dem jungen Assessor des Bauskeschen Hauptmanngerichts Baron P. Rönne, welcher der oben erwähnten Minorität von zwölf Stimmen angehörte, ist bereits eröffnet worden, daß er bei den nächsten Wahlen auf kein Avancement hoffen könne.

Wie die Sachen jetzt liegen, braucht die Regierung nur ein Zeichen ihrer Unzufriedenheit zu geben, um die Ritterschaft auf den richtigen Weg zu weisen. Später wird Solches schwerer sein, da die Ansicht, die Ritterschaft sei mächtiger als der Gouvernementschef, noch tiefer sich einwurzeln dürfte. Es ist bemerkenswerth bis zu welchem Grade diese Ansicht schon jetzt auch unter den übrigen örtlichen Ständen verbreitet ist. Fast Keiner zweifelt daran, daß ich meine Stellung werde aufgeben müssen. Ein Glied der Gouvernementsverwaltung sagte einem seiner Collegen, daß er, angesichts der „Macht" des Baron Hahn, mein Schicksal voraussehe und mich bedaure. Ich meinerseits bedaure, daß ich genöthigt bin, derartige Urtheile nicht nur dem Einfluße Hahn's, sondern auch dem Verwaltungssystem meines Vorgängers im Amte zuzuschreiben.

Zum Schluße halte ich es für meine Pflicht, noch einmal darauf hinzuweisen, daß ich keine Klage gegen die kurländische Ritterschaft im Allgemeinen vorbringe und es durchaus nicht für wünschenswerth erachte, die Vorrechte, welche derselben unter dem Schirme der selbstherrlichen Gewalt der russischen Zaren zugestanden worden, irgend wie zu beschränken oder einzuengen, daß aber die Richtung, welche die Vertreter dieses Standes gegenwärtig eingeschlagen haben, und die von denselben erweckten Begriffe und Strebungen dem Staatswohle gerade entgegenlaufen. Ich bin überzeugt davon, daß unter einer anderen Leitung für innere Angelegenheiten die kurländische Ritterschaft einen der hervorragendsten Plätze unter den zum Kaiserreiche gehörenden Adelscorporationen einnehmen könnte, daß aber, falls die Regierung fortfährt, die Handlungen der jetzigen Vertreter dieser Ritterschaft nicht zu beachten, sie mit der Zeit zu strengen Maßregeln sich gezwungen sehen würde, welche gegenwärtig noch leicht zu vermeiden sind."

Mitau, den 11. März. Ich erhielt aus Petersburg die Abschrift eines Briefes, welchen Fürst Suworow dortselbst am 2. d. M. an den Fürsten W. A. Dolgorukoff gerichtet. Der Generalgouverneur hat sich gezwungen gesehn, in demselben gerade heraus zu erklären, daß wenn man mir nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt — ich mein Amt niederlegen werde. Stark sind die Deutschen in Petersburg.

Wahrscheinlich in Folge dieses Briefes hat man sich zu einer Lösung entschlossen, von welcher mich Gerngroß telegraphisch in Kenntniß setzte, d. h. zu einem Allerhöchsten Rescript.

Den 18. März. Das Rescript ist am 15. März auf den Namen des Fürsten Suworow erlassen worden. Der Minister des Innern meinte, es läge kein Präcedenzfall vor, daß ein Rescript an einen Gouverneuren gerichtet worden wäre. Was die Sache betrifft, ist das einerlei und au fond für mich noch besser. Weniger Debet, mehr Credit. Das Hauptziel wird durch den Text des Rescripts in gleicher Weise erreicht. Sein Wortlaut ist folgender:

„Ihre wiederholten mündlichen Vorträge und Mir vorgestellten Berichte legen Zeugniß ab für den hohen Grad der Wohleinrichtung und Ordnung, bis zu welchem die Verwaltung des kurländischen Gouvernements gediehen ist. Indem Ich in diesem Falle Ihrer stets regen Sorgfalt und unermüdlichen Arbeit, trotz der vielen andern wichtigen und umfassenden Pflichten, welche auf Ihnen lasten, volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, ersehe ich mit Vergnügen, daß dieser so befriedigende Verwaltungszustand Kurlands dem besonderen Eifer des Gouvernementschefs, Kammerherrn wirklichen Staatsraths Walujew, zugeschrieben werden muß, welchem es mittelst wohlerwogener Verfügungen und Maßnahmen, gelungen ist, Ihre Weisungen zu erfüllen und dadurch die Ordnung und Wohleinrichtung in allen Zweigen der Verwaltung des ihm anvertrauten Gouvernements zu bewahren und zu befestigen. Ich beauftrage Sie, dem wirklichen Staatsrath Walujew für solchen lobenswerthen Diensteifer Mein besonderes Wohlwollen zu eröffnen."

Den 8. April. In den nächsten Tagen kommt Fürst Suworow. Bald darauf tritt der Landtag zum zweiten Male zusammen. Nun, wir werden ja sehen! Bis jetzt ist es bemerkenswerth, daß es augenscheinlich Niemandem eingefallen ist, seine Aufmerksamkeit meiner pensée intime,

dem eigentlichen Anstoße zu all meinen Handlungen in Sachen des Landtages zuzuwenden. Es fällt anscheinend sogar Niemandem ein, daß ich von einer größeren und höheren, über den gegenwärtigen Fall hinausgehenden Idee geleitet werden könne. Würde ich denn wirklich die Sache officiell gemacht und so standhaft durchgeführt haben, nur um einiger unvorsichtiger oder ungehöriger Phrasen willen, welche die Mittheilung Hahn's an den Landtag und die Antwort des letzteren an Hahn enthielten? Ich habe den gegebenen Zufall nur als feste und zuverlässige Basis benutzt, um von ihr aus zwei Fragen näher zu beleuchten: bis zu welchem Grade die höheren Regierungsorgane befähigt und gewillt sind, in den örtlichen Angelegenheiten das Wahre und Rechte zu erschauen — und bis zu welchem Grade stark der Einfluß der hiesigen in Petersburg machinirenden Deutschen auf eben diese Regierungsorgane ist.

Den 12. Mai. Man hat Gerngroß aus Petersburg geschrieben, daß noch ein Epilog zu erwarten stehe. Dem Kaiser soll eine Klageschrift gegen den Minister, den Fürsten und mich überreicht worden sein. Tres faciunt collegium. Der Fürst a eu l'air de s'en ébouriffer. Die übrigen allgemeinen Nachrichten aus Petersburg lauten wenig tröstlich.

Dubbeln, den 5. Juli. Fast zwei Monate vergangen und noch nichts!

Ich sprach hier Tornow[1]), welcher in den Kaukasus reist, um ein handelspolitisches Unternehmen zu verwirklichen. Man beabsichtigt, in Persien und an den Grenzen der turkmenischen Länder in rührigster und vielversprechender Weise Handelsverbindungen anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke hat sich eine Compagnie unter der Firma dreier Personen gebildet — Kokorew, Nowosseljski und Tornow. Das hätte schon längst geschehen müssen! Von Tornow erfuhr ich auch die folgenden, das Project einer Reformirung des Marine-Ressorts betreffenden Daten, welches Projekt auf Befehl des Großfürsten Generaladmirals ausgearbeitet und vorgestellt worden; man hat demselben jedoch, wie es scheint, keinen weiteren Fortgang gegeben. Diesen Daten zu Folge soll 1) die Stellung des Generaladmirals genau bestimmt werden; 2) ein allen unseren Hauptverwaltungen gemeisames Uebel beseitigt werden, nämlich: die Nichtverantwortlichkeit und Willkür der Hauptchefs, über deren Handlungen bei uns keine eigentliche

[1]) Nicolaus Constantin v. Tornow, geb. 1811, früher Canzelleidirector des Generalgouverneurs, dann Oberprocureur beim Senat und später Senateur.

Kontrolle existirt. Zu diesem Zwecke sollen die Berichte künftig in den Reichsrath eingebracht und, mit den Bemerkungen des letzteren versehen, seiner Majestät vorgestellt werden. Außerdem soll die Bedeutung des Admiralitätsrathes verstärkt werden, indem man in allen möglichen Fällen die Vortheile der Collegialität sich zu Nutzen macht; 3) die Thätigkeit der niederen Chefs verstärkt und erweitert werden, indem den Direktoren die Erledigung von Angelegenheiten geringerer Wichtigkeit, auf ihre eigene Verantwortung hin anheimgestellt wird; 4) die Ordnung des Kanzleiwesens den Direktoren überlassen werden, nachdem der Verweser des Ministeriums, welchem vorwiegend das Wirthschaftswesen, unter der Oberaufsicht des Generaladmirals, unterstellt ist, solches gutgeheißen; 5) soll man sich bei Besetzung von Stellen nicht mehr durch Rücksichten auf Ränge und Kategorien beschränken lassen; 6) endlich sollen die Gagen erhöht und Beurlaubungen nach Rußland und in's Ausland mit Beibehaltung der Gage gestattet werden.

Tornow bemerkte bei dieser Gelegenheit, anordnende Projekte müßten abgefaßt werden, indem man von den niederen Instanzen, ausgeführt aber, indem man von den höheren anfängt.

Mitau, den 15. Sept. Wieder zwei Monate vergangen und noch immer nichts! Denn für irgend etwas besonderes kann die in Dresden erfolgte Versöhnung zwischen Baron Hahn und dem Fürsten Suworow und die Rückkehr Beklemischew's nicht gelten, welch' letzterer vor einigen Tagen mit verschiedenen unzuverlässigen und unaufrichtigen Nachrichten hier ankam.

Den 22. Sept. In der Angelegenheit betreffend die Umgestaltung des Mitauer Gymnasiums in ein Lyceum, hat man die Meinung des kurländischen Gouvernementschefs zu hören verlangt. Allem zuvor bereitet mir die Vorfrage Schwierigkeiten: in welcher Sprache soll ich die von mir verlangte Meinungsäußerung abgeben? Wir haben nämlich zwei Arten von Sprachen: eine bedingte, allgemein verständliche und sich zum allgemeinen Gebrauch eignende — und eine bestimmte, für welche es nur wenig Liebhaber giebt. Z. B.:

In bedingter Sprache: die baltischen Gouvernements sind von treu unterthänigsten Gefühlen erfüllt und Rußland heiß ergeben; die Ritterschaft hat während des letzten Krieges bereitwilligst reichliche Opfer gebracht.

In bestimmter Sprache: die baltischen Gouvernements bilden nur in administrativer Hinsicht ein Ganzes, sonst giebt es in ihnen nichts Einiges. Die Stände sind von einander abgesondert und denken sehr wenig an Rußland. Während des letzten Krieges hat die Ritterschaft durchaus keine Opfer gebracht, mit Ausnahme solcher, welche die Obrigkeit von ihr erbeten.

Genau so kann man auch die Angelegenheit des Mitauschen Gymnasiums darlegen.

In bedingter Sprache des Curators des Dorpater Lehrbezirks: die Ritterschaft wünscht ein Lyceum; sie beweint das herzogliche Gymnasium, schickt ihre Söhne ungern nach Dorpat und läßt dieselben ausländische Universitäten besuchen.

In bestimmter Sprache des kurländischen Gouvernementschefs: die Ritterschaft beweint das herzogliche Gymnasium, falls sie es überhaupt beweint, nur wegen der Erinnerungen an die herzogliche Zeit. Sie steht einer Verbesserung des Gymnasiums gleichgültig gegenüber und giebt zu diesem Zwecke keinen Kopeken her; ein Vorschlag dieser Art wurde von Baron Hahn bereits abgelehnt. Ihre Söhne endlich schickt die Ritterschaft nur darum ungern nach Dorpat, weil die Dorpater Universität jetzt der Wladimir-Universität in Kiew gleicht und den aristokratischen Cliquen keinen genügenden Spielraum mehr gewährt. Unser Adel steht der Jugendbildung überhaupt gleichgültig gegenüber und es ist daher nicht wahr, daß die Kurländer ihre Studien im Auslande machen. Das ist wie die Deutschen sagen — ein Schreckschuß. Im Gegentheil beginnen verständigere Väter, ihre Söhne auf russische Universitäten zu schicken. Die Grafen Pahlen haben in Petersburg studiert, ebenso Graf Medem; in Moskau studieren jetzt ein Vietinghoff, ein Howen und ein Ropp. Offenberg und vielleicht ein anderer Vietinghoff werden nach Petersburg gehen. Im Auslande dürfte man nicht so Viele finden.

Um der Sache zu nützen darf man nicht die bedingte sondern nur die bestimmte Sprache anwenden. Darum ziehe ich es vor die letztere zu gebrauchen.

Der Plan einer Umgestaltung eines Mitauer Gymnasiums ist augenscheinlich aus zwei verschiedenen Gründen hervorgegangen: einerseits aus der Erkenntniß der allgemeinen Mängel in der jetzigen Einrichtung und des geringen Nutzens, welchen dieselbe bringt; das ist der Standpunkt der örtlichen Schulobrigkeit; andrerseits aus dem Wunsche, Kurland mit einem ergänzenden Hülfsmittel zur Bewahrung und sogar Weiterentwickelung jener

Eigenthümlichkeit, kraft welcher es im Zusammenhange des Reiches als Separatist dasteht, zu versehen; das ist der Standpunkt weniger schärfer blickenden Kurländer, auch des Baron Hahn. So lange die Dorpater Universität noch eine deutsche de pur sang war, verspürte man kein sonderliches Bedürfniß nach einer derartigen separatistischen Lehranstalt. Gegenwärtig sind sämmtliche Universitäten zu sehr unter einen Generalnenner gebracht worden, daher auch das Bedürfniß nach einer lokalen Pflanzschule gelehrter aber einseitiger Männer immer fühlbarer wird. Wenn man ferner in Erwägung zieht, daß im Laufe von zwanzig Jahren (1835—1854) in das Gymnasium 1176 Schüler eingetreten sind, von denen vor Beendigung des Kursus 777 wieder ausgetreten, die Universitäten und das Forstinstitut aber nur 228 bezogen haben, so wird, meiner Ansicht nach, der Standpunkt, von welchem aus die Regierung diese Angelegenheit anzusehen hat, schon von selbst bestimmt. Eine Umgestaltung des Gymnasiums ist erwünscht, jedoch nicht zu dem Zwecke, daß die Kurländer der höheren Stände ihre endgültige Bildung innerhalb Kurlands erwerben könnten. Es wäre im Gegentheil sehr nützlich, wollte man diejenigen von ihnen, welche sich auf den Staatsdienst oder auf Wahlämter vorbereiten, dazu nöthigen, ihre höhere Bildung außerhalb des Gouvernements zu suchen. Der Zwang hierbei wäre ein indirekter und darum nicht drückender. Daß die Regierung nirgendwo der Idee des Separatismus Vorschub leisten darf, — dieser Gedanke scheint mir eine unbezweifelbare Wahrheit zu sein. In unserem Falle könnte man eine Ausnahme nur hinsichtlich der Naturwissenschaften machen, für solche, welche sich für den bescheidenen Beruf eines Landwirthen vorbereiten. Meiner Ansicht nach wäre es nützlich, die Zahl der unteren Klassen zu verringern und dafür eine höhere Klasse hinzuzufügen, in welcher Naturwissenschaften und sonstige Fächer einer allgemeinen Bildung gelehrt werden sollten, unter Ausschluß jedoch juristischer Fächer, weder nach römischem Recht, noch nach dem Swod Sakonow, noch auch nach dem Provinzialrecht. Für die hierselbst Wahlämter Bekleidenden ist die Jurisprudenz darum eine Nothwendigkeit, weil dieselben, in Folge des hier üblichen Avancements, gleich beim zweiten Schritte bereits Richterstellen erhalten.

Soweit mir bekannt, hat Bradke den Plan der örtlichen Schulobrigkeit umgearbeitet, ob aber zum Besseren, ist sehr fraglich. J'ai toute sorte de respect pour M-r de Bradke; mais il est des gens, qui ne doutent de rien et il me semble appartenir à cette classe. Il est

toujours tellement sûr de son fait; au present, au passé et à l'avenir, que le sentiment le plus distinct que sa conversation m'inspire, est celui de la peur. Er nimmt an, die Wünſche und Bedürfniſſe der Kurländer erkannt zu haben; ich bezweifle es.

Mit einem Worte, die gegenwärtige Einrichtung des Gymnaſiums kann erheblich verbeſſert werden, ſeine Umgeſtaltung in ein Lyceum mit juriſtiſchen Kurſen halte ich für ſchädlich, — natürlich mit dem Vorbehalt: wie die Sachen im Jahre 1857 liegen; unter anderen Verhältniſſen im Centrum und fern vom Centrum wäre eine zum Theil andere Meinung möglich.

Finnlandfahrt.

Hämmelinn. (Tawaſtehus.)

Fern im Lande der Tawaſten,
Kalew's düſtrer Heimath, war's,
Wo einſt Wäino ſich entwunden
Kühn dem Schooße Ilmatars.

Liegt das Städtchen wie verwunſchen,
Stumm verſchloſſen jede Thür —
Nur ein Burſche und ſein Mädchen
Irren um ein Nachtquartier.

Rütteln an der erſten Pforte,
Rücken kühn zur zweiten vor,
Klopfen an die dritte, vierte —
Doch es öffnet ſich kein Thor.

Endlich, wo die Welt zu Ende,
Winkt ein Wirth in greiſem Haar
Und die winzigſte der Stuben,
Beut er dem verliebten Paar.

Weltverloren, traumumſponnen,
Einzig in ihr Glück gebannt,
Ruhn die ſeltſam fremden Gäſte
Unbeachtet, unerkannt.

Ukko ſelbſt, der Weltenvater,
Fügte gnädiges Geſchick,
Gönnte götterfrohe Tage
Koit und ſeiner Aemmarik. —

Lichter prangt das Grün der Tannen,
Heller blinkt das Blau der Seen —
Roſiger die Wolkenſchleier
Ueber Berg und Lande wehn,

Zauberhelle Nächte ſchimmern
Abendblaß und morgenhold,
Und das Land der tauſend Waſſer —
Leuchtet auf in Roth und Gold.

Tamerfors — Pühhijärw.

Zum toſenden Fors, zum niederen Hag,
Zwei Wandervögel geflogen,
Ducken ſich unter das Blätterdach,
Träumen hinab die Wogen.

Kauern ſcheu-verwirrt im Grün,
Laſſen das Schnäbeln und Singen —
In Silbergarben die Tropfen ſprühn,
Die Waſſer ſtürzen und ſpringen.

Von Klippe zu Klippe, in Sturm und Braus,
Betäubendes, wirres Gefunkel —
Da ſpannen die Flügel ſich ſehnend aus,
Fernhin zu lauſchigem Dunkel.

Im Kiefernwalde, auf dämmernden Höhn
Blüht's in den Herzen wieder —
Und über Finnlands heilige Seen
Strömen die ſüßeſten Lieder.

Guido Eckardt.

Briefe der Baroneſſe Edith v. Rahden an G. Berkholz

aus Italien und Deutſchland.

X.

Oſtende, 9. (21.) Aug. 58.

Alſo doch noch ein Brief von Ihnen, nachdem ich die Hoffnung auf ein Lebenszeichen längſt aufgegeben! Sie haben mir Grund zu mancherlei pſychologiſchen Betrachtungen gegeben. Zwei Jahre verſchiedenſter Erlebniſſe und Eindrücke ſind an meiner Seele vorübergezogen; feſt und tief, unverändert und treu blieben die Bilder der Vergangenheit in ihr ſtehen. Zwei Jahre monotonen Bibliothektreibens und Petersburger Einerlei's haben ſich über Ihren Sinn und Ihr Gemüth gelagert — ſiehe da! und Sie ließen uns nach und nach Alle im Stich wie verblaßte Paſtellbilder, zuerſt den Doktor dann mich . . . Und die Nutzanwendung? Reiſen ſind ein unfehlbares, köſtliches Mittel gegen Körper- und Seelenſchwächen, und wer in Rom geweſen iſt „der wird erſt ganz geſund". Um Sie thut es mir herzlich leid, daß Sie nicht dahin gehen konnten, um uns freut es mich, und nicht mich allein; die Großfürſtin iſt ſehr damit zufrieden und heißt Sie im Voraus in Oranienbaum willkommen.

In Oſtende iſt's grau und kalt; Wind und Regen wechſeln mit drückender, momentaner Hitze ab; die Großfürſtin badet fleißig und es bekömmt ihr. Wir gehen einſam am Meeresgeſtade auf und ab, ſeufzen aber nicht wie das Fräulein von Heine, ſondern lachen vielmehr des Wetters und der Langeweile. Die Sonne Roms haben wir in unſeren Herzen mitgebracht; bei den magiſchen Lauten: Vatican, Tivoli, St. Peter, Coloſſeum, ſteigen lange Reihen herrlicher Bilder in uns auf und ich fühle mich

geborgen gegen Menſchen und Elemente. Ueberdem, obgleich wir Niemand hier kennen und nur unter uns leben, kann ich ohne Uebermuth ſagen, daß wir in liebenswürdiger Geſellſchaft ſind. Abends wenn die Großfürſtin uns, wie gewöhnlich, früh entläßt, verſammelt ſich bei mir ein kleiner Kreis: Frl. Staal, Dr. Arneth, Abaza, Dimitrieff und Tſchitſcherin. Fragen Sie Kawelin nach den beiden letzten, die ich nunmehr hoffe zu meinen Freunden rechnen zu dürfen, und ſagen Sie ihm, ſein Name komme beſtändig in unſeren Unterhaltungen vor. Wir diskutiren, lachen, philoſophiren ohne Ende, und trennen uns mit dem ſchönen Gefühl über lauter Dinge geredet zu haben, die von der Welt unnütz genannt werden, aber ſehr göttlich ſind.

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiederſehen — dies iſt mein letzter Brief; laſſen Sie mich ſchließen, wie ich meine Reiſe begonnen — mit einem warmen, treuen Freundesgruß an Sie und dem beſten Wunſch, den ich in meinem Herzen finden kann: Gott ſegne Sie!

Edith v. Rahden.

XI.

Nizza, 29. Juni (11. Juli) 60.

Ich habe Ihnen einen langen Brief verſprochen und obendrein einen politiſchen; zu der erſten Eigenſchaft braucht man Zeit, zu der zweiten eine ſichere Gelegenheit. —

Die hieſige, heutige Regierung — meiner Meinung nach dürfte ſie kaum bis morgen reichen. Mißverſtehen wir uns nicht: das napoleoniſche Regiment iſt ſehr ſtark für den Augenblick, es thut große Dinge nach Außen und nach Innen, hat eine enorme Initiative und Spannkraft — aber eben dieſe Thatenfähigkeit richtet ſie zu Grunde. Es iſt förmlich außer Stande ruhig dazuſtehen, ſchützend und erhaltend, es muß fieberhaft vorwärts oder die müden Glieder brechen zuſammen. Ein legaler Zuſtand wäre ſein Tod. Nur die Willkür in ihrer ausgedehnteſten Form erhält tauſend und aber tauſend Intereſſen wach, welche auf Befriedigung lauern und unter den jetzigen Umſtänden auf dieſelbe hoffen können. Mit enormen Bauten, Unternehmungen, Speculationen aller Art wird dem Volk der Mund geſtopft und durch dieſe gemeine Speiſe der edle Hunger nach höheren Gütern betrogen. Gewiß wird viel Großes dabei gefördert; aber der Kurzſichtige ſieht nur die glänzenden Städte, die ſchönen Bauten, die Annexion von Provinzen, den ungeheuren Aufſchwung der induſtriellen Richtung, und muß

ſtaunen, ſowohl über die glanzvollen Reſultate dieſes einen, klugen Willens, als über die blinde Unterwerfung mit welcher man ihm folgt. Vor allem Glanze überſieht man aber gewöhnlich den bleichen Schatten, der faſt unſcheinbar, ſtill doch mächtig, nebenher zieht, und langſam unterwühlt, was ſo feſt und hoch ſich erhebt — die Verachtung heißt er und er tödtet ſicher. Thiers bemerkt ſehr richtig in ſeinem letzten Bande der Geſchichte des Kaiſerreichs: die Haltung der Beamten ſei maßgebend bei der Beurtheilung einer Regierung, an ihnen erkenne man, wie ſie innerlich ſtehe und welchen Einfluß ſie im Lande ausübe. Nun, ich habe Gelegenheit täglich franzöſiſche Beamte zu ſehen, und amüſire mich, ſie reden zu laſſen. Arrogant und rückſichtslos, energiſch, intelligent, aber geiſtlos, ohne Bildung, aber vortreffliche routiniers, ſpricht jeder von ihnen von der jetzigen Regierung als von einer Zwangsjacke gegen die Tollheit der Anarchie, höher ſteigt ihre Bewunderung nicht. Sie verſichern auf ihr Wort, der Thron ſtehe ſehr feſt, die Adminiſtration ſei allmächtig, das Land im Fortſchritt begriffen, jede mögliche, vernünftige Freiheit gewährt, und wenn man ſie hat ausſprechen laſſen, tritt gleich an's Tageslicht der innere Ekel vor der grenzenloſen Willkür der Miniſter, vor der ſchmutzigen Umgebung des Kaiſers, ja der hieſige Präfect konnte nicht umhin neulich, in einem unbewachten Augenblick, mir zu vertrauen, wie tief gekränkt das Nationalgefühl ſei durch die Solidarität des Kaiſers mit der Heſe des Landes, wie ſelbſt ſeine Heirath mit einer wenig geachteten Perſönlichkeit etwas wäre, was ſich nicht im Publikum überwinden ließe. Und dieſer Präfect iſt ein Liebling des Augenblicks. — Bei den adminiſtrativen Stellungen muß Alles dahin zielen die momentane Gunſt zu erlangen und durch geſchickte Manoeuvres zu erhalten; das beſtändige Abſetzen und Neuernennen ruinirt in jedem Charakter die Unabhängigkeit und den Rechtsſinn; die großen Gehalte und die freie Ausübung der Macht geben andererſeits dieſen Stellungen unwiderſtehlichen Reiz und ſo bildet ſich nach und nach ein Heer büreaukratiſcher Condottieri aus, die, wie ſich dieſe Herren ausdrücken, die praktiſche Seite der Dinge anſehen. Die Armee ſteht weit ehrenwerther da. Sie erfüllt ihre Pflicht glorreich, ſie iſt muſterhaft in ihrer Organiſation und Disciplin. Weil entfernter von der Gunſt, nicht dazu berufen zu unterdrücken und zu herrſchen, hat ſie eine würdige und zugleich beſcheidene Haltung, wie die alten Leute, die den Ernſt des Lebens gekannt und die Hitze des Gefechts durchgemacht haben. In ihren höheren Offizieren beſteht ſie durchgängig aus afrikaniſchen Soldaten, welche in der

Schule des Krieges mit den Prinzen von Orleans groß geworden ſind und für ſie die tiefſte Verehrung empfinden. Was die Armee iſt, verdankt ſie unſtreitig den 20 Jahren der Juliregierung; in der Stille vorbereitet, an fernen Kämpfen faſt glanzlos geübt, iſt dieſe Armee auf europäiſchen Schlachtfeldern zum Bewußtſein über ſich ſelbſt gekommen, und ein General derſelben ſagte mir neulich mit großer Offenheit: „Jetzt iſt kein Regierungswechſel mehr ohne die Armee möglich, — ſie weiß, was ſie heute gilt, et si l'Empreur venait à manquer, elle dirait son mot! En 1848, si le duc d'Aumale, par des raisons fort honorables, sans doute, n'avait pas renoncé à l'idée de se mettre à notre tête, — la maison d'Orléans régnerait encore." — Und ſie ſollen es noch erleben; wird durch irgend einen Unfall der Thron vacant, — ein Orleans beſteigt ihn ſicher. Die Namen Aumale und Joinville haben in der Armee einen goldenen Klang und für den intelligenten Theil des Volkes, für den ehrenwerthen bedeuten dieſe ſelben Namen — Geſetzmäßigkeit und konſtitutionelle Regierung. — Der König von Württemberg ſagte im vorigen Winter zu einem franzöſiſchen Legitimiſten, der von ſeiner Partei ſprach: „Je vous demande mille pardons, mon cher Marquis, mais je suis assez vieux pour être franc. Le parti légitimiste n'est plus un parti, c'est une congrégation. Quant à son importance, l'Empereur Napoléon lui même me sert de baromètre à cet égard: il honore, il respecte les legitimistes, — il leur rend toute justice; au contraire il hait les orléanistes et leur tombe dessus où il peut — par conséquent ce sont les seuls qu'il craigne." — In dieſer Furcht liegt die Gewähr der Zukunft. — Wie lange aber noch die Gegenwart dauert, das wiſſen die Götter. L. Napoleon hat noch große Dinge in Europa zu bewegen, ein ehrlicher Menſch iſt nun einmal zu ſolchen Dingen unfähig und die Vorſehung braucht ab und zu napoleoniſche Präfecte. — Ich möchte Ihnen Gutes aus Italien erzählen, leider iſt da der Horizont ſehr trüb, oder ich ſtehe vielleicht der Küche zu nahe, um die Speiſe lecker zu finden. Es iſt, als wolle Alles drunter und drüber gehen; in Piemont in Folge der diktatoriſchen Gewalt der Regierung ein Zuſtand der an Geſetzloſigkeit grenzt, und dagegen eine beinahe republikaniſche, in jedem Falle ſehr radikale Oppoſition, welche Cavour haßt und anfängt expiemontiſch zu werden. In Florenz iſt man ſchon ſehr toskaniſch, Mailand will die künftige Hauptſtadt des einigen Italiens werden. — Alle ſind des Krieges und der Abgaben beſonders müde. Garibaldi iſt der künftige Legendenheld

des regenerirten Italiens, — die ganze Anlage ſeines Charakters paßt dazu, denn er iſt einer jener ſeltenen Menſchen, welche aus einem Guß in Erz gegoſſen, auch nur einen Gedanken im Herzen haben; im Kopf keine prüfende Reflexion, keinen Zweifel, kein Schwanken. Ein einiges Italien, wenn es möglich wäre, ein republikaniſches, das iſt der Traum ſeiner Kindheit geweſen. Der Mann macht die Träume des Knaben zur Wirklichkeit und bleibt dabei der ſchlichte, arme Schiffer, der in Sardinien oft hinter dem Pfluge herging, wenn er ausruhen durfte zwiſchen zwei gefahrvollen Reiſen. Er beſitzt den franzöſiſchen Generalen nach, ein großes militairiſches Talent und erhält muſterhafte Disciplin unter ſeinen Leuten. Dieſe boten während des vorigen Krieges das ſonderbarſte Gemiſch, wie mir Herr von Dönniges (der bairiſche Miniſter in Turin) ſagte, — ein erhebendes Schauſpiel; die Söhne der vornehmſten toskaniſchen Familien in eleganter Kleidung, mit feinſten Manieren, neben zerlumpten, nervigten Arbeitern, die die Axt oder den Hammer eben verlaſſen hatten, um in demſelben heiligen Kampfe gegen Fremdherrſchaft beiſammen zu ſtehen. Dönniges erzählte mir auch, Garibaldi ſei politiſch ganz unfähig: man überliſtet ihn wie ein Kind in großen Dingen, ſonſt hat er im Leben die gewöhnliche italieniſche Liſt. Sobald er an Geſchäfte oder Unterhandlungen geht, iſt er verloren und geräth unfehlbar in fremde, meiſt ſchlechte Hände. Der Enthuſiasmus für ihn im Volke iſt ſehr groß: er wird von einer wohlverdienten Achtung für ſeine ſeltene Uneigennützigkeit, Hingebung und Güte getragen. In Sicilien geht es ihm ziemlich ſchlecht; nach der erſten heißen Erhebung wollen die Einwohner weder andere Leute befreien, noch ſich ferner ſchlagen, noch Abgaben zahlen, und Garibaldi iſt in großer Verlegenheit. Einen mächtigen Alliirten hat er aber: die abſolute Nullität des Königs von Neapel und das unauslöſchliche Mißtrauen, das ſeine Dynaſtie den Völkern eingeflößt hat. Wer mag einem Bourbonen trauen? — So lange ein Bourbone in Italien iſt, darf man die Waffen nicht ablegen! Das hören Sie überall durch ganz Italien, neben dieſem Haß iſt die Nichtachtung für den Großherzog von Toscana beinahe Liebe. In dieſem Augenblick ſieht Alles nach einer Conföderation aus, Frankreich drängt dazu und möchte um Nichts Italien ganz und gar dem Könige von Sardinien überlaſſen, ja, es brächte ſogar ſehr gerne den Erzherzog nach Florenz zurück, wenn Venedig befreit werden könnte und Oeſterreich anderweitig entſchädigt — der große Aventurier denkt ſicher an die Donaufürſtenthümer dabei. Ueberhaupt bereitet er ſich eine glänzende Rolle im Orient vor.

Ohne Liebe und ohne Haß, wartet er ruhig die Gelegenheit ab, und da er keinen unnützen Ballaſt von Skrupeln oder Principien bei ſich führt, läuft ſein Schiff keck und leicht in alle beliebigen Häfen ein. — Im Kirchenſtaat ſpricht man von Reformen, von Nachgiebigkeit ꝛc. Alles zu ſpät. Sie werden ſehen, es kommt nächſtens über Italien ein großer Sturmwind, und der trägt die Spreu der weltlichen Herrſchaft davon. Deſto mächtiger und herrlicher wird ſich die Kirche dann erheben . . . ich ſchaue ſie ſo im Geiſte. — Wie oft muß ich an Sie denken in dieſem ſchönen Lande! Jede Laſt des Tages fällt ab, wenn man dieſer Natur in's Auge ſchaut. Sie ſpricht, nein, ſie ſingt dem aufmerkſamen Ohr die lieblichſten Weiſen zu. Es liegt in ihr eine Fülle der Anmuth und Reinheit, eine heilige, unbewußte Andacht. Hier hat Alles eine ausgeprägte Phyſiognomie; ſehen Sie mir einmal ſolch italieniſchen Felſen an? Der erzählt Ihnen gleich eine ganze Geſchichte von Kampf und Liebe und edler Bildung! In feinen, ſcharfgeſchnittenen Zügen ſticht ſein Profil von dem lichtblauen Himmel ab, bald wird er ganz finſter vor innerer Gluth, bald unter dem milden Strahl der ſinkenden Sonne, durchſichtig, hell, zart wie ein Feengebilde. Und dieſer Reichthum der Vegetation! Zwiſchen Erde und Himmel iſt hier ein ewiger Wechſelgeſang. Die Sonne ſchließt nie ihr mächtiges Auge großmüthiger Liebe über dieſen geſegneten Fluren, und ſie ſprießen ihr unter reizendſter Form täglich friſchen Dank entgegen.

XII.

München, 18. (30.) Juli 60.

Wie immer, wenn mich etwas beſonders anſpricht, muß ich an Sie denken, mein lieber Freund, und es Ihnen ſagen. Und hier ſind Sie mir beſtändig nahe. Geſtern Abend habe ich ein paar ſchöne Stunden verbracht in andächtigem Zuhören. Liebig war bei der Frau Großfürſtin zum Thee, ich ſaß neben ihm und habe weder Auge noch Ohr, noch Herz, von dieſem liebenswürdigen alten Mann abgewandt. So mild, ſo heiter, ſo voll heiligen Feuers habe ich ihn mir kaum gedacht. — Oft mußte ich ihn mit unſerem Baer vergleichen, wenn er in klaren Worten die wichtigſten Entdeckungen darlegte und immer von dem gegebenen Erfahrungsmaterial zu den höchſten Wahrheiten hinaufſtrebte. Tod, Leben, Nahrungsmittel, Licht, Wärme — Alles nahm einfachſte Form und tiefſten Gehalt in ſeinen Geſprächen an. Er hat ganz weißes Haar, doch ſind die Augenbrauen ſchwarz geblieben und der Blick iſt lebendig und ſcharf. Ein

Repräſentant echter Wiſſenſchaft — hörte ich ihn mehr denn ein Mal beſcheiden ſagen: das weiß ich nicht, — das kann ich nicht begreifen. — Und dann wiederum leuchtete ſein Auge in wahrhaft kindlicher Freude, wenn er ewige Geſetze in ihrer ſchönſten Harmonie beſchrieb. Lange hat mir kein Menſch ſo angenehm, freundlich und ernſt gefallen — ich wollte, Sie kennten ihn auch! Wenig Stunden vorher ſah ich einen anderen Mann, der mir auch einen ſehr bedeutenden Eindruck gemacht — verſchieden und doch gleichartig mit dem Gefühl, das mir Liebig einflößt. — Es iſt der Abt des hieſigen Benediktinerkloſters von St. Bonifaz, der berühmte Redner und Profeſſor an der Univerſität Dr. Haneberg[1]). Die Großfürſtin wollte den Bau der Baſilika näher kennen lernen und auch das Kloſter ſehen, und er empfing ſie in der Kirche und führte uns durch die Räume des Kloſters. Selten iſt mir ein ſo anziehendes Aeußere vorgekommen, ſehr ernſt, ſehr hager, ſchaut ihm die herzgewinnendſte Güte aus den Augen und legt ſich in wohlwollenden Linien um den Mund. Stirn und Brauen ſehen ſinnend und vielleicht melancholiſch aus, in ſeinem ganzen Weſen liegt aber der Ausdruck von etwas ſiegreich Ueberwundenem, Freudigem. Ich wollte, ich könnte Ihnen den feinen Takt beſchreiben, mit dem er die Großfürſtin empfing, ſo ehrerbietig als möglich, ſo beſcheiden und anſpruchlos wie der geringſte unter ſeinen Brüdern — und dennoch wäre es unmöglich geweſen in ihm den Gebieter des Hauſes, den Abt von St. Bonifaz zu verkennen. Es wurden einige Erziehungsfragen berührt — denn die Benediktiner beſchäftigen ſich hauptſächlich mit dem Schulfach — mit größter Unparteilichkeit und Milde ging er darauf ein, ſprach von dem ſogenannten Unglauben in ernſter, klarer, ruhiger Weiſe, wie ein Menſch der über die Zufälligkeiten einer einzelnen Epoche hinüber ſchaut in weitere, höhere Kreiſe, wo die getrennten, engen Strebungen zuſammengefaßt werden in allgemeine, ewige Grundſätze. Wir gingen durch die Bibliothek — da ſtanden Sie im Geiſte neben mir. — Giebt es wohl etwas Herrlicheres als dieſes ſtille geräuſchloſe leidenſchaftsloſe Leben, das den erhabenſten Intereſſen der Menſchen ganz zugewendet iſt? Den Reſt des Tages blieb ich unter dieſem Eindrucke ernſten Friedens — ja, ich geſtehe offen, daß

[1]) Dr. B. Haneberg, geb. 1816 † 1876, eine der anziehendſten und ehrwürdigſten Geſtalten in der katholiſchen Kirche Deutſchlands im XIX. Jahrhundert. 1844 Profeſſor an der Univerſität zu München, 1851 trat er in das Benediktinerkloſter St. Bonifacius zu München ein, wurde 1854 deſſen Abt, 1872 Biſchof zu Speyer.

eine Art Heimweh über mich kam nach weihevoller Exiſtenz. — Döllinger habe ich auch kennen gelernt — doch nur flüchtig, — er iſt ein ſtark ausgeprägter Typus jener tiefen Gelehrſamkeit, die am Forſchen Freude hat und ſich wenig oder gar nicht um das lebendige Leben kümmert. Was ſoll ich Ihnen noch erzählen von Kirchen und Gallerien und Ateliers! Sie wiſſen beſſer als ich, was drin ſteht. — Sind Sie je in München geweſen? Wenn Sie nicht mit eigenen Augen die Meduſa Rondanini geſehen haben, ſo können Sie ſich freilich nicht vorſtellen, welche bezaubernde, unheimliche Schönheit in dem wunderbaren Kopf liegt. — Morgen in aller Frühe geht es fort über Lindau nach Ragatz — finde ich wohl dort einen Brief von Ihnen? Leben Sie wohl — gedenken Sie meiner. In herzlichſter Freundſchaft Ihre Edith Rahden.

XIII.

Nizza, 12. (24.) Sept. 60.

Endlich einmal wieder Nachricht von Ihnen! Ich war ſchon ungeduldig geworden und hatte an Frl. Euler geſchrieben, um zu hören wie es Ihnen ginge — halb glaubte ich auch das Correſpondiren ſei Ihnen läſtig. — Welch traurigen Sommer haben Sie verbracht, ſo viel Mühe und Arbeit, und Staub und Hitze! Könnte ich Ihnen nur ſagen, wie innerlich beſchämt ich dabei bin, unterdeſſen auf Bergeshöhen gewandelt zu haben und Alles zu genießen, was Sie verdienen! Sie müſſen eine Alpenreiſe machen. Brevern forderte mich dringend auf für Sie eine kurze Erzählung unſerer Schweizertage aufzuſchreiben, — das ging aber nicht, — Sie ſollen lieber ſelbſt kommen, ſehen und zuweilen an mich denken, wenn die Sonne über den Luganer See aufgeht. Hier iſt es auch wunderſchön — nur anders. Die italieniſche, durchglühte Natur iſt ſo fein, ſo vornehm, ſo edel in allen Linien, ſo leidenſchaftlich und dennoch ſo zart in allen Farben, daß die Schweizerwelt dagegen maſſenhaft und elementariſch ausſieht. Selbſt in ihrer wahrhaft jugendlichen Friſche und kräftig derben Vegetation erſcheint ſie demokratiſch großartig neben der ariſtokratiſch eleganten Welt der Cypreſſen, Palmen und Citronenbäume. Das Wetter iſt ſehr angenehm. — Abends wird es ſchon kühl und früh dunkel, dann bricht für mich die Stunde der Converſation an. — Der Prinz von Naſſau iſt auch hier — es gilt alſo alle Abend amüſant ſein; die Frau Großfürſtin iſt den Tag über beſchäftigt geweſen — ſie will heitere Unterhaltung . . . Brevern iſt wohl liebenswürdig, doch ſehr didaktiſch; der Prinz

charmant, doch ſehr verwöhnt und nicht ſelbſt en train; die Fürſtin Lvoff und ihre Nichte ſchweigen und lachen ſehr anſtändig mit. A. endlich iſt wohl ſehr guter Dinge, doch über die Maßen verliebt und voll Heirathsplänen, die ihn auch heute nach Baden führen, um die definitive Löſung ſeiner Lebensfrage zu erlangen. — Was bleibt übrig? Meine traurige Seele, die ſich zuweilen müde lacht. Da haben Sie die Schattenſeite meiner herrlichen Reiſe, — das gezwungene, lebendig und angeregt Sein. Wie köſtlich fallen dagegen aber die ſtillen Stunden in's Gewicht — Stunden, wie ich ſie früh Morgens in Kaltbad zubrachte! Nun liegen dieſe ſchönen Tage weit hinter mir, — was bringt die nächſte Zukunft? Mein alter Freund Haxthauſen[1]) will nichts von meinen Plänen hören — er verlangt, ich ſolle wenigſtens bis zum Frühjahr ruhig an der Stelle bleiben, die mir die Vorſehung angewieſen hat — ich ſehe Sie alſo wahrſcheinlich noch wieder. Das iſt eine Freude inmitten mancher ernſten Betrachtung. Leben Sie wohl bis morgen.

13. (25.) Sept.

Die Frau Großfürſtin bittet Sie in Ihren Bemühungen um May[2]) nicht nachzulaſſen; ſie hofft in ihm einen tüchtigen Mann zu finden und meint er werde ſich gar bald an Mädchenerziehung gewöhnen. Hartmann[3]) iſt auch angewieſen worden ſeine Bekanntſchaft zu machen. Tauſend Dank für die détails über Kavelin. In Ihren Händen muß die Baltiſche Monatsſchrift andere Allüren annehmen — die Leute werden ſchon mit ſich ſprechen laſſen! Gerne wollte ich Ihnen irgend eine intereſſante Neuigkeit mittheilen — hier ſchweigt Politik, Litteratur, Kunſt und Wiſſenſchaft, man lebt eben nur für die Natur — und Klatſchereien. Die Menſchen fühlen nicht mehr ihren urſprünglichen, tiefen Zuſammenhang mit der ganzen Schöpfung, — ſie iſt ihnen fremd und unverſtändlich ge-

[1]) Franz Auguſt von Haxthauſen, geb. 1792, † 1867, bekannt durch ſeine Reiſen in Rußland zur Erforſchung der bäuerlichen und Agrarverhältniſſe, deren Frucht das Werk „Studien über die inneren Zuſtände des Volkslebens und insbeſondere die inneren ländlichen Verhältniſſe Rußlands" 3 Bde., 1847—1852 war. Es erregte ſeiner Zeit großes Aufſehen und machte den Weſten zuerſt mit dem ruſſiſchen Gemeindebeſitz bekannt, den Haxthauſen ſehr idealiſirt darſtellte.

[2]) Karl May, namhafter Pädagoge in Petersburg, Begründer einer Privatknabenſchule auf Waſſili Oſtrow, die 1881 ihr 25jähriges Beſtehen feierte und ſeitdem in andere Hände übergegangen iſt.

[3]) Der Geſchäftsführer der Großfürſtin.

worden, — ſie wollen es nicht wahr haben, daß man leichter in unermeßlichen Waſſern ſchwimmt als in ſeichten Flüſſen, und aus Furcht vor dem möglichen Abgrund, bleiben ſie ſo oft im Schlamm ſtecken. Nun leben Sie recht wohl, ſchreiben Sie mir immer viel von ſich ſelbſt. Gott bewahre Sie vor allem Uebel. Edith v. Rahden.

XIV.

Baden, Mittwoch, 21. Juni (2. Juli) 61.

Wir ſind geſtern um 4 Uhr Nachmittags hier angekommen, und auf der ganzen Reiſe von Berlin her, waren Sie mir in Gedanken ſo nahe, daß ich nicht umhin kann, meinen erſten Gruß aus unſerem neuen Aufenthalt an Sie zu richten, gleichſam als gehöre er noch zu unſerem langen Eiſenbahngeſpräch. Das mittlere Deutſchland iſt wirklich ſchön: in dieſem Augenblick prangt Alles in üppigſtem Laub- und Blumenſchmuck; kein Flickchen Erde iſt unbenutzt; eine gebildete Cultur und Ordnung ſchaut uns aus jedem Dorfe am Wege an; auf hohem Berge thronen maleriſch heroiſche Ruinen, an ſie lehnen ſich fleißige Städte, Mittelpunkte der Wiſſenſchaft — „Wie möchte ich in Marburg ſtudieren!“ rief Brevern ganz begeiſtert beim Anblick der originellen reizend gelegenen Stadt — und kömmt nun gar die Reflexion dazu, bedenkt man, welche Maſſe des Wiſſens, des Erkennens in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet iſt, ſo kann man ſich nicht einer ehrerbietigen Bewunderung erwehren. Und wenn man etwas von Herzen ſchön und gut findet, ſo denkt man auch ganz unwillkürlich an diejenigen, die ſolche Empfindungen gewiß theilen würden. Ich gäbe viel darum, wenn Sie drei Monate frei und ungetrübt im Auslande zubringen könnten, ja, innerlich empört ſich etwas in mir gegen die Ungerechtigkeit, welche ſcheinbar darin liegt, gerade den empfänglichſten Seelen den Genuß des Schönen vorzuenthalten. Doch iſt die Ungerechtigkeit nur ſcheinbar, ich weiß es wohl, die Seelen, von denen ich ſpreche, ſind ſo reich in ſich ſelbſt, daß ſie der äußeren Einwirkungen zu ihrem vollen Leben nicht bedürfen. Wir haben ungewöhnlich ſchnell unſere Reiſe gemacht, ſind ſo zu ſagen durch die polniſchen Provinzen geflogen, ich habe aber die traurigſten Eindrücke von der dortigen Stimmung mitgenommen; glühende Nationalitätsträume berauſchen die gebildeten Klaſſen, — ich fürchte, wir gehen ſchweren Kämpfen in dieſem Lande entgegen. Die Regierung in Preußen ſcheint auch nicht ihres Lebens froh zu werden; die nächſten Wahlen werden unfehlbar eine ultra-liberale Kammer zuſammenbringen,

welche im höchſten Grade feindlich gegen Armee und Stände auftreten wird. Die beabſichtigte Huldigung der „Stände" in Königsberg hat einen wahrhaften Sturm der Oppoſition in allen Schichten der Bevölkerung hervorgerufen: es ſoll nun einmal, heißt es, mit ſtändiſchen Ideen aus ſein; die wirkliche, einzig gültige Huldigung habe durch den Eid der beiden Häuſer ſtattgefunden; ꝛc. ꝛc. Für's Erſte hat man nun die beabſichtigten Feierlichkeiten bis in den Oktober verſchoben, dann werden ſie noch unmöglicher geworden ſein. Die Armeediscuſſion dürfte gewiß, wenn ſie erneuert wird, den Sturz des Miniſteriums zur Folge haben und die Art, wie die letzte Bewilligung geſchehen iſt, führt nothwendigerweiſe zu einer ſehr baldigen Wiederaufnahme dieſer brennenden Frage. Der König iſt perſönlich, mit ſeinem Herzen an beiden Angelegenheiten betheiligt, der Soldat und der Edelmann reden überlaut in ihm; wie man behauptet, ſollen ſich Mißmuth und Groll gegen Individuen ſtark in ſeinen Aeußerungen kundgeben und noch mehr böſes Blut machen, obgleich das Publicum mit großer Billigkeit einſieht, er könne in ſeinem Alter nicht gut anders denken lernen, als er es durch zwei Dritttheile ſeines Lebens gethan. Dieſe Art von Billigkeit würde mich an ſeiner Stelle wenig erfreuen.

Abends.

Baden iſt reizend, noch wenig bevölkert, friſch und tief grün. Es ſoll alle Tage regnen: heute haben wir den erſten Anfang zu Erfahrungen dieſer Art gemacht. Wir fuhren nähmlich en corps zur Königin Auguſte, um uns vorzuſtellen, — die Fürſtin Lvoff iſt auch zu uns geſtoßen nebſt ihrer Nichte, — und nach der Präſentation machten wir eine längere Spazierfahrt, Frl. Golochwaſtoff, Brevern und ich, wobei wie gewöhnlich, ich bis auf den Eberſtein hinauf wollte trotz aller beſcheidenen Vorſtellungen meiner Begleiter. — An's Ziel gelangten wir freilich, aber in welchem Zuſtande wir nach Hauſe kamen, verſchweige ich lieber. Brevern ſaß lächelnd mir gegenüber — ein echter Kühleborn — von Hut und Regenſchirm rieſelten unzählige Bächlein über ihn herab, dazu war es ſpät geworden, der Hunger, jener gewaltige Männerbezwinger, ſtellte ſich ein, die Lage war kritiſch geworden. — Er beſtand aber alle Prüfungen zu ſeiner größten Ehre, nur zweifle ich, daß er ſich ſobald meinen Irrfahrten wieder anſchließt. Die Gräfin Flemming (Armgard Arnim) iſt hier, — wir haben uns mit Freuden gefunden; Herr von Bacourt der Herausgeber

der Briefe von Mirabeau[1]) hat mich auch ſchon aufgeſucht. Durch meine der Welt gegenüber freiere Stellung, — die Fürſtin Lvoff beſorgt Vorſtellungen und Viſiten — hoffe ich übrige Zeit zu erobern; ich will Bücher leſen, ſo wenig als möglich fertige Revuenanſichten aufſchnappen — wie danke ich Ihnen, daß Sie mir dieſe Gefahr anſchaulich gemacht haben, — und mich viel in einſamen Gedanken bewegen. Schreiben Sie mir bald — jede Nachricht von Ihnen wird mir eine Freude ſein.

Gute Nacht! Edith v. Rahden.

XV.

Baden, 3. (15.) Juli 61. Abends.

Heute wird hoffentlich mein Brief mehr Intereſſe bieten als vor acht Tagen — ich will Ihnen, ſo viel ich davon weiß, über das Attentat ſchreiben, welches geſtern früh an dem König von Preußen verübt worden iſt. Der König ging wie gewöhnlich zwiſchen acht und neun Uhr in der Lichtenthalerallee ſpazieren, wo täglich die Königin, die Großfürſtin und er ihren Brunnen trinken. Dieſes Mal war der König der erſte draußen und von dem Grafen Flemming, preußiſchen Geſandten in Karlsruhe, begleitet. (Graf F. iſt mit Armgard Arnim verheirathet.) Es geht ein junger Mann an ihm vorüber, der ihn ſo ehrerbietig grüßt, daß es dem König auffällt; einige Schritte weiter bleibt der junge Mann ſtehen, läßt den König an ſich vorübergehen, grüßt wieder und greift nach ſeiner Seitentaſche. — Der König glaubt, er wolle ihm ein Geſuch überreichen und geht langſamer, der junge Mann aber bleibt ruhig ſtehen und kaum hat ihn der König im Rücken, ſo ſchießt er ihm à tout portant zwei Kugeln in den Nacken. Die eine zerriß den Rockkragen und verurſachte eine Contuſion, die andere ging fehl. Der Hut des Königs fiel ihm dabei vom Kopf. Doch er und ſein Begleiter waren ſo weit entfernt an ein Attentat zu glauben, daß ſie ſich raſch umwenden und Flemming frägt: „Wer ſchießt denn da?“ Der König ſieht den vorhin bemerkten jungen Mann ſtehen und ruft: „Worauf ſchießen Sie da?“ Er antwortet mit heller

[1]) Ad. de Bacourt, unter Ludwig Philipp franzöſiſcher Geſandter in Turin, gab 1851 die Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Maren pendant les années 1789, 1790, 1791 heraus, die nicht nur für die Kenntniß von Mirabeaus Charakter und politiſchen Plänen, ſondern auch für die Geſchichte des erſten Abſchnittes der franzöſiſchen Revolution von großer Wichtigkeit iſt.

Stimme: „Auf Ew. Majeſtät.“ Flemming ſtürzt auf ihn los, es kommen andere Leute dazu und greifen ihn, er begnügt ſich damit gelaſſen zu ſagen: „Nicht ſo heftig, ich werde ja ohnehin guillotinirt.“ Unterdeſſen war der König der Königin entgegengegangen, die höchſtens hundert Schritte davon mit ihrer Hofdame die Allee entlang kam, und den Schuß gehört hatte, ohne ihn zu bemerken. Der König erkundigt ſich freundlich, wie ſie die Nacht zugebracht hat, ſie erzählt von ihrer Geſundheit, da kömmt Fürſt Hohenzollern athemlos herbei. — „Was giebt's?“ frägt die Königin. „Gar nichts Beſonderes,“ antwortet der König, „erſchrick nur nicht, ein dummer Junge hat auf mich geſchoſſen.“ — Während ſie da ſtehen in dieſem Geſpräch begriffen, tritt die Großfürſtin Helene aus dem Seitenwege, der zu ihrer Villa führt, in die Lichtenthalerallee und es läuft eine Frau an ihr vorüber, ſchreiend: der König iſt erſchoſſen! — Die Großfürſtin bedeckt ſich das Geſicht mit beiden Händen und wankt, ermannt ſich aber ſogleich und läuft in der Richtung der Gruppe auf den todtgemeinten König zu. — Als ſie ihn wohlbehalten ſtehen ſieht, bricht ſie in Thränen aus, und ein Zug reiner, lebendiger Menſchlichkeit bricht durch die bis dahin feſtgehaltene ſtarre Form der Uebrigen. Brevern, der auch dabei war (er begleitete die Großfürſtin) wird Ihnen beſſer als ich dieſe Scene einmal beſchreiben. Nach einigen gewechſelten Worten und Freudenbezeugungen geht die ganze Geſellſchaft nach Hauſe zur Königin. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht; die anweſenden Miniſter, Geſandten, Fremde und Einheimiſche eilten in die Wohnung des Königs, um ihre Glückwünſche darzubringen. Der Leibarzt war geholt worden und gebot Ruhe vor allen Dingen, denn die Folgen der Contuſion könnten bedeutend werden durch Aufregung. Depeſchen nach allen Weltgegenden wurden ſogleich expedirt, auf den Straßen, Promenaden, Plätzen ſtanden die Leute zuſammen und theilten ſich die Details des Ereigniſſes mit. Das erſte Verhör gelangte ſo ziemlich in die Oeffentlichkeit, trotz aller anbefohlenen Discretion; ich erfuhr davon Folgendes: der Thäter nennt ſich Becker, ſtudiert die Rechte in Leipzig, iſt der Sohn eines in Odeſſa anſäſſigen Beamten und behauptet, ſeine Familie ſtamme aus Sachſen und ſei in der Moldau naturaliſirt. In ſeiner Taſche fand man einen am Abend vorher verfaßten Brief, in welchem er die Motive ſeiner reiflich überlegten That auseinanderſetzt: er meint nämlich, der König von Preußen ſei ein unüberwindliches Hinderniß zur Einheit Deutſchlands, er habe durch ſeine Handlungsweiſe nur zu klar beweiſen wollen, daß er dieſer Idee nicht huldige und er (Becker) hält es

nun für eine Gewiſſensſache den König aus dem Wege zu räumen. Außerdem fand man noch ſeine eigene Photographie und die des Königs bei ihm, wohl Vorarbeiten zur Illuſtration; von Wahnſinn keine Spur. Es ſoll ihm der Proceß nach badiſchen Geſetzen gemacht werden. Abends brachte die Bürgerſchaft dem Könige einen glänzenden Fackelzug mit Muſik und Geſang; er erſchien auf dem Balkon und wurde von ſtürmiſchem Enthuſiasmus begrüßt. Deputationen und Reden blieben nicht aus, immer und immer wieder riefen ihn neue „Hoch" an die offene Glasthür. — Skribetzky behauptet, er ſei heiſer nach Hauſe gekommen, ſo habe er im Feuereifer mitgeſchrieen. Wenn man in die ehrlichen, guten Augen des Königs ſieht und ihn ſo mild von der ganzen Sache ſprechen hört, iſt man doppelt entrüſtet über das abſurde Bubenſtück. Sie können ſich denken, welche Conjecturen man über die Geſchichte macht. Die Vernünftigen meinen, es ſei das Werk eines verbrannten Gehirns und man ſolle ſich ſehr hüten durch irgend welche Maßregeln, die über die Perſon des Thäters ſelbſt hinweg griffen, dem Ganzen ein politiſches Intereſſe zu verleihen. Die Kammerjungfer der Fürſtin Lvoff definirte das Attentat dahin: „Hy, вотъ это опять Австрійская штука!"[1]) Nun gute Nacht! Ich danke Ihnen für Ihren Brief — Grüß Sie Gott!

Editha Rahden.

Skribetzky ſcheint ein recht guter Menſch zu ſein, unreif im Urtheil, ohne allgemeine Bildung. Die Fürſtin Lvoff läßt Ihnen viel Schönes ſagen, ſie frägt immer, ob ich ihren Auftrag zu grüßen ausgerichtet habe und bis jetzt hatte ich es vergeſſen. In der Nacht werden alle Gewiſſensfragen wach, ich kann nunmehr auf ruhigen Schlaf hoffen.

Ich ſehe daß ich vergeſſen habe Ihnen zu ſagen, daß Becker in keinerlei Verbindung mit Herzen geſtanden hat. Unter ſeinen Papieren befindet ſich eine Antwort Herzens auf eine Sendung von Becker, die er einfach zurückweiſt. Er ſpricht zu ihm wie zu einem gänzlich Unbekannten und fordert ihn auf, ſich an einen Buchhändler ſeiner Schrift wegen zu wenden. Becker ſoll wenig begabt ſein, ſeine Correſpondenzen und ſonſtigen Papiere enthalten nur ganz Unbedeutendes, er iſt offenbar iſolirt und, wie Sie ganz richtig bemerken, ſcheint er nicht einmal pſychologiſch intereſſant. Sie können ſich aber denken, wie man dieſe That ausdeuten möchte, um ihr eine reactionaire Wirkung zu geben. Aus Odeſſa iſt er doch wohl.

[1]) Das iſt nun wieder ein öſterreichiſches Stückchen!

XVI.

Baden, 25. Juli (6. Aug.) 61.

Mit meinen, Ihnen mitgetheilten Neuigkeiten ſcheint es mir ſchlecht gegangen zu ſein — ich dachte recht früh, recht gelegen damit zu kommen. Die „primeur“ eines Attentats verſchmäht man doch ſelten, und nun ſehe ich, daß mir ſogar das „Journal de St. Petersbourg“ zuvorgekommen iſt. Für den Augenblick ſchweigt Alles über den unglücklichen jungen Mann; man hat keinerlei Verbindung entdeckt; die That ſteht ganz iſolirt, wahrſcheinlich ein Produkt krankhaften Ehrgeizes, da. Das bunte Leben Badens hat längſt jede Erinnernng an dieſes Ereigniß verwiſcht, Sonntags ſieht man nur zuweilen eine Gruppe ehrlicher Bürger oder Schwarzwälder Bauern, vor der großen Linde ſtehen, welche die eine Kugel Becker's geſtreift hat[1]). Geſtern reiſte der König von Sachſen durch und brachte verſpätete Glückwünſche dar; ich ſah ihn einen Augenblick bei der Großfürſtin und betrachtete ihn mit der Aufmerkſamkeit, die dem trefflichen Ueberſetzer des Dante gebührt — ein freundlich mildes, ſtilles Gelehrtengeſicht. Meinen alten Haxthauſen ſehe ich täglich; er wird mit jedem Jahre friſcher, iſt thätig als wäre er dreißig Jahre alt und wunderlich, wie ein vergeſſenes Stück aus dem Mittelalter. Sie können ſich denken, daß er in aller Freundſchaft Döllingers entſchiedener Gegner iſt; da ich nun die Anſichten dieſes Kirchenlehrers über die weltliche Macht des Papſtes durchaus theile, ſo giebt es zuweilen lebhafte Discuſſionen zwiſchen uns, in Folge deren ich mir von ihm einen Brief Döllingers erobert habe, der auch Sie intereſſiren wird und den Sie — nach meinem Tode — ſogar beſitzen ſollen. — Die hieſige Geſellſchaft iſt aus den verſchiedenſten Welttheilen zuſammengewürfelt: franzöſiſches Element herrſcht zwar vor, ruſſiſches und engliſches bieten ihm die Spitze, das deutſche iſt unterdrückt. Bedeutende Perſönlichkeiten ſieht man wenig; ich kann nämlich das preußiſche Miniſterium auf keine Weiſe in dieſe Kategorie bringen — den badiſchen Miniſter Roggenbach eher, doch kömmt er nur auf Augenblicke aus Karlsruhe herüber und flieht die große Welt, ich kenne ihn alſo nicht perſönlich. Vor ein paar Tagen war ich die Tiſchnachbarin des Mr. Talleyrand, franzöſiſchem Geſandten am Turiner Hofe während der italieniſchen Campagne, ein alter Bekannter von mir, — ich habe ihn in England kennen

[1]) Oskar Becker wurde vom Schwurgericht in Bruchſal zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt, 1866 auf Verwendung König Wilhelms begnadigt, ging nach Amerika, † 1868 in Alexandrien.

gelernt, — und ein intelligenter Kopf, wenn auch kein hervorragender Geiſt. Bald wurde Cavour der Gegenſtand unſerer Unterhaltung, Talleyrand ſpricht von ihm mit der ganzen Wärme aufrichtigſter Bewunderung; während des ereignißvollen Jahres 1859 hat er ihn täglich, oft mitten in der Nacht, beſucht und mit ihm gearbeitet, ihn in der Werkſtatt ſeiner großen Gedanken thätig geſehen und immer denſelben Eindruck einer mächtigen, rückſichtslos entſchloſſenen, weit ausſchauenden Natur empfangen. Freundlich, hülfreich im gewöhnlichen Leben, ſoll er der bequemſte Geſchäftsmann im Detail geweſen ſein, und nie eine ſekundäre Frage eigenſinnig behauptet haben; hingegen galt ihm kein Hinderniß als unantaſtbar, wenn es wirklich ſeiner Idee im Wege ſtand, und obgleich er den erfindungsreichſten Verſtand beſaß, um bis zuletzt Expedients zu erſinnen, die ohne Gewalt zum Ziele führen konnten, ſo lag im tiefſten Grunde ſeines Weſens eine unbeugſame, unerbittliche Feſtigkeit. Italien, ein ſelbſtſtändiges Italien mit einem wirklichen politiſchen Leben, — dafür athmete in jedem Moment ſeines Lebens dieſer große Staatsmann, — im feſteſten Glauben an die Zukunft ſeines Vaterlandes iſt er geſtorben. Selten ſoll ein Menſch tieferes Bewußtſein von der Macht, die er moraliſch ausübte, gehabt haben; er liebte die Freiheit in allen ihren geſetzlichen Aeußerungen, ſelbſt die Umtriebe eines Mazzini hätte er nie mögen despotiſch unterdrücken, das freie Spiel freier Meinung war ihm ein gefälliges Element, das er zwanglos gewähren ließ, weil im gegebenen Falle er es immer beherrſchte. Als nach dem verunglückten Regierungsverſuche Garibaldi nach Turin kam, um Cavour vor der Kammer zur Rechenſchaft zu ziehen, fürchteten alle Freunde Cavour's einen Eclat und glaubten, der Sturz des Miniſteriums liege in dem Bereich der Möglichkeiten. Lächelnd hörte Cavour den Ausdruck der Beſorgniſſe Talleyrands an: „Craindre Garibaldi!“ ſagte er, „Sur le champs de bataille, oui, — peut-être aussi au coin d'un bois“, fügte er ironiſch hinzu, „mais à la Chambre, à la Chambre, je suis chez moi!! Voyez vous, ce bon Garibaldi, il a un coeur d'or, une tête de fou — et une politique . . de buffle!“ Und ſo war es auch. Man hatte Garibaldi eine ſorgfältig ausgearbeitete Rede förmlich einſtudiert, — er hielt ſie vortrefflich, die Bewegung war allgemein, — da ſteht Cavour auf, antwortet ruhig, klar, beſonnen und zwingt Garibaldi zu einer improviſirten Entgegnung — da war es um ihn geſchehen, er brachte reinen Unſinn vor, abſurdes confuſes, lächerliches Zeug. Cavour machte ihn an ſelbiger Stelle politiſch todt und die Anhänger Garibaldi's führten ihn vor

dem Ende der Sitzung aus der Kammer weg. Sie müſſen mir dieſe lange Geſchichte um Cavour's willen verzeihen — was habe ich ſo hoch und breit angelegte Naturen gern! An einem Berge überſieht man doch auch das Steingeröll und Geſtrüppe und was ſonſt Häßliches an ihm klebt, weil ſeine herrlichen Umriſſe ihn groß machen in Gottes Welt; ſollte man nicht denſelben Blick für Menſchen haben? Hier ſind die Berge ſehr lieblich, die Vogeſen liegen oft bei Sonnenuntergang in ſchöner Beleuchtung am Horizont. Die Natur iſt ſtill, nie ſchweigſam, zu mir ſpricht ſie immer von friedlicher Andacht, ſie kann mich ſo rühren in ihrer unſchuldigen, wundervollen Ruhe! Leben Sie wohl, ich denke oft und in herzlichſter Freundſchaft an Sie. Editha Rahden.

In welcher Bedrängniß sich unsere Kirche im Jahre 1710 befand.

Es dürfte vielleicht nicht ohne Interesse sein, trotz des vielfach über die Zeit der Belagerung Revals durch die Russen im Jahre 1710 vorhandenen Materials auch Einsicht in die nachstehenden im ehstländischen Consistorial-Archiv befindlichen Concepte zweier Schreiben zu gewinnen, die mit zur Illustrirung jener verhängnißvollen Tage beitragen und unseres Wissens noch nicht veröffentlicht worden sind.

Vergegenwärtigen wir uns zuvor in kurzen Worten die damalige Lage der Dinge.

Der nordische Krieg hatte schon 10 Jahre gedauert; der ganze östliche Theil Ehstlands befand sich seit einigen Jahren in der Hand der Russen, nur Reval hatte noch verhältnißmäßig wenig von den Kriegsnöthen zu leiden gehabt. Da begann, nachdem alle übrigen Städte und festen Plätze in die Hände der Eroberer gefallen waren, Mitte August auch für Reval die Zeit der schweren Kriegsnoth. Wenn auch die mit der Uebergabe der Stadt endende Belagerung nur 6 Wochen — vom 18. August bis zum 30. September 1710 — währte, so hat die eingeschlossene Stadt doch unsäglich viel in diesen Wochen ausstehen müssen.

Außer einem großen Theil des ehstländischen Adels, der außerstädtischen Geistlichkeit Ehstlands und der Dörptschen, Fellinschen und Oberpahlenschen Kreise hatten sich viele Bewohner der Umgebung Revals in die Stadt geflüchtet; nachdem ein Theil der Vorstadt auf Befehl des damaligen Vicegouverneurs Patkull am 26. August in Asche gelegt worden und die ihrer Wohnungen beraubten Vorstädter auch noch Unterkunft in der Stadt

gefunden hatten, war sie dermaßen überfüllt, daß alle nur irgend wie disponiblen Gebäude zur Aufnahme der Einquartirung herhalten mußten. So waren beispielsweise in einem einzigen Klassenraume des Gymnasiums nicht weniger als 70 Personen eingepfercht. Hierzu kam, daß die Belagerer den Wasserzufluß aus dem oberen See gleich zu Anfang der Belagerung absperrten, wodurch die Hauptmühlen der Stadt trocken gelegt wurden. Die Folge von alle dem war die, daß die Pest oder Contagion, — wie sie von zeitgenössischen Schriftstellern genannt wird, — welche seit dem Juni des laufenden Jahres in dem Dörptschen, Fellinschen 2c. herrschte, auch in Reval ausbrach. Am 10. August war der erste Todesfall an der Pest zu constatiren. Diese Seuche war auf den zu ihrer Weiterverbreitung denkbar günstigsten Boden gefallen und nahm so grauenvolle Dimensionen an, daß es schließlich an Särgen fehlte, um die Todten zu begraben und viele Leichen oft tagelang unbeerdigt auf den Straßen liegen bleiben mußten. Bei der Capitulation waren von der über 4000 Mann zählenden Besatzung kaum 400 übrig geblieben und die Zahl der Dahingerafften bis zum Aufhören der Pest am Ende des Jahres 1710 soll 15,000 betragen haben.

Aus dieser Belagerungszeit gerade datiren die nachstehenden Schreiben an den König von Schweden Carl XII. Ob diese Schreiben gleichzeitig abgefaßt worden sind und beide von den in Reval versammelten lutherischen Predigern unterschrieben waren, oder ob das eine die Unterschriften der Prediger trug, während das andere von den Gliedern des Consistoriums unterschrieben worden, ist nicht mehr zu ermitteln.

Bei der Wiedergabe nachstehender Concepte ist die alte Schreibweise, die von der heutigen mehrfach abweicht, beibehalten worden.

Großmächtigster Allergnädigster König!

Der gegenwerthige ebarmens würdige zustand unseres gleichsahm in letzten Zügen liegenden Vaterlandes bringet uns diese wehmühtigste Schrifft zu Eurer Königl. Majst. Füssen in tiefffster Unterthänigkeit nieder zu legen, deß sicheren aller unterthänigsten Vertrauens lebend es werde dieses, was wir hier aus innerstem gewissenstriebe und unserm geistlichen ambte gemäß, fürstellig machen wollen, nicht anders als in hohen Königlichen Gnaden auff und angenommen werden.

Es ist großmächtigster allergnädigster König männiglich bekannt, daß nachdem unser geliebtes Vaterland daß Hertzogthum Ehst und Liefland

durch Gottes sonderböhre Vorsehung wie wohl nicht ohne unzehlig darauf gehend Kosten und Bludvergiessung vieler tausend Menschen dem höchst loblichen Königreiche Schweden incorporiret worden, Euer Königl. Majst. Glorwürdigste Vorfahren die weyland großmächtigste Könige zu Schweden einer nach dem andern bey dero Regierung keine Sorge, mühe noch Kosten gespahret daß unter dem Paabstlichen vermischte und bey diesen Landes Einwohnern damahls sehr tieff eingewurzelte Heydenthumb mit christlicher Behutsahmkeit auszurotten und besagte Einwohner zum seligmachenden erkenntniß des einigen Wahren Gottes und Seines Sohnes Jesu Christi zu bringen; Es hat Gott auch der Gnädige und aller Menschen seeligkeit so ernstlich wollende Gott diese hohe Königl. Priester dergestalt gesegnet, das noch vor wenig Zeiten die Kirche Christi beyder in Ehsth- und Liefland in solchem Zustande gewachsen, das man Gott den Herrn demühtigsten Dank dafür zu sagen hohe Ursache gehabt. Anitzo aber ängstigen muß ein erschreckliches und lange anhaltendes Donner Wetter des Göttlichen Zorns, so nicht nur der Policey, sondern auch der Kirchen Gottes in diesen Ohrten einen vieleicht nicht weit mehr herausstehenden gäntzlichen untergang dräuet. Jenes das weldtliche belangende, so überlassen wir billig die vorsorge wie dem gemeinen besten und dem hohen Interceſſe Eurer Königl. Majest. succurriret werden möge, richtig und alleine denjenigen, die Gott durch Euer Königl. Majest. hierzu ordentlich gesetzet und verordnet hatt: dieses aber das geistliche betreffende, so halten wir uns gewissenshalber verbunden die für augen sprechende grosse gefahr der Kirche Gottes des gesammten Christenthums hier im Lande Eurer König. Majest. allerunterthänigst und demüthigst vor augen zu stellen. Und zwar so wollen wir Großmägtigster Allergnädigster König Euer Königl. Magst. hierbey nicht beschwerlich fallen mit weitläuftiger erzehlung dessen, wie unsere Kirche bei diesem um mehr alß Zehn Jährigen Kriege in die größte Confusion dadurch bereits gesetzet worden, daß bey dem ravagien des Feindes die Meisten Gottes Häußer im Lande Verstöhret und eingeäschert, die gemeynden zerstreut, die Prediger theilß erschlagen, theilß gefänglich Weggeführet, meistens aber ins Elend Verjaget Worden, und diese solcher gestalt auch von ihren anvertrauten Pfarrkindern ebensowohl abgesondert leben müssen, ohne daß einige noch Dann und Wann Verstohlener Weyße und nicht ohne Große gefahr Leibes und Lebens sich bey denenselben auff einige Tage einfinden können. Imgleichen wollen wir auch Euer Königlichen Majst. Hohen Königl. Gnaden und Geduld nicht mißbrauchen durch Weitläuffigen Vortrag dessen, Welcher

gestalt unsere Kirche eben auch dadurch Bereits einen unwiderbringlichen Schaden erlitten, daß eine große Andzahl Menschen beyderley geschlechtes, alte und junge immer diese Krieges Zeit über gefangen hinweg geführet, nachdenen entlegensten Landschaften des Feindes gebracht, und zu der da üblichen Religion genöthiget worden sind; ja, Wie so Viel Tausend gantz zarthe und uumündige Kinder nach der Tartarey geschleppet und daselbst nun Leyder! ach Leyder! in dem Heydenthumbs ertzogen und in äußerster gefahr ihrer Seeligkeit gesetzet werden. Sondern wir wollen Vor jetzo nur dießes erwehnen, daß der Feind der nun schier ein Jahr Lang gantz allein im Lande den Meister gespielet, und alle Winkel durchgegangen, auch noch durchgehet, Bey dießer auch obhandenen schwehren Hungers Noht eine gar große Menge armer Menschen an sich gezogen, welche ihr leben zu erhalten, sich willig umbtaufen und nach denen entlegentsten Oerthern des Feindes hinbringen lassen, die übrige aber, so noch hinterblieben, durch erschreckliches Hangen, Brennen und Foltern, alß wodurch man sie zur Offenbahrung ihres noch hier und da in der Erde Verborgen gehaltenen Wenigen Vorraths an Korn und Kleyder grausamlich getzwungen, und also, da sie dessen, durchgehends Beraubet worden, mittelst Hunger und Kummer ebenfallß auch in die größte Desperation gerathen sind, so daß nun die Meisten in allen Ständen hier noch lebende Menschen (wie es offenbar ist) in der bittersten und schwehresten Armuth schweben und Nohtwendig alle Werke der Christ. Liebe auffhören müßen, Weilen einer dem andern nicht mehr helffen kann. Viele ja unzehlige sterben auff den Gassen vor hunger, viele hundert in den Häußern vor Sorge und Kummer und ist das Elend in Wahrheit so groß, daß es keine Zunge genugsahm ausreden, und keine feder eigentlich beschreiben kann; Maßen daneben auch hierdurch Viele in gefahr ihrer Seelen gerahten. Ja, wo Gottes Vorsehung und Allmacht nicht verschaffet daß dieses arme Land von den Feinden mit nahsten gereiniget wird und zwar ehe die Bevorstehende Erndte herbey kommt, so muß es allem Menschlichen Ansehen nach in Kurtzem mit uns einen höchst kläglichen Ausgang nehmen und alles über einen Hauffen gehen, so folglich auch, und was das allerschwehreste beyde Provintzen der sehligmachenden Evangelischen Religion mit Verlustiget werden. Denn Wir Prediger, ob Wir gleich bisher alles, was Gott in sothanen seinen schweren gericht über uns verhänget hat, unßern Eydt und Pflicht nach willigklich erduldet, und noch Niemand unter uns aus denen Provintzen noch gantz weichhaft geworden, auch durch die stärkende Gnade Gottes noch ferner hin, bey unßeren

ampt alles dasjenige gerne dulden wollen, was ja immer zu erdulden möglich ist, so können Wir uns doch nun schon leicht die Rechnung machen was Wir zu erwarten hätten, Wann (Welches der Barmhertzige Gott in Großen Gnaden doch noch abkehren wolle) durch den Feind alles über und über ginge. Denn die Einziehung und Profanirung der Kirchen in den eroberten Städten, die klägliche Wegführungen der gantzen gemeinden, Priester und Schul Bedienten, die gefangennehmung auch ertödtung Vieler Priester im Lande, und daß der Feind denen übrigen noch biß auf dießen Tag immerzu hefftig nachstellet, lehret mehr alß zu deutlich, was unsre Kirche unter solchem Feinde wohl für fata haben würde. Wie Wir nun täglich dem großen Gotte dieße Noth und gefahr in unßerem gebeth Vortragen, und derselben mit thränen umb die blutigen Wunden Jesu, alß des Herren und obristen Hirttens seiner damit so theuer erkaufften gemeynde willen ersuchen unsere Kirche vor solchen besorglichen untergang zu erretten, alßo bitten wir auch Groß-mächtigster König mit thränen und in aller unterthänigkeit umb Gottes Ehre und umb so Vieler 1000 Menschen ewiger Sehligkeit willen Euer Königliche Majestätt wollen Sich auch aus diesem Grunde allergnädigst bewegen lassen, unßeres in Bluth und Asche Liegendes Vaterlandes mit schleuniger und nachdrücklicher Hülffe sich anzunehmen. Euer Königl. Majest. geruhen nun allergnädigst uns anzusehen alß sterbende und in deren Letzten Zügen Liegende, denen man ja ihre letzte Bitte nicht gerne zu Versagen pfleget; oder, alß gefährlichen Schiffbruch Leydende, so jetzt, von einer wüthenden Fluth dahin gerissen und ersäuffet werden sollen, im fall Ihnen nicht schleunige Rettung widerfähret. Die gantze Welt wird nicht nur eine so hohe Königl. allergnädigste Vorsorge zu rühmen Wissen, sondern auch der große Gott selbsten wird alle dero von Euer Königl. Majst. zur eiligsten Rettung dieses armen Landes machende Veranstaltungen mit allem erwünschten success umb so viel mehr gesegnen, alß man darbey die Haupt Absicht führet, daß die Ehre seines großen Nahmens und die Wohlfarth seiner Kirche dardurch bey Machten erhalten werden mögen; und dem so ferners auch Euer Königl. Magst. Königlichen hohen Throon bestettigen und auch dero geheiligte hohe Königl. Persohn allen Segen in geistlichen und leiblichen Dingen von oben herab schicken, und dieselbe nach so Vielen mühseligkeiten wiederumb erquicken, und zu einer erwünschten ruhe kommen lassen. Wie Wir nun dieses mit allen treuen Unterthanen zu gleich, hertzinniglich von dem Höchsten Gotte wünschen und stündlich erflehen und bitten also haben

wir auch zu Gotte und Euer Königlichen Majest, die ungezweifelte Zuversicht (ungeachtet es mit uns auf der letzten neige ist) es werde unser armen Vaterland mit unverzüglicher und kräfftiger Hülfe erfreut und von dem ihm über dem Haubt schwebenden Untergang errettet werden. In solcher Zuversicht Verharren wir auch Großmächtigster aller gnädigster König Euer Königlichen Majest

Aller Untertehnigste Diener, Untersassen und unermühdende Vorbitter zu Gott.

Auf der Rückseite vorstehenden Conceptes steht vermerkt:

D. 1. Sept.: Eodem das Original mit der Post unter des K. Consistorii Sigill nach Stockholm weggesant auch Copia davon Sr. Hochw. dem Hr. Bischoff D. Jac. Lang commnniciret.

Grosmächtigster Allergnädigster König.

Ew. Königl. Majst. allergnädigstes Schreiben vom 13. Julii[1]) ist uns von hiesigem Königl. Consistorio communiciret, aus welchem Wir Ew. Königl. Majest. allergnädigste Antwort auf unsere allerunterthänigste remonstration den Zustand dieses Landes betreffend ersehen. Wie Wir nun in unserm großen Elende und Bedrängnis höchstens über Ew. Königl. Majest. Mittleid consoliret worden, allso werden Wir bei aller unserer misaire doch stets dahin uns bemühen, das Wir in unserer allerunterthänigsten Dreue gegen Ew. Königl Majst. unverbürchlich erfunden werden mögen. Und eben diese dringet uns Ew. Königl. Majst. allerunterthänigst vorzulegen: das nach dehm die feindl. Truppes dieses gantze Landt überschwemmet, auch so gar hiesige Stadt von der Land-Seyten schon berannt, wir gezwungen sind uns hirher zu reteriren, und ohne Ew. Königl. Magst. Vorwissen und allergnädigsten Consens wir keine Sauvegardes bei dem Feinde suchen wollen noch dürfen, ohne dieselbe aber keine Sicherheit auf unsern Pastorathen haben können, sondern alle streittenden Partheyen Muthwillen exponiret sind; wodurch unsere arme Zuhörer in große Seelengefahr gerathen, alls welche (weil in denen Dörptischen, Fellinschen und Oberpahlischen Kreyse auch diesem gantzen Hertzogthum nur einige wenige es gewaget zu Hause zu bleiben) solcher gestalt des Gebrauchs des Göttl. Wortes und der heiligen Sacramenten beraubet

[1]) Dieses Schreiben ist leider nicht zu finden.

sein auch wol gar viele Hörer Excesse vorfallen dürfen, ob woll Sie sonderlich hir und da durch die Contagieuse Krankheiten schon viele dürfen fast ausgestorben sein und Leute von fremder Religion stets mit ihnen umgehen, ihrer Seelsorger am meisten benöthigt wären. Flehen daher Ew. Königl. Majst. allerunterthänigst an, Ew. Königl. Majst. wollen uns die hohe Gnade erweysen und aufs schleunigste dero allergnädigsten Willen eröfnen, wie wir uns hiebei zu verhalten haben: Ob Wir nehmlich auf unsere Pastorathen verbleiben, auf welchen fall wir unterthänigst bitten die Ordres an hiesiges Königl. General-Gouvernement ergehen zu lassen, das zu unserer Sicherheit mit dem Feinde ein Cartell aufgerichtet werde, oder wo Wir uns sonst hinwenden und hirbei uns aufführen sollen. So lange uns der große Gott das Leben noch gönnet wollen Wir nicht aufhören von Ew. Königl. Majst. beständigem Wollergehen denselben brünstigst anzuflehen und verharren

Grosmächtigster Allergnädigster König
Ew. Königl. Majst.
allerunterthänigste Knechte und Vorbitter zu Gott. Sämmtl. nach Revall geflüchtete Prediger aus dem Hertzogthum Ehstlandt und den Kreysen Dorpat, Oberpahlen und Fellin.

Revall, d. 1. Septembr.
Ao. 1710.

Ein altes livländisches Tagebuch.

Ein vergilbtes Manuscript aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit blassen verschollenen Schriftzügen, voll sehr empfindsamer Ergüsse einer schönen livländischen Seele, fiel mir neulich in die Hände und fesselte mein Interesse. Unwillkürlich mußte ich mich beim Lesen sinnend zurückversetzen in das alte Livland mit seinem idyllischen Land- und Stadtleben und seinen altmodischen Menschen, mit seinen stillen Straßen und weltvergessenen „Postirungen", den einsamen Kirchen und Pastoraten und seinen so sympathischen patriarchalischen Zuständen — ruhig heiter und voller Liebe... Mir wurde so eigen zu Muth. Auf alle die vielbesungenen dunklen Wälder und weiten Moore, die malerischen Ruinen uralter Burgen und die stillen schönen Seen, schauten damals in alten Zeiten friedliche Sterne herunter — ruhig heiter und voller Liebe. Und mir fielen die Verse ein:

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
Gedenke ich der alten Zeit,
Die Welt war damals noch so wöhnlich
Und ruhig lebten hin die Leut' u. s. w.

Auf diese sentimentale Einleitung folge nun das sentimentale Tagebuch selbst, oder vielmehr ein Auszug aus demselben.

Es ist gerichtet an Carl Graß, der als Maler und Dichter 1814 in Rom starb.[1]) Des Tagebuchschreibers ganzes Sinnen und Trachten bezieht sich ununterbrochen auf Carl. Sein erster Gedanke, wenn er am Morgen erwacht, ist tagtäglich Carl und wenn er schlafen geht, betet er inbrünstig

[1]) Carl Gotthard Graß, bekannt durch seinen Umgang mit Schiller, Humboldt, Thorwaldsen, Angelika Kaufmann ꝛc., wurde geboren zu Serben am 8. Oct. 1767.

für Carl. Er liebt ihn ganz unsäglich. „Auf Leben und Tod, in Krankheit, Gefahr und im Hochgenusse sind und bleiben wir Eins.“ — Carl hat eine weite Reise vor und fordert den Freund auf, ihn zu begleiten. „Ja, Bruder, ich fliege mit Dir über Meer und Gebirge. Meine Seele jauchzet, das Herz bebt! Es ist nur ein einziger Wunsch, der alle andern überwiegt und sie alle in sich schließt: Mit Dir zu leben und zu sterben. Ich werde um Dich sein, treues Bruderherz, ich werde Dich pflegen, wenn Dir übel ist! Wir werden auf Wasserbergen Hymnen dichten und singen“ 2c. Die Aussicht mit Carl zusammen zu reisen, versetzt unsern Freund in die höchste Extase. „Wie den Schwalben zu Muthe sein muß wenn sie sich auf den Dächern berathschlagen und ihre Fittige versuchen zur langen Reise, so dehnt sich mein Körper, so hüpft das Herz, so jubelt die Seele“ 2c. Aber aus der gemeinsamen Reise wird nichts. Unglückliche Liebe, wie es scheint, veranlaßt Carl, ganz plötzlich allein die Heimath zu verlassen. Unser Freund ist verzweifelt. „Was soll ich machen, wie soll ich es tragen? O Bruder — Gottes Engel begleite Dich!!!“ —

Die Sehnsucht läßt ihm keine Ruhe, er muß fort, dorthin, wo sie lang Jahre zusammen gewohnt, wo sie ihren Freundschaftsbund geschlossen haben, wo Alles ihn an Carl erinnert. Und so begiebt er sich zu Pferde von Laitzen nach Serben-Pastorat.

Unterwegs „im Sinohlschen Kruge 7 Meilen von Laizen, Nachmittags 3 Uhr,“ gelagert im Schatten an dem Ufer der Aa, überläßt er sich wieder ein Zeitlang ganz der Wollust seines Schmerzes und schreibt dann: „Doch kein Lamento mehr! Lacht nicht Himmel und Erde über und neben mir, und athmet Segen und Lust. Soll ich mich grämen, wo Alles zur Freude einladet? Werden meine Sorgen das ändern, was aus dem Schooße der Zukunft strömt? Führt der reißende Strom nicht oft das schwankende Boot an das reizende Gestade eines paradiesischen Eilands? Und sinkt es auch in kreisendem Wirbel — die letzten gegenstrebenden Kräfte verscheuchen die Furcht und selbst im Untergange klopft der Puls noch Hoffnung und Muth, und den letzten herzabstoßenden Moment fühlt der Sinkende nicht....“

In sehr trüber Stimmung geht die Reise weiter über Ramkau und Lysohn. Und dabei regnet es unausgesetzt. Erst in Drostenhof, in der Nähe von Serben heitert sich der Himmel auf.

„Mir ahndet Freude, sie scheint ihren rosenumwundenen Arm über Berge und Wälder mir schon entgegenzustrecken.“

Der Empfang in Serben ist zu köstlich geschildert. Ich lasse das betreffende Tagebuchblatt hier unverkürzt folgen.

Serben, Nachmittags zwischen 2 und 3.

Ich bin hier — und wie im Himmel. Ich wollte Nachmittagsruhe halten, aber das Herz wallet, vor Lust und Trauer. Welch ein Willkommen. Besser darf's in den Auen der Vollendung nicht sein, sonst kann es das Menschenherz nicht fassen. Carl! Carl! Du bist fern, aber Deine edle Seele weilt mitten unter uns, und Gottes Reich ist hier an Einfalt und an Herzlichkeit. — Ich will Dir blos erzählen — reflectiren kann ich nicht. O Carl — Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Tanten — und weiß Gott — die Liebe wohnt hier. Die Freude macht den Priester, wir alle sind copulirt für Lebenszeit, für Ewigkeit — das läßt sich der Wahrheit, der Herzlichkeit abfühlen. — Ich reisete langsam und wollte mich sammeln — das locale und personale so oder so ordnen — aber Alles gerieth in lyrische Unordnung. So wie ich die Kirche erblickte, fuhren die Sporen dem Rosse in die Seite. Die Gegend war mir fremde — ich glaubte zu irren — ha, der Berg — schnell war ich herum — siehe da — Morgenröthe — Mittagslicht — Brücke — Herberge — blau bebänderte Haube am Fenster ohne mich zu bemerken. Wie ein Pfeil zur Pforte hinein — Treppe leer — Fenster leer — herab vom Gaul — hinein — Vater, Mutter — am Halse weinend — Lotte schreiend — heraus. Bruder — Carl — Thränen — es übermannte mich — Vetter und Christian glaubten mich Buchholtz zu sein und wollten mich nicht sehen — hinaus — Carl! Thränen, Jubel — Euphrosyne — Ehrfurcht — Liebe — Doris — ach Bruder — Nein so was hat die Sonne nicht beschienen — und hier lacht sie freundlich — Gott im Himmel und seine Engel — Freude, Freude — ja sie ist göttlicher Funken. — Wir schwenkten uns wie Welten als sie den ersten Flug ihrer Bahnen versuchten. Und Carl war unsre Sonne, Seelensturm — hinterm Schirm auf meinem Mantelsack schreibe ich mit bebender Hand — Genius des Lebens dolmetsche dem Entfernten — und du, Genius der Freude interpretire es ihm. Nun ging's zum Frühstück. Lotte schenkte ein — Himmel ist in ihrem Herzen, in ihrem Auge und Euphrosyne ein sanftes Licht — ich saß zwischen diesen beiden — Carl, Du standest wie ein glänzender Fels vor mir, ich konnte Dein Gesicht nicht sehen, wir staunten Dich an — wir tranken Dir und Thränen der Freude, der Sehnsucht, der Liebe, der Furcht tröpfelten in den Wein — Eltern und Freunde standen im Zirkel um uns drei Seelige und fanden

sich in uns exaltirt wieder. Nun, Bruder, ewig Theurer, ich muß fort — ich kann nicht mehr schreiben — wärest Du hier!"

Nun machen wir eine Hochzeit im Pastorat mit und verleben seelige 8 Sommertage. „Es ist mir nicht möglich, Dir Alles zu sagen, was wir thaten und wie mir zu Muthe war. Es war ein Reichthum, eine Fülle des ewigen Lebens um uns und in uns. Wanderungen, Ruhe — Scherz — Gesundheit — gutes Wetter, Eintracht — nein, es ist mir nicht möglich, Dir einen deutlichen Begriff zu verschaffen . . . Ich bin wie berauscht. — Bruder es war ein Leben und eine Wonne, aber das Gefühl, daß Du abwesend seist, war der Dorn an der Rose, die uns lieblich blühte und beim näher Berühren stach der Dorn durch." — Am nächsten Sonntag wird sehr früh Morgens eine gemeinsame Ausfahrt unternommen. „Ich war Juliens Gefährte — Garten, Hain und Grotte — die reizende Aussicht bei Baische und die geschlossenere im Thale bei Litsche war uns Aussicht in's Paradies. Jeder Platz trug Blüthen der Erinnerung, in ihrer Mitte stand Carl — und Julie stand, ging und saß auf den Plätzen, wo ihr Carl, wo mein Carl stand, ging und saß — ich mußte sie überall hinführen und ihr Alles erzählen, was Du da thatest — sie war aufmerksam wie auf den Unterricht eines Engels." . . . . „Ich führte sie auf unseren Begegnungspunkt — der Gesichtskreis war herrlich nüancirt — die Sonne stieg hinter den Bergen empor — jedes Auge glänzte von frommer Zähre und unwillkürlich fielen Alle sich voll himmlischer Liebe in die Arme und boten sich den Friedenskuß! O Gott wie groß und allumfassend ist das Menschenherz!!!" . . . . „Wir weilten bei der hohlen Linde und unter den Eichen, denn Carl hatte dort gesessen — wanderten zum neuen Kirchhof, zur kleinen Grotte und Julie saß in derselben, wie die heil. Rosalie bei Palermo, mit Reiz und Unschuld angethan . . . Carl! Carl! die nahe Trennungsstunde, die Schönheit des Himmels und des Thales erzeugten zu contrastirende Gefühle um sie glücklich zu nennen — von 5—8 war ein Seelenrausch wie ich noch keinen erlebet" . . . „Ein ängstliches Gefühl umlagert die Seele — ich bin reisefertig . . . Das Abendessen war still — nachher der Punsch machte es nicht belebter. Ein stilles Bangen schwebte im Kreise . . . Christian wurde weichherzig — mir waren einige seiner Züge wie Lichtflammen aus Carl's Seele" . . .

Lindenhoff, unten im Häuschen am Teiche.

„Alles ist vorbei — hier sitze ich einsam mit thränenden Augen wie ein Träumender und sehe dem Leichenbegängnisse des Liebsten mit stillem

Kummer nach. — Solch' eine Trennung erlebte ich nie . . . Mein Herz war zerrissen, ich war wie vernichtet" . . . Nach 8 Tagen ist unser Freund wieder in Laitzen, und dort trifft ihn eine Nachricht, die ihn aus der Todesbetrübniß wieder himmelhoch aufjauchzen läßt. „Victoria, Bruder Carl ist da! Ueber Meere und Gebirge hin zu dem, den meine Seele liebt" u. s. w. Er ist vollständig aus Rand und Band. „Die Gedanken, die ich niederschreiben wollte, sind wie die Kinder Israel zerstreut" u. s. w. Es folgen noch einige kürzere Ergüsse und dann schließt das Tagebuch mit den Worten: „Hier und jenseits des Grabes ist es meine reinste Freude Dein J. K. zu sein."

Von der Redaction.

Die nächsten Hefte der „Baltischen Monatsschrift" werden unter Anderem voraussichtlich folgende Aufsätze bringen (vorbehaltlich einer Aenderung der Titel):

Das Ferghana-Thal. Von G. von Sivers-Kerjell.
Moral und Recht. Von Prof. E. Erdmann.
Literärische Streiflichter. Von H. D.
Das Baltische Dichterbuch. Von H. D.
Die Bedeutung der Philosophie für das practische Leben. Von M. von Sivers-Römershof.
Graf Panin. Von Prof. J. Engelmann.
Eine livländische Antwort auf die Angriffe des schwedischen Historikers Hammerskjöld.
Tolstoi und Nietzsche. Von Gregor von Glasenapp.
Zwei baltische Dichter (Moritz Stern und Victor Andrejanoff). Von Gregor von Glasenapp.
Briefe aus dem Nachlasse Dr. Alfred Walter's. Herausgegeben von Dr. M. v. Middendorff.
Paul Jordan †. Von E. von Nottbeck.
Die Berechtigung nichtindigener Edelleute, das Wort „von" ihrem Familiennamen vorzusetzen.

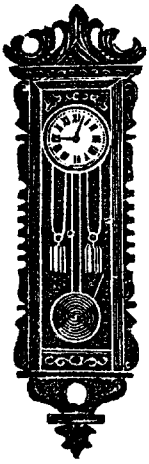
Corrigenda:

Seite	19	Z.	1	l.	Ugo Foscolo	statt Ugo Toscolo, ebenso in der Anm.
„	19	„	19	v. u. l.	Léon Pilatte	statt Léon Reatte.
„	22	„	5	„ „ „	Tourette	statt Torrenta.
„	31	„	5	„ „ „	in	statt im.
„	63	„	3	„ o. „	Sesyna	statt Sasyna.
„	63	„	11	„ u. „	konnten	„ könnten.
„	17	„	17	„ o. „	Minderung	statt Aenderung.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Adalb. G. Berg,

Riga, Scheunenstr. № 18,



Riga.

empfiehlt in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen:

Taschenuhren

[6]—2.

in Gold-, Silber-, Nickel- u. oxydirt. Stahlgehäusen.

Ferner:

Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-, Schwarzwälder-, Reise- u. Jahres-Uhren.

Uhrketten, Breloques

neuester Façons, in **Gold, Silber, Doublé, Nickel, Talmi, Stahl, Bronze** und **Seide.**

Musikwerke

verbesserten Systems von 4 bis 6 Stücke spielend.

Musik-Werke

zum Drehen für Kinder, von 1 Rubel 50 Kopeken an.

NB. Reparaturen werden unter Garantie solide und billigst ausgeführt.

Durch unvorhergesehene Umstände

sehe ich mich veranlasst, mein

Damen-Confections-Geschäft

weiter zu führen und empfehle nach wie vor stets nach den neuesten Modellen angefertigte

Paletots, Jaquettes, Regenmäntel etc. etc.

Bestellungen

jeder Art, werden prompt u. reell ausgeführt.

Eine Partie Seidenpeluche

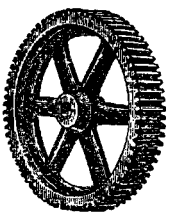
für Damenmäntel

wird für Rechnung eines Fabrikanten mit **80%** unter dem Fabrikpreise verkauft.

[6]—3.

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse Nr. 9, im Hause der Sparkasse.



Maschinen
Apparate
Geräthe
Techn. Consum-Artikel
Feuerspritzen
Pumpen
Metalle etc.

jeder Art.

Hugo Hermann Meyer,
RIGA.

Bei Neuanschaffung wäre eine Preisanfrage zu empfehlen.

[6]—3.

J. Jaksch & Co., Riga.

En gros. **Feste Preise.** En détail.

Porzellanmalerei u. Glas-Graviratelier.

Grösste Auswahl und Lager von

Porzellan-, Fayence u. Crystallservices,

Alfénide,

Petroleumlampen und Bronce-Beleuchtungsartikeln,

Uhren, Musikwerken u. Zubehör.

Agentur für

Spiegel-Glas, belgisches Fenster-Glas,

Mosaik-Fussböden.

[6]—3.

Die Bedeutung der Persönlichkeit für das Rechtsleben.

Ein Vortrag.

Hochverehrte Anwesende!

Das Thema für einen Vortrag, wie ihn die hier versammelte anspruchsreiche Gemeinde verlangt, zu finden, ist nicht immer leicht. Wer dasselbe aus dem Bereich seiner eigenen Fachwissenschaft zu entnehmen sucht — um doch in einem Gebiete zu bleiben, in welchem er sich sicher fühlt — und wer dabei wie ich, das Glück hat, ein Jünger des so „langweiligen" Privatrechts zu sein, der vermag weitere Kreise wohl nur dann zu wärmerer Theilnahme heranzuziehen, wenn er die allgemeinen Voraussetzungen der Rechte der Privatpersonen, wenn er die Grenzfragen darzustellen versucht, welche sein Gebiet von dem seiner Nachbarn scheiden. Grenzfragen sind immer interessant, nicht bloß, weil sie die Angehörigen zweier Reiche betreffen, sondern weil Grenzen leicht verwischt werden können, bei ihrer Wichtigkeit häufig Grenzkriege erzeugen und bei ihrer Beilegung einer sicheren Hand und eines scharfen Striches bedürfen, um wirklich das sein zu können, was sie sein sollen — eine Grenze.

Eine solche Grenzfrage, eine solche Voraussetzung der Rechte aller Privatpersonen ist die Frage: Was ist denn eine Privatperson? Was bedeutet dieselbe für das Recht?

Aber wenn ich eben von der Schwierigkeit sprach, ein Thema für diese Vorträge zu finden, so muß ich doch noch auf die größere Schwierigkeit hinweisen, nämlich dies Thema zu nennen. Ein Jeder der Anwesenden greife in seine Seele und frage sich, ob er nicht selbst häufig vor der Annonce eines Vortragsthema's mit bangen Zweifeln gestanden habe, welche sich endlich in der entschiedenen Erklärung lösten: Nein! Das klingt

doch zu langweilig! Da gehe ich nicht hin! — Und eigenes Bedürfniß nach Theilnahme sowie das Bedürfniß des Hilfsvereins nach Hilfe erheischen das Hingehen der Zuhörer.

Vor Allem muß sich der Vortragende vor einem Thema hüten, welches zu allgemein, zu abstract klingt, welches durch seinen Namen keinen verwandten Ton in der Seele des zukünftigen Zuhörers wachruft, weder an eigene Erlebnisse und Gedanken, noch an Interessen und Kämpfe des Tages erinnert und an der Seele des Lesers vorbeistreicht, ohne auch nur den Nachklang einer Secunde zu bewirken. „Die Bedeutung der Persönlichkeit für das Rechtsleben!" wie grau, wie dünn, wie ohne Metall klingt diese Wortverbindung!

Sie können es mir, verehrte Anwesende, glauben, daß ich diese Farblosigkeit, diese Gespensterhaftigkeit meines Themanamens fühlte und die redlichsten Anstrengungen gemacht habe, dem — wie ich versichern kann — vorhandenen Kern meines Gegenstandes durch einen mehr tönenden, mehr plastischen Vollklang zu seinem Recht zu verhelfen. Aber ich bin mit diesem Versuch gescheitert.

Und ich mußte damit scheitern. Es liegt in dem Wesen einer so allgemeinen Voraussetzung nicht bloß alles Rechtes, sondern alles Handelns und alles Wollens, wie dem der Persönlichkeit, daß sie nicht mehr auf bestimmtere, concretere Vorstellungen zurückgeführt werden kann. Allgemeinheit stört stets die Veranschaulichung. Es ist viel schwerer zu erklären, was ein Thier ist, als was ein Pferd ist, es sind viel allgemeinere Kennzeichen erforderlich, es ist eine weit geringere Berührung mit der lebendigen Anschauung unserer Augen und Ohren vorhanden, wenn wir den Begriff der Pflanze oder die Kategorie des Schalles feststellen wollen, als wenn wir unsere Zuhörer mit Mittheilungen über die Rose oder über den Donner unterhalten.

Ja! aber warum dann ein Thema wählen, welches den Vortragenden zwingt, in dem Reiche abstracter Gedanken zu verharren, ohne den erfrischungsbedürftigen Sinnen der Zuhörer eine Erholung zu gewähren? Die Antwort lautet einfach: weil die Bedeutung des Thema's eine so gewaltige ist, daß das Klarwerden über dasselbe eine nothwendige Voraussetzung von hunderten unserer interessantesten und anschaulichsten Vortragsgegenstände bildet, — weil wir weder von Recht und Staat, noch von Geschichte und Dichtkunst eine richtige Vorstellung zu erlangen vermögen ohne die Kenntniß derjenigen, welche allein Rechte ausübt und Staaten leitet, welche die Heldin der Geschichte

und der ewige Gegenstand der Kunst gewesen ist und bleiben wird — der lebendigen Persönlichkeit!

Wie grundlegend die Bedeutung des Persönlichen im Leben der Menschheit, so unablässig ist auch das Streben dieser letzteren, die Sehnsucht derselben nach dem Persönlichen in Allem, was die Menschen beschäftigt. Nicht bloß die Poesie aller Zeiten, nicht bloß die bildenden Künste haben stets gesucht und suchen noch heute, an die Stelle abstracter Vorstellungen lebendige Personen zu stellen, die Liebe, die Weisheit, die Macht uns in der Darstellung von verkörpernden individuellen Gestalten näher zu bringen. Nicht bloß die Religionsanschauungen der ältesten Culturvölker haben stets die von ihnen verehrten Mächte als Personen gedacht und so dem mechanischen Wirken sogenannter Naturgesetze zu entziehen versucht. Nein, vor Allem ist es — wenn auch häufig unbewußt — der Gedankengang auch des ruhigen Darsteller's und Betrachters allgemeiner Fragen gewesen, sich die abstracten, ihn umgebenden Kräfte als wollend und denkend vorzustellen, etwa von dem „Geist der Zeit", von dem „Willen des Staats", von den „Ideen der Menschheit" zu reden und zu schreiben. Und endlich vermögen wir Christen und mit uns die unendliche Mehrzahl aller Menschen überhaupt uns die höchste uns beherrschende und leitende Macht nie anders zu denken, als unter der Vorstellung einer unendlichen Persönlichkeit.

Woher rührt denn dieser ewige Zug nach dem Persönlichen? Was sind die geheimnißvollen Eigenschaften einer Person, welche dieselben zu dem höchsten und werthvollsten zu stempeln vermögen, was die Menschheit erlebt hat und was die Menschheit sich vorzustellen vermag?

Zwei Erfordernisse sind es, welche den Organismus eines Individuums oder einer Persönlichkeit schaffen: der Wille und die Intelligenz. Wer Anspruch auf den Namen einer Person macht, muß vor Allem wollen können und muß vernünftig denken können. Wer zwar wollen, d. h. aus sich selbst heraus den Antrieb zu Handlungen entnehmen kann, aber ohne zu denken, d. h. ohne sich über Zweck und Erfolg derselben eine Vorstellung zu machen, der gehört zwar zu den lebendigen Wesen, aber nicht zu den Personen. Daher ist das Thier, daher ist der zwar mit menschlicher Bildung, aber nicht mit menschlichen Fähigkeiten behaftete Cretin zwar lebendig, aber keine Persönlichkeit. Was andererseits zwar vernünftige Zwecke verfolgt, aber ohne die Möglichkeit eines eigenen Willens, das kann wohl ein Automat, eine Maschine genannt werden, aber nie eine Person.

Damit soll nun keineswegs gesagt werden, daß eine derartige Persönlichkeit nun auch wirklich immer vernünftig sein oder wirklich immer Etwas wollen muß. Schon in dem Wesen des eigenen oder sogenannten freien Willens liegt es, daß man häufig auch Unvernünftiges wollen kann, ja daß man oft gar nichts will, wo man Etwas wollen sollte. Wäre es anders, müßte die Persönlichkeit immer wollen und zwar immer etwas Vernünftiges, so hätte sie in Wirklichkeit keinen Willen, sondern nur ein Müssen. Ja selbst zeitweilige Unmöglichkeit zu einem vernünftigen Wollen, wie Geisteskrankheit und frühes Kindesalter heben den Begriff der Person noch nicht auf, da die Fähigkeit zum Wollen und Denken nur schlummert und nicht als auf ewig vernichtet betrachtet werden kann.

Diese Persönlichkeit, welche viele Philosophen das „Ich" nennen, ist der Ausgangspunkt alles Handelns und Denkens. Damit ist schon ausgesprochen, daß sie der Ausgangspunkt alles *Rechtes* ist. Denn jede Berechtigung setzt Jemanden voraus, der sie hat, der sie ausüben kann, d. h. Jemanden, der das Wollen und der das vernünftig Wollen kann. Die Gesetze können eine Befugniß, eine Macht nur Jemandem anvertrauen, der das Verständniß für ihre Grenzen und die Fähigkeit dieselben einzuhalten besitzt. Das Thier, ja selbst der angebliche Stammverwandte der Menschen, der Affe, wird nie das wahre Grundeigenthum auszuüben, nie eine Leihcasse zu gründen und durch 5 Procent monatlich fruchtbar zu machen lernen.

Schon dieser Gedankengang leitet zu dem Schlusse, daß es nur *eine* wahre und eigentliche Persönlichkeit für das Recht hier auf Erden zu geben vermag, den Menschen. Denn nur in dem Menschen verbindet sich Wille und Denkfähigkeit. Mag es auch richtig sein, daß jeder einzelne Willensact des Menschen nicht unvermittelt seinem Kopfe entspringt, sondern seinerseits einer Reihe vorangegangener Vorstellungen seine Entstehung verdankt, so gehen diese Vorstellungen doch immer innerlich im Menschen vor sich und gestatten keine Vorausberechnung. Der Mensch braucht keineswegs nur dasjenige zu wollen, was seine Nahrung oder sein Klima in ihm anregt, sondern hat die *Wahl* zwischen verschiedenen Impulsen, die auf ihn wirken. Der Mensch und die menschliche Persönlichkeit sind und bleiben ein steter Protest gegen die Allgemeingültigkeit vieler der sogenannten Naturgesetze, jener mechanischen Erklärungsversuche des Weltorganismus.

Zwar kennt auch das Recht ebenso wie der sonstige Sprachgebrauch, Personen, welche nicht Menschen sind, abstracte Vorstellungen, welchen es die

Persönlichkeit beigelegt hat. Aber es bleiben dies stets künstliche Persönlichkeiten und wenn der Phantasie des Menschen der Staat und die Kirche, die Städte und die Gemeinden unter dem Bilde wirklicher Personen erscheinen, man von ihren Tendenzen und Anschauungen, ja ihren Fehlern und Freuden redet, so bleiben dies doch allegorische Eigenschaften von Vorstellungen, welchen nur künstlich Leben eingehaucht ist. Nach dem Bilde des Menschen sind sie geschaffen und menschliche Charakterzüge, menschliche Schwächen sind es, welche ihnen die Sprache beilegt. Ich komme am Schluß dieses Vortrages auf diese interessanten Denkprodukte zurück.

Es scheint also unsere erste und wichtigste Frage: Wer ist Person im Rechtsleben? einfach beantwortet werden zu müssen: der Mensch! Allein so einfach erschöpft sich dieselbe nicht.

Zuerst muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die wirklichen, die positiven Rechte der Völker, wenigstens in älterer Zeit den Begriff der Rechtspersönlichkeit weit mehr einengten, als dies heutzutage der Fall ist. Nicht der Mensch an sich erschien ihnen als Vertreter des vernünftigen Wollens, sondern der in Anschauung, Erziehung und Geburt gleichstehende Mensch. Sie wollten nur auf das Gebiet der gleichen Nationalität, des gleichen Standes die Rechtsfähigkeit beschränken. Der Fremde war ihnen wie das griechische Wort lautete, der Barbar, der Verständnißunfähige und daher der Rechtsunfähige und im eigenen Lande gab es Unfreie, Parias, Heloten, welche das harte Recht zu gänzlicher oder fast gänzlicher Rechtsunfähigkeit verurtheilte. Ja, auch der an sich ebenbürtige und rechtsfähige Staatsbürger vermochte in Folge von Verbrechen die Rechtsfähigkeit, also die Persönlichkeit zu verlieren.

Auch das größte Rechtsvolk der Erde, die Römer, konnten sich von dieser Trennung von Mensch und Person nicht losreißen. Zwar war ihnen der Fremde nicht rechtsunfähig und von Standesunterschieden nach dieser Richtung hin machten sie sich bald frei. Allein einerseits ließen sie den Nichtrömer nur stufenweise und allmählich zum Vollgenuß der Persönlichkeit gelangen und nur wenn er zum Römer wurde, wurde er zugleich zum vollen Menschen. Andererseits behielten auch die Römer den Verlust der Persönlichkeit als Strafe bei und gaben ihm ganz consequent den Namen, welcher das Ende des Menschen bezeichnet, den des bürgerlichen Todes.

Den Germanen war gleichfalls nicht jeder Mensch Person. Die Werthschätzung und der Rang dieser letzteren drückt sich bei ihnen in dem sogenannten Wehrgelde aus, welches bei Tödtung den Angehörigen des

Getödteten gezahlt werden mußte. Da ging denn die zu zahlende Summe immer mehr herunter, vom Stammesgenossen zum Stammesverwandten, vom Stammesverwandten zum unterworfenen Römer, vom Römer zum Stammesfeinde. Gar kein Wehrgeld zahlte man bei Tödtung eines für „friedlos" Erklärten. Derselbe hatte gar keine Persönlichkeit.

Diesem Nationalismus und Racenaristokratismus gegenüber trat aber jetzt eine neue Macht auf die Weltbühne, welcher es gegeben sein sollte, die widersprechenden Vorurtheile zu versöhnen und die Majestät des Menschenthums wiederherzustellen. Diese Macht war das Christenthum, bis auf den heutigen Tag der wahre und einzige Vorkämpfer gegen den Racenfanatismus und die Nationalitätssucht. Es war keineswegs der sogenannte Humanismus, welcher hier das Banner führte. Denn dieser vertrat bloß die Culturanschauungen des classischen Alterthums, und das classische Alterthum besaß, wie wir gesehen haben, selbst nicht die volle Anerkennung des Menschenthums. Erst eine Lehre, welche jeden Menschen zur vollen Theilnahme am wahren Glück berief, vermochte es, auch für die Gedrückten das Recht der Persönlichkeit zu erkämpfen. Vor allem waren es die Vertreter der Kirche, welche mit dem Rechte jedes Einzelnen, auch des Sclaven, auf das Christenthum auch dessen Recht auf die Persönlichkeit vertheidigten und ich brauche Sie nur an das Beispiel des Bartholomäus de Las Casas zu erinnern, um in Ihrem Gedächtniß den Kampf um die Persönlichkeit des Unterdrückten wachzurufen. Dasselbe Wort, welches uns am Weihnachtsabend die Freudenbotschaft von einer neuen Segensepoche für die gesammte Menschheit erschallen läßt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! es erscheint uns so in einem neuen Lichte, als eine Ankündigung der Anerkennung wahren Menschenthums und des Friedens unter Racen und Nationalitäten. Mit dieser Emancipation des Menschen, mit diesem Durchdringen desselben zur Persönlichkeit darf aber nicht jene Emancipation der Neuzeit zusammengeworfen werden, welche Persönlichkeit und Gleichheit verwechselt, welche der natürlichen Verschiedenheit der Menschen hohnsprechend, eine völlige Ausgleichung auch auf solchen Gebieten anstrebt, wo die bisherige Verschiedenheit heilbringend wirkte, welche den Unterschied des Geschlechts, die Grundlage der Familie, die Unterordnung im Staatsleben zu verwischen droht. Gerade die Persönlichkeit verlangt zu ihrer Pflege den Schutz des Schwächeren und der berühmte Kampf um's Dasein wird schonungslos denjenigen vernichten, welcher in der Ausübung seines Rechtes ebenso sich selbst überlassen wird, wie den, welchen die Natur als den Stärkeren schuf.

So ist denn der Mensch jetzt für das Recht die wahre Person. Aber wann beginnt und wann endigt die Persönlichkeit des Menschen?

Die erste Frage scheint leicht beantwortet: Mit der *Geburt* des Menschen beginnt seine Persönlichkeit. Für noch nicht Geborene trifft allerdings das Recht, wenn deren Geburt in Aussicht steht, schon gewisse Fürsorge. Es gestattet auch das noch nicht geborene Kind im Voraus zum Erben einzusetzen, ja das römische Recht verwahrt sogar nicht bloß einen, sondern *drei* Erbtheile für den möglichen Fall der Geburt von Drillingen, wenn es sich nämlich um eine Erbtheilung unter Geschwistern handelt und die nachträgliche Geburt noch eines Miterben in Aussicht steht. Aber dies bleibt immer nur eine Fürsorge für den Fall der wirklichen Geburt eines Kindes. Kommt dasselbe garnicht oder nicht lebend zur Welt, so hat nie eine Persönlichkeit existirt.

Zur Annahme einer Geburt im rechtlichen Sinne wird ferner verlangt, daß ein wirklicher Mensch geboren wurde. Das zur Welt gekommene Wesen muß *menschliche Gestalt* haben. Damit soll keineswegs einzelnen Mißbildungen, soll keineswegs dem Krüppel seine Persönlichkeit abgesprochen werden. Liegt eine solche Mißgeburt vor, daß schon aus der Art der Bildung der Mangel menschlicher Intelligenz hervorgeht, so gewährt das Recht dem geborenen Wesen nicht das Prädicat des Menschenthums. Das römische Recht verlangt, daß bei Bestimmung der menschlichen Eigenschaften desselben das Hauptgewicht auf die Bildung des Kopfes gelegt werde Daher sind die unglücklichen Cretins mancher Gebirgslandschaften, wenn sie wirklich volle Cretins sind, nicht Persönlichkeiten im juristischen Sinne.

Endlich muß das geborene Kind *leben*, wenn es zur Welt kommt. Das todtgeborene Kind hat keine Rechtspersönlichkeit, es erbt nicht, es überträgt keine Erbschaft. Insbesondere sind es die alten germanischen Rechtsquellen, welche allgemeine Kennzeichen für das vorhanden gewesene Leben des Kindes aufstellen. So spricht es der Schwabenspiegel und Sachsenspiegel aus, daß das Kind die Augen geöffnet und die vier Wände des Hauses besehen haben müsse — ja das Volksrecht der Alemannen prätendirt sogar, daß das Kind die Augen geöffnet, die vier Wände beschrieen und den Giebel des Hauses besehen haben müsse. Gegenwärtig wird der Beweis der lebendigen Geburt nicht auf eines der genannten Lebenszeichen beschränkt, sondern meist auf die Thatsache der stattgehabten Athmungsthätigkeit gerichtet, wobei noch an vielen Orten die sog. Lungenprobe üblich ist. Durch dieselbe, d. h. durch das Schwimmenlassen der Kindeszunge auf

Wasser, soll nachträglich costatirt werden, ob Luft in die Lunge gedrungen war, also eine Athmung stattgefunden hatte.

Bei dieser Gelegenheit kommen wir auf eine Frage, welche lange unter den Juristen streitig war und noch heute nicht ganz in Ruhe gekommen ist. Daß ein Kind lebendig sein mußte, um rechtsfähig zu sein, haben wir oben gesehen. Mußte es aber auch die Fähigkeit haben, am Leben zu bleiben? Soll ein Kind, welches nur ein paar Athemzüge nach seiner Geburt gemacht hat, anders behandelt werden, als ein todtgeborenes Kind? Erscheint es richtig, daß ein Wesen, dessen Existenz auf der Welt sich kaum bemerklich macht, die Ansprüche auf das Familiengut verändert und durch sein momentanes Leben Anderen ihre Aussichten schmälert?

Ein Beispiel dürfte in die Tragweite dieser Frage einführen. Vor etwa 25 Jahren, zur Zeit der französischen Occupation Roms lief ein Fall durch die Blätter, welchen ich Ihnen kurz referiren will. Eine römische Herzogin, welcher ihr sterbender Gatte testamentarisch ein ungeheures Vermögen hinterlassen hatte, gewann einen französischen gemeinen Soldaten lieb und heirathete ihn, trotz der entrüsteten Proteste ihrer Verwandten. Bei der Geburt des ersten Kindes starb sie und wenige Minuten nach ihr das neugeborene Kind. Jetzt entstand der Streit um die Erbschaft. Gesetzlich vererbt eine Mutter ihr Vermögen auf ihr Kind, ein Kind auf seine Eltern. War daher das Kind eine rechtsfähige Person gewesen, so wurde dessen Vater, der Soldat, Millionär. Mußte man aber dem ersteren wegen Kurzlebigkeit auch die Persönlichkeit absprechen, so fiel das ganze Vermögen der Herzogin ihren Blutsverwandten zu. Diese Frage nennt man die Frage nach der Vitalität oder nach der Lebensfähigkeit des Kindes.

Eine nähere Betrachtung führte aber bald dazu, auch den nur wenige Minuten lebenden Kindern ihr volles Recht zu erhalten. Wenn man das nach einigen Minuten sterbende Kind nicht als Menschen im rechtlichen Sinne anerkennen wollte, wo war dann die Grenze? Warum sollte das nach einigen Tagen oder Wochen sterbende Kind günstiger gestellt sein? Und wenn man alles Gewicht darauf legen wollte, ob das Kind schon mit dem Todeskeim in der Brust geboren war oder nicht, wohin führte dann dieser Satz? Dann war das schwindsüchtige Kind, welches möglicherweise ein reifes Alter zu erreichen, ja selbst zu heirathen und Kinder zu haben vermochte, aus der Reihe der menschlichen Wesen gestrichen. Wer kann sagen, ob er nicht in diesem Sinne den Todeskeim in der Brust trägt, ob nicht das Leiden, welches einmal unserem irdischen Dasein sein Ende zu bereiten bestimmt ist,

in organischen auf die Welt mitgebrachten Körperverhältnissen seinen Ursprung nahm? Das Verlangen einer Lebensfähigkeit in diesem Sinne führt zur Verneinung aller Persönlichkeit, denn schließlich sind wir Alle nicht lebensfähig.

Dennoch ist diese Anschauung nicht ganz aus dem Rechtsleben verschwunden und spukt sogar noch in einem unserer Gesetzbücher herum, dem berühmten Code Napoléon, welcher sich allerdings hier wie anderwärts mehr durch kurze, glänzend klingende Sophismen auszeichnet und die wirkliche rechtliche Fixirung seiner Sätze der Praxis überlassen hat.

Mit dem Menschen treten wir jetzt in den Zustand und in das Rechtsleben der Persönlichkeit ein. Er verliert dieselbe gegenwärtig erst mit seinem Leben. Doch giebt es eine Reihe natürlicher und rechtlicher Zustände, welche einen Einfluß, einen Druck auch auf die Person ausüben und dieselbe nicht zum Vollgenuß ihrer Ansprüche gelangen lassen. Dahin gehört vor Allem das Lebensalter des Menschen, indem erst mit Erlangung der vollen Reife auch die Möglichkeit einer freien Disposition über die bisher dem Unmündigen verwahrten, zurückgestellten Befugnisse beginnt. Dahin gehört das Gut der Gesundheit, insbesondere der geistigen Gesundheit, deren Mangel den Kranken zwar nicht seiner Persönlichkeit beraubt, aber eine Ausübung derselben blos in den lichten Augenblicken oder durch einen besondern Curator gestattet. Dahin gehört das sittliche Verhalten des Einzelnen, indem an gewisse unsittliche und verbrecherische Handlungen desselben der Verlust oder die Minderung seiner äußeren Ehre geknüpft und damit der Verlust der sogenannten Ehrenrechte verbunden wird.

In älterer Zeit gingen diese Beschränkungen noch weiter. Es war vor Allem das Geschlecht, welches der Frau, zwar um sie zu schützen, aber doch mit der Wirkung, sie zu beschränken, die Ausübung aller der Rechte entzog, welche offenbar die Wehrhaftigkeit und Gewöhnung eines Mannes voraus setzten. Es war ferner der Stand, welcher nur dem durch Geburt, Erziehung und Anschauung Ausgebildeten und Geichgesinnten den Genuß gewisser, mit der Standesbeschäftigung zusammenhängender Rechte, gestattet. Ja auch die Religion ward hierher gezogen und nur dem orthodoxen Christen die volle Rechtsgleichheit gewährt. Eine fortgeschrittenere Rechtsverwaltung hat diese Beeinflussungen der Rechtssphäre wenigstens für das Privatrecht aufgehoben. Die Persönlichkeit als solche wurde übrigens auch dem schwersten Verbrecher schon seit längerer Zeit nicht mehr abgesprochen und auch in Sibirien kann der Kettensträfling heirathen, seine Kinder leiten und Vermögen erwerben.

So begleitet denn die Persönlichkeit den Menschen bis zu seinem natürlichen Ende, bis zum Tode. Mit dem Tode erlischt dieselbe für das Recht, wenn es auch wahr bleibt, daß — wie ich in einem früheren Vortrage[1]) gezeigt habe, die vermögensrechtliche Persönlichkeit des Erblassers noch über seinen Tod hinaus fortdauernd fingirt wird. Die wahren Wurzeln des Begriffes, Wille und Intelligenz, endigen für die Erde und für irdische Fragen mit dem Tode.

Allein der Tod wird vom Recht nicht als etwas Organisches, nothwendig bei einem bestimmten Alter Eintretendes betrachtet. So wenig das Recht den Satz läugnen will, daß alle Menschen sterben, so sieht es doch den Tod des Einzelnen statt als einen Unglücksfall, als einen Bruch der natürlichen Entwickelung an. Und da es für das Recht, namentlich für das Erbrecht, stets auf den Zeitpunkt ankommt, wann dieser Bruch stattgefunden hat, so verlangt das Gesetz, daß derselbe feststehen muß. Der Tod eines Menschen wird nicht vermuthet, er muß bewiesen werden. Und selbst wenn ein Jahrhundert seit seiner Geburt entschwunden war, der Erbe könnte das Vermögen nicht antreten, bis der Tod und der Todesmoment feststand, denn von dem letzteren hing es ab, wer Erbe war.

Diese Annahme führt nun allerdings zu dem Mißstande, daß die definitive Regulirung des Vermögens möglicherweise auf Jahrhunderte, oder auf die Ewigkeit hinausgeschoben werden mußte. Dies war namentlich der Fall bei den sogenannten Verschollenen. Wenn Sie durch Jahrhunderte hindurch die Zahl aller derjenigen mustern, welche aus der Reihe der Mitlebenden ausscheiden, ohne daß man ihren ferneren Aufenthaltsort und ihre endliche Todeszeit kennen lernt, so werden Sie zu dem Schluß kommen, daß gegenwärtig die Zahl der Vermögensmassen eine unglaublich große sein muß, welche provisorisch verwaltet und aufbewahrt werden müssen — und zwar für Todte.

Diesem Uebelstande half nun das deutsche Recht ab. Ausgehend von den Worten des 90ten Psalms: „Unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre" nahm man die Vermuthung an, der Verschollene sei wahrscheinlich im siebenzigsten Jahre gestorben. Um ganz sicher zu gehen, so erläßt man dann noch einen öffentlichen Aufruf und erst nach dem fruchtlosen Verstreichen der durch denselben gestellten Frist sprach man eine gerichtliche Todeserklärung aus und übergab das Vermögen des Verstorbenen denjenigen, welche beim Ablauf des siebzigsten

[1]) „Der Tod im Recht." Bei E. J. Karow. 1881.

Jahres seine Erben waren. War der Verschollene erst nach dem siebzigsten Jahr verschwunden, so galt das achtzigste Jahr als das Jahr seines präsumtiven Endes. Kehrte der Verschollene nach der Todeserklärung zurück, so wurde dieselbe zwar rückgängig gemacht, aber von seinem Vermögen erhielt er nur das thatsächlich Vorhandene zurück, ohne Ersatzansprüche wegen des schon Verbrauchten machen zu können. Als Ausgangspunkt für tragische Romane, ließ sich diese Todeserklärung nicht wohl verwenden, weil das hohe Alter des Verschollenen denselben meist der Romantik entzog.

So erlosch denn zwar die Persönlichkeit selbst mit dem Tode. Aber ihre Ideen überlebten sie. Wir haben dieselben in meinem früheren Vortrage[1]) zu einem selbständigen Weiterleben des Vermögens auch nach dem Tode eines Inhabers führen gesehen. Wir sehen dieses selbständige Leben und Wirken menschlicher Ideen aber vor Allem in den auf den Thron der Persönlichkeit erhobenen menschlichen Vorstellungen in den sogenannten juristischen Personen.

Juristische Personen sind aber solche Vorstellungen, mit welchen der menschliche Gedanke die Idee der Persönlichkeit künstlich verknüpft, um dadurch dem gewollten Zweck Sicherheit und Dauer zu verschaffen. Es ist also nicht blos jener ewige Zug zum Persönlichen, jene Sehnsucht nach Vergeistigung, wenn man dem Staat, den Städten und sonstigen Corporationen, wenn man den frommen und gemeinnützigen Stiftungen die Persönlichkeit beilegt und sie selbst, nicht ihre augenblicklichen Träger, wollen und handeln läßt, sondern es ist die sehr reale Betrachtung, daß nur auf diesem Wege man sie vermögensrechtlich auf sichere Füße stellt und sie befähigt, die von ihnen vertretenen Gedanken für die Dauer zu verwirklichen. Denken Sie sich den Fall, daß die Stadtgüter und öffentlichen Gebäude nicht der ewigen Person: Stadt, sondern ihren augenblicklichen Einwohnern gehören würden, daß unsere Kirchengebäude und Pastorate nicht dem ewigen Zwecke der lutherischen Kirche, sondern den augenblicklichen Gemeindegliedern gehörten, was wäre das Schicksal dieser Güter, was wäre das Ende jener ewigen Ideen? Das ist das Großartige jener Personification, daß sie die Existenzgrundlage gewisser Gedanken und Zwecke den augenblicklichen und egoistischen Strömungen bestimmter Generationen entzieht und sie, welche für die Ewigkeit bestimmt sind, auch für die Ewigkeit sicher zu stellen sucht — soweit Menschen dies können.

Darum aber bedarf es einer sorgfältigen Auswahl der Vorstellungen, denen man diese Macht verleiht. Nur, was wirklich idealen Zwecken dient,

[1]) „Der Tod im Recht."

was wirklich frei ist von dem Egoismus seiner augenblicklichen Zeitgenossen, verdient diese Personification. Und selbst von diesen idealen Vereinigungen und Stiftungen sollen nur diejenigen ausgewählt werden, welche durch ihre hervorragende Tendenz oder durch ihre besondere Nützlichkeit dem Staat und der Gesellschaft neue Stützen verleihen und tiefgefühlte Bedürfnisse befriedigen. Unzählig ist zur Zeit die Zahl derjenigen Verbände und Vereine, Turnvereine und Gesangvereine, wissenschaftlichen Anstalten und geselligen Verbindungen, welche einen anderen Zweck verfolgen oder zu verfolgen behaupten, als die augenblicklichen Interessen ihrer Mitglieder — aber nur wenige von ihnen erlangen die vielumstrebte juristische Persönlichkeit. Nicht Alles, was für die Dauer bestimmt ist, hat Aussicht auf die Dauer zu leben.

Am meisten straft es sich aber, wenn der Staat aus Rücksichten auf Interessen des Augenblicks auch solchen Verbänden jene Personification gewährt, welche zugestandenermaßen nur Rücksichten ihrer zeitlichen Träger verfolgen und deren egoistischen Vermögensinteressen dienen wollen, wenn er Geschäftsunternehmungen und Actiengesellschaften zu abstracten Personen macht, dadurch ihre physischen Mitglieder der eigenen Haftung für die Handlungen der Gesellschaft entzieht und doch dem Publikum keine Garantie für die Dauer des Unternehmens gewährt. Wie mancher, welcher der abstracten Person einer Actiengesellschaft Vertrauen geschenkt hat, hat dasselbe bitter bereuen müssen, wenn er das Seinige fordern wollte und sein Schuldner, die Gesellschaft, sich in Nichts auflöste. Nur das Ideale, das Nichtegoistische, kann auf die Dauer leben. Der Egoismus tödtet die juristische Persönlichkeit.

Und dieser Satz giebt uns einen Rückschluß auch auf jede wahre Persönlichkeit. Der Egoismus, die ausschließliche Rücksicht auf das eigene Ich, vernichtet jedes wahre Recht nnd damit schließlich auch die Person als rechtsfähige. Alles Recht ist auf die Gemeinschaft berechnet. Wie die Familie, wie die Ehe aufhören würde, wenn jeder Theil in derselben nur seinen Egoismus verfolgt, so hört auch der Staat, die menschliche Gesellschaft, das Recht auf, wenn die Persönlichkeit blos für sich existiren, blos Individuum sein will. Auch die physische Persönlichkeit verlangt den Idealismus, die Aufopferung des eigenen Vortheils zum Besten des Ganzen, zum Besten ewiger Ideen: „Immer strebe zum Ganzen und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!"

Professor C. Erdmann.

Der Charakter der Balten in Vergangenheit und Gegenwart.*)

Antwort auf die Angriffe des Herrn A. Hammarskjöld gegen die Deutschen der Ostseeprovinzen.

Von einem baltischen Historiker.

Ein Fremder seltsamer Art wurde vor einiger Zeit in das gastliche Haus der „Baltischen Monatsschrift" eingeführt. In gemäßigtem Tone erzählt er uns Anfangs von vergangenen Dingen, dann aber ändert sich allmählich Ton und Haltung seiner Rede, mit scharfen Worten greift er das Verhalten eines Theils der Hausgenossen in der Vergangenheit an, immer leidenschaftlicher wird seine Sprache, immer rücksichtsloser werden seine Vorwürfe, in den herbsten Ausdrücken spricht er sein Verdammungsurtheil über uns Alle aus, er bricht den Stab über unser Wesen, unsern Charakter, unsere Eigenart in Vergangenheit und Gegenwart und nimmt dann zuletzt gehobenen Hauptes und in stolzer Haltung seinen Abgang. Keiner unserer Leser wird im Zweifel darüber sein, daß wir Herrn Agathon Hammarskjöld und seinen Aufsatz über Jacob Johann Hastfer im achten und neunten Heft der „B. M." vom Jahre 1891 meinen. Wohl jeder Balte wird beim Lesen des zweiten Theiles erstaunt und unmuthig gefragt haben: Wer ist und was will dieser Herr? Wie kommt er dazu uns derartige Anklagen und Invectiven in's Gesicht zu schleudern? Wodurch legitimirt er seinen Beruf, als Strafprediger vor uns hinzutreten? Wie befremdlich muß es auf den ersten Blick erscheinen, daß die Schilderung einer Persönlichkeit längst vergangener Zeiten Herrn A. Hammarskjöld den Anlaß dazu bietet, eine so schneidende Verurtheilung des gesammten baltischen Seins und Wesens auszusprechen. Sieht man aber genauer zu, so

*) Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

ist die Erklärung dafür nicht allzu schwer zu finden. Es handelt sich ja um einen der verhaßtesten Namen in der Geschichte Livlands und da, wie man bald erkennt, des Herrn Hammarskjölds Absicht ist, eine Apologie Hastfers zu schreiben, so versteht es sich von selbst, daß in je hellerem Licht dieser erscheint, um so dunklere Schatten auf die Livländer seiner Zeit fallen müssen. Hastfer, der brutale Vollstrecker der Befehle seines Herrn, der treue Förderer des schwedischen Absolutismus, wie ihn Herr Hammarskjöld selbst nennt, ist aber die unmittelbare Ursache des nordischen Krieges geworden. Die alles Recht des Landes verletzende Reduction Karls XI. und die schonungslos harte Durchführung derselben durch Hastfer haben ja zuletzt den Verlust Livlands und die Vernichtung der Großmachtstellung Schwedens zur Folge gehabt. Warum, so ist der Gedankengang des Herrn A. Hammarskjöld, warum haben die Livländer die Reduction nicht ruhig über sich ergehen lassen, warum haben sie den großen Gedanken des modernen staatlichen Absolutismus in Karls XI. Verfahren nicht begriffen und dankbar anerkannt? Hätten sie es gethan, so stände Schweden vielleicht noch heute in seiner alten Macht da. Die Livländer, vor allen der livländische Adel, tragen also die eigentliche Schuld an dem Niedergange schwedischer Herrlichkeit durch ihren hartnäckigen Widerstand, den Trotz auf ihre Privilegien, durch ihre Selbstsucht, ihren Hochmuth und darum gilt ihnen Herrn Hammarskjölds ganzer Haß und ist er ihr abgesagter Feind. Und wie sie waren, so sind sie geblieben und die Ehst- und Kurländer sind nicht anders als die Livländer, darum hält er ihnen Allen den Spiegel vor, zum Erschrecken für sie und zur Warnung für Andere. Man sieht, „ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode." Nach dem Vorspiel, das er uns hier giebt, kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie Herrn Hammarskjölds Geschichte der schwedischen Reduction in Livland ausfallen wird. Er gehört, nach seinem Aufsatz über Hastfer zu urtheilen, zu jenen radicalen Verfechtern eines Absolutismus, der den nivellirenden demokratischen Tendenzen der Zeit entgegenkommt. Wir wollen im Folgenden zuerst seine historischen Ausführungen näher prüfen und dann uns gegen seine allgemeinen Anklagen und Vorwürfe wenden.

I.

Herr Hammarskjöld giebt uns in seinem Aufsatze zunächst eine Schilderung der Kriegsthaten und des Emporkommens von Hastfer, die in dankenswerther Weise das frühere Leben des Mannes aufhellt. Die

Animosität gegen die Livländer und die Abneigung gegen alles Livländische durchzieht und färbt aber überall seine Darstellung und in der Vertheidigung von Hastfers Charakter und Persönlichkeit wird der Historiker zum Apologeten und Advocaten, der kein Mittel verschmäht, um seinen Klienten als schuldlos darzustellen und die gegen denselben erhobenen Anschuldigungen auf den Kläger zurückzuwerfen. Von seinem gehässigen Verfahren findet sich gleich am Eingange des Aufsatzes ein bezeichnendes Beispiel. Wir wußten hier zu Lande schon lange vor Herrn Hammarskjöld, daß Hastfer einer ehstländischen Familie entstammte, während man ihn ehemals allerdings für einen Ausländer, einen Schweden, hielt. Hammarskjöld, der das Unrichtige dieser früheren Annahme nachweist, wendet sich dabei besonders gegen den ehrwürdigen Schoultz von Ascheraden und meint, dieser habe *mit Wissen* eine falsche Angabe gemacht. Gewiß ein schwerer Vorwurf. Und womit begründet ihn Herr Hammarskjöld? Schoultz *mußte* das Richtige wissen, denn „die baltischen Edelleute legen ja gemeiniglich ein großes Gewicht auf Genealogien und pflegen mit ihrem Stammbaum wohlbekannt zu sein." Kann man wohl leichtfertiger einen Ehrenmann der bewußten Unwahrheit beschuldigen? Bei dem Stande der Geschichtskunde in Livland im vorigen Jahrhundert ist ein Irrthum, wie der vorliegende, leicht erklärlich und entschuldbar. Aber Schoultz' Geschichte der Reduction und des Hastferschen Regiments in Livland ist die Hauptquelle für alle späteren Geschichtsschreiber dieser Epoche bei uns geworden und daraus erklärt sich Herrn Hammarskjölds Feindseligkeit gegen den Hauptgegner seines Helden. Es zeugt nicht eben von scharfer Kritik, wenn der Verfasser die Angaben in Hastfers schwedischen Freiherrn- und Grafen-Diplomen über die frühere Stellung und Bedeutung der Familie Hastfer in Ehstland als lautere historische Quelle betrachtet und benutzt. Wie unzuverlässig solche Angaben meist sind und wie sehr sie der urkundlichen Controlle bedürfen, weiß jeder Kundige. Ein Einblick in das livländische Urkundenbuch und namentlich in Bunges und R. v. Tolls Brieflade würde ihm zuverlässigere Kunde über das frühere Vorkommen der Familie Hastfer geboten haben. Aber Herrn Hammarskjöld scheint die neuere baltische Geschichtsliteratur völlig unbekannt zu sein. Gadebusch und Richter sind, wie es den Anschein hat, die einzigen Quellen seiner Kenntniß der livländischen Geschichte, zwei Bücher, die bei allem Fleiße ihrer Verfasser gewiß am wenigsten geeignet sind, einem Fremden das Verständniß unserer Geschichte zu erschließen. Ein einziges Mal führt Herr Hammarskjöld außerdem Bunges „Herzogthum Ehstland" an. Nun

kann Jemand ohne Zweifel ein ausgezeichneter schwedischer, dänischer oder polnischer Historiker sein, ohne von der Geschichte der baltischen Provinzen und ihren Quellen etwas zu wissen, aber die Forderung ist gewiß nicht zu hoch, daß, wenn Jemand, der auf den Namen eines Historikers Anspruch macht, über einen Abschnitt unserer Geschichte zu schreiben unternimmt, er sich vorher mit den Quellen und der Literatur derselben sorgfältig bekannt macht, vorzüglich dann, wenn er sich zu einer Kritik unserer gesammten Entwickelung und unseres Wesens berufen fühlt. Herr Hammarskjöld hat diesem ersten Erforderniß eines Historikers nicht genügt und setzt dreiste Behauptungen an die Stelle historisch begründeter Beweise. Von der Geschichte unseres Landes scheint ihm nur die Periode Karls XI. genauer bekannt zu sein, alles Frühere und alles Spätere seit Ende der schwedischen Herrschaft bedeckt für ihn ein dichter Nebel. Selbst für den angeführten Zeitabschnitt sind ihm, muß man annehmen, so bekannte Bücher wie O. Müllers livländische Landesprivilegien und eine so wichtige und reiche Quelle wie die von Schirren herausgegebenen livländischen Landtagsrecesse 1681—1711 unbekannt geblieben. Hätte er Rußwurms urkundliche Mittheilungen gekannt, so würde Herr Hammarskjöld unmöglich, so wie er es thut, über den Conflikt zwischen G. v. Mengden und J. Staël von Holstein haben sprechen können. Aber ohne genaue Kenntniß mit Voreingenommenheit und nationalen Vorurtheilen sowie einseitiger Tendenz läßt sich freilich leichter aburtheilen und das vorgesteckte Ziel, die Rechtfertigung Hastfers, bequemer erreichen. Hastfer war ein tüchtiger Kriegsmann, ein tapferer Soldat, er stand bei Karl XI. nicht ohne Grund in hoher Gunst — das weist Herr Hammarskjöld eingehend nach, aber eine günstigere Auffassung seines Charakters und seiner Thätigkeit in Livland zu begründen ist ihm durchaus nicht gelungen. Er muß selbst zugestehen, daß Hastfer „weder nobel, noch liebenswürdig, noch hochsinnig" gewesen, aber, fügt er sogleich entschuldigend hinzu, „er war nicht so schlecht als man ihn hat machen wollen", eine Wendung, die an Unbestimmtheit nichts zu wünschen läßt. Herr Hammarskjöld giebt zu, daß für Hastfer wie für seine Genossen „in der Welt vorwärts zu kommen wahres Bedürfniß war", was ohne eine gewisse moralische Scrupellosigkeit schwer möglich ist. Ja, er gesteht zu, daß Hastfer „bis zur nackten Brutalität gehen konnte", stellt aber in Abrede, daß es wirklich geschehen, „so lange man keine andern Beweise, als haßerfüllte Ergießungen vorbringt", das heißt die Anklagen Patkuls und des livländischen Adels. Leichter kann man sich die Abweisung

unbequemer Thatsachen nicht machen. Herr Hammarskjöld versucht sogar Hastfer Sinn und Interesse für wissenschaftliche Bildung zuzuschreiben und führt mit großer Emphase dessen Worte über den Werth einer Universität an. (S. 741). Liest man aber die Stelle selbst nach, so findet man darin nur den sehr gewöhnlichen Gedanken von dem allgemeinen Nutzen einer solchen Anstalt ausgedrückt und es muß noch dahingestellt bleiben, ob diese Sätze nicht einer an den Generalgouverneur gerichteten Vorstellung entnommen sind. In Livland kennt und schätzt man die Verdienste, welche die schwedische Regierung sich bis 1680 und nach einigen Richtungen auch noch später um die Verwaltung sowie um das Kirchen- und Schulwesen des Landes erworben hat, sehr wohl, und wir können dem Ausspruche des Herrn Hammarskjöld „durch Schweden lernten die Livländer den Nutzen einer wohlgeordneten Verwaltung kennen", im Allgemeinen zustimmen. Aber völlig verkehrt und mit den historischen Thatsachen in Widerspruch stehend ist die Behauptung, daß die politische Erziehung der Livländer durch die schwedische Verwaltung in nicht geringem Maaße Hastfers Verdienst sei! Die politische Erziehung der Liv- und Ehstländer hat schon Jahrhunderte vorher begonnen, ehe Schweden eine bedeutende Rolle im Norden Europas spielte und das Verdienst Hastfers um sie könnte nur darin bestehen, daß die Livländer durch ihn zum vollen Bewußtsein ihres Rechtes und zum unerschütterlichen Ausharren bei demselben trotz aller materiellen Bedrängniß gebracht worden sind, was Herr Hammarskjöld gewiß nicht gemeint hat. Herr Hammarskjöld wird nicht müde über die Verläumdungen und gehässigen Verunglimpfungen Hastfers durch die Livländer zu klagen und zu zürnen und doch führt er selbst das Urtheil des ausgezeichneten schwedischen Historikers Fryxell an: „Karl XI. hat von diesem Günstling keine Ehre gehabt", was Fryxell dann weiter ausführt. Er remonstrirt dagegen mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, macht geltend, daß Hastfer im Anfange seiner Verwaltung sich auch einige Mal für die Livländer verwandt habe und später daran nur durch ihren Trotz und ihre Halsstarrigkeit verhindert worden sei und meint schließlich, man habe seine Rücksichtslosigkeit übertrieben, denn — „das Auspressen bis auf den letzten Heller hat er dem Könige abgerathen". Also daß nicht alle livländischen Edelleute zu Bettlern gemacht wurden, ist ein Beweis von Hastfers Humanität! Diese originelle Rechtfertigung Karls XI. und seines Satrapen kam uns sogleich, als wir sie lasen, ganz bekannt vor. Und richtig, der alte Jannau, in seiner Geschichte „Lief- und Ehstlands", hat

schon vor hundert Jahren auf ähnliche Weise das Verfahren des schwedischen Königs zu rechtfertigen und zu entschuldigen versucht. Auch er meint, der König nahm dem Adel doch nicht Alles, er ließ ihm noch Einiges. Wir sind so großmüthig Herrn Hammarskjöld mit diesem livländischen Gesinnungsgenossen bekannt zu machen und rechnen dafür auf seinen Dank. Wir glaubten allerdings, die Zeit der unbedingten Lobredner des aufgeklärten Despotismus sei längst vorüber, aber das Beispiel des Herrn Hammarskjöld lehrt uns, wie groß die Verwandtschaft zwischen den modernen Vertretern eines Absolutismus mit rücksichtslos nivellirenden, demokratischen Tendenzen und jenen alten Herren ist; derselbe Abscheu gegen Alles, was Privilegien heißt, derselbe Haß gegen jede geschlossene Corporation, kurz die Mißachtung des historisch Gewordenen in jeder Gestalt ist beiden gemeinsam. Herr Hammarskjöld macht aus seiner Anschauung gar kein Hehl, er erklärt ausdrücklich, Karl XI. sei es bei seinen Reformen nicht blos auf die Durchführung der Reduction, sondern darauf angekommen, ob das „Corporationswesen, das so lange in Livland florirt, fortbestehen solle, oder nicht", und bemerkt an einer anderen Stelle: „die Adels- und Stadtcorporationen Livlands bildeten ein Hinderniß für ein geordnetes Gesellschaftswesen, sie paßten nicht in den modernen Staat Karls XI." Diese Bemerkungen treffen in der That den Kern der Sache. In diesen Corporationen hatte sich das gesammte politische Leben dieser Provinzen entwickelt, sie haben unserm Lande das eigenthümliche Gepräge gegeben, sie waren der feste Halt in aller Zersplitterung und die unerschütterliche Grundlage, auf der sich unser Leben immer wieder zu frischem Dasein erhob; der Versuch sie zu zerstören, bedeutet daher nichts anderes, als die historische Entwickelung Livlands zu zerschneiden und das eigenartige Leben dieser Provinzen zu vernichten. Daß diese lebenskräftigen, von dem Bewußtsein der geschichtlichen Tradition getragenen und von der ihnen gewordenen Aufgabe mehr oder weniger erfüllten Gemeinschaften sich der ihnen zugemutheten Zerstörung auf's Energischeste entgegensetzten, den zähesten Widerstand leisteten und alle Mittel anwandten, um sich zu erhalten und zu behaupten, ist naturgemäß und eine geschichtliche Nothwendigkeit. Gelang es der Regierung Karls XI. die Corporationen in Liv- und Ehstland zu zerbrechen, dann wären die Liv- und Ehstländer nicht mehr lange geblieben, was sie nach Abstammung, Sprache und Recht waren, sondern wären Schweden geworden. Dieses Resultat wäre für Schweden allerdings ein sehr günstiges gewesen und darum tritt Herr Hammarskjöld auch so rück-

haltlos für das Verfahren Karls XI. ein, aber die Schöpfung Bischof Alberts, der Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet, wäre untergegangen und wir hätten uns selbst verloren. Die schwedische Regierung verfuhr mit großer Klugheit und wandte das divide et impera meisterhaft in Livland an. Sie benutzte die Entfremdung der Stände von einander auf's Geschickteste, sie begünstigte die Städte, die nur wenig von ihrer Gewaltthätigkeit zu fühlen bekamen, sie hob das Ansehn der Geistlichkeit und gab ihr eine bevorzugte Stellung, gegen die mächtigste Corporation des Landes aber, den Adel, richtete sie mit ganzer Kraft ihre vernichtenden Schläge. Kein Zweifel, hätte die schwedische Herrschaft ungestört länger fortgedauert, so würden die Verfassung und die Corporationen der Städte von derselben Vernichtung betroffen worden sein, wie die Verfassung, die Rechte und der Besitz des Adels. Das gesteht ja Herr Hammarskjöld offen ein. Aber er findet, daß in diesem Kampfe nicht nur das formelle, sondern im Allgemeinen auch das ideale Recht auf Karls Seite gewesen. Das ideale? Nun ja, das läßt sich schon construiren und auffinden, jedoch das formelle Recht ist etwas schwerer nachzuweisen. Nahm denn nicht Ehstland und Livland, dieses durch den Vertrag von 1602, jenes durch den Pakt von 1561 eine selbständige Stellung der Krone Schweden gegenüber ein? Standen sie nicht zu Schweden im Verhältniß der Union, wie immer diese auch gefaßt werden möge? Sie waren nicht einfach schwedische Provinzen, sondern mit der Krone Schweden verbundene selbständige Länder. Die Darlegung des staatsrechtlichen Verhältnisses von Livland zu Schweden hat sich Herr Hammarskjöld noch vorbehalten, während er sie doch seinen allgemeinen Betrachtungen hätte vorausschicken sollen. Bei der Erläuterung der Confirmation der livländischen Privilegien durch Karl XI. zu Lungby im Jahre 1678 wird seine Auslegungskunst sicherlich ein schönes Feld der Thätigkeit finden. Die Vertheidigung ihrer Privilegien und Rechte durch „die mächtige und stolze Corporation des livländischen Adels" nöthigt selbst Herrn Hammarskjöld beinahe Achtung ab, aber er besinnt sich rasch wieder: nein, sie ist doch durchaus verwerflich, denn zu viel Unvernunft, Ungeschicklichkeit, Lügenhaftigkeit (!) und Trotz paart sich mit ihr und Karl XI. und sein Diener sind eigentlich viel zu schonend verfahren bei der Durchführung der großen Idee des Absolutismus in Livland. Daher faßt er seine Ueberzeugung in den Satz zusammen: „Karls Langmuth gegen die Livländer erscheint viel größer als seine Ungerechtigkeit". Das heißt, er würde nach Herrn Hammarskjölds Sinn gehandelt haben,

wenn er allen Mitgliedern des livländischen Adels ihre Besitzungen genommen und auf die erste Beschwerde hin sie sofort aus dem Lande gejagt und den ihm die Klagen der Ritterschaft vortragenden Delegierten sogleich die Köpfe vor die Füße hätte legen lassen. Die Privilegien der livländischen Stände sind damals und früher den Herrschern und ihren Gewalthabern allerdings oft ein Stein des Anstoßes gewesen. Was der jugendliche Gustav Adolf dem Revaler Rath, als dieser, gestützt auf sein Recht gegen einige Forderungen des Königs Einwendungen erhob, im Zorne zuherrschte: „So freßt eure Privilegien!" ist typisch; dieselbe Einladung ist oftmals an die Liv- und Ehstländer ergangen, ohne daß sie Neigung gespürt hätten, ihr Folge zu leisten. Man fühlt sich heute oft geneigt die Achseln zu zucken, und über die Aengstlichkeit zu lächeln, mit welcher unsere Altvordern über jedem Buchstaben der Privilegien wachten und untergeordnete Punkte mit derselben Energie und Zähigkeit gegen Eingriffe und Zumuthungen vertheidigten, wie die wichtigsten und theuersten Stücke. Bewußt oder unbewußt wurden sie dabei von dem Gedanken geleitet, daß mit dem Preisgeben des Geringen auch das Größte leicht in Frage gestellt werden könnte und daß, wenn die Form einmal verletzt worden, auch der Inhalt nur zu leicht angetastet werden dürfte. Einem nationalen Staate Rechte, Privilegien, selbst einen Theil des Eigenthums im Nothfalle zum Opfer zu bringen, wird für Stände und Corporationen nicht selten ein Gebot der Pflicht sein und sie werden es, wenn auch nicht leichten Herzens, bringen, aber Schweden war für die Livländer kein nationaler Staat.

Jedenfalls aber, erklärt Hammarskjöld, war die Idee, deren Träger und Diener Hastfer ist, eine höhere und größere, als die, in deren Dienst die livländische Ritterschaft stand, nämlich Karls XI. Auffassung vom Staats- und Gemeinwesen. Dieser Satz enthält den Kern seiner Auffassung und giebt die Erklärung für die Tendenz seines Aufsatzes. Weil Hastfer der Vollstrecker der höhern Idee war, darum muß er auch besser und edler als seine Gegner, seine Handlungsweise rechtmäßiger als die der Livländer sein und so ergiebt sich die apologetische Tendenz der ganzen Darstellung von selbst. Wie wenig begründet ist doch dieses Raisonnement! Zeigt denn die Geschichte nicht oft genug, daß die Vertreter einer untergehenden Richtung weit edler, hochherziger und größer sind als die Vorkämpfer einer neuen? Steht Walter von Plettenberg z. B. nicht viel höher als Albrecht von Brandenburg? Aber war denn die Idee, welche Hastfer vertrat, wirklich eine so große? Nichts anderes war sie ja als der Gedanke der unbeschränkten absoluten Gewalt, die alles im Staate zu

gleicher Unterwerfung zwingen, alle historisch gewordenen Bildungen zu wiederstandslosem Gehorsam nivelliren wollte. Dem gegenüber vertheidigten die Livländer das Recht der historischen Entwickelung ihres Landes, das Recht der Selbstbestimmung, das Erbe der Jahrhunderte, die nationale Zukunft des Landes. Wir denken, diese Idee, mochten sich auch die Kämpfer ihrer nicht immer voll bewußt sein, war wenigstens ebenso groß als die ihres Gegners. Und wäre selbst die staatliche Idee Karls XI. eine noch viel edlere und großartigere gewesen, als sie in Wirklichkeit war, — Völker und Gemeinschaften lassen sich alte, theuer errungene und bewährte Rechte und Institutionen nicht nehmen, damit ihnen bessere Ordnungen, heilsamere Reformen aufgedrängt werden. Ein lehrreiches Beispiel für diese Wahrheit bieten die Erfahrungen, welche hundert Jahre nachher ein Herrscher von noch größerer Bedeutung als Karl XI. gemacht hat, Kaiser Joseph II. Dieser Fürst, in dem sich der Geist der Aufklärung wahrhaft verkörpert, hat in der wohlmeinendsten Absicht, aber mit rücksichtslosem Despotismus den einzelnen Ländern seiner Krone ihre alten Rechte und Privilegien genommen, ihre historischen Institutionen beschränkt und zerstört, und die ihm nothwendig erscheinenden und zum großen Theil wirklich heilsamen Reformen in Verwaltung und Justiz überall gleichmäßig durchgeführt. Und was war das Resultat? In den belgischen Niederlanden kam es zum offenen Aufstande und in Ungarn entstanden heftige Unruhen und wilde Gährung, und so ungestüm äußerte sich überall der Unwille über des Kaisers gewaltthätige Neuerungen, daß er am Ende seines Lebens den größten Theil seiner Reformen zurücknehmen und die alten Ordnungen wiederherstellen mußte. Das Analoge dieser Vorgänge mit dem was in Livland geschehen, hat schon unser alter wackerer Joh. Chr. Schwartz bemerkt. Die große Idee Karls XI. ist in Livland doch zu Schanden geworden und hat auch in Schweden nach dem Tode Karl XII. für lange einem fast schrankenlosen aristokratischen Regimente Platz machen müssen. Die Livländer blieben schließlich doch, die sie gewesen und, freilich erst nach langer, furchtbarer Bedrängniß und scheinbarer Vernichtung traten die alten Ordnungen wieder in ihr Recht und der historische Zusammenhang des Landes wurde doch nicht zerrissen.

Nach den bisherigen Auseinandersetzungen ist es begreiflich, daß wir keine Sehnsucht nach der von Herrn Hammarskjöld in Aussicht gestellten Geschichte der Reduction in Livland empfinden. Sie wird vielleicht einige neue Thatsachen mittheilen, einige Umstände in helleres Licht stellen, aber

daß sie mehr als eine uns feindselige Tendenzschrift in historischem Gewande sein werde, ist bei den klar ausgesprochenen Ansichten, dem prononcirten politischen Standpunkte und der bittern Feindseligkeit des Herrn Hammarskjöld gegen alles Livländische nicht zu erwarten. An eine Aenderung seiner geschichtlichen Auffassung ist bei der scharfen Formulirung des von ihm vertretenen Princips gewiß nicht zu denken. Wir sind über diese Aussicht auch wenig bekümmert, die Lösung der Aufgabe, eine wirkliche Geschichte der so hochwichtigen Epoche von 1680—1721, liegt in ganz anderen Händen.

II.

Am Schlusse seines Aufsatzes zieht Herr Hammarskjöld die Summe unserer gesammten Entwickelung, giebt er das Facit unserer ganzen Existenz. Fassen wir die Charakteristik, die er von uns entwirft, kurz zusammen. „Die Deutschen in den Ostseeprovinzen sind eine starke, tüchtige, kraftvolle Race." Zu dieser Anerkennung sieht sich Herr Hammarskjöld durch die Thatsache, daß wir noch existiren, genöthigt; sie ist aber auch fast die einzige, welche er uns gewährt. Die Begabung der Balten liegt im Praktischen, fährt er fort, ihre Haupteigenschaft ist, durch ihr Vermögen sich, koste es was es wolle, fortzuhelfen und mit Geschicklichkeit für ihre eigenen Interessen zu sorgen, überall verstanden und verstehen sie es, „sich durchzudrücken" und Anstelligkeit und Verschlagenheit zeigten sie stets. Zu der egoistischen Sorge für das eigene Ich und die eigenen Interessen gesellt sich bei ihnen Härte des Gemüths, zu der oft noch Renommisterei tritt. Liebenswürdigkeit und rücksichtsvolles Wesen finden sich bei ihnen nicht, daher sind sie auch nirgend beliebt gewesen, weder in Schweden, noch in Rußland, noch selbst in Deutschland, wenn sie auch überall als anstellig und brauchbar galten. Man kann die Balten daher passend mit den Juden vergleichen. Allerdings, Tapferkeit und Ausdauer besaßen und besitzen sie, echte Mannhaftigkeit beweisen sie aber selten. Die praktischen Eigenschaften sind bei den Balten zu sehr auf Kosten der edleren und feineren entwickelt, daher haben sie nicht viel Sinn für die idealen Interessen. In diesem Mangel an Idealismus sind die Balten dem großen deutschen Hauptstamme sehr unähnlich. Aus diesem Fehlen des idealen Sinnes erklärt sich auch ihre Armuth an großen Männern und der Mangel an hervorragenden Leistungen auf geistigem Gebiete. Die Abwesenheit idealen Geistes zeigt sich ganz besonders beim baltischen Adel, der die Schäden und Schattenseiten, die allen Aristokratien anhaften, in höherem Maße aufweist als der irgend eines andern

Landes, da er weder je das Beste seines Vaterlandes befördert, noch der Civilisation gedient hat. Ueberhaupt lebt bei den Balten der mittelalterliche Geist mit seinem Individualismus und seinen socialen Begriffen noch fort und ist ihr Verderben.

Erkennt ihr Euch in diesem Bilde wieder, ihr baltischen Landsleute? Seid ihr wirklich die, welche Herr Hammarskjöld so scharf gezeichnet hat? Doch wozu weiter fragen, jeder Balte sieht beim ersten Blicke, daß es ein Zerrbild ist, welches der Schwede uns entgegenhält, daß der Spiegel, welcher uns zur Beschauung vorgehalten wird, nicht der klare Spiegel der Wahrheit, sondern ein Hohlspiegel ist, aus dem unser Wesen in völliger Verzerrung uns entgegenblickt. Es ist schwer zu entscheiden, ob mehr Gehässigkeit oder Unkenntniß bei der Entwerfung dieser Carricatur unseres Wesens mitgewirkt haben. Man könnte zweifeln, ob eine so wenig wahre Zeichnung des baltischen Charakters einer Erwiderung werth sei, ob sie es nicht vielmehr verdient, mit geringschätzigem Achselzucken einfach bei Seite gelegt zu werden. Wir sind ja an Schmähungen und Verunglimpfungen von rechts und links gewöhnt und Briareus' Arme müßte der haben, welcher sie alle widerlegen und bekämpfen wollte. Doch wie es eine Zeit giebt zu schweigen, so giebt es eine Zeit zu reden. Der Mann, welcher diese Schilderung der Balten giebt, nennt sich einen Historiker und seine Ausfälle und Anschuldigungen sind in dem angesehensten Organe der baltischen Provinzen veröffentlicht. Sie werden nicht nur von uns Balten, sondern auch von Fremden, welche unsern Verhältnissen fern stehen, gelesen. Bliebe eine Erwiderung und Abwehr aus, so könnten diese Letztern leicht meinen, wir vermöchten gegen das Urtheil des Schweden nichts vorzubringen und müßten es gelten lassen. Darum halten wir es für gut, nicht zu schweigen, sondern wollen seine Angriffe zurückweisen, wenn wir dabei auch genöthigt sind manches zu sagen, was allen Balten bekannt ist. Dem ernsten Manne widersteht es ebenso sich selbst wie seine Angehörigen und Verwandten zu rühmen, aber einem gehässigen Feinde gegenüber ist es bisweilen Pflicht, hervorzuheben, was man ist und was man geleistet hat.

Der schwerste Vorwurf, den Herr Hammarskjöld gegen die Balten erhebt, ist der des unbegrenzten, rücksichtslosen Egoismus. Wir glaubten bisher, diese Eigenschaft fände sich bei allen Völkern aller Zonen und aller Jahrhunderte. Sollte dieser böse Egoismus nicht auch bei den Schweden, selbst in ihrer Großmachtszeit, vorhanden gewesen sein? Die reichen Schenkungen, welche die schwedischen Großen und die Mitglieder des Reichsraths

während der Minderjährigkeit der Königin Christine und während der vormundschaftlichen Regierung Karls XI. sich ertheilen ließen und deren Uebermaß nachher zur Reduction führte, scheinen uns nicht eben für die dort herrschende Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit zu sprechen. Aber gesetzt, die Balten kennzeichnete ein prononcirter Egoismus, was wäre damit gegen sie bewiesen? Wir wissen heute ganz genau, daß Gustav Adolph nicht um den bedrängten deutschen Protestanten zu helfen, nach Deutschland gekommen ist, sondern im Interesse seines durch Polen und den Kaiser bedrohten Reiches und aus noch andern rein politischen Motiven. Er wird dennoch mit Recht als protestantischer Glaubensheld gefeiert, weil das Resultat seines mehr aus egoistischen als aus idealen Beweggründen unternommenen Feldzuges die Rettung des Protestantismus in Deutschland gewesen ist. Wenn es je ein durch und durch egoistisches Volk gegeben hat, so waren es die Holländer; haben sie nicht dennoch in der Geschichte eine große und glänzende Rolle gespielt und in Kunst und Wissenschaft Unvergängliches geleistet? Ist der Egoismus der Engländer nicht sprichwörtlich? und welche Fülle idealen Lebens findet sich trotzdem zu allen Zeiten bei ihnen! Der Egoismus allein wirkt also durchaus nicht so geistig verarmend, wie Herr Hammarskjöld meint. Ueberhaupt, welche dürftige Auffassung der menschlichen Dinge verräth es doch, mit so allgemeinen Bezeichnungen, wie Egoismus, Selbstsucht ganze Menschengemeinschaften zu charakterisiren und sich einzubilden, damit ihr Wesen erschöpft zu haben. Unzweifelhaft findet sich bei uns viel Egoismus und mehr als gut ist und es ist wahr, er hat manchmal in den Corporationen wie in den Einzelnen völlig die Herrschaft gewonnen. Das sind aber auch immer die bösesten Zeiten in der Geschichte unseres Landes gewesen, Zeiten des Niederganges baltischen Wesens, die stets schwere Schädigungen des Landes zur Folge gehabt haben. Die dadurch herbeigeführten harten Prüfungen haben dann aber immer wieder den bessern Geist erweckt, die Hingabe an das Gemeinwesen ist neu erwacht, sowie die Bereitwilligkeit dem Interesse des Ganzen Opfer des Einzelnen zu bringen. Daß die innern Umwandlungen stets erst nach schweren Kämpfen erfolgt sind, liegt in der Natur der menschlichen Dinge und das mit Anstrengung Durchgesetzte hat dann später um so festeren Bestand gehabt. Die Fähigkeit sich überall fortzuhelfen und möglichst rasch sich ein Vermögen zu erwerben und die Neigung „sich überall durchzudrücken" hat Herr Hammarskjöld wohl von Hastfer, Lichtone und andern im Auslande ganz zu Schweden gewordenen Livländern abstrahirt und sogleich auf alle Balten übertragen.

Nun ist es aber bekannt, daß diejenigen, welche eine fremde Nationalität annehmen, vorzugsweise alle Schattenseiten und Fehler ihres Volkes oder Stammes beibehalten und dazu die Mängel der neuen Nationalität sich aneignen. Ferner war das Streben nach Mehrung des Besitzes auf jedem Wege und mit allen Mitteln in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ganz allgemein verbreitet; Minister und hohe Staatsbeamte nahmen ruhig große und kleine Geldsummen von fremden Staaten und von Personen, die ihre Hilfe beanspruchten, an. Daß die Balten jener Zeit sich jedoch vor den Schweden, Dänen und andern Völkern durch Habsucht und Geldgier ungünstig ausgezeichnet hätten, dafür hat Herr Hammarskjöld keine Spur von Beweis beigebracht und wenn er seine Anschuldigung auf die zwei Jahrhunderte nachher ausdehnen sollte, so wäre das einfach lächerlich. Das „Sichdurchdrücken" haben die Balten in ihrer Gesammtheit niemals verstanden, wenn es auch manchmal für sie vortheilhaft gewesen wäre und wir meinen, sie werden es auch nie lernen. In seltsamem Widerspruch mit dieser seiner eigenen Charakteristik spricht Herr Hammarskjöld wiederholt von dem Trotz und Stolz sowie der Unbotmäßigkeit der Livländer, insbesondere des livländischen Adels. Wie reimt sich das zusammen? Ohne einen gewissen politischen Egoismus giebt es übrigens kein selbstbewußtes Volk und daß ein solcher auch den Balten eigen gewesen ist, gereicht ihnen nicht zum Vorwurf, sondern zur Ehre. Menschengemeinschaften, völlig frei von Selbstsucht giebt es nur in Utopien oder in dem Zukunftsstaate der Socialdemokraten.

Ausdauer und Tapferkeit den Liv- und Ehstländern abzusprechen vermag Herr Hammarskjöld nicht, weil die Thatsachen doch zu deutlich reden; haben sie doch in den Kriegen und Schlachten Schwedens von Gustav Adolph bis auf Karl XII. heldenmüthig mitgefochten und ihr Blut in Strömen vergossen. Aber die schnöde Bemerkung kann sein Haß nicht unterdrücken „echte Mannhaftigkeit hätten sie selten gezeigt", d. h. sie seien blos rohe Haudegen gewesen ohne edleres Gefühl. Läßt sich ein schmählicherer Undank für alles, was die Livländer im Dienste Schwedens gethan und gelitten haben, denken?!

Es ist natürlich und normal, daß sich in einer Menschengemeinschaft, welche von Anfang an von tausend Gefahren umringt gewesen und sich in Jahrhunderte langem Kampfe nur mühsam der auf sie ringsher eindringenden Gewalten erwehrt hat, ebenso wie in den Corporationen, in welche sie sich gegliedert, der Sinn für das Wirkliche, zunächst Nothwendige, für die

Bedürfnisse des Tages, kurz für das Praktische stark und lebendig ausgebildet hat. Wer eine Stadt immer wieder gegen feindliche Angriffe vertheidigen muß, der wird zunächst all' seine Aufmerksamkeit darauf richten, sie stark zu befestigen und so schwer einnehmbar als möglich zu machen; für die Verschönerung der Straßen und Plätze, für Schmückung der Häuser wird er die Sorge friedlicheren Zeiten überlassen. In diesem Sinne könnte man sich die von Herrn Hammarskjöld den Balten beigelegte „praktische Begabung" gefallen lassen. Doch er faßt sie in weniger günstiger Bedeutung, indem er darunter den ausschließlich auf das Nützliche und Vortheilhafte gerichteten Sinn versteht und uns so ziemlich alle edleren und feineren Eigenschaften abspricht. Verbindet sich mit diesem einzig auf das Vortheilhafte gerichteten Sinn noch Härte des Gemüthes und ausschließliche Sorge für das eigene Ich, so wird es begreiflich, wie Herr Hammarskjöld, der alle diese Charaktereigenschaften den Balten beilegt, zu der Ungeheuerlichkeit kommt, sie mit den Juden zu vergleichen. Man kann wohl sagen, thörichtere und abenteuerlichere Vorwürfe sind gegen uns nie erhoben worden, Vorwürfe, die nur in der völligen Unkenntniß dessen, der sie ausspricht, eine gewisse Entschuldigung haben. Des Mangels an Gemüth und an Liebenswürdigkeit hat vor Herrn Hammarskjöld wohl Niemand die Balten angeschuldigt und dieser Vorwurf wirkt geradezu erheiternd; man sieht, Herr Hammarskjöld kann nie in den Ostseeprovinzen gewesen sein, sonst hätte er unmöglich etwas so völlig Verkehrtes hinzuschreiben vermocht. Er weiß nicht, daß Livland schon in alter Zeit Blieuland hieß, daß unser Land für viele tausend Stammesgenossen und zahlreiche Fremde, die hierher gekommen sind, eine Heimath geworden, in der sie sich wohl und glücklich fühlten und die sie nie wieder verlassen mochten. Wie würde das möglich gewesen sein, wenn ihnen überall von Seiten der Balten nur Rücksichtslosigkeit, Unfreundlichkeit und abstoßendes Wesen entgegengetreten wäre? Wie viele Deutsche, die zu uns kamen, haben nicht seit dem XVI. Jahrhundert immer wieder die Gastfreundschaft, das Behagen, die Biederkeit und das Entgegenkommen der Balten anerkannt und gepriesen? Wie glücklich hat sich z. B. Paul Fleming in dem bei Herrn Hammarskjöld so verrufenen XVII. Jahrhundert in Reval gefühlt und wie oft hat er die Freuden, die er da genossen, poetisch gefeiert! Hat nicht Herder die kräftigen Eindrücke eines selbstständigen und selbstbewußten Gemeinwesens, die er in Riga empfangen, bis in seine letzten Jahre lebendig in sich bewahrt, und trotz mancher unangenehmen Erfahrungen, die er in

der Metropole Livlands gemacht, noch am Ende seines Lebens eine lebhafte Sehnsucht nach der Stadt ausgesprochen, in der er so glückliche Jahre verbracht? Und ähnlich haben viele wackere Männer, die nur einige Jahre unter uns geweilt, nachdem sie längst in ihre Heimath zurückgekehrt, die Zeit ihres Aufenthalts im baltischen Lande zu den schönsten und glücklichsten Abschnitten ihres Lebens gerechnet. Niemand hat dem schöneren und für uns ehrenvolleren Ausdruck gegeben, als der edle C. O. v. Madai, der, einst eine Zierde unserer Hochschule, wenn er seines Lebens in Dorpat und Livland gedachte, seine Empfindungen in den Goetheschen Versen aussprach: Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist! Daß man doch zu seiner Qual, nimmer es vergißt! Aus der Fülle der Zeugnisse, die sich gegen Herrn Hammarskjölds unverständige Behauptung anführen ließen, mögen diese genügen. Wie behaglich es dem Fremden bei uns wurde, wie sehr es ihm unter uns gefiel, das lehrt der Ausspruch eines Reisenden am Ende des vorigen Jahrhunderts, es sei ihm, als wäre er im Lande der Phäaken und 50 Jahre später hat sich der länder- und völkerkundige J. G. Kohl ähnlich geäußert. Einen noch schlagenderen Beweis für die Anziehungskraft unseres Lebens und Wesens bildet die große Zahl tüchtiger Männer, welche in den letzten drei Jahrhunderten zu uns gekommen und nicht nur bei uns geblieben, sondern in Gesinnung und Anschauung zu echten Balten geworden sind. Viele dieser Eingewanderten haben als Pastoren, Lehrer, Rechtsgelehrte, Kaufleute und Handwerker nicht nur eine geachtete Stellung unter uns gewonnen, sondern auch in treuer Anhänglichkeit unserm Lande gedient und ihm frische Lebens- und Geisteskräfte zugeführt. Seit ungefähr einem Menschenalter ist das freilich anders geworden, immer seltener geschieht es, daß Ausländer sich unserem Wesen assimiliren und es in seiner Eigenart verstehen. Wir beklagen das tief, weil uns dadurch ein sehr erwünschter Zustrom frischen Lebens entgeht, aber wir glauben nicht, daß wir daran schuld sind, weil etwa unser Wesen sich verändert hätte. Ob wir bei Andern beliebt sind, die Frage wollen wir nicht entscheiden, nur glauben wir, daß je ausgeprägter und eigenartiger eine Persönlichkeit ist, sie desto weniger auf allgemeinen Beifall wird rechnen können; das gilt wie von den einzelnen Individuen, so auch von den Völker- und Stammespersönlichkeiten. Außerdem sind die in der Fremde weilenden Angehörigen eines Volkes meist nicht diejenigen, in denen das wahre und eigentliche Wesen des Ganzen, zu dem sie gehören zur vollen Erscheinung kommt. Wie dem auch sei, mag man uns unter fremden Völkern nicht

lieben, Achtung wird man uns meist nicht versagen und damit können wir zufrieden sein. Wenn Herr Hammarskjöld endlich behauptet, selbst in Deutschland wären wir Balten nicht beliebt, so ist für frühere Zeiten das Gegentheil wahr, dafür ließe sich eine reiche Zahl von Beispielen anführen, und was die Gegenwart betrifft, so nehmen nicht wenige Balten geachtete Stellungen auf den verschiedensten Gebieten des Lebens in Deutschland ein, worin bei der gewaltigen, gegenwärtig dort herrschenden Concurrenz eine nicht geringe Anerkennung für uns liegt.

In Folge unserer ausschließlich praktischen Begabung geht uns Balten, wie Herr Hammarskjöld weiter urtheilt, der Sinn für ideale Interessen und Bedürfnisse fast ganz ab und daraus erkläre sich auch, meint er, die außerordentliche Armuth des baltischen Landes an großen Männern; in diesem Fehlen idealen Geistes seien wir dem großen deutschen Volke sehr unähnlich. In der That, wäre diese Behauptung begründet, so würden wir allerdings eine inferiore Race sein, denn der Sinn für die idealen Güter des Lebens und das Eintreten für sie giebt dem Einzelnen, wie der Gesammtheit erst die Fähigkeit und die Kraft, an den höchsten Aufgaben der Menschheit überhaupt mitzuarbeiten. Eine seltsame Forderung rein utopistischer Art wäre es jedoch von vornherein, wenn man, wie Herr Hammarskjöld zu thun scheint, diesen idealen Sinn bei jedem einzelnen Gliede einer Gemeinschaft suchen wollte. Nein, idealer Sinn und ideale Gesinnung werden sich immer nur bei einer Minderheit, sei es eines Volkes, sei es eines Stammes finden und nur darauf kommt es an, ob diese Minderheit stark genug ist, auf die Gesammtheit so bestimmenden Einfluß auszuüben, daß diese ihren Impulsen und ihrer Führung folgt. So war es zu allen Zeiten und so wird es bis zum Ende der Dinge bleiben und nur in seltenen, großen Momenten der Geschichte läßt sich auch die Masse der Menschen vom idealen Geist fortreißen. In diesem Sinne können wir nun getrost behaupten, daß wir an Idealismus hinter keiner andern Menschengemeinschaft zurückstehen. Zu den ersten und bedeutendsten Mächten idealer Art im Leben der Menschen wird wohl auch Herr Hammarskjöld den religiösen Glauben rechnen. Da weiß nun wohl jeder, der unsere Geschichte einigermaßen kennt, wie fest nun schon seit Jahrhunderten der evangelische Glaube in unserm Land gewurzelt ist. Im treuen Festhalten am Glauben der Väter haben die Balten aller Stände sich jeder Zeit bewährt, sie sind ihm in allem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse, in guten und noch mehr in bösen Tagen immerdar fest ergeben geblieben. Und das sollte kein Zeugniß

idealen Sinnes sein? Liegt in dem lebendigen und unverlöschlichen Heimathsgefühl, das fast alle Balten beseelt und sie auch in weiter Ferne nicht verläßt, viele noch am Abend ihres Lebens in das Land ihrer Jugend zurückführt, nicht etwas Ideales? Ist die rührende Anhänglichkeit an die Landes-Universität, die sich bei den Balten, wie weit sie auch zerstreut sein mögen, allzeit kundgiebt, nicht ein Zeichen von Idealismus? Ist nicht der Sinn für Poesie und Kunst unter den Balten weit verbreitet? Emanuel Geibel äußerte oft: wahre Empfänglichkeit für Poesie sei in der Gegenwart ganz besonders bei den baltischen Deutschen zu finden. Haben nicht Unzählige unserer Landsleute sich in mehr oder minder guten Versen versucht? Könnten auch alle diese Versuche keinen irgend wie berechtigten Anspruch auf dauernden Werth machen, das ideale Streben nach einer poetischen Auffassung des Lebens unter uns würden sie doch beweisen. Daß unserm Leben der nationale volksthümliche Untergrund fehlt, macht sich allerdings für das Emporblühen der Dichtung bei uns besonders nachtheilig fühlbar. Trotzdem hat es unter uns früher und später nicht an dichterischen Naturen gefehlt, die unter günstigeren Verhältnissen vielleicht einen unvergänglichen Kranz sich errungen hätten. Wir wollen kein übermäßiges Gewicht auf den genialen Jacob Lenz legen, weil seine dichterische Entwickelung und Thätigkeit außerhalb unserer Provinzen sich abspielte, aber ein Sohn unseres Landes war er doch, wenn er auch zu seinem Unheil in eine der nüchternsten Perioden unseres Lebens fiel. Aber einer der bedeutendsten Vertreter des poetischen Realismus, einer der größten Charakterzeichner in der Gegenwart, Theodor Pantenius, gehört ganz unserem Lande an und die Gedichte von Alexis Adolphi sowie von Karl von Fircks, um nur diese hervorzuheben, geben dem Heimathsgefühl, dem poetischen Emfinden, dem auf das Ideale gerichteten Sinne der Balten einen uns Allen zu Herzen dringenden, echt dichterischen Ausdruck. Mag der poetische Sinn auch in der Gegenwart zurückgedrängt sein und sich nur in schwächern und leisern Tönen kund thun, erstorben ist er nicht, nnd wird, so hoffen wir, nie ganz unter uns verschwinden.

Auch die Kunst im weitesten Sinne hat, trotz ungünstiger Natur und des Mangels an äußerer Anregung und Förderung, in unserer Mitte begabte Jünger, einsichtsvolle Kenner gefunden. Natürlich am wenigsten im XVII. Jahrhundert, da aber hatte sie auch in Schweden keine Heimath. Man braucht sich zum Beweise dafür nur zu vergegenwärtigen, wie wenig Verständniß und Theilnahme der Königin Christine Kunstsinn und Kunstliebe unter ihren Landsleuten fand. Die Musik ist unter uns so allgemein

verbreitet und ihre klassischen Meister finden bei uns so viel Verständniß, wie nur in irgend einer Gegend Deutschlands; können wir uns auch keiner berühmten Componisten rühmen, begabte Talente schaffender und ausübender Art auf diesem Gebiete gab und giebt es unter uns viele. In der Malerei haben wir bedeutende und hervorragende Talente aufzuweisen, besonders reich an ihnen ist Ehstland, aber auch in den anderen Provinzen fehlen sie nicht. Von den vielen Namen, welche hier genannt werden könnten, seien nur der früh verstorbene hochbegabte L. v. Maydell und der in der Gegenwart so gefeierte Eduard Gebhardt hervorgehoben. Selbst auf dem Gebiete der Skulptur, der unser nordisches Klima und unsere Nebelatmosphäre so wenig günstig ist, können wir uns eines Künstlers wie Eduard von der Launitz rühmen. Freunde und Liebhaber der Kunst, vor allem der Malerei, hat es unter dem baltischen Adel und den baltischen Patriciern zu allen Zeiten nicht wenige gegeben, davon legen die zahlreichen Privatsammlungen und die Gallerien unserer Museen beredtes Zeugniß ab. Ein livländischer Edelmann war der intimste Freund des großen Winckelmann, der Ehstländer O. M. von Stackelberg ist als einer der hervorragendsten Archäologen dieses Jahrhunderts bekannt, und einer der feinsten Kunstkenner unserer Zeit war K. E. v. Liphart, auch ein livländischer Edelmann.

In den Wissenschaften ist Herr Hammarskjöld so gnädig uns einige Verdienste auf dem Felde der Geschichte zuzugestehn. Wir sind ihm dafür dankbar, aber unsere Ansprüche gehen viel weiter. Unser großer Landsmann K. E. v. Baer ist ihm schon entgegengehalten worden und wie viel andere bedeutende Namen auf dem Gebiete der Naturforschung ließen sich ihm anreihen! Wie viel hat der eine F. G. von Bunge auf dem Felde der Rechtsgeschichte und der Rechtswissenschaft überhaupt, weit über den Kreis unseres Landes hinaus, geleistet, und wie viele treffliche Forscher vor und nach ihm könnte man auf diesem Gebiete aufzählen! Von großen Sprachforschern unter den Balten seien hier nur F. Wiedemann, Victor Hehn und A. Bielenstein genannt. Zu den berühmtesten Forschungsreisenden gehören zwei Söhne unseres Landes A. v. Middendorff und G. Schweinfurth. Selbst die Philosophie hat begabte Jünger unter uns gefunden; J. E. Erdmann z. B. entstammt unserem Lande. Daß auch in der Theologie Namhaftes von Balten geleistet ist, darauf sei schließlich noch hingewiesen; A. v. Oettingen und Adolph Harnack, die Vertreter sehr verschiedener Richtungen, sind doch beide Söhne unseres Landes. Es liegt auf der Hand, daß ein Land, wo die Forderungen des Tages und die praktischen

Bedürfnisse den größten Theil der gebildeten Bevölkerung in Anspruch nehmen, nicht der günstigste Boden für streng wissenschaftliche Studien ist; daß wir dennoch an der Wissenschaft nicht nur regen Antheil nehmen, sondern viele von uns zu ihrer Förderung, sei es unter uns, sei es außerhalb unserer Provinzen beitragen, darauf können wir mit Fug und Recht stolz sein. Wie viel idealer Sinn fand und findet sich auch jetzt noch bei unseren Schulmännern und Pädagogen, die unter oft sehr drückenden und schwierigen Verhältnissen mit nie ermüdendem Eifer dem hochwichtigen und dabei so mühseligen Werke der Jugendbildung ihre ganze Kraft widmen. Von ihnen Allen sei nur einer hier genannt, dessen Leben und Wirken der lauterste Idealismus durchdrang: Albert Hollander, der Begründer und langjährige Leiter der Schule zu Birkenruh. Endlich müssen wir unserer Pastoren gedenken, von deren Wirksamkeit und Bedeutung für unser Land Herr A. Hammarskjöld freilich absolut nichts zu wissen scheint, sonst hätte er unmöglich S. 741 den unerhörten Satz hinschreiben können: „Hätte der livländische Adel, nachdem er unter Rußland gekommen, gleichviel Sorge um die lutherischen Kirchen und die religiöse Aufklärung der Bauern getragen wie — (man erwartet: die schwedische Regierung, aber nein, Herr Hammarskjöld fährt mit größter Gelassenheit fort) Hastfer, so würde sich die lutherische Kirche jetzt nicht bloß auf die Deutschen in Livland, sondern auch auf die Ehsten und Letten stützen." Der das hinschrieb, hatte wahrhaftig nicht die leiseste Ahnung von den kirchlichen Zuständen unseres Landes. Wahrscheinlich hält Herr Hammarskjöld die Letten und Ehsten in unseren Provinzen noch für Heiden, jedenfalls ist es ihm unbekannt, daß die ungeheure Mehrzahl derselben der lutherischen Kirche angehört und von alldem was die lutherische Geistlichkeit für die religiöse und geistige Bildung der Letten und Ehsten seit 300 Jahren gethan, ahnt er nichts. Er weiß nicht, daß unsere Pastoren in unbegrenztem Idealismus eine lettische und ehstnische Literatur geschaffen haben, daß aus ihrer Mitte der Gedanke der allgemeinen Schulbildung für die Letten und Ehsten hervorgegangen ist und daß durch die Unterstützung und Mitwirkung des Adels das Volksschulwesen in unsern Provinzen zu so hoher Blüthe gelangt ist, wie das in vielen Ländern des Westens nicht der Fall. Er ahnt nichts davon wie lebhaftes Interesse für alle Bestrebungen zur Hebung der Landbevölkerung jederzeit unsere Pastoren bewiesen haben und unternimmt es trotzdem über unsere Verhältnisse abzusprechen! Wie viel Antheil die Pastoren an der geistigen Entwickelung in unserem Lande seit 350 Jahren haben, das nachzuweisen wäre eine lehr-

reiche Aufgabe, deren Lösung recht zeigen würde, welche Bedeutung unsere Geistlichkeit für das baltische Leben hat. Mögen auch viele Miethlinge und Unwürdige unter ihnen gewesen sein, die überwiegende Mehrzahl hat allezeit mit Ernst und Eifer die evangelischen Glaubenswahrheiten verkündigt und sich um die Verwirklichung der christlichen Ideale bemüht und treulich Theil an dem Geschick der baltischen Heimath genommen. Von den vielen Namen, welche sich uns aufdrängen, seien hier nur die verdientesten unter den Oberhirten der livländischen Kirche genannt: H. Samson, Joh. Fischer, K. G. Sonntag und F. Walter, zu denen wir noch K. Ch. Ulmann fügen. Wie viele Landeskirchen können sich rühmen solche Männer im Laufe zweier Jahrhunderte an ihrer Spitze gehabt zu haben?

Aber, fragt Herr Hammarskjöld jetzt im sicheren Gefühle des Triumphes: Wo sind die *großen* Männer der Balten? Wir wollen ihm die Antwort nicht schuldig bleiben. Große Männer sind ein Geschenk Gottes, sie lassen sich durch keinen menschlichen Willen und Wunsch hervorrufen und herbeischaffen, sie erstehen und erscheinen nach göttlichem Rathschlusse. Wenn der Besitz großer Männer ausschließlich oder vornehmlich Völkern und Gemeinschaften das ideale Recht der Fortdauer gäbe, dann würden manche Stämme und staatliche Bildungen zum Untergange verurtheilt sein. Auch ist die geschichtliche Größe sehr verschiedener Art. Die Zahl der Männer von welthistorischer Bedeutung, deren Leben und Thaten den Gang der Geschichte auf Jahrhunderte bestimmt, ist selbstverständlich nicht sehr groß. Daß solche in den entlegenen baltischen Landen sich nicht finden konnten, ist natürlich, denn sie bedürfen eines großen Staates und gewaltiger Machtmittel für ihr Wirken. Neben ihnen giebt es aber eine andere Klasse großer Männer, deren Wirksamkeit sich auf ein engeres Gebiet beschränkt, in diesem aber dem geschichtlichen Entwickelungsgang für lange Zeit seine Richtung giebt. An diesen ist unser Land, unsere Geschichte nicht so ganz arm, jedenfalls reicher als Herr Hammarskjöld es darstellen möchte. Bischof Albert, Walter von Plettenberg (den sogar Herr Hammarskjöld: „vielleicht" einen großen Mann sein läßt), Herzog Jacob von Kurland und endlich Joh. Reinhold Patkul — das sind baltische Größen, die sich schon sehen lassen können. Gegen den Letzten erhebt Herr Hammarskjöld freilich den heftigsten Einspruch, indem er sich erdreistet ihn den „kaltblütigsten, erfindungsreichsten und weitläufigsten Lügner seiner Zeit" zu nennen. Wir wissen sehr wohl, daß es auch unter uns manche giebt, die in retrospectiver Betrachtung Patkul abgeneigt sind, doch unseres Erachtens mit Unrecht. Wer Patkuls Berichte und

Memoriale kennt, wird ihm den Ruhm hervorragenden staatsmännischen Geistes nicht bestreiten können und die von ihm auf dem Landtage zu Wenden 1692 abgestattete Relation über seine Thätigkeit am schwedischen Hofe wird immerdar ein Meisterstück staatsmännischer Klugheit, diplomatischer Gewandtheit, männlichen Muthes und unerschütterlicher Vaterlandsliebe bleiben. Der ingrimmige Haß, mit dem die Schweden ihn noch heute wie vor 200 Jahren verfolgen, ist ein Zeugniß für die Größe des Mannes. Wir möchten aber an Herrn Hammarskjöld hier die Gegenfrage richten: Welche großen Männer denn Schweden seit dem Tode Karl XII. auf dem Gebiet des Staates aufzuweisen hat? Auch Gustav III. wird man trotz mannigfacher Verdienste doch zu den großen Männern nicht zählen können. Bedeutende Dichter und Schriftsteller hat Schweden in dieser Zeit nicht wenige, welches sind aber seine großen Staatsmänner und Helden in den letzten 170 Jahren? Auch möchten wir wohl wissen, ob es einen Bürgermeister von Stockholm giebt, der eine solche Bedeutung gehabt hat wie Otto Müller für Riga nicht nur, sondern für Livland und darüber hinaus?

Daß in den Baltischen Gouvernements unter uns keine großen Männer, keine außerordentlichen Persönlichkeiten erstanden sind, davon ist der Grund in verschiedenen Umständen zu suchen. Die Entscheidung über unsere Geschicke liegt außerhalb unserer Provinzen, wir haben keine Oeffentlichkeit, kein bewegtes Volksleben, keine großen mit einander ringenden Parteien von scharf ausgesprochenen Tendenzen, endlich haben uns die großen Weltbewegungen fast nur aus weiter Ferne berührt. Unsere Aufgaben sind daher enger begrenzt, unsere Ziele nicht so hoch gesteckte, das Feld für unsere Thätigkeit beschränkter als in andern Ländern. Aber innerhalb dieser Schranken sind uns ernste und hohe Pflichten auferlegt, deren Erfüllung alle unsere Kraft in Anspruch nimmt. Unsere Thätigkeit ist entsagungsvoller als die vieler Anderer und man erfährt nicht viel von ihr, doch ihr Werth wird dadurch nicht geringer. Den von der Geschichte uns zugewiesenen Pflichten zu genügen hat die Mehrheit der Balten stets für ihre höchste Aufgabe angesehen und die besten Männer unseres Landes haben vor keinem Opfer zurückgeschreckt, wenn es galt ihrer Ueberzeugung zu folgen und der Stimme des Gewissens zu gehorchen. So manches selbstlose Handeln, viele gute und hochherzige Thaten vollziehen sich bei uns in engem Kreise, in einzelnen Gesellschaftsschichten, an entlegenen Orten, in weitern Kreisen spricht man kaum davon und von dem, was in

der einen Provinz geschieht, dringt kaum eine dunkle Kunde in die andere. Man handelt nach Pflicht und Gewissen ohne Furcht vor den Folgen; in solchem Geiste verfahren auch schlichte Männer bei uns. Das ist der baltische Idealismus. Getragen von dem Jubel und Beifall der Menge Großes zu vollbringen ist gewiß schön, aber auf einsamem Posten treu seine Pflicht zu erfüllen, ist oft auch etwas nicht Geringes. Das Bewußtsein ihrer idealen Aufgaben und Ziele ist den Balten nie ganz geschwunden und am Ende der von Herrn Hammarskjöld als völlig von brutalem Egoismus erfüllt geschilderten Periode unserer Geschichte ist ihnen im Eingang der Capitulation von 1710 ein, namentlich für jene Zeit, wahrhaft bewunderungswürdiger Ausdruck gegeben.

Die Wahrnehmung, daß in der augenblicklichen Gegenwart der Idealismus bei den Balten zurücktritt und bei weitem schwächer ist als vor einem Menschenalter, hat verschiedene Erklärungsgründe. Einmal treten wie im Leben des Einzelnen, so in dem von Gesammtheiten Zeiten der Ermattung ein, in denen, mit dem Dichter zu sprechen, der Puls des Lebens stockt; solche Perioden gehen bald rascher, bald langsamer vorüber, zuletzt aber machen sie, wenn der Organismus gesund ist, immer wieder frischem Aufschwunge Platz. Sodann ist die herrschende Zeitströmung allem Idealen und allem Idealismus durchaus abhold und da wir Balten nicht auf einem entlegenen Eilande im Weltmeer leben, übt sie natürlich auch auf die Menge bei uns großen Einfluß aus. Aber völlig verschwunden ist der Idealismus auch heute aus unserem Lande nicht und die Zahl der Männer unter uns ist nicht ganz klein, die sich fest um seine Fahne schaaren und an ihm festhaltend getrost der Zukunft entgegensehen.

Gegen den baltischen und besonders den livländischen Adel richtet Herr Hammarskjöld seine bittersten und gehässigsten Angriffe. Es ist nicht unsere Absicht eine Apologie des Adels unserer Provinzen zu schreiben; wir müssen das einem Mitgliede dieses Stands überlassen, wenn es überhaupt für nöthig erachtet werden sollte. Aber im Interesse der einfachen historischen Gerechtigkeit sehen wir uns veranlaßt einige Worte zu erwidern. Gegen Nichts herrscht seit einem Jahrhundert so große Abneignung als gegen die Aristokratie in jeder Form und Herr Hammarskjöld huldigt dieser Zeitrichtung in vollem Maße. Nun sind ja die Schäden und schweren Mängel der Aristokratien zur Genüge bekannt, aber man sollte dabei nicht übersehen, daß sie nach dem Zeugniß der Geschichte am meisten die Gewähr der Dauer in sich tragen, wenn sie nur nicht gänzlich ihres Berufes und ihrer Pflichten

vergessen; das lehrt z. B. England. Ferner ist die Aristokratie diejenige staatliche Form, welche das stärkste Bollwerk, die kräftigste Schutzwehr des Bestehenden bildet, das kann nur leugnen, wer die Geschichte nicht kennt und der Kampf des livländischen Adels gegen Karl XI. gewaltthätiges Vorgehen ist der beste Beweis dafür. Auch sonst bietet unsere Geschichte manche Belege für die Wahrheit dieses Satzes. Wenn Herr Hammarskjöld einzelne Beispiele von Gewaltthätigkeit und rücksichtsloser Widersetzlichkeit gegen gerichtliche Entscheidungen von Seiten des livländischen Adels unter Karl XI. anführt, so mag gegen die Thatsachen nichts einzuwenden sein, aber sie erscheinen doch in etwas anderem und weniger gehässigem Lichte, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der mitteralterliche Begriff der Selbsthilfe damals noch in vielen deutschen Landschaften, wie Mecklenburg, Pommern, Holstein beim Adel, aber auch bei andern Ständen, noch sehr verbreitet war. Es ist daher unbillig dem Adel in Livland das zum besondern Vorwurf zu machen, was auch anderswo nicht selten geschah. Anderes erklärt sich aus der damals auch noch in den höchsten Ständen, herrschenden Rohheit der Sitten. Wenn der König Karl XI. sich in Gesellschaft, wie Herr Hammarskjöld erzählt, mit Axel Wachtmeister hin- und herraufte und stieß, wie kann man dann von dem baltischen Adel jener Zeit feine gesellschaftliche Formen verlangen? Mag auch nicht selten engherzige Abgeschlossenheit, Standeshochmuth und überwiegende Richtung auf die eigenen Interessen beim baltischen Adel vorgeherrscht haben, immer wieder ist doch in ihm das Bewußtsein Vertreter der Interessen und des Wohles der Allgemeinheit zu sein und die Erkenntniß, daß im letzten Grunde die Interessen des Landes mit den seinigen zusammenfallen, lebendig geworden und niemals hat es unter seinen Gliedern an trefflichen Männern gefehlt, denen das Wohl des ganzen Landes am Herzen lag und die dafür auch zu Opfern bereit waren. Solche Männer waren z. B. im XVIII. Jahrhundert, Anderer zu geschweigen, G. R. von Tiesenhausen und Schoultz von Ascheraden. Wenn aber Herr Hammarskjöld die hohen Verdienste und außerordentlichen Thaten des schwedischen Adels in der Periode der Großmachtszeit so rühmend hervorhebt und in grellen Contrast mit dem Verhalten des livländischen Adels stellt, so hätte er auch daran denken sollen, welche Rolle derselbe schwedische Adel im vorigen Jahrhundert gespielt hat. Nach dem Tode Karls XII. hat dort bekanntlich die Aristokratie in ihrer abstoßendsten Gestalt geherrscht; gewiß kennt er den Kampf der Mützen und der Hüte und daß Schweden nicht das Schicksal Polens theilte, war wahrlich nicht

das Verdienst seiner Aristokratie, sondern Gustavs III. Die Felonie und der Verrath der Offiziere im Kriege von 1788, die That Ankarströms und die Verschwörung der mit ihm verbundenen Edelleute, endlich das Verhalten mancher adligen Führer des Heeres im Kriege 1809 sind sicherlich keine rühmlichen Momente in der Geschichte des schwedischen Adels. Dem baltischen Adel werden sich solche Dinge nicht nachweisen lassen und man sollte daher zunächst im eigenen Hause strafende Umschau halten, ehe man Andere mit Vorwürfen überhäuft. Wer endlich über den baltischen Adel aburtheilt und von seiner ruhmreichsten That, der in allmählichem Fortgange, dafür aber desto vollkommener durchgeführten Agrarreform und der Schaffung eines selbständigen, zu immer größerem Wohlstande gelangenden Standes von Kleingrundbesitzern nichts weiß, der erweist sich als zum Richteramt unqualificirt. Die Verdienste, welche sich in dieser Richtung Friedrich v. Sivers und Hamilkar v. Fölkersahm für Livland, J. G. v. Berg und Graf Alexander Keyserling für Ehstland, Theodor v. Hahn und ganz besonders Carl v. d. Recke für Kurland erworben haben, werden in der Geschichte unseres Landes immerdar unvergessen bleiben.

Schließlich meint Herr Hammarskjöld, die Balten, vor allem der Adel, stäcken noch tief in mittelalterlichem Wesen und ihr Individualismus und ihre socialen Begriffe würden noch einmal ihren Untergang herbeiführen. Sehr freundlich geweissagt, aber wir hoffen, daß Herr Hammarskjöld die Zahl der falschen Propheten um einen neuen vermehrt hat. Versteht er unter Individualismus die ausgeprägte und eigenartige Natur, die in sich abgeschlossene Persönlichkeit, so hat er allerdings Recht, ihn den Balten zuzuschreiben. Dennoch könnten wir nicht wünschen, daß eine Wandlung in dieser unserer Natur einträte; ihre Stärke ist von ihrer Schwäche untrennbar. Was die socialen Begriffe betrifft, so ist es unleugbar, daß das gesammte Leben der Balten einen aristokratischen Charakter trägt und auf aristokratischer Grundlage beruht. Demokratisches Wesen und demokratische Sitten haben bei uns nie Eingang gefunden und auch diejenigen, welche sich in der Theorie ähnlichen Ansichten zuneigen, sind in ihren Lebensgewohnheiten nicht weniger aristokratisch als Andere. Das empfindliche, oft allzu reizbare Ehrgefühl der Balten hat freilich etwas Mittelalterliches und führt zu manchen Verirrungen, aber könnte man wohl wünschen, daß es je ganz unter uns verschwände? Ständische Abgeschlossenheit findet sich nicht nur bei unserm Adel, sondern ebenso häufig bei unserm gebildeten Bürgerthum. Ueberhebung und verletzender Standeshochmuth kommt bei rohen und ungebildeten

Angehörigen jedes Standes vor, sie beweisen aber nichts gegen den Stand selbst, so lange in diesem die besseren und edleren Elemente überwiegen. Mag aristokratische Einseitigkeit dem Einzelnen sich noch so unangenehm fühlbar machen, lieber doch die Aristokratie mit allen ihren Mängeln, als die Plutokratie, deren Herrschaft gegenwärtig sich immer weiter in Europa ausbreitet. Möge diese schlimmste und roheste aller Herrschaftsformen uns wie bisher auch in Zukunft stets ferne bleiben!

Wir stehen am Schlusse unserer kritischen Betrachtung und unsere Ausführungen haben, denken wir, zur Genüge gezeigt, wie unbefugt sich Herr A. Hammarskjöld zum Richter über uns Balten und über unser Wesen aufgeworfen hat. Es ist ein altes, wohlzubeherzigendes Wort, auch vom Feinde sei zu lernen, weil der Feind ein viel schärferes Auge für unsere Schwächen hat, als wir selbst oder unsere Freunde. Jedoch von Herrn Hammarskjöld können wir nichts lernen, weil seine Unkenntniß unserer Verhältnisse ebenso groß ist, wie seine Dreistigkeit im Aburtheilen; er sieht da Schwächen, wo unsere Stärke ist und richtet seine Angriffe immer auf die festesten Punkte. Nein, Herr Agathon Hammarskjöld ist in keiner Weise dazu berufen, die Rolle eines Strafpredigers uns gegenüber zu spielen und wir weisen seine Kritiken und Mahnungen auf das Allerentschiedenste zurück. Wenn ein Fernerstehender uns aber fragen wollte: Habt ihr Balten denn gar keine Fehler und Schwächen, ist an eurem Wesen garnichts auszusetzen, so antworten wir ihm freimüthig: Im Gegentheil, wir haben nicht geringe Fehler und es ist Vieles an uns zu rügen und der Besserung sehr bedürftig. Das wissen alle Einsichtigen unter uns sehr wohl und wenn Jemand, so ist der Schreiber dieser Antwort von der unbedingten Nothwendigkeit strenger Selbstkritik, namentlich in dieser unserer Zeit, bei uns Balten völlig durchdrungen. Aber diese ernste Selbstprüfung, diese Einkehr in sich selbst kann in wirklich heilsamer Weise nicht auf dem offenen Markte, sondern nur in der Stille des Hauses sich vollziehen. Daß sie bei uns nicht fehlt, dafür giebt es der Zeichen manche, auch der Aufsatz „Offene Wunden" in einem früheren Jahrgang der „Baltischen Monatsschrift" ist nach einer bestimmten Seite ein Beweis dafür. Bei aller Kritik aber dürfen wir den Glauben an uns selbst nicht verlieren, nicht an uns selbst irre werden, oder gar uns selbst aufgeben. Wer das thut, der geht, sei es ein Einzelner, oder eine Gesammtheit, im Sturm und Kampf des Lebens unfehlbar unter. Unser Weg ist uns durch die Geschichte deutlich vorgezeichnet, wir dürfen weder nach rechts noch nach

links von ihm abweichen, ohne die Gefahr uns hoffnungslos zu verirren. In dieser Ueberzeugung darf uns nichts wankend machen, am wenigsten die unreife moderne Weisheit, wo diese sich vereinzelt auch unter uns vernehmen läßt.

In alter Zeit nannte man einen Mann, der sein Land liebte und jederzeit treu zu ihm stand, einen Liebhaber des Vaterlandes. Auf diesen Titel macht auch der Verfasser dieser Antwort Anspruch und er lebt des Glaubens, daß das, was er geschrieben, aus dem Geist und Sinn seiner baltischen Landsleute gesprochen ist.

Das Innerste.

Mir kam ein Büchlein jüngst zu Händen, schlicht
Und schmal, doch barg's manch' flammendes Gedicht,
Barg die Verzweiflung einer Sängerbrust
Am eignen Selbst und seiner Sangeslust.
Der Dichter wandelte vor achtzehn Jahren
Noch unter uns. Was er erlebt, erfahren
War schwer und trüb, — trüb wie des Mannes Blick,
Mit dem die Welt er schaute, deren Glück
Er nicht zu finden wußte oder wagte,
Bis sein erhabner Geist verglomm, verzagte.
Den letzten fieberheißen Schmerzensruf,
Die letzte Klag', das letzte wilde Sehnen
Schloß er in's letzte Büchlein, das er schuf —:
Dort wurden Perlen seine letzten Thränen.
Heut' ist nur Wen'gen noch das Werk bekannt,
Denn allzu schnell vergißt man solche Lieder,
Und nimmer kehrt der edle Sänger wieder,
Der „Aus dem Innersten"*) es zubenannt! —

Das Innerste — — wo ist es? Herz, Gemüth,
Verstand und Geist — wer birgt es? Wo erblüht
Die Wunderblume, deren Lebenssaft
Das Mark uns füllt mit höchsten Strebens Kraft?

*) „Aus dem Innersten" — letzte Gedichte von Nicolai Graf Rehbinder (Mitau 1873).

Nicht haften ihre Wurzeln im Gewiſſen,
Im kühlen Denken und Erwägen nicht,
Sie braucht zum Blühn kein Forſchen und kein Wiſſen,
Kein Recht und keine Pflicht!

Von höh'rer Art iſt dieſes Allertiefſte,
Dies unbezwinglich Innre unſrer Bruſt,
Das Furchtbarſte, Gewaltigſte, — Naivſte
Und Kindlichſte, — uns ſelber kaum bewußt;
Was uns „ureigen" iſt, liegt d'rin beſchloſſen,
Was unſer Ich von jedem andern trennt,
Daß, in der Weſen Ocean ergoſſen,
Ein jeder Tropfen ſich als Einheit kennt!

Gebiet'riſch, herriſch klingt des Innern Ruf:
„Ich will, daß grade ſo Du lebſt und handelſt,
Gerade ſolchem Ziel entgegenwandelſt,
Trotz Müh'n und Qualen, die das Leben ſchuf!"

Es hörte dieſen Ruf der edle Dichter
Und ſang durch's Leben ſich in's Grab hinein,
Verfolgt vom Schwarm der Neider, Splitterrichter,
Des Alltagspöbels mit „erhobnem Stein";
Und dennoch blieb er bis zur letzten Stunde
Der Mann, zu dem ſein Innerſtes ihn machte;
Was kümmert's ihn, ob wüſt die Menge lachte!
Nicht reißen läßt aus tiefſtem Herzensgrunde
Sich, was der Mund nur ſtammelnd offenbart —:
Das Ew'ge unſres Weſens, unſrer Art! —

Und was im Einzelnen vom Einzlen ſpricht,
In Volkes Bruſt giebt's Kunde von dem Ganzen,
Und ruhet nimmer, weicht und wanket nicht,
Steht wie ein Wächter hoch auf Wall und Schanzen,
Wenn draußen ſich der Feind zum Angriff ſchaart,
Und zeuget laut von ſeines Volkes Art! —

Ein unbezwinglich Inn'res, Freunde, giebt es, —
Ob Luſt, ob Leid ſein Ziel — was liegt daran!
Wir fühlen Eins nur: Nimmermehr ergiebt es
Im Kampfe ſich, — — weil es nicht ſterben kann! ...

Renatus.

Paul Jordan †.

Am 5. Februar d. J. verstarb zu Reval nach schwerem Leiden der Secretair des handelsstatistischen Bureaus des Börsencomités und Conservator des ehstländischen Provinzialmuseums Hofrath Paul Eduard Jordan. Eine Verkalkung der Lungenarterien hatte den noch völlig rüstigen Mann ergriffen und nach monatelanger Krankheit auf's Todtenbett gestreckt. Bei der Bekanntheit, die Jordans Name in der wissenschaftlichen Welt erlangt hat, scheint ein Bild seines Lebens auch für weitere Kreise der Veröffentlichung werth.

Geboren zu Reval am 3. April 1825 als Sohn des Justiz-Bürgermeisters August Jordan erhielt er seine Schulbildung in der ehstländischen Ritter- und Domschule, die er mit dem Maturitätszeugniß verließ, um an der St. Petersburger Universität in den Jahren 1842—46 zunächst orientalische Sprachen, dann altclassische Philologie und endlich Geschichte zu studiren. Aus St. Petersburg, woselbst er dem deutschen Studentencorps „Baltica" angehört hatte, siedelte er 1846 nach Dorpat über und setzte dort das Studium der Geschichte fort, welches er 1848 mit Absolvirung des Oberlehrerexamens beendigte. — Einen großen Theil seiner Berufsthätigkeit widmete Jordan dem Lehrfach und zwar zunächst 1848—1850 als Hauslehrer auf dem Gute Wallküll in Ehstland, dann von 1850—1854 als Lehrer an der Birkenruhschen Anstalt in Livland und endlich von 1855—1880 als wissenschaftlicher Lehrer der Geschichte und Geographie an dem Revalschen Gouvernements-Gymnasium. — Seit 1865 verband er mit diesem Amt auch das eines Secretairs des ehstländischen Gouvernements-Statistischen Comités, welches seinem lebhaften Interesse für die statistische Wissenschaft besonders entsprach. Nach Ausdienung der 25jährigen

Amtszeit im Lehrfache konnte Jordan sich ganz dem Berufe als Statistiker hingeben, indem er im Jahre 1880 auch den Posten eines Secretairs des handelsstatistischen Bureaus beim Revaler Börsencomité erhielt, welchem er bis zu seinem Lebensende vorstand, während er die Stelle beim statistischen Comité wohl in Folge der Vorboten seiner Todeskrankheit nach 28jähriger Arbeit bereits am 1. Juli vorigen Jahres aufgab.

Jordans wissenschaftliche Leistungen bewegten sich anfangs ausschließlich auf dem Gebiete der Geschichte und Geographie, d. h. seiner Lehrfächer. Als Gymnasialprogramme erschienen von ihm 1856 „Adalbert von Bremen, ein mächtiger Kirchenfürst des Nordens" und 1863 die werthvolle Schrift „Die Stadt Reval zur Zeit der Herrschaft der Könige von Dänemark." Dazwischen fanden seine kleineren historischen Arbeiten Aufnahme in der periodischen Presse, wie z. B. über Heinrich den Letten, das Leben Patkuls ꝛc. Einen kurzen Leitfaden der Geographie Rußlands verfaßte er 1857 in russischer Sprache. Mit seiner Anstellung als Secretair und technischer Leiter des ehstländischen statistischen Comités wandten sich seine wissenschaftlichen Bestrebungen, wie erwähnt, vornehmlich der Statistik zu und begründeten seinen Ruf weit über die Grenzen der Heimath hinaus. — Seine „Beiträge zur Statistik des Gefängnißwesens von Ehstland in den Jahren 1862—64" gab er 1866 heraus, dann 1867 den I. Band der „Statistik des Gouvernements Ehstland", welchem späterhin noch mehrere Bände als Fortsetzung folgten. Sein Werk über die Resultate der am 16. Nov. 1871 in Reval, Hapsal und Weißenstein bewerkstelligten Volkszählung erschien zu Reval 1874 nebst einem Nachtrage vom Jahre 1875. Dann gelangten 1879 zur Herausgabe seine Arbeiten über die Statistik der Wohnstellen in Ehstland und über die Eheschließungen daselbst im Verlauf der Jahre 1854 bis 1877. Die Ergebnisse der Volkszählung in Ehstland vom 29. Dec. 1881 bearbeitete er in einem großen Werke, das in 3 Bänden 1883 und 1884 die Presse verließ, wozu er noch 1886 die Resultate dieser Volkszählung in textlicher Beleuchtung edirte. Seine Beiträge zur Geographie und Statistik Ehstlands nebst einem Anhange über Bauerburgen erschien 1889 im Druck. Abgesehen von einigen kleineren Arbeiten gab Jordan seit dem Jahre 1880 noch „Beiträge zur Statistik des Handels in Reval und Baltischport" heraus, die alljährlich das Revaler Börsencomité zum Druck beförderte.

Seiner außerordentlich werthvollen und fruchtbaren wissenschaftlichen Thätigkeit wurde gelegentlich seines Rücktritts vom Posten eines Secretairs

des statistischen Comités im Juli vorigen Jahres durch eine auswärtige sachkundige Feder gebührende Anerkennung gezollt. Es scheint angebracht zu sein, dieser kritischen Würdigung seiner Verdienste um die Wissenschaft die ihm schon zu Lebzeiten außerhalb seiner engeren Heimath zu Theil geworden, hier nochmals Raum zu geben.

„Alle, welche ein Verständniß dafür haben, wie überaus wichtig die exacte, objective Erforschung der eigenartigen Verhältnisse Liv-, Ehst- und Kurlands ist, werden durch diese Nachricht (vom Rücktritt Jordans) schmerzlich berührt werden. Dreißig Jahre lang, von der Gründung des ehstländischen statistischen Comités an hat Paul Jordan die Statistik in ersprießlichster Weise gepflegt. Seine „Beiträge zur Statistik des Gouvernements Ehstland" stellen eine überaus schätzenswerthe Fundgrube wissenschaftlich durcharbeiteter Ausweise über das wirthschaftliche und geistige Leben Ehstlands dar. Die Summe der von ihm auf den verschiedenartigsten Gebieten angestellten Untersuchungen hat Jordan, namentlich in dem 1889 erschienenen Werk „Beiträge zur Geographie und Statistik des Gouvernements Ehstland" niedergelegt. Von hervorragendem Werth sind ferner die beiden Publicationen, welche die Resultate der in Ehstland veranstalteten Volkszählungen behandeln. Die Werke: „Resultate der Volkszählung der Stadt Reval am 16. Nov. 1871" und „Die Resultate der ehstländischen Volkszählung vom 29. Dec. 1881" sind in ihrer Art mustergiltig. Sie zeichnen sich durch eine überaus klare Darstellung aus, ihnen ist der große Vorzug eigen, durch textliche Beleuchtung den spröden Stoff gefällig überwunden zu haben. Jordan gebührt der Ruhm, die von Engel verbesserte Methode der Zählung nach der Individual-Zählkarte zuerst in Europa angewandt zu haben. Die Zählkarte gelangte erstmalig beim Census von Italien 1866 zur Verwendung, darauf bei der Volkszählung der Städte Pest und Ofen am 31. Oct. 1869. Von Engel wesentlich verbessert, ward jene Methode von Jordan zur Grundlage der von ihm 1871 veranstalteten Zählung der Städte Ehstlands gewählt. In Deutschland war zuvor die Zählkarte für die Zählung des Jahres 1870 in Aussicht genommen, doch verhinderte der französische Krieg die Zählung in jenem Jahre überhaupt, so daß die Zählkarten-Methode dort erst am 1. Dec. 1871, später als in Ehstland, Verwendung fand. — Mit Jordan scheidet der Altmeister einheimischer Statistik aus staatlichem Dienst. Daß seine bewährte Kraft ehstländischer Communal-Statistik erhalten bleibe, hoffen wir lebhaft. Seit dem Jahre 1880 ist Jordan als Leiter des handels-

statistischen Bureaus des Revaler Börsencomités thätig gewesen und hat Jahr für Jahr vorzügliche „Beiträge zur Statistik des Handels von Reval und Baltischport" geliefert. Wir glauben dessen sicher sein zu dürfen, daß wir dem bewährten Statistiker wenigstens auf diesem Gebiete noch ferner und recht lange begegnen werden. Diese wenigen Zeilen, welche nicht entfernt den Verdiensten des hochverehrten Mannes gerecht zu werden vermögen, sollen klar bezeugen, wie schmerzlich es auch außerhalb Ehstlands empfunden wird, daß die ersprießliche Thätigkeit Paul Jordans eine Einschränkung erfahren hat." (A. Tobien.)

Das Sein und nicht der Schein, die Wahrheit und Treue, welche des Verstorbenen Hauptcharakterzüge neben seiner Bescheidenheit bildeten, spiegelten sich in allen seinen Werken wieder und verliehen ihnen besondern Werth. Jordan ist zu Lebzeiten mancherlei Anerkennung auch von seiten wissenschaftlicher Pflegestätten zu Theil geworden. So war er eins der wenigen ordentlichen Mitglieder des internationalen statistischen Instituts in London, in welcher Eigenschaft er sich 1891 am internationalen statistischen Congreß in Wien betheiligte, und innerhalb der einheimischen Gesellschaften gehörte er der ehstländischen literärischen Gesellschaft in Reval und der gelehrten ehstnischen Gesellschaft in Dorpat als Ehrenmitglied und der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst als correspondirendes Mitglied an.

Was nun sein Verhältniß zur ehstländischen literärischen Gesellschaft insbesondere betrifft, so mußte sein wissenschaftliches Interesse ihn, den Patrioten und treuen Sohn seiner Vaterstadt, ganz besonders zu dieser Gesellschaft hinziehen, in welcher sich das geistige Leben des ganzen Landes concentrirte. Vornehmlich Jordan, der im Verein mit Leopold Pezold sich an die Spitze des Unternehmens stellte, ist die Bildung eines Museumsvereins und die eigentliche Gründung des bei der Gesellschaft bestehenden Provinzial-Museums zu verdanken, das aus dem anfangs unbedeutenden, der Gesellschaft gehörigen Museum sich weiter entwickelte und bald einen stattlichen Schatz von Gegenständen aufwies. Auch durch Anregung und Veranstaltung öffentlicher Vorträge zum Besten des Museums suchte Jordan den Mitteln desselben aufzuhelfen. Er stand ihm als Conservator seit dem Jahre 1856 bis zu seinem Lebensende vor und noch auf dem Schmerzenslager während seiner letzten Krankheit erfüllten ihn Gedanken der Fürsorge für diese seine Schöpfung, an welcher er mit ganzer Liebe hing.

Die Geschichte der ehstländischen literärischen Gesellschaft, deren Geschicke er in seinem Gemüthe mit durchlebte, hat Jordan gelegentlich der 50jährigen Jubelfeier ihres Bestehens im Jahre 1892 in sehr ansprechender und eingehender Weise behandelt. Es ist dieses seine letzte größere wissenschaftliche Arbeit, mit der er gleichzeitig sich und der Gesellschaft ein ehrendes Denkmal gestiftet hat. Eine Auszeichnung, die noch keinem Andern widerfahren, wurde ihm zur Feier seines 25jährigen Jubiläums als Conservator in dem Beschlusse der literärischen Gesellschaft zu Theil, sein Bildniß schon zu Lebzeiten im Gesellschaftslocal aufhängen zu lassen, eine Auszeichnung, die Jordans bescheidener Sinn jedoch ablehnte.

Sein Wunsch, das Thema über ehstländische Bauerburgen auf dem bevorstehenden archäologischen Congreß in Riga einer nähern Beleuchtung zu unterziehen, hat nicht in Erfüllung gehen können. Sein arbeitsvolles und fruchtreiches Leben ist geschlossen, als Mann der Wissenschaft aber wird er in den Annalen derselben weiterleben, das Heimathland wird seinem treuen Sohn ein dankbares Andenken bewahren, und wie im Schooße seiner Familie, so wird sein Tod auch im Kreise seiner Freunde, denen sein reiches Wissen und sein für alles Edle begeisterter Sinn stets Anregung bot, eine unausfüllbare Lücke hinterlassen.

E. v. Nottbeck.

Ein Göttinger Stammbuch aus den Jahren 1774—1776.

Das vorliegende Stammbuch war Eigenthum des Kurländers Karl Gotthard Elverfeld, stud. theol. oder, wie es damals hieß, der Gottesgelahrtheit Befliſſenem zu Göttingen, nachherigem Paſtor zu Appricken und Propſt der Grobinſchen Diöceſe. Was aus ſeinem Lebenslaufe von allgemeinerem Intereſſe iſt, ſoll weiter unten mitgetheilt werden.

Göttingen war damals eine jugendliche Univerſität. 1737 gegründet, zählte ſie noch nicht vierzig Jahre. Dennoch war ſie, durch ihre Lehrer und ihre Bibliothek, in ganz Europa ſchon hochberühmt. Söhne aus aller Herren Ländern ſtrömten zur Georgia Augusta, größtentheils um dort Studien obzuliegen, theils auch aus Eitelkeit. Denn Göttingen und Leipzig waren damals die beiden einzigen deutſchen Univerſitäten, wo ein ſogenannter feiner Ton herrſchte. (Von Leipzig wiſſen wir das aus Goethes Dichtung und Wahrheit). In Göttingen war nach außen hin der feine Ton zu Hauſe, weil erſtens auf dieſer Univerſität ſich keine Erinnerungen an das frühere, in ſeinen Ausſchreitungen ſo monſtröſe Studentenleben knüpften, wenn es auch noch in dieſem Jahrhundert, als Hinrich Wichern daſelbſt ſtudirte, manchmal toll genug hergegangen iſt, — und weil zweitens, da Hannover und England damals einherrig waren, die Univerſität Göttingen auch von Söhnen der engliſchen Gentry, ja ſelbſt von der Ariſtokratie dieſes Landes beſucht wurde.

Studirt wurde damals in Göttingen vorherrſchend die Rechtswiſſenſchaft. Wenigſtens ſind 56 von den im vorliegenden Stammbuch verzeichneten 70 Studenten Juriſten, und daraus läßt ſich wohl ein Schluß auf die Studienfächer der übrigen damaligen Jünger der Göttinger Alma mater

ziehen. Die Theologie und die Medizin nahmen, trotz ihrer berühmten Göttinger Professoren im Vergleich zur Jurisprudenz eine untergeordnete Stellung ein. — Nur wenige Studenten haben sich in's Stammbuch mit Angabe ihres Studiums eingeschrieben. Wo es geschehen, haben sie dazu, mit einigen Ausnahmen, die deutsche und nicht die lateinische Bezeichnung gewählt, wie: d. R. B., d. i. der Rechte Beflissener; B. R. B. = beider Rechte Beflissener u. s. w.

Eine hebräische, 7 französische und 14 lateinische Inschriften enthält das Stammbuch, meist bekannte Citate.

Das Gleiche gilt von den deutschen Inschriften, neben denen sich mehr oder weniger humoristische Knittelverse finden, von denen einige hier mitgetheilt seien.

1. Herr Kästner lehrt mit starken Gründen,
   Es sey kein leerer Raum zu finden,
   Allein ich glaub es nicht.
   Erfahrung wiederspricht.
   Der Burschen Beutel lehrt es ja,
   Quod saepe dentur vacua.

2. Sey glücklich, werde bald Pastor,
   Nimm Dir ein Weib, geh' Deinen Schafen
   Mit thätigem Exempel vor
   Und lehre sie geschäftig schlafen.
   In Kurland ist das Klima kalt,
   Unthätig werden viele alt;
   Und kennet man erst Dein Talent,
   So wirst Du Superintendent.

3. Wo Mädchen schäkern, küssen, lachen,
   Sich mit dem Jüngling lustig machen,
   Da ist es gut.
   Doch wo sie zu den Müttern eilen,
   Bald lästern, bald andächtig heulen;
   Da ruf ich ohne zu verweilen,
   Wo ist mein Hut?

Die unter 2. genannten Verse scheinen ein von K. G. Elverfeld selbstgemachter poetischer Erguß zu sein. Die unter 3. angeführten hat ein Herr aus Kleinrußland eingeschrieben.

Die Rechtschreibung und die Satzzeichen in der deutschen Schrift lassen recht viel zu wünschen übrig. In beiden leisteten übrigens die Balten noch das Beste. Doch damit der Satz: „Die Ausnahme bestätigt die Regel" auch hier gelte, verewigt sich einer von ihnen folgendermaßen:

Für einen Freund eine Welt Hingeben ist gewin.
Erinnere Dich Zuweillen an Deinen u. s. w.

Bedeutend besser als im Deutschen, ist die Rechtschreibung im Französischen; doch kommen auch hier Schnitzer vor.

Blättert man das Stammbuch Seite für Seite durch, so ersieht man aus den Studenteninschriften, daß ein recht leichtes Wesen in der damaligen Göttinger (und wohl auch der übrigen) Studentenwelt das vorherrschende war. Die ernsten, oder auch bloß harmlosen Citate darin kommen selten vor. Einen ähnlichen Inhalt haben indessen alle Studentenstammbücher aus dem vorigen Jahrhundert, namentlich aus der 2. Hälfte desselben.

Die Namen der Studenten, die sich in's Stammbuch eingeschrieben, sind nachstehende, wobei jedesmal auch das Datum der Inschrift genannt ist.*)

1. (Karl Ludwig) de Tscharner, Helv. Bern., (jur.) postr. Id. Aug. 1776.
2. (Peter) Baron Le Fort, aus Mecklenburg-Schwerin, (jur.), 24. Aug. 1776.
3. (Friedrich Ferdinand) F. F. Stoever, aus Riga, (jur.), 11. März 1775.
4. (Christoph Casimir) C. C. Lerche, Moscovia—Russus, (med.), 16. Aug. 1776.
5. (Johann Bernhard) J. B. Schwartz, R. Livonus [d. h. Riga—Liv.] (jur.), 10. März 1775.
6. (Andreas Immanuel) A. J. v. Eßen, aus Livland, (jur.), 29. Aug. 1776.
7. (Gotthard) G. v. Vegesack, aus Riga, (jur.), 12. März 1775.

---

*) Was sich in runden Klammern befindet, nämlich die übrigen oder alle Vornamen, sowie das betreffende Studienfach der Einzelnen und oft der Ort, aus dem sie stammen, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Pauer, damaligen, ich weiß nicht, ob noch jetzigen Universitäts-Secretärs, an den ich mich vor einigen Jahren um die betreffenden Auskünfte gewandt hatte.

Die mit lateinischen Buchstaben gedruckten Namen standen unter lateinischen oder französischen Inschriften.

8. (Ludwig) L. Bilfinger, aus Würtemberg (Stuttgart), (art. veterin.), 16. Aug. 1776.
9. (Peter Friedrich) Fr. Hoffmann jun., aus Rußland (St. Petersburg), (med.), 4. Novbr. 1774.
10. (Wilhelm Friedr.) W. F. v. Elerdt, aus Kurland, (jur.), 14. Juli 1775 [76?].
11. (Friedr. August) A. von Schleppegrell, (aus Celle), (mathem. et jur.), 3. Sept. 1776.
12. (Gustav Johann) G. J. v. Buddenbrok, aus Livland, (jur.), 1. Sept. 1776.
13. G. Schwartz, Riga—Livon., jur., 1. Sept. 1776.
14. (Johann Christoph) ab Haudring, Curonus, (jur.), 25. März 1775.
15. (Friedr. Christoph) von Rummel, aus Kurland, (jur.), 4. Mai 1775.
16. J. C. von Nolde, aus Kurland, jur., 11. April. 1775.
17. (Johann Georg Christoph) J. G. C. Koch, d'Hannovre, (Reitkunst), 16. Aug. 1776.
18. (August Georg) August von Brandenstein, (aus Wolfenbüttel), (jur.), 15. Aug. 1776.
19. (Georg Heinr. Wilh.) G. H. W. Strube, aus d. Hannöverischen, (jur.), 14. Aug. 1776.
20. F. E. v. Stolzenberg, aus d. Hannöverischen, jur., 18. Aug. 1776.
21. (Adam Georg) A. G. von Klugen, aus Ehstland, (jur.), 16. Aug. 1776.
22. (Karl Johann) C. J. de Numers, Livonien, (jur.), 22. März 1775.
23. (Gideon Ernst) G. E. de Fock, Ehst., (jur.), 23. März 1775.
24. (Alexander Magnus) von Meiners, aus Ehstland, (jur.), 12. März 1775.
25. (Jakob Johann) J. J. von Patkul, aus Ehstland, (jur.), 12. März 1775.
26. (Karl Philipp) Charles de Hardenberg, d'Hannovre, (jur.), 22. Aug. 1776.
27. Joh. von Tumansky, aus Kleinrußland, (jur.), 8. Aug. 1776.
28. (Johann Wilh.) W. Schröder, aus Dessau (Reitkunst), 30. April 1776. (Nach Dr. Pauer heißt er Schroeter.)
29. (Johann Joachim) Joh. Joa. Rolsfenn, aus Riga, (theol.), 12. März 1775.

30. (Friedr. Wolfgang) F. W. Rüdt von Collenberg, aus dem Canton Ottenwald in Franken, (jur.), 30. Aug. 1776.
31. (Peter Johann) P. v. Friderici, aus Ehstland, (jur.), 1. April 1775.
32. S. J. H. Nanne, Hannoveran., jur., 21. Aug. 1776.
33. (Johann Christian Friedr.) J. F. Nanne, (aus Hannover), (jur.), 24. Aug. 1776.
34. J. F. Berner, Curonus, jur., 2. April 1775.
35. (Jeremias Ludwig) J. L. Hoffmann sen., aus St. Petersburg (theol.), 4. Novbr. 1774.
36. (Karl Ludwig [? d. Herausg.]) F. C. de Wakenitz, de la Pomeranie suedoise, (jur.), 4. Sept. 1776.
37. (Heinrich Karl Eckhard) H. C. E. von Campen, aus dem Braunschweigischen, (jur.), 26. Aug. 1776.
38. Frid. Wilh. Huhn, aus Riga, jur., 13. Aug. 1776.
39. Johann Lorenz Pillich, aus Ungarn, theol., 9. Aug. 1776.
40. Justus Christianus Loder, Rigens., med. stud., 19. März 1775.
41. (Bernhard) B. von Qualen, aus dem Holsteinischen, (jur.), 19. Aug. 1776.
42. (Joachim Dietrich) J. D. a Wackerbarth, Megapolitanus, [d. h. aus Mecklenburg. D. Herausg.], (jur.), 20. Aug. 1776.
43. (Johann) J. v. Kuläbker, aus Kleinrußland, (jur.), — 1776.
44. (Christian Gustav) Hoffmann, aus Riga, (theol.), im Aug. 1776.
45. (Friedrich Wilh.) F. W. Vierhuff, Courlandois, (theol.), 20. März 1775.
46. C. Cleve, aus dem Hannöverischen, jur., 20. Aug. 1776.
47. (Peter Wilh.) Pierre de Numers, Livonien, (jur.), 22. März 1775.
48. (Hans Kasper) H. C. v. Bülow, aus dem Lauenburgischen, Domherr zu Lübeck, (jur.), 28. Aug. 1776.
49. d'Ascheberg, [so unterzeichnet, die Inschrift jedoch deutsch] (war im Göttinger Studentenverzeichniß nicht zu finden), 3. Mai 1776.
50. C. G. Vierhuff, aus Kurland, 12. März 1775. [Karl Gotthard V., theol. Von Dr. Pauer im Versehen für Johann Leopold ausgegeben; bemerkt hat er bei letzterem Namen, daß sein Inhaber Medicin studirte.]
51. (Friedrich Christian) F. C. Lopau, aus Lüneburg, (jur.), 2. Octbr. 1776.

52. (Wilh. Diedrich Herm.) W. Flebbe, aus dem Hannöverischen, (jur.), 31. Aug. 1776.
53. (Johann Karl) C. J. v. Schlaff, (aus Wismar), (jur.), im Aug. 1776.
54. (Johann Michael) J. M. Poehlmann, aus Franken, (jur.), — 1776.
55. (Johann Daniel) J. D. Lindenberg, [aus Livland], med., 27. März 1775.
56. (Georg Gustav) von Peetz, aus Esthland, (jur.), 20. März 1775.
57. (Johann Christoph) Joh. Christ. Schwartz, aus Riga, (jur.), —
58. (Friedrich Alexander) Friedrich von Wenckstern, (aus Hannover), (jur.), —
59. (Bernhard Woldemar) v. Rosenbach, aus Estland, (jur.), —
60. (Hans) de Muralt, Turricensis, [d. i. aus Zürich], (jur), 10. Aug. 1776.
61. (Adolf Erich) A. E. Vogt, aus Bremen, (jur.), 7. Aug. 1776.
62. (Friedr. Wilh. Basilius) F. W. B. de Ramdohr, (aus Hoya), (jur.), 6. Okt. 1776.
63. (Andreas) J. [Fr.?] A. Tamm, aus Hamburg, (jur.), im Septbr. 1776.
64. (Lorenz Heinrich) L. H. Hessel, aus Livland, (jur.), 30. Aug. 1776.
65. (Johann Heinrich) J. H. Feuerhahn, aus Göttingen, (jur.), 1. Sept. 1776.
66. (Johann Jakob) Joa. Jac. Windhorst, Riga-Livonus, (jur.), —
67. G. H. C. Schlamm, aus dem Hannöverischen, jur., 30. Aug. 1776.
68. (Johann Leopold) J. L. Vierhuff, [aus Kurland], (jur.), 18. März 1775.
69. (Jakob) J. Mac Keprang, (aus Holstein), (jur.), 20. März 1775.
70. (Karl Fr. B.) C. a Rackniz, (aus Württemberg), (jur.), 11. Aug. 1776.

Außerdem kommen noch folgende Namen im Stammbuch vor:

1. F. W. Reck, Adsessor consistorii regii Piltensis,
   Pastor Zieraviensis et Virginalensis.
   Zieraviae in Paroecia, ipsis calendis
   Augusti MDCCLXXVIII.
2. Ernst Wilhelm v. Stein, — Appricken, den 12. Sept. 1778.

3. W. Franz, Cantor, — Mitau, den 9. Febr. 1781.
4. Hilarius Blumenthal, — Mitau, den 9. Febr. 1781.
5. J. Klare, Enseigne au Regiment de Walthausen Dragons, à Goettingue, à 3me Septembre 1776.
6. Andreas Halter, Secr. Civ. Mitav., Mitau, den 8. Febr. 1781.
7. A. Behm, Lieutenant, Goettingue, le 23 d'Aout 1776.
8. Maletius, Canzeley-Secretaire, Mitau, den 9. Febr. 1781.

Wie wir sehen, sind unter den Commilitonen 32 Balten, und auf die einzelnen Provinzen vertheilt: 16 Livländer, darunter 10 Rigenser; 7 Ehstländer und 9 Kurländer. Unter den Landsleuten sind manche, die entweder aus einer berühmten Familie stammen und auch selber ihren Namen in dem Ruhm ihrer Väter erhalten haben, oder solche die ihn erst zu hohen Ehren brachten. Ich brauche hierbei nur folgende Namen zu nennen: Patkul, die Schwartz, Rolssenn, Buddenbrok und als den größten unter ihnen, Loder.

Biographische Notizen über alle hier genannten Studiengenossen Elverfeld's, ja nur über die Mehrzahl derselben zu erlangen, war einfach nicht möglich. Soviel ich sie der mir zugänglichen in- und ausländischen Literatur so wie auch den, mir von maßgebender Seite gütigst ertheilten Auskünften habe entnehmen können, folgen sie hier.

1. Karl Ludwig von Tscharner entstammt einer bekannten schweizerischen Familie, die in Bern zu Hause ist, wo Angehörige derselben Glieder des großen Raths waren und sind. Dieser Familie gehört auch Beat von Tscharner an, der bekannte Berner Professor, der Wandervorlesungen über Experimentalphysik in vielen großen Städten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hielt.

3. Friedrich Ferdinand Stoever, Sohn des wortführenden Bürgermeisters zu Riga, Andreas Stoever, geb. 25. März 1753, wurde 1807 Rathsherr, † 13. März 1837. Als dimittirter Obervogt feierte er am 4. Nov. 1826 sein 50jähriges Amtsfest. Er war zweimal verheirathet, 1. mit Anna Margaretha Depkin, Tochter des Bürgermeisters Liborius Depkin, und 2. mit Antonie Henriette Fraser, des englischen Negocianten Joh. Georg F. Tochter. Mit seinem einzigen Sohn aus dieser Ehe, Burchard Ferdinand St., Rechtsgelehrten und Beamten, † 18. Okt. 1862, erlosch das Geschlecht der Stoever's in Riga.

5. Johann Bernhard Schwartz, geb. 28. October 1753, gest. 2. Juni 1809. 1807 Rathsherr, verheirathet mit Christine Amalie Gericke und Vater des wortführenden Bürgermeisters Joh. Christoph Schwartz († 1873). Die Vorfahren dieser ursprünglich aus Niedersachsen stammenden, um ihre Vaterstadt Riga so hoch verdienten Familie, aus der eine ganze Reihe von Rathsherren und Bürgermeistern hervorgegangen sind, standen mit Luther in nahen und vertrauten Beziehungen, betheiligten sich auch auf's Lebhafteste bei der Reformation. — Der Sohn des Narvaschen Justizbürgermeisters und Haradshöfding von Ingermannland Johann Christoph Schwartz (geb. 1627 zu Reval, † 1699) und seiner Gattin Hedwig, geb. Nummers, Adam Heinrich Schwartz, war der erste aus dieser Familie, der im Jahre 1704 sich in Riga niederließ und 1762 hochgeachtet als Bürgermeister starb. Er war der Großvater unseres Joh. Bernhard Schwartz. Innerhalb vier Generationen, von Adam Heinrich († 1762) an bis Joh. Christoph († 1873), sind nicht weniger als 5 Bürgermeister und 1 wortführender Bürgermeister aus dem Geschlecht der Schwartz hervorgegangen. Keine einzige andere rigasche Patrizierfamilie kommt hierin dieser auch nur annähernd gleich.

6. Andreas Immanuel von Eßen, geb. zu Riga 1757, gest. ebendaselbst 1815. War ein Sohn des aus Mecklenburg gebürtigen Oberpastors zu St. Peter in Riga, Immanuel Justus von Eßen, der um die rigaschen Kirchenanstalten sich sehr verdient gemacht hat.

(Andreas Immanuel, seit 1800 Rathsherr, überließ 1806 die 2000 Briefe und 12 Packen enthaltende Autographensammlung seines Vaters der Dorpater Universitätsbibliothek).

7. Gotthard von Vegesack, geb. 14. April 1757, † 4. October 1818, Sohn des gleichnamigen rigaschen Rathsherrn und Großsohn des ebenfalls gleichnamigen wortführenden Bürgermeisters von Riga.

(Im Hause seines Vaters, des Rathsherrn, wurde Johann Christoph Brotze 1768 Hauslehrer, und da Gotthard damals erst elf Jahre zählte, auch, nach den „Rigaschen Biographien", keine öffentliche Anstalt besucht hat, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er Brotze's Schüler gewesen. Hier, in diesem Hause erhielt Brotze, durch die dem Vater Gotthard's gehörige Schievelbein-Andreäsche Sammlung (z. B. in der Rigaschen Stadtbibliothek), die erste Anregung zu seiner so fruchtbringenden Thätigkeit als baltischer Geschichtsforscher, Sammler und Abschreiber von Urkunden, Wappen, vieler Grabinschriften u. s. w.)

Gotthard von Vegesack trat nicht in den Dienst seiner Vaterstadt, sondern in den des Landes, wo er verschiedene Aemter bekleidete. U. a.

war er Assessor des Rigaschen Kreisgerichts, Assessor des Oberconsistoriums und Kassadeputirter der livländischen Ritterschaft. Verheirathet war er zweimal, 1. mit Eva Maria v. Blankenhagen und 2. mit Catharina Antonie von Vegesack. Er zeichnete sich durch musterhafte Ordnung und Pünktlichkeit in allen seinen Aemtern und Geschäften aus.

8. Ludwig Bilfinger aus Württemberg. Wohl ein Verwandter des zu Stuttgart 1750 unverehelicht verstorbenen berühmten Philosophen und Staatsmannes Georg Bernhard Bilfinger. Auf Wolff's Empfehlung wurde dieser berufen und ging auch nach St. Petersburg, wo er eine Zeit lang thätig war. Friedrich der Große, der ihn hochachtete, äußerte bei seiner Todesnachricht: Das war ein großer Mann, dessen Andenken ich stets verehre."

10. Wilhelm Friedrich von Elerdt. Geb. 3. Januar 1746 (? der Herausgeber) und unverehelicht gest. 13. Januar 1800. War, laut Watson's kurländischem Adreßbuch von 1796, während der kurländischen Statthalterschafts-Regierung Tribunalsassessor beim Gerichtshof der bürgerlichen Rechtssachen, später, nach Wiederherstellung des status quo ante, Doblenscher Hauptmann. Sein Vater, Disponent der herzoglichen Ruhenthalschen Güter, hieß Carl Christoph und seine Mutter Gottliebe, war eine geb. von Korff aus dem Hause Ewahden.

12. Gustav Johann von Buddenbrok, Erbherr auf Meselau. Verfasser livländisch-provinzialrechtlicher Schriften, erhielt 1816 von der Universität Dorpat das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte. Zu Schujenpahlen am 5. September 1758 geb., bekleidete er nach absolvirtem Universitätsstudium verschiedene Landesposten, wurde 1798 Landmarschall und 1800 Landrath. Zu der im Jahre 1804 angeordneten Commission für Regulirung der Bauerangelegenheiten ging er als Deputirter des Adels mit nach der Residenz und verblieb, auch nach Aufhebung dieses Comités, beim Ministerium des Innern in denselben Angelegelenheiten. Vom Kaiser Alexander I. erhielt er 1819 auf Lebenszeit eine Pension von 2500 Rbl. Banko-Assign. Während der letzten dreißig Jahre seines Lebens, 1790—1821, wurde in livländischen Landesangelegenheiten nichts von Wichtigkeit verhandelt, woran er, unmittelbar oder mittelbar nicht Antheil nahm. Insbesondere war er, seit dem ersten Beginne der im Adel selber zu Gunsten des Bauernstandes 1795 entstandenen Bewegung, einer der lebhaftesten und wirksamsten Beförderer derselben, † zu Riga am 14. December 1821.

14. Johann Christoph von Haudring, geb. 15. April 1755. Ein Sohn von Otto Ernst von Haudring, Erbherr auf Meldsern, und dessen 2. Gemahlin Anna Maria Sophia, geb. von Maydell, aus dem Hause Puhnien.

15. Friedrich Christoph von Rummel, geb. 1753, Sohn des Wilh. Christoph von R., Erbherr auf Pormsahten, und der Katharina Charlotte von Nolde aus Kalleten, † 19. November 1819 in Mitau. War von 1797—99 piltenscher Land-Notarius, seit 1799 piltenscher Landrath. Als 1818 der piltensche District und dessen Verfassung zu existiren aufhörten, wurde er kurländischer Oberhofgerichtsrath. Vermählt war er mit Louise Julie Sievers, geb. 1784, † 1828 in Mitau. Von seinen fünf Söhnen starben drei unverehelicht. Die beiden jüngsten sind Ernst, † 29. Januar 1881, weiland langjähriger Director der Kanzlei des kurländischen Gouverneurs, Carl, † 29. Dezember 1887, Professor des Provinzialrechts zu Dorpat.

16. Johann Christopher von Nolde, geb. 1755, † 5. Juli 1808. Erbherr auf Kalleten, Oseln und Wirgen, zweimal verheirathet, 1. mit Charlotte von Nolde aus Gramsden, 2. mit Louise Marianne Hill. Aus der ersten Ehe stammen die jetzt lebenden Nolde's in Kurland, die Nachkommen der zweiten Ehe leben in Rußland.

21. Adam Georg von Klugen, geb. 14. August 1757, † 5. December 1810 in St. Petersburg als Collegienrath. War der Sohn von Hans Heinrich von Klugen, Erbherrn auf Lodensee, Droger Mühle, Schwarzen und Lehhel in Ehstland.

22. Karl Johann von Numers, Erbherr auf Idwen, geb. zu Magnushof bei Riga am 20. März 1757, † zu Idwen am 22. October 1822. Wurde Militär und als solcher zum Landkadettencorps nach St. Petersburg berufen, wo er bis 1797 blieb. Hier gab er auch eine kleine, auf das Kadettenwesen bezügliche Schrift heraus. Auf sein Gesuch verabschiedet, wurde er Rath der Oberdirecton des eben neu errichteten Creditsystems, 1806 zum Landmarschall und 1808 zum Landrath erwählt. — Die Familie von Numers stammt ab vom Narvaschen Bürgermeister Lorenz Nummers, welcher am 20. August mit Beibehaltung seines Namens von der Königin Christine von Schweden geadelt wurde.

23. Gideon Ernst von Fock, Erbherr auf Saggad, Kawwast, Karkus und Taps in Ehstland, geb. 12. September 1755, † 10. Mai 1827, Sohn des Johann Ernst von F. War Kreisgerichts-Assessor

1783—87, Kreishauptmann 1789—92, Oberlandgerichts-Assessor 1795—99, Mannrichter 1800—1803, Landrath 1809—10, in welchem Jahr er seinen Abschied nahm.

24. Alexander Magnus von Meiners. Von 1777 an bis zu seinem Tode (1793?) war er Oekonomie-Secretär der ehstländischen Ritterschaft und wurde 1789 zum Oberlandgerichts-Assessor für das Civil-Departement gewählt.

25. Jacob Johann von Patkul, geb. 9. Februar 1757, † 3. Mai 1811, Sohn des Wilhelm Rudolf von Patkul, Erbherrn auf Habbinem und Reggafer in Ehstland, auch seit 1787, auf Tois. War Kreisadelsmarschall bis 1792, dann, von December 1792 bis dahin 1795 Gouvernements-Adelsmarschall (so hieß der Ritterschaftshauptmann während der Statthalterschafts-Regierung), seit 1797 Landrath. Erbherr auf Tois, Porrick und Reggafer, welche Güter er verkaufte und Esemeggi erstand; nach dem Tode seines Bruders Berend Ewold erbte er das väterliche Gut Habbinem. Vater des um seine engere Heimath hochverdienten, in Ehstland unvergeßlichen, mehrfach wiedererwählten Ritterschaftshauptmannes Rudolf Thure von Patkul, † 1856. — Mit Johann Reinhold von Patkul soll Jacob Johann einen gemeinschaftlichen Stammvater in der Person des Bartholomäus Patkul gehabt haben, der 1498 das Schloß Rosenbeck mit seinem Bruder Andreas erwarb.

29. Johann Joachim Rolfsenn. Geb. 1751, studirte von 1774—80 erst Theologie, dann Jurisprudenz und Staatswissenschaften. War, von der Universität heimgekehrt, zuerst Advocat bei den Stadt- und Landgemeinden und darauf, während der Statthalterschafts-Regierung, Secretär des Rigaschen Kreisgerichts. Nach Aufhebung der Statthalterschafts-Verfassung war er einer der neu erwählten Rathsherren, die am 1. Mai 1797 ihr Amt feierlich antraten. Als solcher war er bis 1803 Landvogt, dann bis 1807 Präses beim Amts- und Kämmereigericht, wurde in letztgenanntem Jahr Oberwetther, 1810 Bürgermeister und Oberwaisenherr, 1826 wortführender Bürgermeister und Präses des Stadt-Consistoriums. 1834 legte er seine Aemter nieder, † am 14. März 1840. Seine Inschrift lautet:

„Froh zu seyn, bedarf man wenig;
Und wer froh ist, ist ein König."

31. Peter Johann von Friderici, geb. 31. August 1756, † 1807, Sohn des Capitäns Hermann Johann von Friderici. War 1789 Major und nachmals General. Arrendator von Münkenhof

in Ehstland. Vermählt 1798 mit Friederike Jacobine Margarethe von Berg, Tochter des Kammerherrn Carl August von Berg, Erbherrn auf Warrang und Engdes in Ehstland.

34. Johann Friedrich Berner, geb. 1757, † 6. März 1824, Sohn des Mitauschen Rathsherrn Johann Dietrich Berner und dessen Gattin Anna Louise, geb. Katz. Er war Chef des damals alleinigen Bankhauses in Mitau. Während der Statthalterschafts-Regierung war er 1796 Commissionsrath, hernach Präsident der Criminalabtheilung des kurländischen Gouvernements-Magistrats. In Folge der sogenannten bürgerlichen Union wurde er, nebst einigen anderen Herren in den kaiserlich-römischen Adelstand erhoben und im März 1799 in die kurländische Adelsmatrikel aufgenommen. Bei seinen reichen Mitteln wurde er darauf Erbherr auf Dannenthal, Stalgen und Pommusch. — Zweimal war er verheirathet. Das erste Mal mit Katharina Luise Collins, Tochter des zu Königsberg lebenden englischen Negocianten Edward Collins und Schwester des reformirten Predigers zu Riga Dr. Georg Collins. Seine zweite Frau, mit welcher er sich 1782 vermählte, war Marianne Klatzo, † 1833, eine Tochter des rigaschen Rathsherrn Johann Christoph Klatzo. Berner's vier Söhne, Kinder beider Ehen, starben unvermählt; von seinen zwei Töchtern heirathete die jüngere, Anna Louise, † im Jahre 1869, einen neapolitanischen Advocaten Catalano.

35. Jeremias Ludwig Hoffmann, aus St. Petersburg. War von 1801—1807 Pastor zu St. Michaelis in seiner Vaterstadt.

37. Heinrich Carl Eckhard von Campen, aus dem Braunschweigischen. Er gehört einer, namentlich im Braunschweigischen und dem ehemaligen Markgrafenthum Schwedt, bekannten Adelsfamilie an und war ein häufiger, vielleicht steter Jagdgefährte des einstigen Besitzers dieses Stammbuches, welcher leidenschaftlicher Jäger war. Campens Inschrift besteht aus einem Citat und folgenden Worten: „Mein liebster Elverfeld, auch in der Entfernung vergiß nie deinen aufrichtig treuen Freund, Bruder und Jagd-Camerad H. C. E von Campen.

40. Justus Christianus Loder. Das ist der weltberühmte Anatom Loder, der zuerst in Jena, darauf in Halle und zuletzt in Moskau Professor war. — Als Sohn von Johann Loder, Pastor zu St. Jacob, Rector des Lyceums, zu Riga und Beisitzer im Oberconsistorium, am 28. Februar 1753 geboren, studirte er nur in Göttingen 1773—77 Medicin, wurde 1781 während seiner Jenaer Lehrthätigkeit, sachsen-weimarscher

Leibarzt, 1803 kgl. preußischer Geheimrath, 1808 kgl. preußischer Leibarzt und siedelte 1809 nach St. Petersburg und 1810 nach Moskau über. Im selben Jahr wurde er Wirklicher Staatsrath und zugleich Kaiserlicher Leibarzt. In Moskau wo er sich durch öffentliche unentgeltliche Vorlesungen über Anatomie, durch seine ärztliche Fürsorge für die Kranken während der ersten Cholera-Epidemie und sonstige Wohlthaten den Dank der Bewohner Moskaus erworben hatte, starb er, unterdessen Geheimrath geworden, am 4. April 1832. Zum Andenken an ihn wurde von seinem Schüler, dem Professor Einbrodt, eine öffentliche Rede gehalten und seine Marmorbüste in dem auf seinen Antrag und unter seiner Oberleitung errichteten Anatomicum der Moskauer Universität aufgestellt. Die hervorragendsten gelehrten Gesellschaften und Vereine fast aller Länder Europas rechneten es sich zur Ehre an, daß Loder ihr Mitglied oder Ehrenmitglied war. Die Zahl seiner wissenschaftlichen Werke und sonstigen Veröffentlichungen ist überaus groß. — Seine Inschrift im Stammbuche zeigt eine markante und zugleich schöne Handschrift.

44. Christian Gustav Hoffmann. War von 1784—1800 Pastor zu Holmhof und von 1800—1806 zu Katlakaln und Olai.

45. Friedrich Wilhelm Vierhuff, geb. 1753 als Sohn des Zelmeneekenschen, nachherigen Grösenschen Pastors Joh. Leopold V. Wurde, nach beendetem dreijährigem Studium, als Adjunkt seiner Vaters nach Grösen vocirt, mußte jedoch nach dessen Tode, den damaligen Stiftungsbestimmungen gemäß, als Pastor zu der Gr. Essernschen Güter zweiten und dritten Kirche, Lihkuppen (oder Griwaishen) und Pampeln, deren Pastorat den Namen Zelmeneeken führt, übergehen, wo er sein Amt 1783 antrat, indem sein Vorgänger Grösen erhielt. Erst nach dessen Tode wurde er 1803 wieder nach Grösen berufen, wo er nach langjähriger Krankheit am 16. Nov. 1813 starb. Verheirathet war er mit Caroline Amalie Martini, Tochter des Pastors zu Gr. Autz Dietrich Karl Martini.

49. Von Ascheberg. Ist im Göttinger Studentenverzeichniß nicht zu finden gewesen. Wahrscheinlich ist es Röttger Gottlieb Wilhelm von Ascheberg, geb. 25. Mai 1754, † 6. Januar 1814, Ritter des Ordens des hl. Johannes von Jerusalem zu Malta russischer Zunge, gewesen. Dieser, Erbherr auf Ringen, wurde durch die am 11. Nov. 1791 stattgefundene Vermählung mit Eleonore Anna Marie Therese Reichsgräfin von

Kettler aus Gr. Essern, † den 15. März 1852, der letzten Kettler in Kurland und ursprünglich von derselben Familie wie der Ordensmeister, nachherige Herzog Gotthard Kettler, auch Erbherr der Gr. Essernschen Güter und hieß fortan: „Aschеberg, genannt Kettler."

50. C. G. Vierhuff. Carl Gotthard V., stud. theol., ein Sohn des Pastors Johann Leopold V. und Bruder des vorhin angeführten Friedrich Wilhelm V., intim befreundet mit Karl Gotthard Elverfeld. Geb. 1756, wurde er im Jahre 1788, nach dem Abgange Bernhard Gottlieb Becker's, nachherigen Propstes der Kandauschen Diöcese, († 1821), Pastor zu Neu-Autz und Kerklingen, war mit Louise Gottliebe Jeschke verheirathet und starb daselbst am 11. September 1811.

55. Johann Daniel Lindenberg, aus Livland. Soll sich 1781 zu Gießen die medicinische Doktorwürde erworben haben.

56. Georg Gustav von Peetz. Geb. 9. Febr. 1755 als Sohn des Johann Georg von Peetz, Erbherrn auf Pirk und Ummern in Ehstland, starb im Alter von zweiunddreißig Jahren, am 24. Okt. 1787.

57. Johann Christoph Schwartz. Dieser, geb. 4. Jan. 1754, ist gleichfalls ein Großsohn des 1704 nach Riga gekommenen Adam Heinrich Schwartz, Vetter des obenerwähnten Johann Bernhard S., Sohn des durch seine literärischen Verdienste wohlbekannten Bürgermeisters Joh. Christoph Schwartz († 1804). — Studirte zuerst in Göttingen, dann in Leipzig und machte nach Beendigung seiner Studien eine Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich. Im Jahre 1777 wurde er in der Kanzlei des Raths angestellt, 1781 Secretär beim Amts- und Kämmereigericht, sowie beim Archiv, 1784 Secretär des Wettgerichts. 1794 wurde er erster Magistrats-Secretär und zum Criminal-Departement versetzt und 1797, bei Herstellung der alten Verfassung, Obersecretär des Raths. 1800 zum Rathsherrn erwählt, wurde er als solcher Assessor beim Waisengericht, ging 1801 zum Vogteigericht über, wurde 1811 Obervogt und 1822 Bürgermeister und Oberlandvogt. Gleichzeitig bekleidete er das Vice-Syndikat. † im August 1824.

59. Bernhard Woldemar von Rosenbach, geb. 27. Juli 1755, Sohn des Michael Ewald von Rosenberg, Erbherrn auf Woibifer in Ehstland. 1786 Assessor im Weissensteinschen Niedergericht.

60. Hans von Muralt, aus Zürich. Diese uralte, in der Geschichte seit 938 bekannte, hochangesehene Familie, zuerst in Lothringen

als Grafen von Clermont, dann, aus Frankreich geflohen, über ein halbes Jahrtausend im nördlichen Italien angesessen, hieß, nach dem Mauern ihres bei Locarno belegenen Schloßes, wo Otto der Große auf seiner Krönungsfahrt nach Rom einen Monat als Gast weilte, — mit italienischem Namen: de Muralto. Im Jahre 1555 schloß sie sich, als um ihres Glaubens willen 200 Protestanten, 120 Erwachsene und 80 Kinder aus dem katholischen, unterdessen eidgenössisch gewordenen Locarno ausgewiesen wurden, den Vertriebenen an, und zog nach Zürich. Hier erwarben die Muralt's durch ihre der Stadt geleisteten Dienste für sich und alle ihre Nachkommmen das Bürgerrecht. Der Name Johann kehrt häufig unter ihnen wieder. Dieser berühmten Familie gehört auch der in Zürich geborene, bekannte Pastor an der reformirten Kirche zu St. Petersburg, Johannes von Muralt († 1850) an, dessen Biographie Hermann Dalton geschrieben.

66. Joachim Jacob Windhorst. Wird, da er sich selber als „Joa. Jac." eingeschrieben, nicht Johann Jacob, wie Dr. Pauer angegeben, sondern Joachim Jacob geheißen haben. Er stammt, laut seiner Inschrift, aus Riga. Meine Nachforschungen nach ihm waren vergeblich. Im Predigerverzeichniß fand sich wohl ein Johann Luther Windhorst, Pastor-Adjunct zu Candau von 1701—1710, darauf Pastor daselbst von 1710—1711, um das letztgenannte Jahr aber schon Pastor in Sessau. Ob dieser nun ein Vorfahre von Joachim Jacob Windhorst ist, konnte ich auch nicht ermitteln. Ich wandte mich daher brieflich an den damaligen Abgeordenten Dr. Ludwig Windthorst, mit der Bitte, er wolle, falls ihm von diesem Träger seines Namens, den ich übrigens als Johann Jacob Windhorst bezeichnete und der sich als Riga-Livonus eingeschrieben habe, etwas bekannt wäre, so wie davon, ob und wann ein Zweig seiner Familie nach den Ostseeprovinzen ausgewandert, mich benachrichtigen. Ich erhielt folgende Antwort: „Hannover, 2. April 88."

„Ew. Wohlgeboren

„beehre ich mich auf die gefällige Zuschrift vom 15. Februar zu erwidern, „daß mir von einer Uebersiedelung eines Theils der Familie „Windthorst aus dem Fürstenthum Osnabrück, in welchem diese „zu Hause ist, nach Riga-Livonus (sic) oder sonst in die rus„sischen Ostprovinzen (sic). Nichts bekannt ist. Auch habe ich keinerlei „Nachricht über den von Ihnen bezeichneten Johann Jacob Windhorst.

Hochachtungsvoll und ergebenst

L. Windthorst, Dr."

(In diesem Schreiben, soll von Windthorst, laut Mittheilung der Redaction der „Germania", der ich im Jahre 1892 den Brief übersandt hatte, nur die Unterschrift sein; den Brief selbst habe sein Secretair geschrieben).

Bei fünf Namen finden sich, außer der Inschrift, räthselhafte Abkürzungen, wobei die einzelnen Worte nur mit je einem Buchstaben angegeben sind. Sie fangen mit einem V. an, mit Ausnahme einer, wo sich dieser Buchstabe in der Mitte befindet. Man geht daher wohl nicht irre bei der Annahme, die V.'s bedeuten ein „Vivat", resp. „Vivant". Die Abkürzungen sind folgende:

1. V. G. v. H. (bei Baron Le Fort).
2. S. V. W. (bei Stoever).
3. V. V. A. × × V. A. F. H. (bei Bilfinger).
4. V. O. N. V. C. H. B. (bei Joh. Chr. Schwartz).
5. V. O. F. (bei von Nackniz).

Letzteres soll wohl: Vivant omnes feminae! bedeuten.

Auf meine Anfrage beim Fürsten Bismarck, der ja bekanntlich Göttinger Student gewesen, ob er die Zeichen deuten könne, erhielt ich folgende Antwort:

Friedrichsruh, den 11. Juli 1890.

„Ihr gefälliges Schreiben vom 5. dieses Monats habe ich erhalten „und bedaure, über die betreffenden Jahre des Göttinger Studenten„wesens keine Auskunft geben zu können. Meiner Zeit bedeuteten „Signa wie × × nicht Mensuren, sondern die Chargen in den „Corps; mit × × war der Consenior gemeint. Die angegebenen „Buchstaben ist mir nicht möglich zu deuten. Zu meiner Zeit, „1832/33, hat die Landsmannschaft Curonia nicht mehr bestanden; „es studirten damals nur drei Kurländer dort: Fircks-Samiten, von „der Hoven und Pantenius.

von Bismarck.

Noch acht Studirende, deren Namen oben genannt wurden, haben sich, zwei in Göttingen, die anderen später in Kurland, in Elverfeld's Stammbuch eingeschrieben. Ueber fünf derselben mögen noch einige kurze Angaben folgen.

1. Der Pastor zu Zierau, Friedrich Wilhelm Reck, wie er sich selber schreibt (nicht also: Recke, wie bei Kallmeyer-Otto, die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands) wurde geboren am 12. Aug. 1699, war zuerst Pastor zu Wahnen in Kurland, von 1724—30, dann zu Kabillen, gleichfalls im Herzogthum Kurland, und zuletzt zu Zierau, im Stift oder Distrikt Pilten und Virginahlen, welche Filialkirche

jedoch im Herzogthum belegen war. Hier wurde er 1763 Assessor des Piltenschen Consistoriums und starb am 28. April 1786. Verheirathet war er mit Anna Dorothea Hildebrand, Tochter der Pastors Bertram Hildebrand zu Bauske, dann mit Anna Maria Kupffer, Tochter des Pastors Johann Julius Kupffer zu Zabeln.

2. Ernst Wilhelm von Stein, Schwager des einstmaligen Eigenthümers dieses Stammbuches, Arrendator der Domäne Schlampen.

4. Hilarius Blumenthal ebenfalls Schwager Karl Gotthard Elverfeld's und Bruder des berühmten Arztes Dr. Johann Heinrich Blumenthal († 1804 zu Hasenpoth), deren Schwester Charlotte Concordia die erste Gattin Karl E.'s war.

6. Andreas Halter, Stadtsecretär, vordem Notär zu Mitau, war ein intimer Freund Elverfeld's und stand in seiner Vaterstadt in sehr geachtetem Rufe.

8. Maletius, Canzleisecretair in Mitau. War wohl ein naher Anverwandter von E.'s Stiefmutter, einer geb. Maletius.

Wenden wir uns nun zum ehemaligen Eigenthümer des Stammbuchs, Carl Gotthard Elverfeld, Pastor zu Appricken und Sallenen (letztgenanntes Gut lag im District Pilten), Assessor des kurländischen Consistoriums und Propst der Grobinschen Diöcese.*) Geboren am 25. September neuen Styls 1756 als dritter Sohn des Pastors zu Appricken Johann Christopher Elverfeld, aus dessen Ehe mit einer Tochter des Doblenschen Propstes und Pastors zu Groß-Autz, Michael Martini († 1772), verlor er schon frühe, im Alter von kaum zwei Jahren, seine Mutter. Den ersten Unterricht, vom 6. bis zum 9. Lebensjahre, genoß er bei einem Hauslehrer, der jedoch von ihm als Anfänger unerhörte Leistungen forderte und ihn tyrannisch behandelte. Nach Entlassung desselben übernahm der Vater den Unterricht des Sohnes, bis dieser, eben 18 Jahre alt geworden, im Jahre 1774 die Universität Göttingen bezog. Hier, wo er rationalistische Lehren kennen lernte, Semler's Schriften studirte und ein eifriger Leser der vom Buchhändler Nicolai, zur weiteren und schnelleren Verbreitung

*) Er stammt aus einer altadeligen niedersächsischen Familie, die im 15. Jahrhundert in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde, deren Glieder noch heute in Westfalen und der Rheinprovinz mehrfach begütert sind. Im 16. Jahrhundert wanderte ein E. aus Deutschland nach Polen (?) aus. Im 17. Jahrhundert, um 1650, tritt zuerst ein E., Christian Wilhelm, in Kurland als Pastor in Barbern, auf. Dies ist der älteste Vorfahr unseres Karl Gotthard E.

des Rationalismus herausgegebenen „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ wurde, blieb er nur zwei Jahre, bis zum Herbst 1776. Gleichwohl muß der Jüngling seine Theologischen Studien, trotzdem er nebenher mit den alten Sprachen, den mathematischen Wissenschaften, der Geschichte und vorzüglich, weil er dafür besonders begabt war, mit der Philosophie sich beschäftigte, mit großem Fleiß betrieben haben. Denn als er in Mitau sein Consistorialexamen bestand, erklärte der damalige Superindent Christian Huhn, er habe lange nicht einen so tüchtigen Candidaten examinirt. — Von 1776—78 war er Hauslehrer bei seinem Oheim, dem Pastor Dietrich Carl Martini († 1778) in Groß-Autz, einem hochgebildeten, durch tiefen Geist ausgezeichneten Mann, dann, von 1778—1780 bei Herrn von Derschau auf Bojen. Nach dem Tode seines Vaters († 1780) wurde er an dessen Stelle Pastor zu Appricken und übernahm 1783 auch die Kirche zu Sallenen. Hier hat er über neununddreißig Jahre hindurch seinem Amt treu vorgestanden und sich das Wohl seiner lettischen Gemeindeglieder besonders angelegen sein lassen. Lebhaften Geistes, war er bis zu seinem Ende als Seelsorger, und als Schriftsteller unermüdlich thätig. „Mit Recht“, sagt Dr. Christian Friedrich Schmidt von der Launitz, Pastor zu Grobin, nachmals Propst der Grobinschen Diöcese († 1832), in der Standrede über ihn, „konnte er eine Zierde des Staates, der Kirche, der Gesellschaft und des Vaterlandes genannt werden“.

Verheirathet war Elverfeld dreimal. Zuerst, seit Juli 1780, mit Charlotte Concordia Blumenthal, welche am 6. Mai 1801 starb. Darauf, vom Mai 1802 bis zum Januar 1815, mit Elisabeth Regina Hillner, Schwester des Pastors zu Angermünde und Popen, nachherigen Piltenschen stellvertretenden Superindenten (1827—1833), und dann Piltenschen Propstes (1833—35), Johann Samuel Hillner († 1835). Seine dritte Frau, die er im August 1816, fast sechzigjährig, heirathete, war Eleonore (Laura) Juliane Sophie Hesselberg, des Licent-Inspectors zu Windau Tochter, Großtochter des Pastors zu Grobin wie Grobinschen Propstes Joh. Fr. Hesselberg († 1759.) Hans Elverfeld.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Vice-Kanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin.[1])

Das nun ausgestorbene Geschlecht der Grafen Panin hat in der Geschichte Rußlands am Ende des vorigen und beim Beginn dieses Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

In den Annalen der russischen Geschichte wird eines Panin zuerst im Jahre 1530 erwähnt: im Feldzuge gegen das tatarische Zarthum Kasan wird ein Wassili Panin erschlagen. Aus der Regierungszeit Iwan des Schrecklichen wird um das Jahr 1572 unter den Dienstleuten dreier Panin erwähnt. Im Jahre 1626 unter dem Zaren Michael Fedorowitsch wird ein Nikita Fedorowitsch Panin erwähnt. Das Geschlecht war allmälig in die Reihen der höheren Dienstklassen aufgestiegen. Der Sohn dieses Panin gehört schon zu den Dumnyje Dworäne und ist als solcher Mitglied des Bojarenraths unter dem Zaren Alexei Michailowitsch. Unter dem Zaren Fedor ist ein Panin Stolnik — etwa Kammerherr. Seine Söhne Andrei und Iwan dienen unter Peters Regierung in der Armee. Beide erlangen den Generalsrang und der letztere ist unter Anna Senator. Dieser Iwan Wassiljewitsch Panin (1673—1736) ist der Vater der Gebrüder Panin, die unter der Kaiserin Katharina II. eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der ältere, Nikita Iwanowitsch (1718—1783) als Staatsmann und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Der jüngere Peter Iwanowitsch (1720—1789) als Militär: er hat im 7jährigen Kriege sich ausgezeichnet, Bender erstürmt, im Türkenkriege Lorbeeren errungen und

[1]) Vorstehende Darstellung basirt auf den von Herrn Professor Dr. A. Brückner herausgegebenen: Матеріалы для жизнеописанія графа Никиты Петровича Панина 1770—1837, т. I—VII. СПб. 1888—1892.

schließlich dem Pugatschewschen Aufstande ein Ende gemacht. Die angesehene Stellung, der rechtliche Charakter des Aelteren, veranlaßten die Kaiserin Elisabeth ihn zum Erzieher des Großfürsten Paul zu ernennen. Als unter den höheren Staatsmännern sich während der schwankenden Regierung Peters III. die Ueberzeugung verbreitete, es könne in dieser halt- und tactlosen Weise nicht weiter gehen, sprach N. J. Panin sich für Einsetzung einer Regentschaft bis zur Volljährigkeit seines Zöglings, des Thronfolgers Großfürsten Paul aus. Freilich, der vollendeten Thatsache der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina mußte er sich fügen. Wie erwähnt war er unter ihrer Regierung bis zu seinem Tode Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Er war fein gebildet und von vollendeten Formen. Im Jahre 1767 wurden die Brüder in den Grafenstand erhoben. Peter Iwanowitsch Panin war eine rauhe kriegerische Natur, aber von tiefem Gefühl. Er heirathete in zweiter Ehe Marie Weydel, ein Hoffräulein der Kaiserin Elisabeth. Sie war eine energische, aber sehr aufbrausende Natur, die sich in der Heftigkeit leicht zur Härte fortreißen ließ, was sie dann später beklagte und beweinte[1]). Die ersten Kinder scheinen bald gestorben zu sein. Nikita wurde am 17. April 1770 in Charkow an demselben Tage geboren, an dem die Armee, die sein Vater commandirte, in den Türkenkrieg aufbrach. Soldat mit Leib und Seele, verstand es sich für Peter Panin von selbst, daß sein Sohn Soldat werde. So schrieb er der Kaiserin, daß ihm ein Sohn und ihr ein Soldat geboren worden sei, den er ihrer Obhut empfehle. Katharina antwortete in der ihr eigenen liebenswürdigen Weise:

„Aus ihrem Briefe vom 18. April habe ich ersehen, daß Gott ihnen einen Sohn bescheert hat, zu dem ich ihnen Glück wünsche und da sie ihn mir anvertrauen, so will ich gleich mit meiner Fürsorge beginnen und ihn so rasch als möglich auf den Weg zum Ruhme bringen, indem ich ihm Gelegenheit gebe, ohne Zeitverlust das Kriegshandwerk zu erlernen. Ich befehle ihnen hierdurch, ihm zu eröffnen, daß er zum Cornet des Regiments Leibgarde zu Pferde ernannt ist und hoffe, daß sie nicht unterlassen werden, ihm dieselben Gefühle gegen das Vaterland und gegen mich einzuflößen, die sie stets durch ihre Thaten zu beweisen bestrebt gewesen sind."

Im Alter von fünf Jahren verlor Nikita seine Mutter. Der Vater entschloß sich schweren Herzens, die Erziehung seines letzten Sohnes

[1]) In ihren Briefen zeigt sich viel Natürlichkeit und ein gewisser derber Humor.

seinem Bruder zu übertragen, in dessen Hause Nikita 8 Jahre bis zum Tode des Grafen im Jahre 1783 erzogen wurde. Dann kehrte er zum Vater zurück, der ihn in die Verwaltung seiner Güter einführte, obwohl er erst 13 Jahre alt war. Man sieht, er hatte früh Gelegenheit selbständig zu werden und sich Menschenkenntniß zu erwerben.

Sein Vater war bestrebt ihn mit Leuten von Herz und Geist in Beziehung zu setzen, so mit seinem Vetter dem Fürsten A. B. Kurakin. Obwohl 18 Jahre älter, ward dieser der Vertraute des jungen Panin. Eine ausführliche Correspondenz wurde zwischen beiden geführt: Panins Briefe enthielten oft Abhandlungen über gelesene Bücher oder politische Fragen, eine Art zwangloser Cursus in Briefen über Literatur und Politik.

In jeder Beziehung für die Ausbildung seines Sohnes sorgend, verlor der Graf seinen ursprünglichen Plan, ihn die militärische Carriere einschlagen zu lassen, nicht aus den Augen. Als ein Conflict mit Schweden drohte und der Großfürst, dessen Vertrauen Graf Peter Panin genoß, am Feldzuge Theil nehmen sollte, erbat er von der Kaiserin die Erlaubniß für seinen Sohn, den Feldzug in Finnland mitzumachen. So brachte er ihn in die militärische Laufbahn und näherte ihn dem Großfürsten. Graf Peter Panin, 68 Jahr alt, lebte damals auf seinen Gütern. Auf der Reise zur Armee nach Wiborg wurde der junge Panin der Kaiserin und der Großfürstin vorgestellt, auch dafür hatte der Vater gesorgt. Die Aufnahme war eine sehr gnädige. Die Briefe des greisen Vaters sind ein rührendes Zeugniß seiner innigen Liebe und seiner umsichtigen Fürsorge. Seiner Zeit hatte der alte Graf sein Leben nicht geschont, vielmehr wo es galt in die Schanze geschlagen. Auch dem Sohn giebt er seinen Segen zum Kampf für's Vaterland, der Pflicht und der Ehre möge er stets folgen; seine Befürchtungen für dessen Leben hüllt er in den Wunsch zum Winter ihn wieder bei sich zu sehen. Als der junge Panin die Armee erreichte, waren die ersten Treffen bereits vorüber und die in der schwedischen Armee ausgebrochene Verschwörung, der Bund von Anjala, zwang Schweden einen Waffenstillstand abzuschließen, den Vorläufer des Friedens von Werelä (1790 14. August).

Die Briefe des jungen Panin an seinen Vater aus jener Zeit sind nicht erhalten; aus den Antworten des Vaters geht jedoch hervor, daß er das Vertrauen des Großfürsten genoß, der ihn übrigens schon aus der Zeit kannte, wo Nikita im Hause seines Oheims erzogen wurde. Aus anderen Quellen wissen wir, daß der Großfürst bei der Armee sich in einer

sehr peinlichen Lage befand: auf Befehl der Kaiserin wurden ihm die wichtigsten Fragen verheimlicht. Als er das erfuhr, zog er sich völlig von der Leitung zurück und verließ bald darauf das Heer.

Panins militärische Laufbahn hatte, wie wir sahen und wie es damals bei vornehmen, der Kaiserin nahestehenden Familien üblich war, in der Wiege begonnen, mit 18 Jahren war er Brigadier — ein Rang der zwischen dem des Obristen und des Generalmajors stand — sein erster Feldzug dauerte etwa 5 Wochen und verlief sehr bequem. Die guten Beziehungen zum Großfürsten dauerten fort, als Kammerjunker hatte Panin seinen Dienst auch am großfürstlichen Hofe zu verrichten. Als er zu seinem Vater nach Moskau ging, begann der Großfürst eine vertrauliche Correspondenz mit ihm, von der sich jedoch nur einige Briefe des Großfürsten erhalten haben.

Bei der Rückkehr zu seinem Vater nach Moskau hatte Panin die Absicht ausgesprochen den Türkenkrieg mitzumachen und sollte auf des Vaters Rath Taktik und Strategie studieren, allein er studirte, wie das im Leben eben kommt, gar zu sehr in den schönen Augen der jugendlichen Gräfin Sophie Orlow, der jüngsten Tochter des jüngsten der fünf Brüder Orlow, Wladimir, und verlobte sich mit ihr. Er war 18 und seine Braut 15 Jahre alt. Da die Panin und ihre Verwandtschaft zum jungen Hof hielten und als Parteigänger des Großfürsten galten, so erregte diese Verlobung großes Aufsehen. Sein Vetter Kurakin erklärte dem Großfürsten, er sei außer sich über diese Partie und suchte durch einen ausführlichen Brief die Großfürstin milde zu stimmen, indem er darlegte wie Alles unverhofft und unerwartet gekommen sei. Der junge Graf zeigte seine Verlobung selbst dem großfürstlichen Paare an und erhielt sehr gnädige Handschreiben. Auf das großfürstliche Paar machte übrigens diese Verlobung keinen ungünstigen Eindruck. Die Correspondenz ging im früheren intimen Tone fort.

Der alte Panin war entzückt über die Verlobung, ebenso sehr die Orlow. Sehr zufrieden war auch die Kaiserin, die auf die Bitte des Grafen Alexei Orlow sofort ihre Einwilligung gab. Nach altrussischer Etikette durften Personen, die Zutritt zum Hofe hatten nur mit Einwilligung des Monarchen heirathen.

Im März hatte die Verlobung stattgefunden, am 16. April starb der alte Panin: ein Schlagfluß endete sein Leben im 69. Jahre. Aus dem Nachlaß seines Vaters sandte der junge Graf dem Großfürsten einen

Packen Papiere, offenbar die Correspondenz des Großfürsten mit seinem Vater, was große Zufriedenheit hervorrief. Die Beileidsschreiben des Großfürsten und der Großfürstin waren sehr gnädig abgefaßt und zeugten von großer Freundschaft.

Der junge Graf liebte seine Braut innig, das bezeugen seine Briefe, einen etwas sonderbaren Eindruck macht nur der erste. Seine 15jährige Braut hatte die Correspondenz mit einem rührend einfachen, natürlichen Brief eröffnet und erhält darauf ein feierliches Schreiben, mit vollem Titel und förmlicher Anrede und als Inhalt Stilregeln für Briefe, durch die man seine Kenntnisse und sein Urtheil, seine Grundsätze und seine Moral ausbildet und vervollkommnet. In den anderen Briefen giebt er sich übrigens ganz natürlich. Wenn wir uns erinnern, daß er einen großen Theil seiner Ausbildung seiner eingehenden und sorgfältigen Correspondenz mit seinem Vetter Kurakin verdankte, so erscheint dieser Brief weniger sonderbar. In allzugroßem Eifer wollte der jugendliche Weise seine Braut möglichst rasch der Bildung und Urtheilsfähigkeit, die er sich durch solche Correspondenz erworben hatte, theilhaftig machen.

Die Hochzeit fand am 9. Jan. 1790 statt, das junge Paar verlebte ein Jahr zum Theil in Moskau, zum Theil auf den Gütern. Während dieser ganzen Zeit ging die Correspondenz mit dem Großfürsten in der alten vertrauten Weise fort. Am 22. März 1791 wurde Panin sein erster Sohn geboren. Im selben Jahre siedelte er mit seiner jungen Frau nach Petersburg über.

So sehr Graf Panin bestrebt war sich die Huld und Gewogenheit des Großfürsten zu erhalten, so kannte er doch keine Compromisse mit seinem Gewissen und war unbeugsam, in dem was Pflicht und Ehre geboten. So kam es zu einem Conflict mit dem Großfürsten, der die weitreichendsten Folgen hatte. Ueber Ursachen und Art des Zerwürfnisses giebt folgender Brief Panins vom Jahre 1799 an den Grafen Sfemen Woronzow, Botschafter in London, Auskunft.

„En 1791 je vins m'établir à Pétersbourg, pour y faire mon service de gentilhomme de la chambre. Je ne trouvai plus dans la famille impériale l'heureuse union et la concorde, dont j'avais eu le bonheur d'être le témoin à mon retour de l'armée. La Nélidoff régnait déjà; la grande-duchesse, aujourd'hui impératrice, était abandonnée, maltraitée, méprisée par tous ceux qui voulaient faire la cour. Je ne suivis point cet exemple. Ma conduite devait dé-

plaire. Le grand-duc employa d'abord les caresses, ensuite la froideur, puis les menaces pour me mettre dans le nombre des adorateurs de son idole. Les caresses ne me séduisirent pas, les menaces ne purent m'intimider. On se servit alors de discours insidieux et métaphoriques pour me faire comprendre que la bienveillance du prince serait le prix futur d'une obéissance aveugle à ce qu'on exigeait de moi, c'est-à-dire respect pour la Nélidoff, mépris pour la grande-duchesse. Je répondis que je ne comprenais rien au langage mystique, et la colère redoubla. Comme toutes les insinuations me venaient par une voie indirecte et par l'entremise de gens très-méprisables, je demandai une explication au gran-duc. Elle me fut accordée, et elle me perdit entièrement dans son esprit. Il m'est impossible de confier à la plume tout se qui s'est passé dans cette entrevue, qui eut lieu au mois d'août 1791; mais il me suffira de vous dire que ma résistance m'attira de la propre bouche de l'Empereur ces mots foudroyants: Le chemin que vous tenez, monsieur, ne peut vous conduire qu'à la fenêtre ou à la porte. Je répondis que je ne m'écarterais pas de celui de l'honneur, et je me retirai du cabinet sans attendre ce signe de tête des princes qui veut dire: allez vous-en".

„Feue l'imperatrice Cathérine II, informée des violences qu'on exerçait contre moi, me nomma alors maître des cérémonies pour me mettre hors de la portée de sembables incartades. Le grand-duc s'imagina que javais recherché cette place, et ce soupçon augmenta son animosité contre moi, je ne sais trop par quelle raison. N'ayant plus de prétexte de ma maltraiter, il fit retombé sur ma soeur tout le poids de sa colère, et à un grand bal à la cour il l'a fait sortir de ses appartements, sous prétexte qu'elle n'était pas sur la liste, tandis qu'elle avait été invitée en son nom."

Der Brief ſchließt: „Die Kaiſerin, die mich mit ihrem Wohlwollen beehrte, ernannte mich zum Oberceremonienmeiſter (1793) und nach einander zum Miniſter in Neapel und zum Geſandten im Haag. Jede dieſer Beförderungen reizte den Großfürſten, weil er nicht gefragt worden war. Der Fürſt Repnin der um dieſe Zeit nach Petersburg kam, ſuchte den Großfürſten gnädig gegen mich zu ſtimmen, wie es ſchien mit Erfolg, man bewilligte mir ſogar eine beſondere Audienz; aber bald darauf überwog wieder der alte Groll. Mit dem Beginn des Jahres 1795 wurde Holland (von den Franzoſen)

eingenommen, und da ich auf diese Mission nicht weiter rechnen konnte, erlangte ich von der Kaiserin das Versprechen, ich würde die erste vacante Stelle (als Gesandter) erhalten, und den Befehl, daß ich von allen auswärtigen Angelegenheiten auf dem Laufenden gehalten würde und mir alle Depeschen mitgetheilt werden sollten. Ich verwandte also meine freie Zeit sehr nützlich, als die Kaiserin auf den Gedanken kam, mich zum Fürsten Repnin als dessen Gehilfen zu senden. Ich that Alles was ich konnte um diese Sendung abzuwenden, aber vergebens. Nun bat ich in der Armee verwandt zu werden. Man ernannte mich zum Generalmajor und zum Gouverneur von Litauen. Ich habe dieses Amt 18 Monate bekleidet, eine Brigade kommandirt und einen besonderen Auftrag in der Grenzregulirungs-Commission erfüllt."

Generalgouverneur des neuerworbenen Gebietes, war ein naher Verwandter und Freund seines Vaters, der Fürst Repnin. Panin war plötzlich Brigade-General geworden und hatte sich mit Verwaltungssachen zu befassen. Freilich interessirte ihn weder das Militärwesen noch die innere Verwaltung, er strebte mit ganzer Seele nach diplomatischer Thätigkeit. Glücklicher Weise gab es solche Beschäftigung in der Grenzcommission, wo er die Verhandlungen mit den preußischen Commissaren über die Feststellung der Grenze zu führen hatte. In diesen Verhandlungen zeigte er diplomatisches Geschick, es gelang ihm dieselben in kurzer Zeit zu Ende zu führen, trotz seiner Jugend bewies er große Selbständigkeit, die dem Fürsten Repnin nicht ganz genehm war, doch hatte das keinen Einfluß auf ihre gegenseitigen Beziehungen, wie aus ihrem vertrauten Briefwechsel hervorgeht. Unmittelbar nach Abschluß der Grenzconvention begab sich Panin auf Urlaub nach Petersburg, um eine Verwendung im diplomatischen Dienste zu suchen. Er wurde in das Collegium des Auswärtigen als Glied berufen. Es war die Zeit wo Gustav IV. als Graf von Haga in Petersburg war und die Verhandlungen über die Verlobung des Königs mit der Großfürstin Alexandra geführt wurden.

Die Kaiserin ließ Panin den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel anbieten, doch lehnte er ab. Ueber seine weiteren Schicksale schreibt er in jenem bereits erwähnten Briefe:

„Für den Dienst in der Grenzcommission erhielt ich den Annenstern und da der Großfürst diese Verleihung der Kaiserin mit einem gnädigen Handschreiben begleitete, glaubte ich Sein Wohlwollen wieder erlangt zu haben; allein diese Hoffnung war eine Illusion, denn nach meiner Rückkehr nach Petersburg wurde ich mit derselben Härte wie bisher behandelt,

vielleicht weil die Kaiserin äußerst gütig gegen mich war. Beim Tode dieser großen Herrscherin stand ich im Dienst als Generalmajor unter dem Oberbefehl des Fürsten Repnin, war aber seit einem halben Jahr am Hofe. Der neue Kaiser ließ auf alle Welt einen Gnadenregen fallen, nur nicht auf mich: ich wurde zum Chef eines Dragonerregiments ernannt. Da ich ja nur pro forma Militär war und das Commando eines Regiments, zumal nach dem neuen Reglement, unmöglich übernehmen konnte, wollte ich um meine Verabschiedung einkommen: aber die Kaiserin und der Fürst Repnin hielten mich zurück. Letzterer schlug von sich aus dem Kaiser vor, mich im diplomatischen Dienste zu verwenden. Das Gesuch wurde angenommen und ich zum Mitgliede des Collegiums des Auswärtigen ernannt. Es vergingen 8 Tage, dann erschien die Ernennung, sie enthielt eine Degradation, da ich zum wirklichen Staatsrath umbenannt wurde. Da mit diesem Range die Kammerherrenwürde nicht vereinbar war, wollte ich den K.-H.-Schlüssel in die Hände Sr. Majestät zurücklegen. Allein der Fürst Repnin kam mir zuvor und fragte den Kaiser, ob es nicht vergessen worden sei, daß ich bereits seit 4 Jahren den Kammerherrnschlüssel trage. Nun erschien ein neuer Befehl: dem wirklichen Kammerherrn Grafen Panin befehlen wir drittes Glied des Collegiums des Auswärtigen Amts zu sein — als ob ich nie Militär gewesen wäre. Das Kriegs-Collegium wurde gar nicht benachrichtigt, so daß ich einen Monat hindurch noch immer Befehle in Bezug auf mein Regiment erhielt. Noch eins: beim Tode meines Onkels hatte sich eine Schuld von 320,000 Rbl. angehäuft, in Folge der Ausgaben zu denen seine Stellung ihn zwang, sowie seiner Wohlthätigkeit. Der Großfürst wußte das, er wußte wie schwer es meinem Vater gefallen war, einen Theil dieser Schuld zu bezahlen. Er war entrüstet, daß die Kaiserin die Schuld nicht übernahm und versprach meinem Vater feierlich, bei seiner Thronbesteigung werde er die Schuld bezahlen. Mein Vater starb 1789 und hinterließ mir noch 180,000 Rbl. zu bezahlen. Diese Schuld nahm mir 15,000 Rbl. Einnahmen und zwang mich neue Schulden zu machen. Ich habe nichts gebeten und werde nichts bitten, aber die Zerrüttung meines Vermögens wird mich zwingen den Dienst zu verlassen."

Zu diesen Aufregungen kam ein schmerzlicher Verlust. Wir haben schon erwähnt, daß seine Ehe eine glückliche war; keine Wolke hat den Himmel derselben getrübt; sie war mit Kindern gesegnet, aber die Eltern hatten den Schmerz, innerhalb dreier Wochen drei Kinder, zwei Söhne und ine Tochter, an einer ansteckenden Krankheit zu verlieren.

Zur Krönung mußte Panin nach Moskau. Ohnehin Festlichkeiten abgeneigt, mußten sie ihn in seiner peinlichen Lage und bei seinem schweren Kummer über den Verlust der Kinder niederdrücken. Sein einziger Trost waren die Briefe seiner Frau.

Er schreibt: „Ich habe viel zu arbeiten und das wird noch lange dauern. Hinderte mich das nicht am Briefschreiben, so wäre es mir ganz recht als Grund mich einzuschließen. Man belagert mich und ich bin am liebsten allein mit meinem Kummer. Die Thränen die meine Trauer mir erpreßt, erleichtern meine Seele. Die Küsse die ich auf Dein geliebtes Bildniß drücke sind mir Genuß. Ich sage mir dann: murre nicht gegen die Schickungen des Ewigen, sie haben dir das theuerste Gut doch gelassen ... Ja meine angebetete Freundin, wenn ich Dich überzeugen kann, wie sehr ich Dich liebe, so werde ich noch einmal glücklich werden. Diese Mauern sind die Zeugen meiner Schwüre gewesen und der ersten Regungen meiner Liebe. Alles vergegenwärtigt mir unsern Verlust. Oft erdulde ich Martern. Wenn ich das geahnt hätte, ich hätte eine andere Wohnung gewählt. Verzeihe mir, daß ich Deinen Schmerz wieder aufrege. Sprechen wir von etwas Anderem."

Aus dieser Zeit sind Aeußerungen über ihn erhalten:

Die den Grafen persönlich gekannt haben, erinnern sich seiner hohen, feinen Figur und seines edlen Anstandes. Dichte Brauen gaben seinen großen Augen einen besonders hellen Glanz.

Dr. Rodgerson, ein sehr angesehener Arzt, schrieb über ihn an den Grafen S. Woronzow: „Er ist ein hervorragender junger Mann, von reinsten Sitten, von festen Grundsätzen, kenntnißreich, arbeitsam; in Gestalt, Manieren und der Art sich zu geben, erinnert er weder an seinen Vater, noch an seine Mutter, noch an seinen Onkel. Seine Frau ist eine sehr gute Person, sie leben exemplarisch mit einander."

„Der junge Panin ist ein Mann von Verdienst, aber er steht sehr schlecht beim Kaiser. Als der Hof nach Moskau aufbrach, blieb er zurück, um die Sachen seines Collegiums zu expediren. Als er nach Moskau kam wurde er zwei Mal an einem Tage mit dem Wagen umgeworfen, es war der reine Zufall, daß er nicht getödtet wurde. Alles dies hat keinen Eindruck gemacht. Man verzeiht nie, daß er sich widersetzt hat, d. h. daß zur Zeit, wo man mit der Kaiserin schlecht stand, der junge Mann damals 20 Jahre sich weigerte zu kränken, was der Kaiser die andere Partei nannte. Er hat viel Verstand, feste Grundsätze, schreibt französisch

wie ein Engel und russisch, besitzt aber ein linkisches Aeußere. Er wird eine Stellung in der Diplomatie nachsuchen, wenn Kotschubei zurückkehrt. Er hat mir gesagt, daß er jede annehmen werde, mit Ausnahme der in Berlin, die er verabscheut. Er ist fest in den guten Grundsätzen." (Soll heißen Gegner der Revolution.)

Ueber seine Thätigkeit in Moskau schreibt Panin (in einem Brief an Woronzow):

„Sechs Monate dauerte meine Thätigkeit hier in den äußeren Angelegenheiten. Ich hatte die auswärtige Correspondenz zu führen und die des Kaisers mit den gekrönten Häuptern. Fürst Besborodko behandelte mich mit großer Nachsicht. Der Kaiser sagte ihm wiederholt, daß er von meinen Arbeiten befriedigt sei und doch zeigt er sein Uebelwollen so sehr, daß er niemals ein Wort an mich richtete."

Hier in Moskau schien sein Glück eine neue Wendung zu nehmen. Er schreibt darüber seiner Gemahlin am 23. April 1797:

„Endlich kann ich mein Herz erleichtern, meine angebetete Freundin, und Alles was mich bewegt in Deines ausschütten. Was hat es mich nicht gekostet, Dich von gleichgiltigen Dingen zu unterhalten, während ich doch Dir ein Ereigniß anzuvertrauen hatte, welches von so großem Interesse für uns war. Ich mußte die süßeste Gewohnheit meiner Seele gewaltsam unterdrücken, die mit meiner Sophie Alles zu theilen was die Vorsehung mir schickt in Gutem und Bösem. Ich mußte etwas verheimlichen vor der, die ein so großes Recht darauf hat, auf dem Grunde meines Herzens meine geheimsten Gedanken zu lesen. Die Pflicht fesselte meine Feder. Du wirst mich beklagen, aber nicht verurtheilen, theuere Sophie. Höre mich und wisse vor Allem, daß das Resultat unsere baldige Vereinigung sein wird.

Am Tage nach meiner Ankunft dahier und einige Stunden nach meinem Sturz, von dem ich Dir schrieb, empfange ich ein Billet des Fürsten Repnin, mit der Einladung, ihn in wichtiger, mich betreffender Sache aufzusuchen. Ich eile und erfahre, daß der Kaiser beschlossen hat, zwei Vertrauenspersonen zu geheimen Verhandlungen nach Deutschland zu senden und den Fürsten Repnin und mich in's Auge gefaßt habe; daß wir zusammen abreisen und uns in Berlin trennen sollen, ich habe den Befehl dort zu bleiben, während der Marschall sich zum römischen Kaiser begiebt. Indem er mir diese unerwartete Bestimmung mittheilte, fügte er hinzu, daß er fühle, wie sehr sie mir bei meiner jetzigen trüben Stimmung lästig

sein müsse, doch er hoffe, ich werde mich nicht den noch viel schlimmeren Folgen einer Weigerung aussetzen. Ich wollte eben antworten, da fuhr er fort, es sei die Kaiserin, die mich vorgeschlagen habe, damit der Herr mich kennen lerne und ich Gelegenheit habe, mich in seiner Gunst wiederherzustellen, daß sie nicht zweifle, daß ich ihre Erwartungen rechtfertigen werde und daß der geringste Anschein des Widerwillens von meiner Seite ihr Wohlwollen und ihre Protection wirkungslos machen würde. Wenn es möglich ist, theuere Sophie, rege Dich nicht auf, ehe Du urtheilest, höre meine Beichte und verurtheile mich dann. Mein erster Gedanke war an Dich, meine angebetete Freundin, er zerriß mir das Herz. Der zweite: daß der Dienst, den man von mir verlangte, zum Nutzen der Menschheit beitragen könne. Ich unterwarf mich und nahm an in der Hoffnung, daß wir uns bald vereinigen könnten.

Die folgenden Tage gaben die Folgen meines Sturzes mit dem Wagen mir den Vorwand mein Zimmer zu hüten. Ich benutzte das um der Abreise in Begleitung des Fürsten Repnin zu entgehen. Meine Absicht war, einige Tage nach ihm abzureisen, einen Umweg zu machen, um das Vergnügen zu haben Dir selbst meine Bestimmung mitzutheilen, Deinen Entschluß zu erfahren und wenn Deine Gesundheit das gestattete, Dich mit mir zu nehmen. Das meinte ich, theuerste Freundin, als ich schrieb, ich hoffe in 14 Tagen in Deinen Armen zu sein. Ich sah kein Hinderniß — aber ich täuschte mich. Der Himmel hat es nicht gewollt, daß ich das Glück hätte, Dich vor meiner Abreise wiederzusehen. Man hat es nicht gestattet. Ich bin reisefertig und breche in nächster Woche auf. Ich war durch diesen harten Befehl so bestürzt, daß ich drei Tage wie benommen umher ging, ohne die Fähigkeit zu denken oder zu handeln. Ich war der Verzweiflung nahe, ich machte mir Vorwürfe angenommen zu haben, Gewissensbisse quälten mich. Die Erinnerung an Alles das, was Du für mich gethan, an Deine Tugenden, an Dein Engelherz entzog mich endlich diesem elenden Zustande. Ich sagte mir: Sophie kann mir das Glück wiedergeben; wenn ein Opfer gebracht werden muß, so wird sie den Muth haben es zu bringen. Dieser Hoffnungsstrahl hat mir die Ruhe wiedergegeben. Ich lege mein Schicksal in die Hand des geliebtesten Weibes, der zärtlichsten Freundin, und ich zögere nicht, offen zu sagen, was ich von ihrer Liebe zu erwarten wage. Wir müssen uns vereinigen, theure Sophie, ich kann ohne Dich nicht leben, wie Du bei meiner Abwesenheit untröstlich bist. Berlin ist zu weit, in Wilna oder Warschau könnte

unser Rendezvous sein. In letzterer Stadt muß ich mich einige Tage aufhalten, weil ich den König von Preußen daselbst finde, am 21. Mai soll er dort eintreffen. Wilna wäre für mich kein Umweg, aber ich weiß nicht ob ich dahin kommen werde. Wie und mit wem diese Reise unternehmen? wirst Du mich fragen. Es muß ausgesprochen werden: ich glaube, daß die Kinder uns eine Last sein würden, die Reise würde verlangsamt und wir könnten uns verfehlen. Meine Meinung ist, Du bittest Mama die Kinder zu übernehmen, um so mehr da aller Wahrscheinlichkeit nach, meine Abwesenheit nur 5—6 Monate dauern wird. Wenn noch andere Gründe nöthig wären, so würde ich sagen, eine Entfernung vom Orte der Trauer kann nur wohlthätig auf Dich wirken. Das Bestreben mich zu erreichen, die Bewegung, die Luftveränderung, Klima, Alles wird dazu beitragen Deinen Schmerz zu mildern und Dich zu erleichtern, endlich haben Reisen immer einen Reiz für Dich gehabt. Die sechs Wochen sind ja abgelaufen (die Gräfin war kurz vor der Abreise ihres Mannes niedergekommen) und ich habe das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, um zu glauben, daß sie Deine Gesundheit erhalten wird, weil die geringste Schädigung derselben mich tödtlich treffen würde. Ich hoffe, daß die Ansichten Deiner theueren Eltern, in Einklang seien mit meinen heißen Wünschen, meinen dringenden Ansuchen, mit meinen zärtlichen Bitten . . .

Wenn irgend etwas Dich hindern sollte vor dem 25. in Warschau zu sein, müßtest Du schon nach Berlin gehen . . . Es wäre unnütz in Berlin eigene Wirthschaft zu führen, es muß so wenig wie möglich Bagage und Gefolge mitgenommen werden.

Mit Entzücken erfüllt mich der Gedanke Dich bald wiederzusehen und dann nie, nie mehr mich von Dir zu trennen.

Vivllier unterbricht mich um mich zu malen — wird das Portrait vor der Abreise fertig, so sende ich es, wo nicht, so erhälst Du es aus meiner Hand.

Den 28. April.

Gute Nachrichten! Herrliche Nachrichten! Meine angebetete Freundin! Dank dem barmherzigen Himmel, umarme mich! Von der Reise nach Berlin ist keine Rede mehr. In einigen Tagen eile ich in Deine Arme. Die Nachricht, daß die Präliminarien zwischen Oesterreich und Frankreich unterzeichnet sind, macht die Verhandlungen, die mir aufgetragen waren, unnütz.

Der Kaiser fährt den 3., die Kaiserin den Tag darauf — sobald als möglich folge ich.

Dieser Brief zeigt den Charakter des Grafen deutlicher als Selbstbekenntnisse: schwarzsehend, überall wo es sich um eigene Angelegenheiten handelte, während er die verwickeltsten politischen Fragen klar überschaute. Die Sendung nach Deutschland schien ihm ein Opfer, während er sie als Befreiung aus peinlicher Lage hätte ansehen müssen. Das Verlangen an seine Frau unmittelbar nach überstandenen Wochen eine Reise zu unternehmen, nachdem sie soeben drei Kinder verloren, das übrig gebliebene und das Neugeborene zu verlassen, zeigt daß er bei aller Liebe vorherrschend an sich dachte, die Hindernisse, die Andere fanden, kamen ihm gering vor. Auf Alles was ihn betraf, legte er großes Gewicht; z. B. verletzte es ihn daß er in Gesellschaft der Aerzte Rogerson und Beck, zum Geheimrath ernannt wurde, daß der dem Dienst nach jüngere Kotschubei, zum Glied des Collegiums des Aeußeren ernannt wurde. Er schreibt:

„Letzteres hat meine Geduld erschöpft und ich erklärte offen dem Fürsten Besborodko, daß mir die Kraft versage, im Collegium weiter zu arbeiten, jeden Posten im Auslande würde ich vorziehen, mit Ausnahme von Berlin, wegen der Verderbtheit des Hofes." (Es war die Zeit der Haugwitz und Consorten.)

Der Kanzler versprach mir die Botschaft in Schweden oder Oesterreich. Von meiner Ernennung nach Schweden war schon die Rede, da verletzte ein Handschreiben König Gustavs den Kaiser, es wurde beschlossen für Stockholm einen Chargé d'Affaires zu ernennen.

Bald darauf rief eine Depesche unseres Gesandten in Berlin Kolytschew die Unzufriedenheit Sr. Majestät hervor. Die Abberufung dieses Ministers wurde beschlossen und ich ernannt, „ohne gefragt zu sein".

Das Wahrscheinlichste dürfte wohl sein, daß die wiederholt und auch schriftlich abgegebene Erklärung Panins, er wolle auf keinen Fall an den Berliner Hof, dem Kaiser wohl bekannt war, daß er aber deswegen ernannt wurde.

Panin schreibt weiter: „Ich erhielt diese Nachricht zu meinem größten Verdruß und mein Schmerz war um so größer, als man mir Mittheilung machte von der schimpflichen Verhandlung die ich mit Caillard führen sollte. Alle meine Vorstellungen waren fruchtlos, ich mußte gehorchen." Mit der Kaiserin führte er unterdeß eine vertrauliche Correspondenz fort; er versorgte sie mit politischen Nachrichten und sie rieth ihm, da der Kaiser sich bei einer Krankheit, die Panin befallen hatte, mit Theilnahme nach ihm

erkundigt hatte, ihm zu schreiben, wie sehr dieses Zeichen der Theilnahme ihn glücklich mache. Ob er den Rath befolgt hat, wissen wir nicht.

Dagegen erfahren wir, daß er eigensinnig seine Stellung als Glied des Collegiums festhalten wollte, weil sonst die Sendung nach Berlin eine Degradation sei. Daß solche Aeußerungen nicht günstig auf den Kaiser wirken mußten, wenn sie ihm hinterbracht wurden, liegt auf der Hand. Außerdem lag es in Panins Interesse aus Petersburg fortzukommen, wo er immer dem Kaiser vor Augen war und durch seine unbeugsame steife Figur an seinen kühnen Trotz erinnerte.

Im Publikum und seitens der Diplomatie wurde diese Ernennung, da man Panin's royalistische und antirevolutionäre Gesinnung kannte, als ein Zeichen beginnender Freundschaft gegen Preußen und energischer Action gegen die Revolution aufgefaßt. Seinen Grundsätzen nach, die bei ihm, wie wir wissen, unerschütterlich feststanden, war er ein Gegner der Revolution und der französischen Republik, deren Bekämpfung im Interesse des monarchischen Prinzips ihm Ehrensache war. Sein Urtheil von der Verderbtheit des damaligen preußischen Hofes basirt hauptsächlich darauf, daß er ihm Unzuverlässigkeit Frankreich gegenüber vorwarf. Ebenso nannte er die Verhandlungen mit dem Chargé d'Affaires der französischen Republik in Berlin Caillard schimpflich, nicht etwa weil Rußland sich ungünstigen Bedingungen unterwerfen sollte, sondern weil er wie Pitt es für schmachvoll hielt mit einer Republik, die die rohe Gewalt proclamirte, überhaupt in Unterhandlungen einzutreten.

So unzufrieden Panin mit seiner Ernennung auch war, durch diese Ernennung wurde ihm Gelegenheit gegeben als Diplomat in der großen Politik thätig zu sein, und seine Begabung für dieselbe zu beweisen.

Die 2 Jahre, die er dort verbrachte können als die für ihn befriedigendsten seines Lebens angesehen werden. 27 Jahre alt, als Gesandter des Kaisers von Rußland eine hervorragende und angesehenen Stellung einnehmend, erhielt er Gelegenheit seine angeborene große, durch sorgfältige Vorbereitung ausgebildete Begabung für diplomatische Verhandlungen glänzend zu bethätigen. Seine Charactereigenthümlichkeiten, seine Leidenschaftslosigkeit, das Ueberwiegen der Verstandesthätigkeit, sein fester Wille, seine verbindlichen Formen, sein feiner Tact, seine unerschütterliche Ruhe, seine packende Logik, seine schlagfertige Ausdrucksweise und gewandte Beherrschung der Sprache waren die geeigneten Mittel dazu. Seine Depeschen und oft umfangreichen Denkschriften sind meisterhaft abgefaßt und beweisen seine diplomatische

Begabung und sein treffendes Urtheil. Sie machten den allergünstigsten Eindruck auf den Kaiser, sie erinnerten in nichts an seine unbeugsame Festigkeit und verwischten so den ungünstigen Eindruck den seine Persönlichkeit auf ihn gemacht hatte.

Panin hatte den ihm widerwärtigen Auftrag erhalten, durch Verhandlungen mit Caillard eine Annäherung zwischen Rußland und der französischen Republik anzubahnen. Er hatte seine Zeit in Petersburg, als ihm auf Befehl Katharinen's alle auswärtigen Depeschen und das Archiv des Auswärtigen zugänglich gemacht worden waren, so gut benutzt, daß er die europäischen Angelegenheiten mit Sicherheit überschaute. Er hatte die Handlungsweise der Republik so genau studirt, daß es für ihn nicht zweifelhaft war, eine Annäherung an die gewaltsame, rücksichtslose, keine Tradition achtende Republik würde Rußland bald in eine seinen wahren Interessen wenig entsprechende Lage bringen, es allen anderen Mächten gegenüber compromittiren und seine Isolirung würde schließlich im französischen Interesse ausgebeutet werden. Daß er Recht hatte, haben die Thatsachen bald genug erwiesen. Er war von der Richtigkeit seiner Anschauungen so überzeugt, daß er fest entschlossen war, Alles zu thun die Annäherung zu vermeiden, vielmehr eine Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen.

Er hatte den Auftrag eine Annäherung anzubahnen, aber seine Instruction war widerspruchsvoll: es sollte eine „Friedensurkunde" zur Wiederherstellung des früheren guten Einvernehmens errichtet werden, jedoch die früheren Handels- und politischen Beziehungen sollten nicht wieder aufgenommen, gegenseitige Gesandtschaften nicht errichtet werden, d. h. der Kaiser wollte wohl Frieden, aber keine Annäherung an die Republik. Graf Panin handelte also ganz im Sinne seiner Instruction und hatte dabei die wahren Interessen Rußlands im Auge, wenn er eine kühle Zurückhaltung beobachtete und die Sache an sich herankommen ließ. Auf Caillards Wunsch empfing er ihn, doch erwiderte er seinen Besuch nicht, die späteren Verhandlungen fanden auf vereinbarten Begegnungen im Thiergarten statt. Seine meisterhaft geschriebenen Berichte an den Kaiser waren so eingehend, daß die Regierung vollkommene Einsicht in sein Verfahren hatte und ihm weiteres Entgegenkommen vorschreiben konnte, aber sein Verhalten hatte eben die volle Zustimmung des Kaisers. Bald bestätigte sich auch Panins Befürchtung von der rücksichtslosen Gewaltthätigkeit des Directoriums: der russische Generalconsul auf Zante wurde ohne jeden gesetzlichen Grund verhaftet und gewaltsam nach Korfu gebracht. Jetzt

befahl der Kaiser die Beziehungen zu Caillard abzubrechen. Man hat (in neuester Zeit) mit Unrecht behauptet, Panin habe gegen seine Instruction, gegen die Absichten seiner Regierung gehandelt, es mache einen sonderbaren Eindruck, daß ein Gesandter seine Zufriedenheit darüber ausdrücke, daß der ihm gewordene Auftrag nicht erfüllt werde. Panin hat von vornherein klarer und richtiger gesehen als die, die ihm den Auftrag gaben, sein Verfahren war seinem Auftraggeber von Phase zu Phase, bis in alle Einzelheiten genau bekannt, erhielt dessen Billigung und die Thatsachen haben die Richtigkeit seiner Auffassung der Lage und der Unzuträglichkeit eines Bundes mit der Republik bestätigt.

Nach einiger Zeit, nachdem er Verhandlungen mit Ludwig XVIII. geführt hatte, in Folge deren letzterer Subsidien von Rußland erhielt und ihm Schloß Jever zum Aufenthalt angeboten wurde, erhielt er den Auftrag, wieder mit Caillard anzuknüpfen. Er machte auf den Widerspruch aufmerksam, in den die Regierung mit sich selbst treten würde, wenn sie mit der Republik verhandeln und Ludwig XVIII. unterstütze. Auch diesmal wurde seine Anschauung, daß man mit Frankreich kein Bündniß schließen könne, durch Thatsachen bestätigt. Außerdem verstand er es durch einen geheimen Kanal — d. h. durch Bestechung — sich Abschrift von Caillards Correspondenz und so dem Kaiser Einblick in die eigentlichen Absichten der französischen Politik zu verschaffen. Er bewies, daß die Republik, während sie ein Bündniß mit Rußland suche, den Polen die Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit verspreche; er wußte dem Kaiser genaue Nachrichten über die Verhandlungen auf dem Congreß zu Rastadt zu verschaffen, wo der Uebermuth und die Unersättlichkeit der französischen Forderungen grell hervortraten. Diese geheimen Kanäle kosteten dem Grafen Panin viel Geld, es gelang aber, dem Kaiser den Beweis von den wahren Absichten der französischen Republick zu führen und ihn über den Charakter der französischen Staatsmänner aufzuklären. Aus Caillards Berichten an das Directorium konnte er den Ausspruch mittheilen, daß Kaiser Paul selbst nicht wisse was er wolle und daß bei ihm ordre und contreordre häufig einander folgten, und andere spöttische Bemerkungen. Dazu kam, daß Bonaparte auf dem Zuge nach Aegypten, Malta einnahm. Die Ersetzung des gemäßigten Caillard durch den Abbé Sieyes, den „Königsmörder" (Frühjahr 1798) und dessen tactloses Verhalten, gaben Panin noch mehr Gelegenheit, die Unvereinbarkeit des französischen Verfahrens mit den russischen Interessen in's Licht zu stellen.

Wir können hier nicht auf den reichen Inhalt der Depeschen Panins aus Berlin weiter eingehen, sie geben eine eingehende lebensvolle Schilderung der Verhältnisse am Berliner Hof in den letzten Tagen Friedrich Wilhelm II. und in den ersten Friedrich Wilhelm III.

Mit seinen Berichten und seiner Thätigkeit war der Kaiser sehr zufrieden, aber bei den geringsten Anlässen trat seine Abneigung sofort schroff hervor; meist erwies es sich, daß Panin an diesen Anlässen völlig unschuldig war und correct gehandelt hatte.

Im Frühjahr 1798 erklärte Kaiser Paul sich bereit, energisch gegen Frankreich und die Revolution vorzugehen, wenn Preußen der Coalition beiträte, doch gelang es Panin nicht, die preußische Regierung dazu zu bestimmen. Preußen verlangte, zunächst müsse seine Stellung in Deutschland sicher gestellt sein. Kaiser Paul sollte die Vermittelung eines Ausgleiches zwischen Oesterreich und Preußen übernehmen. In Preußen wünschte man Panin mit dieser Aufgabe betraut zu sehen. Es wurde jedoch der Fürst Repnin als außerordentlicher Botschafter, mit dieser Aufgabe betraut, was Panin tief verletzte. Der Versuch mißglückte, ebenso wie Panins eigene Bemühungen. Der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen war zu tief gewurzelt und die Leiter des Staats zu wenig geeignet diese Lebensfrage zum Abschluß zu bringen.

Bisher war Fürst Kurakin Vicekanzler gewesen, von jeher ein vertrauter Freund Panins war es ihm gelungen zu verhindern, daß die Unzufriedenheit des Kaisers mit Panin größere Dimensionen und harte Formen annahm. Ende 1798 fiel Kurakin in Ungnade, wurde seiner Aemter enthoben und auf seine Güter verbannt. Auch Fürst Repnin erbat und erhielt seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück. Kotschubei wurde zum Vicekanzler ernannt und Rostoptschins Einfluß wuchs, er war der kommende Mann. Panin war sehr unzufrieden mit Kotschubeis Ernennung, ihn quälte sein Ehrgeiz, da Kotschubei jünger im Dienste war als er. Graf S. Woronzow, der russische Botschafter in London, drang in Panin nicht seinen Abschied zu nehmen: „Schätzen Sie sich glücklich, daß Sie fern von unserem Vaterlande sind, dem Sie doch nicht helfen könnten. Was mich betrifft, so würde ich den bescheidenen Posten eines Consuls in Lübeck, der Stellung des Großkanzlers in Petersburg vorziehen."

Zunächst setzte Panin seine Thätigkeit in Berlin fort. Einen warmen Freund und thätigen Unterstützer auf politischem Gebiet, gewann er am

neuen englischen Gesandten, Thomas Granville, dem Bruder des englischen Premierministers.

Der zweite Coalitionskrieg gegen Frankreich war ausgebrochen.

Außer England nahmen Oesterreich und Rußland an demselben Theil. Die Oesterreicher siegten bei Stockach und Suworows Siegeszug in Oberitalien begann. Jetzt wurde von Panin und Granville noch einmal der Versuch gemacht, Preußen zum Beitritt zu bewegen, doch vergeblich. Panin der sehr bestimmt aufgetreten war brach die Verhandlung ab, verließ Berlin und ging nach Carlsbad. Sein Verfahren erhielt die volle Billigung des Kaisers. Er erhielt Anfang 1798 den Alexander-Newski-Orden.

Fest seine Hauptaufgabe den Kampf gegen die Revolution und das revolutionäre Frankreich verfolgend, hatte er doch seine Augen überall: er entlarvte Abenteuerer, die sich in russische Dienste drängten, überwachte das Treiben der französischen Agenten, die die Revolution in anderen Ländern und speciell in Rußland verbreiten wollten, entdeckte ein Complott gegen das Leben König Friedrich Wilhelm III. Seine umfaßende Thätigkeit, seine Kenntnisse, seine Umsicht und sein Tact erwarben ihm die Bewunderung aller Staatsmänner, die mit ihm in Berührung kamen. Graf S. Woronzow schreibt: „Ich bewundere immer mehr und mehr Ihre Umsicht. Lord Granville's Bruder preist sich glücklich, daß er mit Ihnen gemeinsam handeln kann, Lord Granville selbst hört nicht auf von der Achtung und Bewunderung zu sprechen, die ihm Ihre Haltung einflöße". „Ihre Depeschen sind Ihrer würdig: Umsicht, richtiges Urtheil, Klarheit, Alles vorgesehen, richtig beurtheilt, klar dargestellt, so schreiben Sie". In anderen Briefen: „Ich kann diesen Brief nicht schließen ohne Ihnen zu danken, daß sie sich entschlossen haben im Dienste zu bleiben. Ich freue mich für mein Vaterland, daß ihm ein Mann erhalten bleibt, in dem Ehrenhaftigkeit mit der größten Begabung vereinigt sind."

Im Juli wurde Panin abberufen, der Gesandschaftsposten in Berlin sollte eingehen. Panin hoffte einige Zeit sich erholen zu können, erhielt jedoch plötzlich ein Rescript des Kaisers, das ihn als Nachfolger Kotschubei's nach Petersburg berief.

Wie diese Ernennung zu Stande kam ist schwer festzustellen: entweder hatten die Berichte des Grafen, aus denen die politische Gesammtlage stets klar und deutlich hervortrat, im Kaiser selbst den Wunsch rege gemacht einen solchen Mann und dessen orientirende Darstellungen stets bei der Hand zu haben, oder die Initiative ging vom Grafen Rostoptschin aus,

der jetzt das Vertrauen des Kaisers besaß und die Leitung der äußeren Politik in der Hand hatte, ohne die genügenden Kenntnisse zu besitzen und dem es daher erwünscht sein mußte, einen solchen Gehilfen zu erhalten. Das letztere ist nicht unwahrscheinlich, weil in der ersten Zeit die Aeußerungen Rostoptschins über den Grafen Panin sehr günstig lauten, ferner weil er selbst dem Grafen S. Woronzow, dem der Posten des Kanzlers angeboten worden war Panin als Gehilfen empfohlen hatte. „Man kann nicht gewandter sein als er," schrieb er. Woronzow lehnte aus Klugheit ab, ebenso empfahl er Panin, aus Gesundheitsrücksichten sich als Gesandten in ein milderes Klima versetzen zu lassen. Panin scheint diesen Rath befolgt zu haben, aber die Ungnade erreichte ihn früher, als er Gelegenheit fand den Plan auszuführen. Unter der Regierung des Kaisers Paul wechselten die hohen Staatsbeamten rasch. Mit dem Wechsel war oft Ungnade und Verbannung auf die Güter verbunden.

Kaiser Paul verlangte blinden und freudigen, überzeugten Gehorsam für jeden seiner wechselnden Befehle. Da war ein so selbstbewußter, eisern an seinen Grundsätzen festhaltender Character wie Panin nicht geeignet seine Gunst zu erlangen, schon seine äußere steife Haltung, in der sich sein Selbstbewußtsein und seine Würde aussprach, mußte abstoßen wie sie später den Fürsten Czartoryski abstießen, dem Panins Frau ihren Mann vergeblich zu nähern suchte.

Seine ganze äußere Art und Weise zu sein, mußte den Kaiser reizen, um so mehr die Entschlossenheit in nichts von seinen Grundsätzen abzuweichen, sie zu vertreten und geltend zu machen. Bei solch einem Character mußte er der Person des Kaisers fern bleiben, gelang es ihm nicht, so war eine Katastrophe unvermeidlich. Wie wir sehen werden, wurde sie noch durch Rostoptschin vorbereitet und verschärft. Zuerst, wie gesagt, zeigt Rostoptschin sich freundlich und entgegenkommend. Dagegen zeigte sich sofort die Antipathie des Kaisers. Trotz Kotschubeis und Rostoptschins Bemühungen verschob er die Ernennung Panins zum Vicekanzler 3 Monate hindurch, obwohl Panin bereits die Verhandlungen mit den Gesandten, sowohl den fremden in Petersburg als den russischen an fremden Höfen, leitete und seine in Berlin begonnenen Bemühungen die Coalition gegen das revolutionäre Frankreich zu Stande zu bringen energisch fortsetzte. Panin meinte dieses Verschieben ginge von Rostoptschin aus, der zuerst für sich durch Kutaissow die Kanzler-Würde oder doch die erste Stelle im Ministerium erlangen wollte. Ueber seine persönliche Stellung schreibt er seiner Frau: „ich bin in der

günstigen Lage Eines der nichts erbittet, den man berufen hat, ohne daß er intriguirt oder um Protection nachgesucht hätte und der kaltblütig erwartet, was man aus ihm machen werde". Er schildert ferner mit welcher Höflichkeit Rostoptschin ihm begegnete und wie er erröthete als im Gespräch über die politische Lage sich seine völlige Unkenntniß derselben herausstellte. In diesem Vorfall haben wir wohl den Beginn der Feindschaft Rostoptschin's gegen Panin. Rostoptschin war ferner aus Scheu seine Unkenntniß der Verhältnisse in mündlichen Verhandlungen zu enthüllen, für die Mitglieder des diplomatischen Corps nie zu sprechen, Panin dagegen war jederzeit zugänglich, offen und loyal in seinem Verhalten. Auf das was er sagte konnte man sich unbedingt verlassen. Selbstverständlich erwarb er sich die Sympathieen der fremden Gesandten, die es unverhohlen zeigten; mit mehreren gestalteten sich die Beziehungen zu engem Freundschaftsbunde. Rostoptschin konnte seiner ganzen Natur nach diese allgemeine Sympathie sich nur durch Panins Intriguen erklären. Seine Briefe an die Gebrüder Woronzow, mit denen ihn eine enge Freundschaft verband, sind voll Anschuldigungen gegen Panin, er ist entrüstet, daß S. Woronzow Panin als seinen Freund bezeichnet. Es ist schwer zu verstehen wie der sonst edle Graf Semen Woronzow sich schließlich durch Rostoptschins Anklagen beeinflußen lassen konnte, ein unversöhnlicher Gegner Panins zu werden, dessen loyales Verfahren, Energie, Klugheit und patriotischen Sinn er bisher pries und den er seiner unerschütterlichen Freundschaft versicherte als Panin ihm seine Freundschaft thatsächlich bewies, wo jenen Paul's Ungnade getroffen hatte.

Panin und S. Woronzow stimmten überein im Festhalten am englischen und österreichischen Bündniß und in der Nothwendigkeit des Kampfes gegen das revolutionäre Frankreich, sowie daß den Schlußstein der Coalition Preußen bilden müße. In diesem System, das nicht nur diese bedeutendsten, sondern fast alle Staatsmänner Rußlands im Verein mit den englischen Staatsmännern zu erhalten bestrebt waren, trat nun eine Aenderung ein. Es ist bekannt, wie zugänglich Kaiser Paul augenblicklichen Einflüssen war. Das Verfahren Oesterreichs gab gewiß zur Unzufriedenheit Anlaß, doch war immerhin ein Ausgleich möglich. Man verfuhr jedoch in der schroffsten Weise. .Suworow wurde in Ungnaden entlassen, mit Oesterreich wurde fast gebrochen und gegen England wurde man sehr kühl. Panin, der alle diese Mißverständnisse hätte aufklären, die Reibungen beseitigen können, wurde gar nicht mehr gehört, alle seine Bemühungen wurden durch

Rostoptschin gehindert, der Panins Denkschriften dem Kaiser gar nicht vorlegte. Als Woronzow die Schwierigkeit der sofortigen Erfüllung des kaiserlichen Befehls, über die sofortige Rückkehr der in England befindlichen russischen Truppen darlegte schien der Kaiser, beim Vortrage der Sache durch Rostoptschin, das einzusehen. Am anderen Tage jedoch befahl er dem Grafen Woronzow sagen zu lassen: wenn es ihm so schwer sei, die Befehle Sr. Majestät zu erfüllen, hänge es ja von ihm ab, seinen Abschied einzureichen. Woronzows Briefwechsel mit Panin zeigt wie schwer dieser Schlag ihn traf und mit wie warmer Freundschaft Panin Alles that, um Jenes Lage zu verbessern. Ein Nachfolger Woronzows wurde nicht ernannt. Als ferner der englische Gesandte in Stockholm in Folge von Differenzen abberufen wurde, ohne Abschiedsaudienz, machte er dem diplomatischen Brauche gemäß, auch keine officiellen Abschiedsbesuche. Der russische Gesandte, Budberg, meldete, der englische Gesandte sei abgereist ohne ihm, dem Botschafter Sr. Majestät, eine Abschiedsvisite zu machen. Panin bekam den Befehl nicht nur den englischen Gesandten, sondern auch die gesammte Kanzellei auszuweisen. Er mußte gehorchen, da seine Vorstellungen, in denen er die Grundlosigkeit der Ursache und die Unzulässigkeit der Form dieses Verfahrens darlegte, gar nicht beachtet wurden, obwohl Rostoptschin ihn unterstützte.

Panin war schließlich nicht in der Lage seine Pflichten als Vice-Kanzler zu erfüllen, seine Thätigkeit war auf die eines Secretairs reducirt. Die Depeschen, die mit der Post anlangten, gingen an ihn, die durch Courire überbrachten, an den Grafen Rostoptschin, der sie direct dem Kaiser vorlegte und von ihm die Befehle über deren Beantwortung erhielt. Die Antworten wurden bald vom Grafen Rostoptschin ausgefertigt, bald dem Grafen Panin übertragen, so daß letzterem oft die wichtigsten Entscheidungen unbekannt blieben, bis er sie durch die fremden Gesandten erfuhr. Von den Anordnungen in militärischen Angelegenheiten wurde ihm nie etwas mitgetheilt. Da ihm so vieles unbekannt blieb, begannen auch die Gesandten ihm als einem Nichteingeweihten gegenüber, sich sehr reservirt zu verhalten. Nur in Folge der hohen Achtung, die er bei ihnen genoß, machten einige eine Ausnahme davon. Gleicherweise erfuhr der Monarch von Panins Berichten nur was dem Grafen Rostoptschin gut dünkte.

Panins Beziehungen zu Rostoptschin werden scharf gezeichnet durch einige Briefe die beide wechselten. Wir lassen sie ohne weiteren Commentar folgen.

Graf Rostoptschin an den Grafen Panin, vom 15. Juni 1800.

„Der Kaiser hat Selbst dem König von Schweden geantwortet, es ist ein reizender Brief. Ich kann nicht mit gutem Gewissen Sie beauftragen, Herrn Blome zu sagen, er werde später das Kästchen erhalten: das hieße Ihnen eine Lüge anbefehlen; und wenn der Kaiser dergleichen in den Akten fände, könnte Er finden, daß es ungehörig sei. Ich bin sehr zufrieden, das Whitworths Abreise uns keine Unannehmlichkeiten verursacht hat, denn bei seiner Abreise war er ebenso wie alle anderen Minister davon überzeugt, daß Sie den Befehl, Casamajor[1]) seinen Paß zuzusenden, zurückgehalten hatten und daß Sie es nur auf einen vom Kaiser unterzeichneten Befehl gethan hätten. Ich bin überzeugt, wenn Sie Erster (Minister) sein werden, so werden die (fremden) Minister Sie bald von dem Wunsch, ihnen eine gute Meinung von sich beizubringen, heilen; ein jeder hat seine Interessen zu wahren.

Der Kaiser hat befohlen, der Ratification der Convention über die (Jonischen) Inseln vorzubereiten, ebenso die Geschenke. Ich bitte mir Tamara's Depesche zu senden, wo sich das Verzeichniß der Personen befindet, denen Geschenke zu machen sind. Senden Sie mir den Brief des König's von Frankreich, ich werde ihn morgen zum Kaiser bringen; dies wird Gelegenheit geben, über die politische und physische Existenz des Herrn von Caraman zu entscheiden.

Wenn Sie Rosenkrantzs Antwort auf den Brief des Cabinets der Kaiserin erhalten, so lassen Sie mir sie durch einen Boten zukommen. Adieu Herr Graf."

Panin an Rostoptschin, den 15. Juni abends.

Es hat Ihnen, Herr Graf, gefallen ein Billet zu senden, das der Erläuterung bedarf und ich beeile mich sie Ihnen zu geben.

Wer mir eine Lüge anbefehlen würde, kann meines Ungehorsams sicher sein, auch weiß ich zu gut was ich mir selbst schulde, um Ihnen irgend einen Schritt vorzuschlagen, gegen den sich Ihr Gewissen erheben könnte. Wenn der Kaiser Ihnen sagte: „Falls Blome von mir decorirt sein will, so sagen sie, daß ich krank sei", so war das ein Ausdruck um jenen zu schonen; gleichfalls um zu schonen, wollte ich einen achtungswerthen Mann in Unkenntniß einer erniedrigenden Zurückweisung belassen. Der Wunsch die auswärtigen Höfe in Unkenntniß zu erhalten über eine Sache, die nur

[1]) Secretair der englischen Botschaft, der, wie oben erwähnt, ausgewiesen wurde.

ungünstigen Eindruck hervorrufen kann, war mir Beweggrund. Ich werde es nie bereuen und die falschen Schlüsse, die man daraus auf mein Verhalten ziehen könnte, werden nichts an meinen Grundsätzen ändern.

Ich weiß nicht woraufhin Whitworth glauben könnte, ich hatte den Paß Casamajors zurückgehalten. Es ist das eine Verläumdung deren Urheber ich zu kennen wünschte, um ihn zu beschämen. Sie müssen mir schon gestatten, Herr Graf, daran zu zweifeln, daß das ganze diplomatische Corps diese Meinung getheilt habe, weil mehrere Minister mit mir über diese Sache in Ausdrücken gesprochen haben, die eine solche Meinung nicht zulassen.

Die Gunst des diplomatischen Corps kümmert mich nicht, aber das Vertrauen desselben, wird immer Gegenstand meines Ehrgeizes sein, weil ohne dem es unmöglich ist heikle Sachen mit Erfolg zu behandeln. Uebrigens gestehe ich, daß augenblicklich und unter den jetzigen Umständen dieses Gefühl nur wenig Werth für mich hat, besteht doch das, was man ein Cabinet nennt, in unserem Vaterlande nicht mehr.

Wenn ich das Unglück hätte Erster in Sachen der auswärtigen Angelegenheiten zu sein, was Gott verhüten möge, so würde ich doch keinen meiner Grundsätze ändern und eben dadurch nicht in der Lage sein, um die Gunst der auswärtigen Minister mich zu bewerben, ich würde wahrscheinlich keine acht Tage im Amte bleiben.

Ich glaube Alles beantwortet zu haben bis auf einen Punkt, der mir nicht klar ist, nämlich den Zusammenhang der Anecdote von Whitworth über den Paß, mit meinen Vorschlage Blome betreffend. Wenn es Ihnen gefallen würde mir dieses zu erklären, so wird es mir eine Ehre sein, Ihnen mit derselben Offenheit zu antworten.

Vor einiger Zeit hatte ich mir geschmeichelt, daß meine Art zu denken und zu handeln, Ihnen in Dienstangelenheiten nicht zuwider wäre. Seit einiger Zeit fange ich an zu glauben, daß ich im Irthum war. Wenn dieser Zwiefel begründet ist, bitte ich Sie, Herr Graf, meine Entlassung zu bewirken, denn in solchem Falle muß jeder Andere Ihnen mehr passen und ich hänge an meinem Amte nur, wenn ich hoffen kann meinem Lande nützlich zu sein, so weit meine schwachen Kräfte das möglich machen. Man wird viele Leute finden, die mehr Erfahrung haben, aber weit weniger, die mir den Preis des reinsten Eifers streitig machen könnten.

Rostoptschin an Panin den 16. Juni 1800. Erhalten den 16. Juni Abends.

Ich beeile mich Ihren Courier zurückzusenden, damit Sie noch vor dem Schlafengehen meine Antwort erhalten.

Der Zusammenhang der Abreise Whitworths und der Blomes besteht einzig in meiner Befürchtung, Sie durch irgend ein diplomatisches Vieh (animal diplomatique) compromittirt zu sehen. Das Gerücht das ich Ihnen mittheilte über Whitworths Geschichte Casamajor betreffend, ist gut beglaubigt und wenn Sie es denn wissen wollen, es ist Blome, der das erzählt hat, wobei er höchlichst Ihre Festigkeit bewunderte, mit der Sie einem Befehl des Kaisers nicht gehorchten, bis Sie ihn schriftlich von Seiner eigenen Hand erhielten. Sie besinnen sich der Depesche Whitworths, wo er sagte, daß Sie ihm angeboten hätten sich unseres Couriers zu bedienen. Der Kaiser hat das übersehen, aber er hätte sich sicher darüber geärgert.

Ich habe keinen Grund über Sie zu klagen, oder Ihnen kein Vertrauen zu schenken. Ich wäre sonst ungerecht und sehr zu tadeln. Ueberdem haben wir gar keinen Gegenstand der Uneinigkeit unter uns. Gewöhnlich führen die Meinungen zum Streit: Sie werden zugeben, daß wir trotz der Titel von Ministern nichts weiters sind als zwei Secretaire, von denen der eine dem anderen die Befehle zur Ausführung übergiebt. Ich wiederhole nochmals, daß bei dieser Gelegenheit ich nur Ihre eigene Person im Auge gehabt habe; als der Kaiser sich des Vorwandes der Krankheit bediente, um Blome nicht zu empfangen, das kam von Ihm selbst, Sie aber wollten ihm sagen, er werde das Kästchen erhalten, obwohl Sie vom Gegentheil überzeugt waren.

Da, Herr Graf, ist meine Beichte. Ich hoffe, daß sie Ihnen genügt, um Ihre Zweifel zu zerstreuen. Was Ihre Entlassung betrifft, so wäre ich einer von denen, die das am meisten bedauren würden. Für den Fall, daß Sie ernstlich daran dächten, theile ich Ihnen im voraus mit, das ich es nie übernehmen werde davon zu sprechen.

Adieu Herr Graf, ich wünsche, daß Sie mir das Vertrauen schenkten an die volle Aufrichtigkeit Alles dessen zu glauben, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe."

Panin an Rostoptschin den 17. Juni 1800.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, wie ich es sein muß, Herr Graf, für die Bereitwilligkeit mit der Sie meinen Privatbrief sofort haben beantworten wollen.

Die Befürchtung mich durch irgend ein Vieh, wie Sie sich ausdrücken, compromittirt zu sehen, ist ein Beweis von Interesse, das ich zu schätzen weiß, und dessen nicht unwürdig zu sein, ich mich stets bemühen werde. Ich bin erstaunt, daß Blome den Unsinn, um den es sich handelt, gesagt habe, denn ich besinne mich offen über den Skandal Casamajors mit dem Fürsten Gagarin und dem Grafen Pahlen gesprochen zu haben; bei meinen Antworten an die fremden Minister habe ich mich in den üblichen Grenzen gehalten. Uebrigens werde ich jede Gelegenheit wahrnehmen, den Irrthum Blomes zu berichtigen.

Schon vor Ihrer schmeichelhaften Versicherung glaubte ich sicher zu sein, daß Sie keine Ursachen hätten über mich zu klagen. Was das Vertrauen betrifft, so ist das ein Gefühl, das sich nicht erzwingen läßt und mein Bestreben besteht allein darin, daß man in mir den treuen Diener des Staats anerkenne, der jeder Intrigue fern steht.

Unsere Meinungen könnten verschieden sein, ohne ein gutes Einvernehmen zu hindern und ich hoffe, daß ein solches besteht. Das Wort Lüge, das Sie vorgestern gebraucht haben, wäre beleidigend gewesen, wenn Sie nicht darauf den Sinn in dem Sie es gebraucht haben erläutert hätten. Da ich mich verletzt fühlte, mußte mein erster Schritt in meinem Abschiedsgesuch bestehen und ich stellte es in vollem Ernst. Von dem Augenblick an, wo Sie mir sagten, daß Sie nur in meinem Interesse gehandelt hätten, muß ich vollkommen beruhigt sein und ich ziehe mein Gesuch zurück bis meine Kräfte nicht weiter ausreichen, alle die Unannehmlichkeiten des Dienstes zu ertragen.

In der That tauge ich nicht für dieses Regiment und ich weiß nicht warum Sie mir mit einer steten Weigerung drohen, für den Fall daß ich meine Entlassung nachsuche.

Ich hoffe das Schicksal werde mir die Möglichkeit geben Sie zu überzeugen, daß ich kein schwerer Charakter bin, sondern nur sehr empfindlich gegenüber Allem was meine Ehre betrifft und eifersüchtig auf meinen guten Ruf."

Rostoptschin an Panin den 17. Juni 1800.

„Morgen bringe ich die Papiere, die Sie mir zugesandt haben, zur Kenntniß und zur Unterschrift Sr. Majestät.

Die Befehle Sr. Majestät in Bezug auf den Brief den Rosenkrantz für die Kaiserin gebracht hat, haben Sie bereits erhalten. Lassen Sie diese

Sache fallen, ohne ihrer weiter zu erwähnen. Ich sende Ihnen die Copie des Papiers, das Sie nach Berlin gesandt haben, es ist besser die Sache hinzuziehen, als den Eindruck hervorzurufen, man wolle sie nicht weiter verfolgen.

Da Herr Wassiljew bereit ist abzureisen, können Sie ihn abreisen lassen, so wie das Beglaubigungsschreiben und das Abberufungsschreiben für Maltitz unterzeichnet sein werden. Ich habe mit ihm über sein Verhalten in Lissabon gesprochen; lassen Sie es ausfertigen (offenbar die Instruction) und fügen Sie hinzu, was ich etwa vergessen habe. Ich bin sehr zufrieden, daß Sie meine Erklärung in dem gewünschten Sinne genommen haben.

Sie können es sich sehr gut denken, daß der Ausdruck Lüge nur in einem vertraulichen Billet vorkommen kann und dazu auch da nicht, wenn wir die Worte wägen wollen. Es kommt ja wol vor, daß man sich in den Worten vergreift; ich habe vielleicht all zu großen Eifer bewiesen, allein das ist ein Fehler, den ich beibehalten, ohne mich bessern zu wollen, ich werde mir nie vorwerfen oft mehr Rücksicht auf Andere als auf mich selbst zu nehmen. Man hat es mir bis jetzt nie gedankt, aber ich nehme das keinem übel. In Chiffern lasse ich mir sogar Grobheiten sagen, so viel man will.

Adieu Herr Graf; vergessen wir dies Mißverständniß und ohne umsichtiger und feiner werden zu wollen als wir sind, bleiben wir gute Russen und Minister, Secretaire oder anständige Verabschiedete, leben wir in gutem Einvernehmen."

Allein ein gutes Einvernehmen zwischen beiden war unmöglich, die Charaktere der beiden waren zu verschieden.

Rostoptschin gehorchte blind, selbst wenn der Kaiser in Folge eines augenblicklichen Eindrucks eine Maßregel befahl, die Rußland schaden mußte, ohne auch nur den Versuch zu machen den Kaiser aufzuklären, Panin machte stets diesen Versuch, so unangenehme Folgen das auch für seine Person haben konnte. Freilich sind seine Darlegungen oft dem Kaiser gar nicht vorgelegt, sondern einfach dem Archiv des Ministeriums übergeben worden. Ein Beispiel möge Rostoptschins Verfahren illustriren. Als Bonaparte durch Rücksendung russischer Kriegsgefangener aus Achtung vor der Person des Kaisers, einen wohlberechneten günstigen Eindruck hervorgerufen hatte, suchte Rostoptschin seinen Einfluß zu stärken, indem er die europäische Lage in einer den Wünschen des Kaisers entsprechenden Weise darstellte. Er schreibt: „Nachdem im September 1800 des Embarge auf die englischen

Schiffe gelegt worden war, beauftragte Se. Majestät mich meine Gedanken über die europäische Lage niederzuschreiben. Indem ich seinen Willen in der folgenden Nacht ausführte, brachte ich am Morgen mein Memorial, ohne zu ahnen, daß es eine so wichtige Aenderung in der Politik hervorbringen und die Grundlage eines neuen Systems und der Theilung der Türkei sein werde. Nach 2 Tagen sandte mir Kaiser Paul das Papier bestätigt und mit eigenhändigen Anmerkungen versehen wieder zu". Selbstgefällig setzt der Graf Rostoptschin hinzu: Es ist das ein neuer Beweis, daß ein günstiger Augenblick in großen, ja den wichtigsten Angelegenheiten das möglich machen kann, was vorher und nachher in Jahrhunderten unmöglich ist".

Er schreibt so als wäre das was er niedergeschrieben bereits vollendete Thatsache. In diesem Memoire[1]) schildert Rostoptschin die damalige Lage. Da der Kaiser mit England und Oesterreich unzufrieden war, wird deren Politik heftig getadelt, dagegen Napoleon, der, wie erwähnt, des Kaisers Gunst zu erwerben gewußt hatte, wird gelobt. Schließlich wird eine Theilung der Türkei vorgeschlagen: Rußland bekomme Romanien (gemeint ist Rumelien), Bulgarien und die Moldau (zu der damals noch Bessarabien gehörte), mit der Zeit würden die Griechen selbst sich unter das russische Scepter begeben, wozu der Kaiser an den Rand schrieb „man kann sie auch dazu veranlassen". „Oesterreich erhalte Bosnien, Serbien und die Walachai", wozu die Bemerkung Kaiser Pauls: Sollte das nicht zu viel sein? Rostoptschin schließt: „Der Erfolg hängt einzig von der Bewahrung des Geheimnisses und von der Raschheit ab. Rußland und das XIX. Jahrhundert werden stolz darauf sein, daß Ew. Majestät die Throne Peters und Konstantins vereinigt haben, zweier großer Kaiser, der Begründer der vornehmsten Reiche der Welt."

Man weiß nicht, soll man sich mehr über seine Naivität oder seine Frivolität wundern.

Für Panin häuften sich die Unannehmlichkeiten. Schon im Februar 1800 hatte der Kaiser ihm sagen lassen: „er solle weniger mit den Gesandten sprechen, er sei nichts weiter als ein Instrument". Panin antwortet mit Würde und rechtfertigt sich. Gleich darauf sendet Graf Kutaissow, der Günstling des Kaisers, der den Grafen schützt, ihm ein Billet und wiederholt ihm auf allerhöchsten Befehl dasselbe.

---

[1]) Abgedruckt bei Каширевъ, Памятники новой русской исторіи. С.-Пб. 1871. I. S. 102—111.

Ueber die damalige Lage schreibt Dr. Rodgerson: Tout l'entourage se trouve au bout de leur latin .... Même le favori (d. h. Kutaissow) devient très inquiet, et je vois (entre nous), que tous veulent se repatrier vers le grand duc .... il seul (Graf Panin) est inaltérable dans ses principes ...

(Fortsetzung folgt.)

Für Wenige.[1])

Erinnerungen an Editha Rahden.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von E. M.

Die Menschenwelt — wie das Universum — hält sich nur durch die Kraft der Anziehung. Es giebt keine menschliche Seele, welche nicht in irgend einem Grade diese Kraft ausübte und zugleich auch derselben unterworfen wäre. Wenn jeder von uns das in sein Erkennen aufnähme, wie viel unnütz vergeudete Kraft könnte er sammeln und seiner Umgebung zu Gute kommen lassen, wie viele Menschenseelen mit denen er täglich in Berührung kommt, könnte er unterstützen, halten und bessern. Und umgekehrt: wie viel giebt's in der Nähe jedes Einzelnen von uns verwaiste, schwache, ohnmächtige Seelen, die nach einer Stütze, einem Schutz, einem Vorbild schmachten, — wir gehen vorüber, und nicht wenige von ihnen sinken und gehen unter.

Doch giebt es auserwählte Seelen, erfüllt von Kräften, die einen Ausgang suchen; wenn ein tiefes Wohlwollen und Mitleiden sich in ihnen verbindet mit der Sehnsucht nach Wahrheit und Gerechtigkeit im Leben, so werden solche in Wirklichkeit zu Leuchten, durch deren Kraft eine ganze Welt kleiner Lichter sich hält, bewegt und wandelt. Wie viel Gutes, wie

[1]) Obgleich wir bereits vor einiger Zeit (Jahrg. 1893, S. 368 ff.) eine vorzüglich geschriebene Studie über Edith Rahden aus baltischer Feder publicirt haben, die Jedem, der ein richtiges Bild von dem Charakter dieser hervorragenden Frau gewinnen will, zur Lectüre empfohlen sei, glaubten wir doch auch den nachstehenden Beitrag aufnehmen zu sollen, da ein Urtheil über Edith Rahden gerade aus dem Kreise ihrer russischen Freunde auf Interesse rechnen darf.

D. Red.

viel Licht solche Seelen um sich verbreiten, — es läßt sich nicht wägen noch messen, ist doch die Wirkung der einen Seele auf die andere grenzenlos und unendlich.

Zu der Zahl dieser auserwählten Seelen gehörte die verstorbene Editha Rahden; ihr Andenken lebt in der großen Zahl derer, die sie gekannt und ihre Anziehungskraft empfunden haben. O weh! — schon lange ist sie nicht mehr, — ihr Platz steht leer und verlassen! — Sie wurde in einer kurländischen Adelsfamilie geboren, welche erfüllt war von den Ueberlieferungen ritterlicher Ehre und baltischer Vergangenheit. Jedoch trug sie aus dieser Umgebung — die Auswüchse historischer Vorurtheile abwerfend — die der Wurzel guter Ueberlieferungen entstammenden Anfänge alles Guten mit ins Leben: die Gewohnheit der Arbeit, die Liebe zur Ordnung, den Trieb zur Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, den Geist der Fürsorge für die Untergebenen und endlich den Glauben, — einen festen und strengen Glauben. So ausgerüstet trat sie in's Leben, sich unter dem Einfluß ihres ältesten Bruders, eines Mannes von hoher Bildung, weiter entwickelnd.

Sich durch ihre geistigen Fähigkeiten weit über die Sphäre erhebend, in der es ihr beschieden war die ersten Jahre zu verbringen, gelang es ihr, bei großem Wissensdurst und der Gabe sich schnell und tief der Wahrheit zu bemächtigen, für ihre weitere Entwickelung sich den größten Schatz der menschlichen Seele zu bewahren, — ein feinfühlig jedes Leid, jede Noth mitempfindendes Herz, welches nach aufgeklärtem Wohlthun dürstete.

Ihre eigene Familie war für sie die erste Schule der Herzensbildung: kaum der Kindheit entwachsen, wurde sie schon eine Art Vorsehung für die Ihrigen, indem sie sich gewöhnte jeder Noth abzuhelfen, jede Schwäche zu verhüllen und alles Schwere auf die eigenen Schultern zu nehmen, — sich zu freuen mit den Fröhlichen und zu weinen mit den Weinenden. Indessen lehrte sie der Adel ihrer Natur und die Vornehmheit ihres Geschmacks jede Handlung zu beseelen und jede Beschäftigung zu einer sinnvollen zu gestalten, — inmitten der Einfachheit des häuslichen Lebens.

Ihre hohen Herzens- und Verstandes-Eigenschaften, bei bemerkenswerther Bildung und weitem Blick, machten sie bekannt in dem engen Kreise der höchsten Petersburger Gesellschaft zur Zeit des Kaisers Nicolai. Die Großfürstin Helene Pawlowna, die feinfühlige Kennerin von Menschen und Talenten, lernte sie kennen und zog sie zu sich heran, — und von

der Zeit an öffnete sich ein weites Feld für Editha Rahden und zugleich eine neue Schule der Thätigkeit, welche allmählich die hohe Bedeutung einer öffentlichen Thätigkeit gewann.

Der Name der Großfürstin wird für immer in der Geschichte der russischen Gesellschaft glänzen. Ganz die Bedeutung und die Pflichten ihrer hohen Stellung begreifend, widmete sie sich der Erfüllung dieser Pflichten. Lebhaft, eindrucksfähig, erfüllt von einem Durst nach allem Guten, nach Aufklärung und Wissen, beherbergte sie in sich eine Kraft des Mitgefühls, welche ihr auf der aller Noth unzugänglichen Höhe dazu verhalf, lebhaft zu verstehen und mit zu empfinden was immer der bedürftigen Menschheit fehlte, — und jene schöpferische Kraft des Geistes, welche mit ihrem Hauche auch in anderen Leuten — ihnen selbst vielleicht unbekannte — lebendige Kräfte weckt. Ueberall wo sie hinkam suchte sie nach Talenten, zog sie zu sich heran, trat in Verkehr mit ihnen, und indem sie sie mit ihrem Geist, ihrer Kunst, ihrem Wissen nährte, regte sie sie an und belebte sie: mußte einer gehoben werden, brauchte ein anderer materielle Hilfe: — sie war immer bereit großmüthig und weise zu helfen. In dem Verkehr mit ihr fühlte sich jeder, — indem er in den Kreis ihrer Gedanken, ihres Geschmacks, ihrer Liebhabereien trat, — näher allem Edlen und Hohen, ferner von allem Niedrigen und Nichtigen, — und das sowohl im Leben, als im Wort und in der Kunst.

Mit solch einer Prinzessin verband das Geschick Editha Rahden — und bald, sich ihr in einer durch die Gleichheit der Anschauungen und Bestrebungen bedingten Geistesgemeinschaft nähernd, gewann sie ihr volles Vertrauen und wurde ihre nächste Gehilfin. Die auf die einsamen Höhen dieser Erde Gestellten brauchen Vermittler um sich den Leuten nähern zu können, die die Niederungen bewohnen, und um eine gemeinnützige Thätigkeit zu entfalten. Wohl denen, welchen nicht Sclaven und schmeichlerische Höflinge als Vermittler dienen, sondern Leute, die sich Würde, Ehre und Wahrhaftigkeit bewahrt haben. Solch eine war im vollsten Sinne Editha Rahden. Durch ihre Geburt einem alten baltischen Adelsgeschlecht angehörend, hatte sie aus seinen Familientraditionen schon die Ergebenheit gegen das Kaiserhaus geschöpft, aber zugleich auch ein tiefes Gefühl jener Würde, welche von wahrer Treue unzertrennlich ist. Unduldsam gegen jede Schmeichelei, war sie selbst ebenso unfähig zu schmeicheln, wie die Wahrheit zu verhüllen oder zu verschweigen, wenn die Pflicht ihr zu reden gebot. Sie war auch unfähig ihre Entrüstung über jede Lüge zu verbergen und

ihre Verachtung jeder Gemeinheit. Wo sie nur einen Mangel ahnte, war sie bereit zu Hilfe zu eilen; wo sich ein edles Gefühl, ein hohes Streben, eine Bewegung zum Guten, eine schöpferische Kunst zeigte, entzündete sich ihr Mitgefühl und sie eilte dem entgegen zu kommen. Aus der Grenzprovinz stammend, und einigen ihrer Vorurtheile nicht fremd, — fühlte sie sich doch ganz als zu dem großen Vaterland — Rußland — gehörig; sie liebte alle die besten Eigenschaften der russischen Volksseele und verstand sie, — ihr Herz schlug warm in russischem Patriotismus.

Dank der vereinten Thätigkeit dieser zwei Frauen, wurde das Michael-Palais zum Mittelpunkt der cultivirten Petersburger Gesellschaft, zum Centrum ihrer intellectuellen Entwickelung, zur Schule des feinsten Geschmacks und zur Pflanzstätte junger Talente. Alles, was sich in Wissenschaft oder Kunst im weiten Reiche auszeichnete, strömte in diesem Centrum zusammen, und alle fanden hier geistige Anregung, Belebung ihres Denkens und Fühlens. Die Großfürstin hatte die unschätzbare Eigenschaft, jeden zu dem sie in Beziehung trat, in ein freies und aufrichtiges Verhältniß zu bringen: — jedem ward es leicht auf ihre lebhafte und beseelte Rede zu antworten, und gleichzeitig fühlte sich jeder in ihrer Nähe erhoben in eine reine Atmosphäre, die alles Niedrige ausschloß. Auf den Abenden der Großfürstin begegneten sich Staatsmänner mit Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern. Weiblicher Geist, fein und gebildet, gab bei ihrem Verkehr den Ton an und belebte ihn. Die Feste im Michael-Palais, die Concerte, Theatervorstellungen, lebenden Bilder, zeichneten sich durch unnachahmlichen Zauber der Form und Vollkommenheit des Gebotenen aus. Hier, unter dem Schutz der hohen Frau des Hauses, versuchten und entwickelten sich künstlerische Talente, die in der Folge berühmt wurden. Sie schonte ihre Mittel nicht, wo es galt ein Talent zu unterstützen, das sie entdeckt hatte, und ihm die Möglichkeit zu künstlerischer Ausbildung zu gewähren. — So war der Kreis des Michael-Palais beschaffen in dem Editha Rahden als belebendes Element erschien. In ihren bescheidenen Zimmern knüpfte sich Manches an, was in den Salons der Großfürstin weiter gesponnen wurde. Hier machte sie die Bekanntschaft aufstrebender Talente, mancher Gelehrten und Staatsmänner, welche die Noth zwang Ermuthigung und Unterstützung zu suchen, hieher kamen auch arme Schlucker, von Mangel und Elend getrieben, — und durch sie hörte die Großfürstin von Allen. Häufige Reisen in's Ausland mit der hohen Frau brachten Editha Rahden Annäherungen an fremde Höfe, an Staatsmänner und alle Berühmtheiten in Wissenschaft, Litteratur und

Kunst der europäischen Hauptstädte. Ihr Verstand wurde überall nach Gebühr anerkannt, und der geistige Austausch mit ihr ließ so tiefe Spuren zurück, daß viele von ihren ausländischen Freunden einen Briefwechsel mit ihr anknüpften, der bis zu ihrem Ende dauerte. Alles was sie in Europa gesehen, Alles was sie in lebendigem Austausch der Gedanken gewonnen hatte, alles woran ihr Geist gearbeitet hatte, inmitten neuer Menschen und uralter Institutionen, wurde ihr zu einem geistigen Besitz, — ihren Blick erweiternd und ihre Seelenstärke steigernd zu neuer Thätigkeit, — daheim in Petersburg.

Während der Regierung Kaiser Nicolais war das Arbeitsfeld für öffentliche Thätigkeit kein weites, aber der Natur des Monarchen war alles Edle, Hohe, Reine und Verfeinerte wahlverwandt und fand einen Widerhall in seiner Seele. Der verewigte Kaiser liebte und verehrte die Großfürstin Helena Pawlowna, berieth sich gern mit ihr und hielt ihre Meinung hoch; er kannte auch und achtete Editha Rahden und hatte ihre kluge Rede gern. Alles das gab, bei dem Vertrauen des Monarchen, die Möglichkeit vom Michael-Palais aus Vieles in's Leben zu rufen und zu unterstützen, was eine große öffentliche Bedeutung gewann, und die Aufmerksamkeit des Kaisers auf ihm unbekannt gebliebene Talente zu lenken. Mit dem Namen der Großfürstin sind viele Bildungs- und Heilanstalten verknüpft, deren Gründung in jene Epoche reicht. Auch das Conservatorium für Musik ist ihr für seinen Anfang und seine Entwickelung verpflichtet.

Indessen zog das Gewitter herauf, welches die letzten Jahre der großen Regierung verdunkelte, und entfachte den Geist gemeinnütziger Thätigkeit in ganz Rußland. Der blutige Kampf vor Sewastopol förderte Nöthe zu Tage, welchen die Krone zu genügen außer Stande war, — und zu allererst das Bedürfniß nach Hülfe für die vielen Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Diese Hülfe mußte organisirt, es mußten Einrichtungen geschaffen, führende Persönlichkeiten gefunden werden, zugleich mit den Mitteln und mit der Menge der einzeln verstreuten Menschen, die sich darnach sehnten ihre Kräfte der heiligen Sache der Fürsorge für die Verwundeten zu weihen, — einer bei uns noch ganz unbekannten, im übrigen Europa kaum bekannten Arbeit. Es ist klar, daß ein solches Organisiren den Fähigkeiten irgend eines Ministeriums, irgend einer Canzellei nicht entsprach. Die Großfürstin übernahm diese Arbeit mit dem ganzen Feuer ihrer edlen Seele. Von den ersten Anfängen des Krieges an, gab ihr der Gedanke an all' das Elend, an die Leiden der Verwundeten keine Ruhe:

sie beschloß barmherzige Schwestern zu sammeln und sie auf den Kriegsschauplatz und in die Lazarethe zu entsenden. Unter Pirogows Beistand wurde der Plan des Unternehmens ausgearbeitet. Kaiser Nicolai zweifelte an dem Gelingen desselben, doch es gelang der Großfürstin, ihn zu überreden, daß er den ersten Versuch erlaubte, — und bald gab es überall Leben. Hiebei erwies sich als vornehmstes Werkzeug Editha Rahden, welche die Fähigkeit hatte, die praktischen Seiten einer Sache zu übersehen und die rechten Leute für dieselbe zu finden und zu begeistern. So wurde der Grund gelegt zu der Gemeinschaft der barmherzigen Schwestern von der Kreuzeserhöhung, und die ersten Gruppen derselben, mit Hülfe Pirogows organisirt und nach Sewastopol abgefertigt. Wer kennt nicht die Mühen dieser Dienerinnen christlicher Barmherzigkeit und Selbstverleugnung? — Die Erinnerung an sie ist unzertrennlich von der Erinnerung an die Thaten unserer Helden, die ihr Leben ließen in den Bastionen von Sewastopol.

Es kam eine neue Regierung. Eine neue Epoche allgemeiner Umwälzungen begann. In ihrer Reihe gehörte die erste Stelle der Verwirklichung jener Idee, die ein Vermächtniß der obersten Staatsgewalt wie aller Patrioten war, — der Befreiung der leibeigenen Bauern. Auch in dieser großen Sache wurde das Michael-Palais das Centrum, in welchem privatim der Plan zu der gewünschten Reform ausgearbeitet wurde, in welchem sich Leute von Verstand und Willenskraft zusammenfanden, welche sie seit lange überdacht hatten, und sie nun mit dem Wissen und der Zustimmung der Regierung zu verwirklichen trachteten. Die Ueberlieferungen dieser denkwürdigen Zeit sind unzertrennlich verbunden mit dem Namen der Großfürstin und der Baronesse Rahden. Hier brachten Leute wie Tscherkasski, Samarin, Miljutin Uebereinstimmung in ihre Gedanken und machten sich bereit zu ihrer gemeinnützigen Thätigkeit.

Die Krankheit der Großfürstin und dann ihr Ende, waren ein schwerer Schlag für Editha Rahden: ihr Leben war wie zerrissen, jedoch ihre Energie erlahmte nicht. Ihre Seele war unlöslich verbunden mit den Schöpfungen, die unter dem Schutz der Entschlafenen entstanden waren, und all ihre Thätigkeit war von der Zeit an in den Dienst der öffentlichen Wohlthätigkeit gestellt. Das klinische Institut, gegründet zur Erinnerung an die Großfürstin, das Elisabeth-Krankenhaus für Kinder, Schulen und Bewahranstalten, billige Mittagstische für Arme verschlangen ihre Thätigkeit, ohne Ermüden vom Morgen bis zum Abend. Doch auch das genügte ihrer Seele nicht, die so feinfühlig war für alles Menschenleid und Elend, für

das Talent, dem Rath und Stütze fehlte, für die Fähigkeiten hungernder Wissenschaft oder Arbeitskraft. Jeden Morgen kamen kleine und unbekannte Leute zu ihr nach Rath und Hülfe, nach Unterstützung jeglicher Art, und wie viele gedenken noch dankbar ihres guten ermunternden Wortes, welches sie auf den rechten Weg führte, sie stützte und ermuthigte; oder dessen, wie sie mit rechtzeitigem Beistand ihnen Arbeit gab und sie aus größter Noth befreite.

Sie brauchte bloß zu sehen, zu fühlen was noth that, um sofort den glühenden Wunsch zu empfinden Helferin, Stütze, Wegweiser für die Bedürftigen zu sein. Ihr ganzes Leben, besonders in den letzten Jahren, war erfüllt von dieser Thätigkeit, — und es ist nicht auszurechnen wie viel Segen von ihr ausgegangen ist, wie viele Verzagende sie getröstet und gestärkt hat.

Jedoch es kam noch einmal ein bitterschweres Jahr für Rußland, wo sie alle ihre Energie zusammen raffen und der großen Sache weihen mußte. Der Krieg begann mit allen seinen Schrecken, und es wurde in ungeahntem Maßstabe Hülfe für die Verwundeten nöthig. Da war es wieder Editha Rahden, welche in der Gesellschaft des rothen Kreuzes, in der sich die Organisation concentrirte, mit ihrer unermüdlichen Energie, ihrem administrativen Talent, ihrer warmen Hingabe an die Sache es verstand, die Oeconomie des ganzen Unternehmens in allen Einzelnheiten zu übersehen und zu leiten. Sie half Abtheilungen von barmherzigen Schwestern formiren, fand und begeisterte Leute für den Sanitätsdienst, zog Personen der großstädtischen Gesellschaft an sich und stellte sie an die Arbeit: in den Nähvereinen und Niederlagen des St. Petersburger Rothen Kreuzes war sie in Wahrheit die Seele, die Haupttriebkraft des Riesenwerks der Verarbeitung und Versendung allen Materials, aller Vorräthe für die Verwundeten. Niemand verstand es besser als sie, zu diesem Werke Frauen, junge Mädchen und junge Männer der Gesellschaft heranzuziehen. Jeder, in dem nur ein Fünkchen Gutes und Hinneigung zum Wohlthun lebte, hörte auf ihren Ruf, ihre strenge und dennoch sanfte Aufforderung, aufzustehen vom Schlaf der Unthätigkeit, zur Arbeit und Pflichterfüllung. Das Pflichtgefühl war in ihr unzertrennlich verbunden mit einem tief religiösen Gefühl, und ihr Glaube äußerte sich im Thun.

Ihre Kräfte begannen schon zu sinken; der Keim der verhängnißvollen Krankheit fing — noch unbemerkt von ihren Freunden — an, sich ihr anzukündigen; doch sie wog nie ihre Kräfte ab, wenn es galt eine Arbeit

thun. Dieses Mal wurde sie von dem Allerhöchsten Vertrauen dazu berufen, die Sache der höheren weiblichen Bildung zu überwachen. Nach dem Tode des edlen Prinzen Peter von Oldenburg eröffneten sich neue Anforderungen, denen genügt werden, alte Mängel denen abgeholfen werden mußte. Leider war es ihr nicht beschieden, lange auf diesem Felde zu wirken, doch auch hier zeigte sie ihre Geisteskraft, und verstand es, die Leute zu erkennen und anzuregen. Bei der Erziehung, wie auch bei jeder anderen Thätigkeit, war sie eine Gegnerin der Routine und des Formalismus: „Dans l'éducation surtout," — schrieb sie — „il ne s'agit pas „seulement de plier les enfants à un certain ordre, dans de certaines „limites: — il faut que la vie grandisse et se développe, sans être „déformée par un cadre inflexible, ni stérilisée par une routine „immuable, — ce moyen facile de gouverner, si commode aux „natures inertes et aux administrations formalistes" . . .

In Allem suchte sie die Wahrheit, und durch diesen Zug unterschied sich ihr Bild inmitten des allgemeinen Schwankens der Geister in unserer Gesellschaft; ihr Seelenadel wie ihre sittliche Feinfühligkeit halfen ihr die Wahrheit erkennen, durch Vorurtheile und Niedrigkeit hindurch. Das gab Editha Rahden den Stempel jener Würde, die ihr sowohl im Verkehr mit den einfachsten Leuten, als mit den höchstgestellten Personen eigen blieb. Im Gedankenaustausch, in Streitfragen und beim Disputiren hatte sie nicht die so verbreitete Gewohnheit, die Farben und Schattirungen der Gedanken und Meinungen soweit abzuschwächen, daß Uebereinstimmung herauskam, — oder aber die Wahrheit mit Unwahrheit zu mischen und Schwarz mit Weiß. Im Umgang mit den Personen ihres sowie des höchsten Kreises beherrschte sie meisterhaft die Form und die höfliche Rede, welche die Menschen einander näher bringt, indem sie sie für einander einnimmt; — aber sie war jener bei uns so verbreiteten Gefälligkeit völlig fremd, welche dem Wunsche sich den Leuten angenehm zu machen, entstammend, dazu verleitet, ihnen liebedienerisch bei all' ihren Neigungen und Eigenthümlichkeiten zu schmeicheln. Jede Schmeichelei war ihr auf's Aeußerste zuwider, und wer sich ihr selbst mit schmeichlerischen Worten näherte, der weckte in ihr ein unangenehmes, schweres Gefühl; selbst wenn ihre nächsten Freunde, hingerissen von ihrem Talent und Geschick in dieser oder jener Sache, der Anerkennung Ausdruck gaben, war sie bereit sie der Schmeichelei zu zeihen.

Niedrige Gesinnung, welche — ach leider! — so verbreitet ist in allen Schichten unserer Gesellschaft, konnte sie nicht ertragen und die Menschen

die sich ihr näherten fühlten das gleich aus dem Ton ihrer Rede, aus einer jener höflichen doch inhaltreichen Phrasen, in welche sie ihre entgegenkommenden Gedanken zu kleiden verstand. In dem Kreise der in der Gesellschaft Bemerkten, gab es kaum einen, der sie nicht kannte, und ihre langjährige Thätigkeit in der Residenz hatte ihr viele Freunde erworben, denn Editha genau kennen, hieß sie lieben, und nicht nur sie lieben, sondern auch mit Verehrung auf sie sehen, wie wir auf die sehen, von denen wir wünschen, daß ihr Wesen sich in uns wiederspiegeln möchte, wie das unsere in ihnen. —

Bis zu ihrem letzten Lebenstage bewohnte die Baronesse Rahden dieselben Zimmer im Michael-Palais. Wenigen Personen aus der Petersburger Gesellschaft nur waren diese bescheidenen Räume unbekannt, Vielen war das kleine Cabinet vertraut und lieb, in dem sich Abends ihre Freunde zusammen fanden. Hier saß sie stets an dem kleinen, mit Büchern bedeckten Tische, bereit Alt und Jung in jeder Herzens- und Gewissensnoth, jeder schwierigen Lage mit Rath und That zu dienen. In treuer Freundschaft ihren alten Freunden durch die Erinnerungen eines ganzen Lebens verbunden, zog sie doch auch die Jungen an, da ihre Seele voll lebhaften Widerhalles für jede reine Freude, jede gute Regung, jedes ungeduldige Fordern der Jugend geblieben war. Sie verstand es, jedem zur rechten Zeit ein gutes und kluges Wort zu sagen, oder auch mit dem sprechenden Blick — ohne Worte — Theilnahme und Ermuthigung oder Entrüstung und Tadel auszudrücken. Niemand hinterließ die Begegnung mit ihr eine blasse, welke Erinnerung. Es ist wahr, Einige fürchteten sie, — aber es fürchtete sie vor allem die menschliche Niedertracht, welche in ihrem Blick Vorwürfe und Verachtung las. Jedoch auch viele ihrer nächsten Freunde sammelten sich, wenn sie zu ihr gingen, und scheuten sich, das thörichte und leere Geschwätz weltlicher Geselligkeit zu ihr zu tragen, denn bei ihr wollten auch sie klug sein, und in ihrem Spiegel sich mit ihren besten Zügen zeigen. In diesem Sinn verlor die Petersburger Gesellschaft mit ihrem Tode etwas Unersetzliches: sie war und sie allein konnte es sein, — für viele ein lebendiges Gewissen, eine vernünftige Beratherin und Führerin, ein lebendiges Beispiel von Wahrhaftigkeit und Würde in Worten und Thaten. Sie konnte dieses alles sein, weil sie sich dazu entwickelt hatte, nicht nur durch ihren Verstand und ihre sittliche Energie, sondern auch durch eine in unserer Gesellschaft seltene Verfeinerung des Gedankens und des Geschmacks, und jenes Gefühl des Maßes, welches dem Menschen die Fähigkeit verleiht, jeden zu verstehen und jedem zu einer freien Aeußerung seiner Gedanken und Gefühle zu verhelfen.

Seit ihrer frühen Jugend beseelte sie ein tiefes, religiöses Gefühl. Es war in ihrer Seele verbunden mit den edelsten Eigenschaften, mit dem heißen Streben nach dem Ideal, mit einem festen Pflichtgefühl, großer Aufopferungsfähigkeit, einem feinem Gefühl für die Schönheit in Natur und Kunst, in der menschlichen Seele. Erzogen in dem strengen Geiste des evangelischen Protestantismus, hatte sie aus ihm jene Energie des Glaubens geschöpft, welche das Lutherthum bemüht ist seinen Jüngern einzuflößen, durch eine Lehre, welche den Menschen Gott und dem Worte Gottes unmittelbar gegenüberstellt, in festem, wenn auch stolzem Bewußtsein der Pflicht und Verantwortung. Diese Energie hätte sie fast in das Extrem eines strengen Puritanismus getrieben, wofür es Hinweise giebt in ihrer Correspondenz mit dem Generalsuperintendenten Walter.

Mit Walter war sie noch als ganz junges Mädchen im Elternhause bekannt geworden, im Jahre 1846, der Zeit seiner glänzenden Wirksamkeit als Prediger in Livland, und seine Predigten hatten großen Einfluß auf ihre seelische Entwickelung; später pflegte sie zu äußern, daß Walter nächst ihrem ältesten Bruder ihre Hauptstütze gewesen sei, und ihr moralischer Führer. Noch 6 Jahre später correspondirte sie mit ihm von Petersburg aus, und einige ihrer Briefe aus dem Jahr 1853, die in seiner Biographie gedruckt sind, zeichnen uns lebhaft ihren damaligen Seelenzustand, ihre inneren Kämpfe in der neuen großstädtischen und höfischen Umgebung, in welche sie eingetreten war. Die hohen Ideale, welche sie in diese Sphäre mitbrachte, stachen schmerzlich ab von den Leuten, und die neuen Regungen, welche in ihr geweckt wurden durch das Lob und die Ehre, die ihr überall gezollt wurden, beunruhigten ihr strenges Gewissen. „In meinem neuen Leben" so schrieb sie, „hat sich viel in mir verändert: neue Versuchungen, „von denen ich keine Ahnung hatte, bestürmen mich von allen Seiten, „und — was besonders bitter ist — Versuchungen so nichtiger Art, daß „es leicht scheint sie zu bewältigen, indem man einfach ruhig vorwärts geht; „doch nein, sie bedecken den Weg wie schlangenähnliche Lianen, und zu„weilen verwickeln sich die Füße in das allerverächtlichste Gras. Zuweilen „drückt mich das Lob der Leute wie ein Berg von Steinen, — sie wissen „selbst nicht was sie loben, und das was ihnen gefällt, wie armselig und „nichtig ist es in Wirklichkeit." Die Welt mit all' ihrem Glanz mit allen Verlockungen der Ehre und des Erfolges hatte nichts Anziehendes für sie, — sie suchte in ihr den inneren Frieden und fand ihn nicht. Doch zur selben Zeit redet sie zu sich selbst: „Welch' sonderbare Widersprüche in mir, was

bin ich denn, daß mir alles Schlechte und Kleinliche in dieser Welt so sehr zuwider ist." — Die hohe Sphäre, in der sie lebte, verführte sie nicht; doch von der Höhe ihres sittlichen Ideals wollte sie um Niemandes willen heruntersteigen, und als Walter auf ihren Ruf nach innerem Frieden von dem Frieden einer glücklichen Häuslichkeit, des ehelichen Bundes zu reden anfing, antwortete sie ihm: „Vielleicht haben Sie recht in gewissem Sinne; geliebt sein, wie ich mir die Liebe vorstelle, ist ein großes Glück, — und nach diesem Glück sehnt sich jede Seele, kann auch die meine verlangen. Aber ich habe noch nie von irgend einem Menschen die Erfüllung dieser Sehnsucht erwartet, — ja sogar in Gedanken habe ich noch nie an die Möglichkeit einer Eheschließung für mich geglaubt. Es ist mir schon so schwer die eigenen Fehler und Schwächen zu tragen, und in dem geliebten Wesen, dem Manne, dem ich mich in dem freudigen Gefühl der Liebe unterordnen würde, könnte ich nicht die kleinen niedrigen Schwächen der menschlichen Natur ertragen" . . .

Zum Glück führten die Verhältnisse Editha Rahden bald aus dem engen Kreise, gaben ihr eine Arbeit in der sie Befriedigung finden konnte, stellten sie auf ein weites Feld, in dem alle kostbaren Eigenschaften ihrer Seele sich harmonisch entfalten konnten. Mit der Großfürstin Helene kam Editha in den Kreis der höchsten Cultur und konnte Beziehungen anknüpfen mit ihren Vertretern in ganz Europa. Häufige und langdauernde Reisen mit der Großfürstin brachten Editha in Berührung mit allen Größen der Wissenschaft, Kunst und Politik, öffneten ihr die Schätze aller Denkmäler der Geschichte, erweiterten ihren Horizont, besonders in Bezug auf die historische Kirche des Abendlandes. Rom vor allem wirkte auf ihre Einbildungskraft, und ihrem religiösen Gefühl eröffneten sich, angesichts des großartigen Baues der römisch-katholischen Kirche neue fesselnde Ausblicke. Mit solchen Eindrücken kehrte sie nach Rußland zurück. Im Zusammenhang mit diesen Empfindungen machte sie am Ende der 50. und Anfang der 60. Jahre eine schwere innere Krisis durch, wie das bei hohen und feurigen Seelen zu geschehen pflegt.

Viele hielten sie für stolz, den Stolz in dem gewöhnlichen vulgären Sinne verstehend: Leute, die sich nicht die Mühe nehmen, sich in Andere hinein zu denken, bezeichnen gern mit einem Wort den Character des Menschen, nicht so sehr ihn damit characterisirend, als ihr eigenes Verhältniß zu demselben. Wie oft hört man nicht Aeußerungen wie: er ist zu stolz, er ist zu klug, er hält sich für klüger als Alle u. s. w. Jedoch

nicht immer entspricht, was die Leute so nennen, der Bedeutung dieses Wortes. Es giebt einen Stolz des Selbstvertrauens, der Selbstvergötterung, den Stolz selbst der nackten Herrschsucht, dieser Stolz grenzt in seiner äußeren Erscheinung an niedrige Gesinnung und fließt nicht selten mit ihr zusammen. Nicht so war Edithas Stolz beschaffen, wenn man das überhaupt Stolz nennen kann, was Selbstachtung ist, die den Menschen unbeugsam macht, da ihr Grund nicht in ihm selbst, sondern in der ewigen Wahrheit liegt, in dem hochgehaltenen Lebensideal. Diese Richtung einer hohen, tief rechtlichen und wahrhaften Natur setzt immer einen Kampf voraus und dazu einen zwiefachen: den inneren Kampf mit dem eigenen Ich, welches nach der menschlichen Schwachheit unfähig ist, das Ideal zu erreichen, und den äußeren Kampf mit der Welt und dem Leben, in welchen dieses Ideal gestempelt wird zu Lüge und Niedrigkeit. Die Seele, erschöpft durch diesen Kampf, sehnt sich nach Frieden und findet ihn nicht im wirklichen Leben. Aus diesem leidenschaftlichen Sehnen nach Frieden und Wahrheit entsteht nicht selten das Suchen nach einer geistlichen Autorität, der man sich völlig unterwerfen und dadurch das Ziel des Lebens finden könnte. Auf diesem Wege sind viele hochstrebende Seelen der römischen Kirche zugeführt worden, — und werden ihr auch jetzt noch zugeführt, da dieselbe durch jahrhundertelange Erfahrung und die Arbeit vieler Geschlechter eine künstlerisch ausgearbeitete Disciplin besitzt zur Beruhigung mühseliger und beladener Seelen.

Ihr Streben nach erhöhtem Leben suchte Befriedigung in der Religion, der Natur und den Menschen. „L'admiration," so schrieb sie, „c'est mon soleil, ma joie, le plus doux sentiment que je connaisse." — Aber, empfänglich für alles Große und Edle in der Menschennatur, für jede Aeußerung von Liebe, Wahrheit, Seelenstärke, war sie unerbittlich streng gegen sich selbst nicht nur, sondern krankhaft empfindlich gegen alle Erscheinungen der Lüge, des Eigennutzes, der Gemeinheit, — alle kleinen und niedrigen Regungen. Wie oft geschah es ihr, daß sie sich irrte, enttäuscht wurde durch diejenigen, denen sie vertraute, ihre Ideale von ehemals selbst zerschlug, oder mit dem Mantel mitleidiger Liebe die Fehler zudeckte, welche sie für Tugenden gehalten hatte. Es ist wahr, aus ferner Vergangenheit, aus den Denkmälern der Geschichte und der Kunst, mit denen ihre Reisen durch Europa sie genau bekannt gemacht hatten, — sah sie die Helden des Gedankens und der Kunst, die Vollbringer großer Thaten auf ihren Piedestalen vor sich stehen; aber in der Gegenwart, inmitten des wirklichen Lebens und in jener Sphäre, in der sie lebte und verkehrte,

erwartete sie eine Reihe schmerzlichster Enttäuschungen: — wir brauchen uns nur zu erinnern, wie viele ihrer überhaupt die Gesellschaft jener Zeit der Gährung in den 50-er und 60-er Jahren durchzumachen hatte. Sie suchte damals einen Ausgang aus der Wirrsal, ähnlich wie in einer früheren Epoche ihres Lebens, ehe sie in die Hofkreise kam. Damals meinte sie inneren Frieden zu finden in der Unterordnung unter den Willen eines Menschen, dem sie vertraute. „Was ich Ihnen versprechen kann," schrieb sie 1854 an Walter, „ist unbedingter Gehorsam, wenn Sie mir etwas vorschreiben wollten, und den wärmsten Dank für jedes Wort des Trostes." Jetzt war die Zeit des unbedingten Glaubens an einen Menschen schon vorüber, jedoch die geängstete Seele suchte mit neuer Kraft nach einem Ausweg aus den endlosen Widersprüchen des Lebens. So schrieb sie im Jahre 1861: „J'aime le passé, — je sens que les fibres les plus tenaces „et les plus sensibles de mon âme y ont pris racine et vont y „puiser sans cesse des éléments de force et de patience. Et le „passé au fond, avec ses teintes un peu vagues, ses contours adoucis, „la lucidité de sa signification pour nous, n'est-il pas le seul moment „de l'existence sur lequel notre esprit peut s'arrêter sans trouble." — „Le présent et l'avenir — quelle dérision! — Le dégoût pour les „choses qui m'entourent, une absence complète d'enthousiasme pour „un avenir qui correspond a aucune de mes sympathies, — voilà ce „qui m'accable et m'attend dans le monde social. L'âme ne saurait „répondre de sa puissance de résistance en de pareilles conjonctures: — „j'ai quelquefois l'impression d'un abaissement moral inévitable — „déjà commencé peut-être, et qui croit à mesure que le stoïcisme „extérieur prend le dessus. Dans le monde on arrive si facilement „à cette manière sauvage de faire face à la douleur et à la tentation, „montrer un visage serein à ceux qu'on méprise, enfermer ses „dégoûts dans une triple cuirasse, et traverser le défi au front et „la mort dans le coeur les fanges qu'on amasse sous vos pas, — „voilà une tentation à laquelle un esprit fier résiste difficilement, „mais qui renferme — je l'éprouve — des éléments destructeurs. „Vous avez dans l'âme des tendresses et par conséquent des sou- „missions infinies, le contrepoid est donc tout trouvé pour vous. „Quant à moi, qui ai beaucoup de réflexion et par conséquent „beaucoup de révoltes dans l'esprit, je sens que la balance s'enlève „dans les airs . . . Alors instinctivement mes regards vont chercher

„l'asile divin d'une autorité sainte, et le majestueux édifice de l'église catholique m'ouvre ses portes!"

Jedoch diese Stimmung war, Gott sei Dank, eine vorübergehende. Die lebhafte praktische Thätigkeit, in welche Editha vermöge ihrer besonderen Stellung hineingezogen wurde, half ihr aus sich heraustreten, und — nicht Frieden schließend mit dem Schlechten und der Lüge — die Leute zur Arbeit rufen im Namen des Guten und der Wahrheit.

Die orthodoxe russische Kirche war ihr noch verschlossen: — damals, — um wahr zu sein, muß es gesagt werden, — gab es auch in der höchsten Petersburger Gesellschaft, in welcher sie verkehrte, wenige welche, zu dieser Kirche gehörend, mit ihrem Leben gelebt hätten, oder fähig gewesen wären, Editha Rahden in dasselbe einzuführen, die wißbegierigen Fragen ihres Geistes und Herzens zu beantworten, in deren Begriffen von der griechischen Kirche sich viele Vorurtheile baltisch-deutscher Anschauungen widerspiegelten. Aber mit der Zeit wuchs ihre Seele auch nach dieser Seite hin. Die feinfühlige Seele, gebildet an der heiligen Poesie des Bibelworts, erkannte bald den tiefen Sinn und die hohe Poesie des orthodoxen Gottesdienstes, und übte sich darin — nicht an Formen und Symbolen haftend — durchzudringen bis zu ihrem tiefsinnigen Gehalt. In Moskau, wohin sie mit der Großfürstin kam, enthüllte sich ihr die ganze historische Großheit der griechischen Kirche und sie verstand, wie lebendig sie sich in der Volksseele widerspiegelte, wie umgekehrt die Seele des Volkes in ihr. In Moskau auch näherte sie sich Leuten, die ihr zum ersten Mal Aufschluß geben konnten über die Kirche und den Glauben des Volkes, in allen den Fragen die sie interessirten: die Samarin, Tscherkassky, die Tjutschews konnten ihr Dinge sagen, die ihr vollständig neu waren, die sie früher nie gehört. Hier fand sie neue Menschen, welche in ihr die edle Seele fühlten, und gewann Freunde für's Leben.

Nach ihrer inneren Ueberzeugung, ihrer Art zu denken, den Ueberlieferungen ihrer Familie und Heimath, des ganzen Kreises, aus dem sie die ersten Jugendeindrücke gewonnen hatte, blieb sie Protestantin. Aber ihr Herz war fähig die Wahrheit und Schönheit zu empfinden, wo es auch sei, und das mannigfache Wehen des Geistes in allen seinen Erscheinungen zu verstehen. Gleich vorzüglich das Russische wie das Deutsche beherrschend, übersetzte sie in's Deutsche — und übersetzte meisterhaft — das bekannte Vorwort Samarins zu den Schriften Chomjäkows, und den Aufsatz Chomjäkows über die einige Kirche. Bei dieser Gelegenheit schrieb sie 1871:

„Je vénère l'Eglise du pays auquel j'appartiens parce que j'ai appris à la connaître est j'en apprécie la force a raison de sa douceur. On la méconnait, on la juge à faux par l'ignorance, comment ne saisirais – je pas avec empressement chaque occasion de la montrer sous son vrai jour! Comment ne me serait-il pas doux d'apporter mon grain de sable à une oeuvre de vérité, qui en éclairant les esprits, doit nécessairement allumer la charité fraternelle dans les coeurs! Que m'importe la divergence des dogmes qui ne font pas le salut. Mais" — fügte ſie hinzu, „tout ceci n'implique aucune solidarité de doctrine, aucune acceptation tacite de quelque enseignement que ce soit, contraire au protestantisme: ce que je pense, ce que je dis, ce que je fais est strictement protestant." . . . Und nicht nur die Kraft der Ueberlieferungen band ſie an die Religion ihrer Väter, wenn ſie auch mit Trauer der Zerſetzung des religiöſen Gefühls und der alten proteſtantiſchen Ueberlieferungen in dem neuen Deutſchland folgte. Was ſie zu dem Proteſtantismus hinzog, war jenes Ideal, welches ſie ſeit ihrer Kindheit in der Seele trug und mit der Idee der lutheriſchen Lehre verband, — das Ideal der Verwirklichung der göttlichen Wahrheit im chriſtlichen Leben. 1875 ſchrieb ſie, angeregt durch das bekannte Buch Vinets über das Familienleben: „Mon coeur retrouve dans ce tableau „le type parfait que peut réaliser l'Eglise protestante. Elle y arrive „malgré ses erreurs, l'abime ouvert sous ses pas par l'incrédulité, „l'aride austerité de son culte, — seulement en vertu de son ardent „amour de la verité, cette appellation de Dieu, qui est la plus „chère à l'esprit germanique. Etablir une vraie filiation entre ce que „l'on fait, ce que l'on pense et ce que l'on sent, et alimenter ses , sentiments à la source vive de la verité éternelle, qui est l'amour „èternel — quelle existence idéale!"

Familienangelegenheiten veranlaßten ſie zu einer Fahrt nach Koſtroma, wo ſie ziemlich lange blieb, umgeben von echt ruſſiſchem Geiſt, und das Volk aus der Nähe ſah, und inmitten ſeiner großartigen kirchlichen Vergangenheit tiefer eindrang in den Geiſt des Volkes und in ſeine Geſchichte. Hier näherte ſie ſich einer anderen bedeutenden Frau, die — voll Verſtand und Energie — ihr Leben einer wohlthätigen Wirkſamkeit im Banne der Kirche geweiht hatte: Es war die Mutter Maria, Aebtiſſin des Kloſters in Koſtroma. Hier ſah Editha ein ruſſiſches Kloſter in der idealen Verfaſſung, zu der die Mutter Maria es gebracht hatte.

Eine besondere Bedeutung in ihrer Entwickelung gewann die Freundschaft mit Juri Samarin. Diese beiden gleich vornehmen und hochstrebenden Seelen konnten einander verstehen und würdigen. Beider Geist war genährt durch die Tiefe des Gedankens, eine vielseitige Bildung, nahen Verkehr mit den Berühmtheiten der russischen wie der europäischen Gesellschaft, in beider Seelen glühte das Gefühl für Recht und Wahrheit und der Wunsch dieselben im Geist und im Leben Gestalt gewinnen zu sehen. Beide — obgleich von verschiedenen Punkten ausgehend — waren erfüllt von heißer Liebe zum russischen Vaterlande und von Entrüstung gegen jede Lüge und Ungerechtigkeit. Doch bei E. Rahden theilte sich dieses Gefühl, indem es verbunden war mit der Liebe zu ihrer engeren, baltischen Heimath, aus der sie ihre frühesten Gefühle, die Anfänge ihrer Geistescultur und die Ueberlieferung einer langen Reihe von Vorfahren mit in's Leben gebracht hatte. Auf diesem Boden war ein Zusammenstoß mit Samarin unausweichlich, dem Autor der „Rigaschen Briefe" dem Herausgeber der „Grenzmarken Rußlands." Jedoch die auf beiderseitiger Hochachtung ruhende, von völliger Aufrichtigkeit in Gedanken und Wort getragene Freundschaft, überwand auch diese Prüfung. Editha hatte den bitteren Verlust dieses Freundes zu beweinen, aber bis zu seinem Tode blieben ihre Beziehungen unverändert, und der später (1893 in Moskau) veröffentlichte Briefwechsel wird für immer ein Denkmal bleiben des freundschaftlichen Kampfes eines starken, von seinem Recht durchdrungenen Männergeistes mit einer tiefen weiblichen Seele, die ausgerüstet war mit der ganzen Gluth eines die Wahrheit in allen menschlichen Beziehungen suchenden Gefühls.

In den letzten Jahren ihres Lebens wurde Editha unsere Kirche vertraut, und brachte ihr manchen Trost, — doch sie zerriß nie das Band, welches sie an die Confession knüpfte, in der sie geboren war und mit der sie unauflöslich ihre Jugenderinnerungen sowohl als die häuslichen Traditionen und die herzlichen Beziehungen zu ihren Verwandten verbanden. In ihr war nichts von jenem lutherischen Fanatismus, welcher von oben herab und verächtlich auf Andersgläubige sieht, sich selbst als Centrum der einzig culturgemäßen und vernünftigen Art des Glaubens betrachtend. Tief den — der Masse der Lutheraner so unverständlichen Sinn der Dogmen nicht nur, sondern auch der Gebräuche der orthodoxen Kirche verstehend, vom künstlerischen Standpunkt aus die Schönheit unserer Gottesdienste schätzend und liebend, war sie fähig in unserer Kirche mit uns zu beten und war uns dem Geiste nach nicht fremd, obgleich sie formell nicht zu

unserer Kirche gehörte. Ihre schwere Krankheit trug sie mit bewunderungswürdiger Geduld, ihre Leiden auch vor ihren nächsten Freunden verbergend. Aber ihre nächsten, sie tief und zärtlich liebenden Freunde waren orthodoxe Leute — und ihre religiöse Richtung spiegelte sich in der Kranken wieder, welche in den letzten Tage vor dem Tode unbeweglich dalag. Ihr erlöschender Blick schien um Fürbitte zu flehen und blieb mit Liebe an dem Bilde des Erlösers und der Mutter Gottes haften, welches zu der Sterbenden von der sie innigliebenden Mutter Maria gebracht war, der Aebtissin von Kostroma. Wie verdächtig erschien dieses Bild dem Pastor, der die Leidende besuchte. Er fürchtete natürlich die Orthodoxen könnten ihm im Stillen dieses Schäflein aus der Heerde locken. Unnütze Befürchtungen: — keiner der orthodoxen Freunde Edithas hätte sich dazu entschlossen, ihrem Gewissen Gewalt anzuthun, — doch fühlten alle, daß in ihr eine Flamme erlosch, die von unserem Feuer genährt war, und als sich an ihr das Mysterium des Todes vollzog, that es freilich allen weh, daß nicht die Schönheit unserer kirchlichen Leichenfeier ihrem letzten Wege die Weihe geben sollte.

So ging sie dahin. An ihrer Leiche weinten viele verwaiste Seelen, welche sie mit ihrer sittlichen Kraft hielt, Seelen, welche einen starken Willen, klugen Rath, freundliche Liebe, thätigen Antheil nöthig hatten. Es weinten Freunde, denen sie treu in Freundschaft und in der Kraft lebendigen Austausches erleuchteter Gedanken gewesen war. Nicht nur die Schwachen, es weinten auch die Starken, welche in ihr verloren die Stimme eines ehrlichen Gewissens und starken Geistes, und eine stets zu thätiger Verwirklichung lebendiger und wahrer Gedanken bereite Hand.

Am 12. October 1885 senkten wir sie in's Grab auf dem Kirchhof von Peterhof. Dort liegt sie einsam zwischen einer Menge überwucherter Gräber . . . Aber ihr Gedächtniß ist lebendig und wird hochgehalten unter den — ach! schon nicht vielen ihrer übriggebliebenen Freunde. Für sie sind diese Blätter geschrieben — zur Erinnerung an unsere entschlafene theure und liebe Editha.

St. Petersburg, 21. November 1893.

Unſer Wald.

Ich hab' durchzogen die weite Welt,
Ich hab am Südmeer geſtanden —
Und dort wo eiſige Wache hält
Die „Jungfrau" ob freien Landen;

Ich hab' Orangen vom Baum gepflückt
Und geruht unter blühenden Myrthen,
Ich habe gelauſcht, berückt und entzückt,
Dem Lied des italiſchen Hirten.

Doch wo ich im Wandern auch machte Halt,
Stets hört ich dein Brauſen und Rauſchen,
Du hoher, du herrlicher nordiſcher Wald,
Dem mußt' ich ſehnſuchtsvoll lauſchen.

O rauſche und brauſe gewaltig du
Auch einſt über meinem Grabe,
Wenn ich die letzte, die tiefſte Ruh'
Allendlich gefunden habe!

Und ſtreu' alljährlich über mich aus
Den duftigen Blüthenregen,
Poch' mit den Zweigen an's ſtille Haus,
Wünſch' „ewigen Schlummers" Segen! —

Das Baltische Dichterbuch.

Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.
Reval 1894.

I.

Wie oft ist nicht die Behauptung ausgesprochen worden, die baltischen Provinzen hätten keine Dichter hervorgebracht, ja es sei unmöglich, daß ein Poet aus ihnen hervorgehen könne! Diese Ansicht war und ist noch immer so verbreitet und herrschend, daß man jedem unter uns aufstehenden poetischen Talente mit Mißtrauen begegnet, und von vorneherein geneigt ist seinen Beruf und seine Bedeutung in Zweifel zu ziehen. Daher erklärt es sich, daß die zahlreichen in älterer und neuerer Zeit bei uns an's Licht getretenen dichterischen Versuche, fast immer nur in dem engeren Kreise der Verwandten und Freunde ihrer Verfasser und Verfasserinnen, allenfalls noch bei deren engeren Landsleuten, Anklang und Theilnahme gefunden haben, während die Masse der gebildeten baltischen Gesellschaft sich höchst gleichgültig gegen sie verhält und meist mit kühler Ablehnung an ihnen vorübergeht. Man schätzt durchweg nur das aus der Ferne zu uns Kommende, das was im Mutterlande Anerkennung findet, dort den Stempel des Bedeutenden oder Beachtenswerthen erhalten hat, und ist oft von Producten entzückt und begeistert, die, wenn sie in der Heimath erschienen wären, gewiß keine Beachtung gefunden hätten. Als Beispiel dafür können die episch-lyrischen Werke von Julius Wolff dienen, die bei uns so zahlreiche Verehrer und noch mehr Verehrerinnen haben. Wie schwer ist es dagegen selbst einem so hervorragenden und ursprünglichen Talente wie Pantenius geworden, sich die Anerkennung seiner Landsleute zu erringen und es fehlt noch immer viel daran, daß sie eine allgemeine wäre. Nicht

zum Wenigsten hat die unter uns herrschende geringe Neigung, das dichterische Talent eines unserer Landesgenossen anzuerkennen und zu schätzen in dem eigenthümlichen Charakter des baltischen Lebens ihre Wurzeln. Wir Balten bilden im Grunde eine große Familie, deren Glieder mit einander in Verbindung stehen oder wenigstens von einander wissen; wo Jeder den Andern genau zu kennen glaubt, da wird man nicht eben geneigt sein, zuzugestehen, daß Jemand vor Anderen sich durch eine besonders hervorragende Eigenschaft auszeichne, ein eigenartiges Talent vor Anderen voraushabe. In neuester Zeit scheint die Gleichgültigkeit gegen die einheimische poetische Production sich freilich geändert zu haben, die öffentliche Kritik behandelt die neu an's Licht tretenden dichterischen Erscheinungen baltischer Autoren durchweg mit Wohlwollen und Anerkennung, aber die Aenderung ist doch nur eine scheinbare; denn unser gebildetes Publicum bringt den einzelnen neu auftretenden Poeten auch gegenwärtig kaum mehr Sympathie entgegen als früher und die Meinung, daß wir Balten wirkliche Dichter haben, begegnet noch immer starken Zweifeln und bedenklichem Kopfschütteln.

Das Baltische Dichterbuch von J. E. von Grotthuß setzt es sich zur Aufgabe, den augenfälligen Beweis zu liefern, daß es auch in baltischen Landen Dichter gegeben hat und noch giebt, daß ihre Zahl eine ansehnliche ist, endlich daß der Geist der Dichtung seit der Begründung des deutschen Lebens an den Ostseeküsten im XIII. Jahrhundert bis zur Gegenwart dem baltischen Lande nie ganz fremd gewesen ist. Das Baltische Dichterbuch bietet in einem stattlichen, elegant ausgestatteten Bande eine umfassende Auswahl alles dessen, was in poetischer Form im Laufe von sechs Jahrhunderten bei uns geschrieben und veröffentlicht worden ist; der Herausgeber hat der Sammlung eine literärgeschichtliche Einleitung vorausgeschickt und biographische Nachrichten und Charakteristiken der einzelnen Dichter hinzugefügt. Das Ganze ist nicht nur ein Beweis warmer Liebe zur Heimath, sondern auch das Resultat mehrjähriger Arbeit und emsigen unermüdeten Fleißes. Das Buch ist für viele unter uns eine Ueberraschung gewesen und ist mit berechtigter Anerkennung und verdientem Danke in weiten Kreisen aufgenommen worden. Man kann sich dessen nur freuen und wünschen, daß die Sammlung in recht viele Hände gelangen möge. Ob und wie weit das Buch in der That den alten Zweifel an der dichterischen Schöpferkraft unter unseren Landsleuten widerlegt, das wollen wir später erörtern. Gleich hier müssen wir bemerken, daß wir die Holzschnitt-Portraits der Dichter lieber weggewünscht hätten; viele geben nur eine sehr

ungenügende Vorstellung von den dargestellten Personen, einige sind ganz mißlungen, nur wenige befriedigen wirklich. Nachdem das Baltische Dichterbuch nun schon einige Monate unter uns verbreitet ist, und eine, wir wiederholen es, verdiente freundliche Aufnahme erfahren hat, scheint es uns im Interesse der Sache am Platze zu sein, das Werk auf die Richtigkeit seiner Anlage und auf seine Vollständigkeit hin zu prüfen, auf die ästhetische Beurtheilung der einzelnen Poeten von seiten des Verfassers einzugehen und schließlich zu erwägen, ob es das erstrebte Ziel erreicht hat.

Bei der Ausführung der Absicht, eine Uebersicht über die dichterische Production eines Landes, eines Volkes oder einer Provinz in charakteristischer Auswahl zu geben, kann man auf verschiedene Weise verfahren. Man kann die ausgewählten Gedichte nach den poetischen Gattungen gruppieren, man kann die Dichter in alphabetischer Reihenfolge vorführen, man kann eine reine Blüthenlese, d. h. nicht eine Auswahl des für die einzelnen Poeten Charakteristischen, sondern des am meisten Gelungenen und Ansprechenden veranstalten, man kann endlich literärhistorisch verfahren, d. h. die einzelnen Dichter nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge ordnen. Der erste Weg wird sich nur bei den Literaturen großer Völker mit Nutzen beschreiten lassen, das zweite Verfahren wird als ein rein äußerliches am wenigsten zweckmäßig und empfehlenswerth sein, da es den geschichtlichen Zusammenhang völlig zerreißt; die reine Anthologie kann sich bei reichen Literaturen neben andern Methoden für den ästhetischen Genuß wohl empfehlen, wird aber auf einem noch wenig bekannten Gebiete, das außerdem an hervorragenden Talenten wenig reich ist, nicht zweckentsprechend sein. So bleibt denn die literärhistorische Anordnung als die nach unserer Ueberzeugung allein geeignete übrig; die geschichtliche Betrachtung erscheint uns für die provinzielle Literatur, die sich unter der Einwirkung der großen geistigen Bewegungen auswärts entfaltet und von ihnen Anregung und Richtung empfängt, als die einzig richtige. Der Herausgeber des Baltischen Dichterbuches hat das auch erkannt, aber das richtige Prinzip nicht streng durchgeführt, sondern verschiedene Anordnungsweisen zu vereinigen gesucht, und wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, einen unbefriedigenden Mittelweg eingeschlagen. Während er bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts die Eintheilung nach der Zeitfolge ganz richtig festhält, läßt er sie mit dem XIX. Jahrhundert unbegreiflicherweise vollständig fallen und führt nun die rein alphabetische Anordnung durch. In Folge dessen ist es dem Leser völlig unmöglich gemacht die Einwirkung der verschiedenen aufeinander folgenden Richtungen

der deutschen Literatur und ihrer Hauptvertreter auf die baltischen Poeten zu verfolgen und sich zu vergegenwärtigen, ein Gesichtspunkt von großer Wichtigkeit sowohl in literärhistorischer als in kulturgeschichtlicher Beziehung. Der Einfluß Schiller's und Wieland's, dann der romantischen Schule, hierauf in ganz besonderem Maße Heine's, ferner Geibel's, endlich modernster Richtungen ließe sich an den Productionen baltischer Dichter unseres Jahrhunderts deutlich nachweisen, und es ist daher in hohem Grade zu bedauern, daß J. E. v. Grotthuß nicht die für diesen Zweck allein richtige chronologische Gruppirung gewählt hat. In einer neuen Auflage sollte der Herausgeber, da sich eine völlige Umwandlung der von ihm beliebten Anordnung schwerlich wird ausführen lassen, wenigstens eine streng chronologisch geordnete Uebersicht der Poeten des XIX. Jahrhunderts hinzufügen.

Die literärhistorische Einleitung des Herausgebers ist eine verdienstliche Arbeit; wenn sie auch auf den Forschungen Th. von Rieckhoffs und Anderer beruht, so gibt sie doch dem gebildeten Leserpublikum eine erwünschte Uebersicht über ein den Meisten bisher wohl recht unbekanntes Gebiet, und auch wer mit der Sache vertraut ist, wird doch gern der mit Liebe geschriebenen Darstellung folgen. Gegen Einzelnes wird man freilich Bedenken haben, so glauben wir z. B. nicht, daß es eine wirkliche deutsche Volksdichtung in altlivländischer Zeit bei uns gegeben hat und ob alles, was Johann von Wenden niedergeschrieben, wirklich in Livland entstanden ist, erscheint uns sehr zweifelhaft. Jedenfalls ist die hier gebotene reichliche Auswahl aus den altlivländischen Dichtungen, die bisher nur wenigen bekannt und zugänglich waren, sehr dankenswerth. Was die spätere Zeit betrifft, so hat der Herausgeber unseres Erachtens einerseits zu viel und andererseits wieder zu wenig geboten; er hat Dichter aufgenommen, die durchaus nicht in ein Baltisches Dichterbuch gehören, und hat dagegen andere übergangen, die ein volles Recht auf Berücksichtigung in einem solchen Werke haben, er hat endlich einzelne Gedichte von Autoren aufgenommen, die wohl selbst nie darauf Anspruch machen werden, Dichter zu sein. Wir wollen im Nachfolgenden die Belege für unser Urtheil geben. Gar nicht in das Baltische Dichterbuch gehören Andreas Beck, Alexander Fischer, Elisabeth Kulmann, Mettlerkamp und Wilhelm Smets, der zwar zufällig in Reval geboren ist, aber sein ganzes Leben hindurch in gar keiner Beziehung zu den baltischen Provinzen gestanden hat; ebenso hätten mehrere dichterische Versuche einiger kaum flügge gewordener Poeten der Gegenwart ohne Schaden fortbleiben können oder wenigstens in stark

reducirter Auswahl vorgeführt werden sollen. Daß von Paul Fleming mehrere der auf seinen Aufenthalt in Ehstland sich beziehenden Gedichte in das Dichterbuch aufgenommen sind, damit sind wir ganz einverstanden und hätten gewünscht, daß noch einige mehr mitgetheilt wären. Aber warum fehlt Herder in dem Dichterbuche? Wenigstens sein „Landlied auf Grafenheide" hätte unbedingt hineingehört. Warum ist Kotzebue unbeachtet geblieben? Sein „Es kann ja nicht immer so bleiben", war Jahrzehnte lang eines der am Meisten verbreiteten Gesellschaftslieder. Als Typus der Gelegenheitsdichter in unserem Lande hätte der in Hochzeits-, Geburts- und Todes-Carmina unerschöpfliche Christian Bornmann † 1714, nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Aus dem XVIII. Jahrhundert wären des Majors Pierre von Campenhausen Gedichte als Beispiel des in der höheren Gesellschaft damals herrschenden französisch-sächsischen Geschmacks zu erwähnen gewesen. Auf jeden Fall hätte M. H. Arvelius, dieser eifrige Nachahmer und Verehrer Wielands, im Dichterbuche berücksichtigt werden müssen; seine „liefländische Iris" von 1784 hat damals zu einem heftigen Federkriege zwischen Kotzebue und J. H. Jannau geführt. Von Dichtern, deren Geburt noch ins XVIII. Jahrhundert fällt, hätten ferner Christian Langhansen † 1816, H. D. Kolb † 1822 und Karl Morgenstern wohl Berücksichtigung verdient; des Letzteren „Töne vom Lebenspfade" enthalten einzelne recht ansprechende Gedichte. Auch von B. G. Becker, dem Bruder der Sophie Schwarz hätte wohl ein Gedicht aufgenommen werden können, und die Gedichte des reformirten Predigers in Riga, D. Collins † 1814, hätten ebenfalls einige Ausbeute gewährt. Ferner hätten die plattdeutschen Gedichte von Martin Asmuß, Dorpat 1853, ihrer Merkwürdigkeit wegen nicht unbeachtet bleiben dürfen. Der Verfasser war zwar im Auslande geboren, hat aber den größten Theil seines Lebens in Riga und in Dorpat ververbracht und ist an dem letztgenannten Orte 1844 gestorben. Von Dichtern des XIX. Jahrhunderts vermissen wir besonders zwei: Ludolf Schley, einer der ersten Uebersetzer von Tegnérs Frithjofs-Sage und nicht unglücklich als Balladen-Dichter, und Theodor von Sacken, von dessen 1868 erschienenen Gedichten einige ins Italienische übersetzt worden sind. Weiter hätte neben Roman von Budberg auch der Kurländer Otto von Budberg, einer der ersten Uebersetzer von Hebels allemanischen Gedichten in's Hochdeutsche, mit seinen „Tönen des Herzens" nicht vergessen werden sollen. Auch Ernst von Brunnow hätte erwähnt werden können. Neben Franzius hätte dem in der Jugend dahingeschiedenen Alexander Rydenius

ein Plätzchen eingeräumt werden können. Auch des früh verstorbenen Landmarschalls Christian von Stein Gedichte 1839 wären ebenfalls der Berücksichtigung werth gewesen und warum ist der wackere, als Geschichtsforscher so hochverdiente Eduard Pabst ganz vergessen worden? Er hat theils unter seinem eigenen Namen, theils pseudonym als Heinrich Blindner im Inlande wie in revalschen Almanachen viele Gedichte, namentlich Balladen, veröffentlicht, von denen einzelne nicht übel sind. Zu bedauern ist es endlich, daß J. E. v. Grotthuß zwei Sammlungen unbekannt geblieben sind, die ihm manche Ausbeute für sein Buch geboten hätten, wir meinen „die Gedichte aus Dorpat", 1848 und die Gedichte aus Riga, von denen zwei Bände erschienen sind. In der ersten Sammlung finden sich, was nur Wenigen bekannt ist, Jugendgedichte eines Mannes, der sich nachher einen glänzenden Namen auf dem Felde der Wissenschaft gemacht hat; die zweite enthält neben vielen andern poetischen Versuchen Gedichte von A. Krannhals und F. Kolberg, die mehr als manche mitgetheilte, im Dichterbuche hätten Aufnahme finden können.

Daß J. E. von Grotthuß auch dem geistlichen Liede in seinem Buche einen Raum gewährt hat, ist dankenswerth. Doch auch diese Abtheilung zeigt manche Lücken und bedarf der Nachträge. Wir freuen uns, daß Fürstenbergs schönes Lied Aufnahme gefunden hat, ebenso über die Mittheilung von zwei Liedern Andreas Knöpkens; von diesem würden wir gern noch einige mehr abgedruckt sehen. Sehr vermißt haben wir dagegen im Dichterbuch das herrliche, zuerst 1577 plattdeutsch gedruckte, dann in allen Ausgaben des alten rigischen Gesangbuches sich findende Lied: „Zu dir allein in dieser Noth wir, deine Kinder, rufen." Auch einige Proben von F. J. Simonis † 1733 wären erwünscht gewesen. Sehr zu bedauern ist die Nichtaufnahme der beiden geistlichen Lieder von J. R. Patkul, die in einer künftigen Neuausgabe durchaus nachgetragen werden müßten. Ferner hätten die geistlichen Gedichte der Herzogin Gottliebe Benigna Biron nicht unbeachtet bleiben dürfen, endlich die formgewandten religiösen Poesien der Frau M. v. Malsch wohl berücksichtigt werden können.

Eine Erklärung, ja Entschuldigung für die mannigfachen von uns nachgewiesenen Lücken der Sammlung liegt darin, daß der Herausgeber sie außerhalb unseres Landes veranstaltet hat und daher natürlich vielfach ganz auf die Unterstützung aus der Heimath angewiesen war, da in Deutschland gewiß nur wenige der nothwendigen Bücher und Schriften aufzutreiben waren. Mit der Aussicht auf Vollständigkeit kann eine solche Sammlung

eigentlich nur im Lande selbst unternommen werden, und auch da nicht ohne Mühe, weil nur an wenigen Orten die poetischen Producte unserer Provinzen planmäßig gesammelt und aufbewahrt werden; meist läßt man sie mit Geringschätzung beiseite liegen. Und doch sind diese Bücher und Büchlein für die Kenntniß des geistigen Lebens, des Geschmackes und der Lebensanschauung bei uns in den letzten zwei Jahrhunderten nicht weniger wichtig als Urkundensammlungen und Briefladen für die politische Geschichte und die Entwickelung der Standes- und Besitzverhältnisse früherer Zeit. Daß es J. E. v. Grotthuß' Bemühungen trotz seiner Entfernung von der Heimath gelungen ist doch noch so viel Material zusammen zu bringen, wie sein Buch enthält, ist aller Achtung werth; unsere Ausstellungen und Nachweisungen mögen ihm als Fingerzeige für spätere erweiterte Auflagen dienen.

Was die aufgenommenen Gedichte selbst betrifft, so sind wir darin von dem Herausgeber principiell verschiedener Meinung, daß wir von älteren Dichtern mehr, von Neueren und Neuesten weniger aufgenommen hätten; während jetzt die Poeten der Gegenwart reichlich, oft überreichlich zu Worte kommen, sind die Aelteren mit wenigen Ausnahmen recht karg vertreten und wir vermissen da manches Gedicht, welches der Aufnahme durchaus würdig gewesen wäre. Von Jacob Lenz, dem größten dichterischen Genius unserer Heimath waren unbedingt mehr Gedichte aufzunehmen; es fehlt sogar sein wundervolles Gedicht: „An das Herz." Ebenso ist Karl Petersenn, der livländische Dichter, nur mit zwei Dichtungen vertreten; wenigstens ein paar seiner Gelegenheitsgedichte, wie das von V. Hehn so gepriesene an Julius Lohman in Woiseck, hätten jedenfalls noch mitgetheilt werden sollen. Von Trinius vermissen wir „den Bergmann zu Falun", auch von Karl Graß hätte mehr geboten werden können, und von A. H. v. Weyrauch hat der Herausgeber gerade die besten und gelungensten Gedichte, welche in Raupachs inländischem Museum abgedruckt sind, unberücksichtigt gelassen. Wir sind genöthigt hier abzubrechen; in einem zweiten Theile werden wir des Herausgebers ästhetische Beurtheilung der baltischen Poeten und ihrer Erzeugnisse besprechen und den eigenthümlichen Charakter der baltischen Dichtung zu kennzeichnen versuchen. H. D.

Ueber die älteste Verfassung Rigas[1]).

Im Verlage von Dunker und Humblot in Leipzig ist kürzlich (1894) eine Broschüre erschienen, die zu den interessantesten historischen Untersuchungen des letzten Jahrzehnts gerechnet werden darf. Es ist das das von August von Bulmerincq verfaßte Werk über den Ursprung der Stadtverfassung Rigas, in der verschiedene neue Gesichtspunkte eröffnet und viele hergebrachte Anschauungen umgestoßen werden. Die ganze Entwickelung der Darstellung gestaltet sich in so ansprechender, lichtvoller Weise, wie wir das in wissenschaftlichen Arbeiten selten zu bemerken Gelegenheit finden, weshalb auch der erste Eindruck des Buches blendend wirken mußte. Die nähere Betrachtung der Bulmerincqschen Darlegungen rief schon im Kreise der livländischen Historiker einige Meinungsverschiedenheiten hervor, denen dann mehr oder weniger heftige Angriffe folgten, die sich schließlich von einer Seite fast zur vollständigen Verurtheilung des Buches steigerten.[2])

Sowohl das Zusammenstoßen der entgegengesetzten Ansichten wie auch die verschiedenartige Beleuchtung der Verfassungsverhältnisse zur Zeit der Anfänge der deutschen Colonie lassen die Wiederholung der Betrachtung der angeregten Fragen zur Förderung der Kenntniß baltischer Geschichte gerechtfertigt erscheinen.

---

[1]) Folgender Aufsatz ist in seinen Haupttheilen am 9. Febr. 1894 in der 582. Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga vorgetragen worden. „Düna-Zeitung" Nr. 20, 21 von E. S. ibid. Nr. 43.

[2]) Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga. Rigasch. Stadtblätter Nr. 9 von A. P., ibid. Nr. 11 von B. Hollander. „Zeitung für Stadt und Land" Nr. 34 von J. Girgensohn, ibid. Nr. 46, von A. v. Bulmerincq. „Düna-Zeitung" Nr. 93. 583. Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga, von J. Girgensohn.

Bulmerincq führt uns mit großer Sicherheit in die Zeit der Anfänge des deutschen Lebens an der Düna und läßt vor unserm geistigen Auge das Bild der Gründung Rigas und des daselbst sich entwickelnden Gemeinwesens in deutlichen Conturen aus dem Nebel der Vergangenheit entgegentreten. Ueber viele Dinge, die für uns bisher ganz in Dunkel gehüllt waren oder die sich nur in verschwommenen Grenzen uns zeigten, sucht Bulmerincq helleres Licht zu verbreiten. Durchaus überzeugend ist die Darlegung, daß keineswegs der Zufall, sondern ein ganz zielbewußtes Streben den Schwerpunkt des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Rußland von Wisby und Nowgorod an die Ufer der Düna verlegte. Nachdem der Verfasser gezeigt, wie der Streit der Nowgoroder mit den Deutschen innerhalb eines Decenniums von 1189—1199 letztere veranlaßte eine neue Wasserstraße nach Rußland aufzusuchen und einen dauernden Halteplatz an der Düna in Aussicht zu nehmen, führt er uns zur Gründung Rigas. Die Mission, die den Spuren der deutschen Kaufleute folgte, fixirte den Punkt, wo der deutsche Kaufmann einen Anker- und Ruheplatz fand, und von wo aus mit dem Handel Mission und Kirchenherrschaft sich ausbreiten sollte. Bischof Albert legt einen Markt an, wo sich Kaufleute ansiedelten, die von Albert ein besonderes Marktrecht erhielten. Die rigischen Bürger waren von Anfang an keine Ackerbauer, sondern Leute, die im Betriebe eines Handwerks oder des Handels ihren Unterhalt fanden. „Unter dem mercator", sagt Bulmerincq, „verstehe ich den Mann, der auf dem Markte seine Waaren feil bietet, also auch den für den Markt arbeitenden Handwerker und den Hausirer". Zum Schutze der jungen, im heidnischen Lande gegründeten Colonie, genügte nicht das Zusammenschließen der hier am Markt ansäßig gewordenen deutschen Kaufleute und Gewerbetreibenden. Sollte diese neue Pflanzung Wurzel fassen, so bedürfte es einer stehenden, waffengeübten Macht. Von diesem Bedürfniß geleitet rief Albert, in richtiger Verwerthung der vorwaltenden Tendenzen der Zeit, den Schwertbrüderorden in's Leben. Was Bulmerincq über das Verhältniß des Schwertbrüderordens zum Bischof Albert sagt, hat mich mit nicht geringer Genugthuung erfüllt; tritt er doch mit einer Ansicht hervor, die ich schon vor 15 Jahren in meiner Programmschrift des Stadt-Gymnasiums zu Riga: (1879, 4°, Seite 3, 9 und 10, Anm. 8) „Ueber ein Zeugniß der revalschen Domcapitels zu Gunsten des Ordens in Livland vom 22. December 1337", vertrat. Bulmerincq spricht sich über das Verhältniß des Bischofs zu den Schwertbrüdern folgendermaßen aus: „Ein Lehns-

verhältniß zwischen Bischof Albert und dem Orden wurde nicht begründet. Bischof Albert ist nie Lehnsherr des Ordens gewesen, der Orden war Bischof Albert nicht zu Lehnsdiensten verpflichtet. Bischof Albert war nur der dominus spiritualis der Ordensglieder. Der Orden war seiner Bestimmung gemäß zum Kampfe gegen die Heiden wie überhaupt gegen alle Wiedersacher der christlicher Niederlassung in Livland verpflichtet und erhielt gleichsam als Unternehmergewinn den dritten Theil des eroberten Landes."

Meine, wie schon gesagt, vor 15 Jahren ausgesprochene Ansicht über das Verhältniß des Ordens zu den Bischöfen, die damals keinen Anklang fand, wird jetzt von Bulmerincq, dem meine Auseinandersetzungen unbekannt geblieben sind, verfochten. Daher ist es wohl hier am Platz, zumal Bulmerincq für seine Behauptung keine Beweise anführt, meine Ansichten über die angeregte Frage, wenn auch nur in parenthesi, zu wiederholen. Nachdem ich auf S. 3 meiner oben genannten Untersuchung mich gegen die Annahme, daß der Orden Lehnsträger des Erzbischofs, resp. der Bischöfe, von Livland gewesen, ausgesprochen, führe ich zur Begründung meiner Ansicht s. S. 9 u. 10 Anm. 8 Folgendes an: „Obwohl weder in den drei Vertragsurkunden zwischen der Geistlichkeit und dem Orden (livländ. Urkb. Nr. 16, 62, 99") der weltliche Lehnseid gefordert wird, noch aus der Ueberlieferung der Quellen irgend eine Andeutung über diese Verpflichtung des Ordens hervorgeht, so behauptet doch v. Bunge (der Orden der Schwertbrüder p. 51 fgg.) in der Ueberzeugung, daß der Lehnseid als ein wesentlicher Bestandtheil der Belehnung sich bei jeder Investitur von selbst verstehe, der Orden habe das juramentum fidelitatis oder das homagium geleistet. Diese Anschauung theile ich nicht und glaube vielmehr, da man die Abhängigkeit des Ordens in besondere Formen gekleidet hat, die von denen, die ein Lehnsverhältniß bezeichnen, doch wesentlich abweichen, daß man auch besondere Verhältnisse zwischen den beiden geistlichen Machthabern habe schaffen wollen. Es hat den Anschein, als ob die Prälaten Livlands, noch getragen von der reinen Begeisterung für die Idee der Herrschaft der Kirche im fernsten Osten, es für unangemessen erachtet hätten, sich über den Orden, diesem in gewissem Sinne ihnen ebenbürtigen geistlichen Institute, als weltliche Lehnsherren zu stellen, und bestrebt gewesen seien, ihn in Rücksicht auf seinen geistlichen Charakter nur durch das Band des canonischen Gehorsams an sich zu fesseln. Darum vermied man in den Vertragsurkunden die Bezeichnung feudum (feudum in der Urkunde vom Jahre 1235 ist die erste Benennung des Ordensgebietes in weltlichem

Sinne, ohne daß man irgend welche Folgerungen daraus zu ziehen beabsichtigte), darum berichtet uns Heinrich von Lettland, der als Zeuge jener Rechtsvorgänge zu betrachten ist, über die Lehnsherrlichkeit des Bischofs über den Orden nichts. Diese Gründe bestimmen mich, mich mehr der von Rathlef (p. 15, 69, 70, 95—109 e. e. l.) vertretenen Anschauungen zuzuwenden daß die Bischöfe nicht berechtigt gewesen,[1]) den Lehnseid vom Orden zu verlangen, an welche Forderung während eines Jahrhunderts, obgleich der Streit zwischen den beiden geistlichen Gebietern keineswegs ruhte nicht gedacht wird. Erst als Riga verloren zu gehen scheint, und mit dem Verlust dieser Stadt die weltliche Macht der Geistlichkeit zusammenzustürzen droht, greift man zu dieser Interpretation der Vertragsurkunden, und das ist ganz natürlich; in einer Zeit, in welcher die Gegner des Ordens alle Mittel zur Behauptung ihrer Oberhoheit in Anwendung brachten, wäre es auffallend, wenn sie es außer Acht gelassen hätten, sich die zweideutige Fassung der Vertragsurkunden, zumal ja der Orden seinen Nimbus der Geistlichkeit bereits längst eingebüßt hatte, zu Nutze zu machen. Es ist ferner beachtenswerth, daß der Erzbischof Frommhold in der Schlußverhandlung zu Danzig 1366, obwohl er bei seinem ersten Auftreten daselbst neben der Obedientia auch das homagium und das juramentum fidelitatis gefordert hatte, nur die Obedientia verlangt (cf. Hermani de Wartberge, Chronicon Livoniae, Separatabdruck aus dem II. Bd. d. Script. rer. Prussi. p. 78. 79. Hermani de Wartberge, Relatio etc. ibid. p. 146, Nr. 14). Was anders konnte ihn zu diesem Verzichte veranlaßt haben, als die Ueberzeugung von der mangelhaften Beweiskraft seiner Ansprüche, die hier den Unwillen des Ordens erregt hatten, wie das die ironische Bemerkung: „Ecce, qui scribit se velle amicabiliter placitare!“ die Hermann von Wartberge bei der Wiedergabe derselben hinzufügt, besagt.“

Manche der interessanten Darlegungen im Bulmerincqschen Werke sind in ähnlicher apodiktischer Weise zum Ausdruck gebracht worden, wie die Frage hinsichtlich des Verhältnisses zwischen dem Bischof und dem Schwertbrüderorden. Die Auseinandersetzungen über die Kaufmannsgilde, auf die ich besonders später meine Aufmerksamkeit richten werde, die An-

[1]) Obwohl Rathlef zugiebt, daß die an den Orden gerichtete Forderung eines Lehnseides von Seiten der Bischöfe ein unberechtigtes Verlangen gewesen sei, so kann er doch nicht umhin die Lehnspflicht des Ordens den Bischöfen gegenüber anzuerkennen, welche Schlußfolgerung v. Bulmerincq mit Recht in Zweifel zieht.

sichten über die Beziehungen Bischof Alberts zu König Waldemar von Dänemark, über die Verschwörung der Rigenser gegen Albert, die Erklärung des von Heinrich von Lettland gebrauchten Ausdruckes „Rigenses“ und a. m. treten uns in ganz neuer Auffassung entgegen; indeß entbehren diese flott vorgeführten und daher überraschenden Hypothesen vielfach der genügenden Stützen und lassen den Mangel einer Widerlegung bereits geäußerter Ansichten empfinden.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Hauptmomente der Entwickelung des städtischen Lebens nach Bulmerincq. Die rigischen Bürger bildeten weder eine Landgemeinde noch eine Markgenossenschaft. Der Herr des Marktplatzes war der Bischof, der durch den von ihm ernannten Advocatus das Gericht hegen ließ; also auf dem Marktplatze übte die Polizei der Advocatus, der Vogt des Bischofs, aus; ihm zur Seite standen gewiß schon recht früh zwei seniores de Riga, die aus der Mitte der Bürgerschaft gewählt wurden und darauf zu achten hatten, daß das den Bürgern verliehene Recht nicht verletzt werde. Die hier angesiedelten Kaufleute und Gewerbtreibenden bildeten eine Kaufmannsgilde, die sich auch burgenses in Riga manentium nennen und an den zahlreichen Kämpfen zum Schutze der Colonie theilnahmen. Da tritt ein verhängnißvoller Wechsel ein, als König Waldemar auch die von den Deutschen im fernen Osten gewonnenen Gebiete an der Düna und im Estenlande in den Kreis seiner ehrgeizigen Pläne zieht. In dem Ringen der Dänen und Deutschen um die Vorherrschaft am baltischen Meer gewinnt dem Anschein nach König Waldemar die Oberhand. Durch das Verschließen des Hafens von Lübeck, des Ausgangspunktes der Pilgerfahrten aus Deutschland nach Livland, war Alberts Existenz als Landesherr und Bischof aufs Aeußerste bedroht; er verzichtet auf die Rechte des ersteren, um in der Stellung des letzteren sich zu behaupten. Die deutsche Sache in Estland und Livland gab er Preis. Dem gegenüber berührt sympathisch die Haltung der Rigenser. Als der dänische Ritter Godeschalcus, als Abgesandter des Königs Waldemar, nach Riga kommt, um die Vogtei, also die Herrenrechte, die Albert seinem Könige überlassen, an sich zu nehmen, da erheben sich dagegen die Deutschen in Riga. „In Rigas stolzem Bürgersinn fand König Waldemar den ersten nachhaltigen Widerstand“. Die Rigaer zwangen den Ritter Godechalcus unverrichteter Sache zur Rückkehr. Eine dänische Herrschaft über Riga kam auch nicht einmal zeitweilig zu Stande. Mochte Waldemar auch Rachegedanken hegen, sie kamen nicht zur Ausführung; sein jäher Sturz zerstörte alle seine ehrsüchtigen Pläne.

In der Zeit nach Abtretung der Herrenrechte über Riga von Seiten Alberts tritt Riga für die deutsche Sache, die vom Bischof und dem Orden schlecht vertreten wird, ein. Die rigischen Bürger schließen einen Bund mit den Liven, Letten und deutschen Kaufleuten gegen fremde Uebergriffe zur Behauptung ihres Rechtes und ihres Wesens. Sie, die sie keinen Herrn mehr über sich haben, wählen sich den Vogt selbst; ihre seniores bilden jetzt den Rath der Stadt. 1221/22 erweitert sich die Kaufmannsgilde zur Bürgerschaft oder aber ihre Rechte gehen auf die gesammte Bürgerschaft über, die auch das alte Siegel mit der Umschrift S. burgensium in Riga manentium annehmen. Die Zustände die sich nach 1221, also nach dem Aufstande der Rigenser, ausgebildet hatten, werden von dem Vertreter des Papstes Bischof Wilhelm v. Modena, der 1225 in's Land kam, sanktionirt. Wir haben in großen Zügen die Ausbildung der ältesten Verfassung Rigas nach der interessanten Untersuchung Bulmerincqs skizzirt.

Als werthvolle Resultate der Bulmerincqschen Untersuchung, die auch zu den Hauptmomenten seiner Arbeit gehören, bezeichne ich folgende:

1) Die präcise Darlegung des zielbewußten Strebens der Deutschen zur Begründung einer Colonie an der Düna.

2) Die Aeußerungen bezüglich alles dessen, was sich auf die Begründung des Marktes und Verleihung des Marktrechts als Vorbedingung zur Ausbildung des städtischen Lebens bezieht.

3) Die Aeußerungen über das Verhältniß des Schwertbrüderordens zum Bischof.

4) Die Durchführung der Idee von dem Hervorgehen der ständischen Verfassnug aus einer Gilde.

5) Der Nachweis einer früheren Begründung des Rathes vor 1225.

Für die Erklärung der Ausbildung unseres städtischen Ständewesens ist die Gildenfrage ein hochwichtiger Gegenstand, und Bulmerincq hat sich derselben nicht ohne Geschick bemächtigt, wenngleich ich in manchen Stücken von ihm abweiche.

Die Idee, daß aus einer Gilde die Faktoren der Verfassung Rigas hervorgegangen seien, halte ich für durchaus richtig, und ich habe dieselbe auch wiederholt ausgesprochen.[1]) — Auch diese meine Ansicht ist Bulmerincq nicht bekannt geworden, und ebenso läßt er unberücksichtigt, was Hegel über

[1]) C. Mettig, Zur Geschichte des Rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert. S. 9. Derf., Ueber den ältesten Schragen der kleinen Gilde zu Riga. Rigasches Stadtblatt 1893, Nr. 24.

die älteste Gilde in Riga sagt. Das Urtheil, das Bulmerincq über Hegel fällt, ist in seiner Allgemeinheit nicht zutreffend. Hegels Ansichten, beruhend auf den Forschungen von Hasse und Pappenheim, über die Beeinflussung der ältesten revalschen und rigischen Gilden durch dänische Verhältnisse sind keineswegs eine Wiederholung irriger Urtheile baltischer Forscher, sondern so gut wie neu und durchaus beachtenswerth, besonders wenn es gilt, sich eine Vorstellung von den ältesten Gildenverbänden bei Beginn des städtischen Lebens zu machen.

Die älteste Gilde Rigas, die Brüderschaft des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit, ist nach dem Muster der dänischen Schutzgilden gebildet, deren älteste Statuten auf die Satzungen zu Skanör vom Jahre 1256 zurückgeführt werden. Die deutsche Abfassung des Schragens der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit geschah am 18. November 1252, also liegt uns hier in der deutschen Uebertragung ein älteres Dokument vor als die älteste Aufzeichnung der dänischen Schutzgilden. In der Einleitung zum Schragen der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit heißt es aber nun, daß nachfolgende am 18. November 1252 verfaßten Statuten die Uebersetzung einer lateinischen Vorlage bildeten, woraus hervorgeht, daß die nach Riga gebrachten Statuten der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit ein noch weit höheres Alter besessen haben.

Schon der Umstand, daß die Vorlage des Schragens von 1252 in lateinischer Sprache verfaßt gewesen ist, rechtfertigt die Annahme, daß die Ansiedler an der Düna gar bald nach der Gründung die Vorschriften für eine Gilde, ich möchte sagen, aus den Händen der Geistlichkeit erhalten haben. Inmitten einer feindlichen, fremdländischen, heidnischen Bevölkerung war die Bildung einer Schutzgilde mehr eine Nothwendigkeit als eine Nachahmung westländischer Verhältnisse. Zur Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltgkeit gehörten, wie aus den Statuten hervorgeht, Kaufleute und Gewerbetreibende (vergleiche meine Arbeit über die Rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert), also alle, die hier am Markt sich niedergelassen hatten. Die Motive zur Bildung der Gilde und zwar einer Schutzgilde liegen offen dar: Sowohl die Nothwendigkeit der Abwehr gemeinsamer Gefahr, der Linderung der Noth des Einzelnen, als auch die Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse, mußten die Menschen jener Zeit zu einem Verbande führen, der ihnen die ersten Bedingungen ihrer Existenz gewährte. — Die prävalirenden Elemente in solch einem Verbande, den wir

eine Schutzgilde nennen, waren der Natur der Sachlage entsprechend, hier Kaufleute. Dennoch scheint es uns nicht erlaubt die Gilde der ersten Ansiedler eine Gilde der Kaufleute, gestiftet zur Förderung des Handels und des Verkehrs, zu nennen. Gewiß lagen diese Dinge allen Ansiedlern auch am Herzen; ihre Förderung war aber zunächst Sache des Herrn des Marktplatzes.

In erster Linie kam für das kleine Häuflein der deutschen Ansiedler, die sich hier zu einer Gilde zusammenthaten, wenn auch die Aussicht auf Erwerb und Gewinn sie hierher geführt hatte, die Pflege ihrer Interna in Betracht, das waren, wie schon oben bemerkt: Seelenheil, Schutz der Person, brüderliches Zusammenhalten und Geselligkeit.

Die Kaufleute verdankten ihre dominirende Stellung der größeren Wohlhabenheit und der durch Reisen erworbenen Geschäftskenntniß. Aus ihrer Mitte mußten somit die Leiter der Gilde, des Gemeinwesens, die Senores und später die Rathsherren hervorgehen.

Aus der Gilde des heiligen Kreuzes bildeten sich dann im 14. Jahrhundert die beiden Hauptfactoren des städtischen Lebens in Riga: die große und die kleine Gilde. Im Jahre 1352 erhielt der Verband der Handwerker, der sich aus der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit, wie ich vermuthe,[1]) abtrennte, einen eigenen Schragen. 1354 schieden die Kaufleute aus. Der Schragen der Kaufleute von 1354 läßt deutliche Spuren der Abhängigkeit von den Statuten der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit erkennen.[2]) Das Vorhandensein anderer Gilden, über deren frühe Existenz wir Kunde haben, stört durchaus nicht meine Annahme. Es war keineswegs gegen den Geist der Zeit, wenn Mitglieder der einen Gilde zugleich auch anderen Gilden angehörten.

Meine Hypothese, daß in einer Schutzgilde die ersten Ansiedler an der Düna, Kaufleute und Handwerker, vereinigt gewesen seien und daß diese Gilde als Grundlage des ständischen Wesens gedient habe, weicht nicht wesentlich von der Annahme Bulmerincqs ab. Für meine Ansicht indeß spricht der Umstand, daß sie bestimmte Anhaltspunkte besitzt, während Bulmerincqs Hypothese einer festen Basis entbehrt.

---

[1]) Rigasche Stadtblätter 1893. Nr. 24.

[2]) C. Mettig. Zur Geschichte der Rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert. S. 9.

Trotz der gemachten Ausstellungen stehe ich nicht an zu wiederholen, daß Bulmerincq mit seiner Arbeit einen werthvollen Beitrag zur livländischen Geschichtsliteratur geliefert hat und sehe mit Spannung der in Aussicht gestellten Fortsetzung seiner Studien über die Stellung des rigischen Rathes im 13. Jahrhundert entgegen. C. Mettig.

Von der Redaction.

Das soeben in St. Petersburg herausgegebene „Lebensbild von Gerhardt von Reutern" (als Manuscript gedruckt zur 100jährigen Gedächtnißfeier seines Geburtstages) wird mit freundlichst ertheilter Genehmigung des Herrn Verfassers, des Geheimraths Basil von Reutern, im nächsten Heft der „Baltischen Monatsschrift" zu erscheinen beginnen.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Vice-Kanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin.[1])

Ueber die Entlassung und darauffolgende Verbannung des Grafen Panin berichtet ein zeitgenössischer, bekannter Schriftsteller J. M. Murawiew Apostol dem Grafen S. Woronzow vom 16. Februar 1801.

„Graf Panin, auf seine Güter verbannt, hat mich im Augenblick seiner Abreise beauftragt Ew. Excellenz die Umstände mitzutheilen, die seine Verbannung vorbereitet und herbeigeführt haben. Indem ich eine sichere Gelegenheit benutze, erfülle ich diese schmerzliche und doch schmeichelhafte Pflicht: denn mein intimster Freund legt sie mir auf, gegenüber dem, den ich am höchsten achte.

Ew. Excellenz wissen ebenso gut und besser als ich, daß Graf Panin, getreu den Grundsätzen der Ehre und einer gesunden Politik, von seinem Eintritt in das Ministerium an bestrebt war, in einem Cabinet ein festes System befolgen zu lassen, das keines hatte und seit zwei Jahren sich nur durch Wankelmuth und Unbeständigkeit ausgezeichnet hatte.

Seine ersten Schritte zeigten ihn, wie er ist, unfähig sich zu beugen und nachzugeben, um sich auf seinem Posten zu erhalten. Mit dem Beginn des letzten Jahres ergab er sich in sein Schicksal und suchte nur noch seinen guten Ruf zu erhalten. Die Widerwärtigkeiten, denen er in den letzten zehn Monaten seiner Geschäftsführung ausgesetzt war, sind unzählig. Bei Hofe stets schlecht angesehen, oft in harter Weise getadelt, arbeitete er ununterbrochen, um jede Gelegenheit zu benutzen, etwas Nützliches durchzusetzen, meist nur um das Schlimme zu mildern. Derart war seine

[1]) Vgl. S. 199 ff. dieses Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift".

peinliche Lage bis zum Oktober, der Epoche, wo die Politik, nachdem sie plötzlich ihre Fronte geändert, die Krise in der Stellung des Grafen Panin herbeiführte. Er erwartete es, und selbst weniger Einsichtige konnten dergleichen vorhersehen, aber was nicht vorhergesehen werden konnte, das sind die harten und grausamen Formen, welche seine Ungnade begleiteten. Man wollte ihn, so zu sagen, den Leidenskelch bis auf die Hefe leeren lassen.

Ich greife etwas zurück. Ew. Excellenz ist die erste Note bekannt, welche unser Ministerium dem diplomatischen Corps hier übersandte, bei Gelegenheit des letzten Embargo. Sie werden sich erinnern, daß sie nur vom Grafen Rostoptschin unterzeichnet war. Das kam aber so: Acht Tage bevor der Sturm losbrach, wurde über diese Note verhandelt, in der von der mala fides der Engländer und der Verletzung einer im Jahre 1798 abgeschlossenen feierlichen Convention die Rede sein sollte. Graf Panin protestirte dagegen, indem er erklärte: er werde nie zulassen, daß der Name seines Herrn dadurch bloßgestellt werde, daß man ihn eine Lüge sagen lasse; die Convention, auf die man sich berufe, habe gar nicht existirt. Man berücksichtigte das nicht, und die Note, wie sie in allen Zeitungen erschienen ist, wurde aus Gatschina, vom Grafen Rostoptschin unterzeichnet, dem Grafen Panin mit dem Befehl übersandt, sie allen auswärtigen Ministern zu übersenden. Zufrieden, seinen Namen nicht auf einer so sehr im Widerspruche mit allem Herkommen des Völkerrechts stehenden Urkunde zu sehen, übersandte er sie ohne zu unterzeichnen. Man verlangte am anderen Tage den Grund zu wissen. Er wich der directen Antwort durch eine Spitzfindigkeit aus: „Es ist Gebrauch," antwortete er, „daß der jüngere Beamte vor dem älteren unterzeichne, da ich die Note bereits vom Kanzler unterschrieben erhielt, glaubte ich, mein Name sei nunmehr überflüssig." Diese Ausflucht brachte Ruhe für einige Tage; aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Einige Tage darauf wurde ihm eine zweite vollkommen gleichlautende Note aus Gatschina übersandt, mit dem ausdrücklichen Befehl von Seiten des Kaisers, sie zu unterzeichnen und dem diplomatischen Corps zuzustellen. Jetzt war an kein Ausweichen zu denken, er mußte gehorchen; er that es, aber mit einer Einschränkung: er erbat und erhielt die Genehmigung den Eingang der unglückseligen Note abzuändern durch den Zusatz „auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät." Ich habe gethan was ich konnte, um ihn von diesem Schritte abzubringen, aber meine Bemühungen waren vergebens und ich habe vorhergesehen und vorhergesagt was eingetreten ist.

Bei Rückkehr des Hofes in die Residenz am 1. November suchte Graf Panin vergeblich eine Aussprache mit seinem Collegen, dieser vermied ihn zu empfangen. Endlich, am Tage seiner Entlassung, gelang es ihm den Grafen Rostoptschin zu treffen. Nach zweistündiger Conferenz über die dringendsten Staatsangelegenheiten kam das Gespräch auf die Ausweisung des Chevalier de Balbo, sardinischem Gesandten; der Graf fragte, was die Ursachen der Unzufriedenheit des Kaisers gegen jenen sein könnten. Graf Rostoptschin beantwortete die Frage und sagte dann, als ob er sich dessen eben erst entsinne: „Aber wissen Sie, Herr Graf, daß der Kaiser auch mit Ihnen sehr unzufrieden ist?" „„Ich weiß nicht,"" erwiderte Graf Panin, „„wodurch ich mir die Ungnade meines Herrn habe zuziehen können; aber wenn Sie meinen, daß mein Abschied ihm angenehm sein könnte, so bin ich bereit ihn einzureichen."" „Das ist nicht nöthig," erwiderte Rostoptschin, „da ist er bereits" und zog aus der Tasche den Ukas den der Kaiser um 7 Uhr Morgens unterschrieben hatte, durch den Graf Panin aus dem Ministerium entlassen und dem Senat zugezählt wurde.

Es war 2 Uhr Nachmittags und Donnerstag, der Tag der diplomatischen Diners beim Vicekanzler. Graf Panin bemerkte seinem Collegen, da die auswärtigen Minister gestern von ihm zum Diner eingeladen worden seien, so würde er sie um ihr Mittag bringen, wenn er ihnen jetzt sein Haus verschließe, er bäte also zur Kenntniß des Kaisers zu bringen, daß er sich gezwungen sähe, das Diner zu geben, als ob nichts vorgefallen sei und die Note, durch welche er seine Entlassung anzeige, erst nach dem Mahle zu übergeben. Graf Rostoptschin erklärte, dies Verfahren sei ganz plausibel. Ew. Excellenz werden sehen, daß man ihm daraus ein Verbrechen gemacht hat.

Graf Panin hat unter diesen Umständen mit einer Würde und einer Mäßigung gehandelt, welche ihm die Zustimmung und Bewunderung der ganzen Stadt erworben hat. Ohne Leichenbittermiene, aber auch ohne jede Erregung hat er die letzten Förmlichkeiten seines Amtes erfüllt, und während sein Scheiden von aller Welt bedauert wurde, schien er nur zu bedauern, daß er seinem Vaterlande nicht mehr auf dem Felde dienen könne, für welches er sich von Jugend auf vorbereitet hatte. In den Senat eingetreten erfüllte er seine Pflicht, als ob er nie ein anderes Ziel im Leben gehabt hätte, als Senator zu sein.

Diese Festigkeit hat anstatt Anerkennung seines Werthes nur größere Verbitterung im Gemüthe des Kaisers hervorgerufen. Als General Graf

Pahlen, dessen enge Beziehungen zum Grafen Panin Sr. Majestät nicht unbekannt waren, eines Morgens in das Cabinet des Kaisers trat, wurde er mit der Frage empfangen: ob er Panin gesehen habe und ob dieser froh wäre. „Ich habe Panin gesehen," antwortete der Militärgouverneur, „aber ich habe ihn nicht froh gefunden. Ew. Majestät können überzeugt sein, daß wer das Unglück gehabt hat, sich Ihre Ungnade zuzuziehen, nicht in der Stimmung ist sich zu freuen." „„Oh! ich kenne ihn, das ist ein Römer,"" sagte der Kaiser, „„meine Gunst und Ungunst machen keinen großen Eindruck auf ihn, hat er doch nicht einmal es vermieden an dem Tage seiner Entlassung ein Diner zu geben!"" Nach einer Pause: „„Es fehlt ihm nicht an Gaben, aber er hat drei große Fehler: er ist Pedant, Systematiker und Methodiker."" Graf Pahlen erwiderte, er verstehe nichts von der Politik, er sei Soldat und wisse sich zu schlagen; aber er habe doch gehört, daß Methode und System in Geschäften nicht ganz überflüssig seien. Der Kaiser unterbrach ihn, um ihn zu fragen ob Graf Panin immer noch beabsichtige seinen Ball zu geben? Es handelte sich um einen Ball, den nach der Etiquette der Vicekanzler im Auftrage des Hofes geben mußte. „Ich weiß es nicht," erwiderte Pahlen, „ich weiß nur, daß ihm nicht so zu Muthe ist, um zu tanzen oder Andere tanzen zu sehen." „„Ihm ist das gleich,"" rief der Kaiser, „„er ist ein Römer!""

Einige Tage später wurden Pahlen dieselben Fragen wiederholt, und hinzugefügt, Graf Panin thäte gut sich in den Moskauer Senat überführen zu lassen. Pahlen, der für diesen Fall von Panin bevollmächtigt war, erwiderte, daß dieser sich noch glücklicher schätzen würde, wenn er seine Entlassung erhalten könnte. „Sofort!" erwiderte der Kaiser. „Aber," fuhr Pahlen fort, „wird es ihm gestattet werden noch drei bis vier Monate hier zu verweilen, um die bevorstehende Niederkunft seiner Frau abzuwarten?" „„Darüber ist kein Wort zu verlieren,"" erwiderte der Kaiser, „„kein Wort zu verlieren."" Sofort wurde ein Ukas erlassen: „Senator Graf Panin ist des Dienstes entlassen."

Doch vergingen kaum drei Tage, als schon dem Grafen Panin durch die Polizei der Befehl zuging, sofort Petersburg zu verlassen und sich nach Dugino zu begeben, das Gut welches die verstorbene Kaiserin seinem Onkel für die Erziehung des jetzigen Kaisers geschenkt hatte.

Dieser Mann so stolz und muthig, der, so lange das Unglück ihn allein betraf, nur immer standhafter wurde und den Verfolgungen nicht dazu bringen konnten sich zu beugen, brach fast zusammen unter dem

Kummer, als er sah, daß seine geliebten Kinder und seine vergötterte Frau die ganze Härte des Exils mit ihm tragen sollten, in einem verfallenen Schlosse und ohne jede Hilfe im Falle der Krankheit und anderer Unglücksfälle. Diese Probe bestand er nicht und trotz seines Widerwillens gegen ein Gesuch um Gnade, wo er Anspruch auf Belohnung hatte, schrieb er im Augenblick seiner Abreise einen Brief an die Fürstin Gagarin, in dem er sie anflehte, Sr. Majestät die schreckliche Lage vorzustellen, in der er sich befände, da er gezwungen sei mit kranken Kindern und seiner Frau im 7. Monate der Schwangerschaft, sich auf ein Gut zu begeben, wo er kaum genügende Unterkunft finde und dadurch vielleicht Ursache des Todes seiner Lieben werde; daß er seine Majestät anflehe ihm zu gestatten, sich nach Moskau oder in dessen Nähe zu begeben.

Dieser Brief war anfangs ohne Erfolg. Der Kaiser wollte überhaupt vom Grafen Panin nicht reden hören. Schließlich entrissen die Beharrlichkeit, die Bitten und die Thränen der Fürstin die Erlaubniß für den Grafen in der Nähe Moskaus leben zu dürfen. In Petrowskoje Rasumowskoje haben sie sich niedergelassen in der Hoffnung daselbst ruhig leben zu können. Doch dem sollte nicht so sein.

Bei der Abreise des Grafen Panin wurde befohlen, alle Briefe des Grafen aufzufangen. Natürlich unterblieb jede Correspondenz, nur an seine Schwester glaubte Panin schreiben zu können und dieser Brief hat neue Verfolgungen hervorgerufen.

Ich habe diesen unglückseligen Brief gelesen; er erwähnt darin seiner Tante, der verwittweten Gräfin Czernyschow und der Wohlthaten, die sie ihm erwiesen. Diesen Ausdruck hat man interpretirt, aber wie? Sie werden vergeblich rathen Herr Graf! Die Tante bedeutet im neuen Lexicon — den Kaiser, die Wohlthaten — Verfolgungen. Kaum war diese Interpretation erfolgt, so erging der Befehl an den Marschall Soltykow, den Grafen Panin und seine Familie aus Petrowskoje zu entfernen und ihn im Gouvernement Moskau unter strenger Aufsicht zu behalten.

So ist er proscribirt, umherirrend, ohne zu wissen wie und wo er bleibt, ob er zwei Nächte in demselben Hause zubringen darf. Ein solcher Zustand könnte einen Einzelnen niederdrücken, aber nun mit Kindern und seiner Frau, die ihrer Niederkunft entgegensieht. Ich weiß nicht wie er das Alles ertragen wird. Seit jenem Unwetter habe ich keine Nachrichten von ihm.

Zum Schluß meiner peinlichen Schilderung, kann ich Ew. Excellenz nur bitten die Unebenheiten meines Stiles und die wirre Darstellung zu entschuldigen. Niedergedrückt durch den Verlust des einzigen Mannes, der mich an den Dienst fesselte, habe ich die Fähigkeit zu denken noch nicht wiedererlangt.

Mögen Sie, Herr Graf, im Schooße Ihrer liebenswürdigen Familie jenes Glück genießen, das solchen Gemüthern wie dem Ihren bestimmt ist. Mögen Sie noch lange sich dessen erfreuen, vor Allem aber stets ferne von unserem stürmischen Klima."

Bald nach seiner Ankunft wurde Graf Panin in Petrowskoje von einem Beamten des Auswärtigen Collegiums Priklonski besucht, der einen ganzen Tag bei ihm verbrachte und einen Brief an Murawiew Apostol schrieb, in dem er von seinem Besuch bei „unserem Cincinnatus" berichtete. Der Brief war P. unterzeichnet. Dieser Brief wurde dem erwähnten Befehl zu Folge aufgefangen; da das P. von Panins Hand schien, so benutzte Roſtoptschin diesen Brief um Panin völlig zu verderben. Obwohl im Briefe vom „Grafen" und von der in Umständen sich befindenden „Gräfin" die Rede war, behauptete er, der Brief sei von Panin geschrieben, unter Cincinnatus sei der Fürst Repnin zu verstehen, Panin sei also trotz des Verbotes in Moskau gewesen.

So plump die Intrigue war, sie fand doch Glauben. Der Kaiser erzürnt, daß Panin trotz des Verbotes nach Moskau gegangen sei und sein Befehl so schlecht erfüllt werde, befahl Panin noch weiter von Moskau zu entfernen und unter strenger Aufsicht zu halten.

Der Befehl Petrowskoje zu verlassen traf Panin wie ein Donnerschlag. Er siedelte auf ein Gut des Grafen W. Orlow über, hier wurde Alles zum Empfange seiner Frau und Kinder eingerichtet, als er durch einen Feldjäger nach Moskau gerufen wurde, um sich zu rechtfertigen: er mußte jene unschuldigen Briefe aus denen man ihm ein Verbrechen gemacht hatte eingehend erläutern und den Widersinn der Anklage im Einzelnen nachweisen. Dann kehrte er auf das Gut zurück.

Unterdeß war aber in Petersburg noch ein Anderer thätig gewesen. Als jener Priklonski erfuhr was sein Brief angerichtet habe, gerieth er außer sich; es gelang ihm zum Kaiser Zutritt zu erlangen, er warf sich ihm zu Füßen, bekannte sich als Verfasser jenes Briefes, erklärte den Inhalt und wies auf die Unmöglichkeit hin, den Brief so auszulegen, wie das geschehen sei.

Der Kaiser, wird berichtet, war gerührt durch den ritterlichen Muth Priklonskis und empört über die offenbare Täuschung von Seiten Rostoptschins; auch Kutaissow mit dem sich dieser überworfen, habe zum Sturz Rostoptschins mitgewirkt. Letzterer freilich stellt die Sache anders dar, er schrieb an S. Woronzow am 17. Febr. 1801: „Ich habe mich entschlossen, Se. Majestät um meine Entlassung zu bitten. Ich bin nicht länger im Stande gegen die Ränke und Verläumdungen anzukämpfen und in der Gesellschaft von Schelmen zu bleiben, denen ich nicht genehm bin, und die, weil ich unbestechlich bin, mit Recht mich im Verdacht haben, daß ich ihren Zwecken entgegenarbeite. Man gestatte mir mit meinem Weibe in Woronowo zu leben — darauf beschränkt sich jetzt mein Streben. Ihre Bemerkung über die Verbannung des Grafen Panin ist ganz gerecht. Das ist ein wahrer Dämon der Intrigue und ein echter Sohn Machiavells. Sogar verbannt setzt er seine Thätigkeit fort und wird zweifellos Erfolg haben. Es hat sich eine Gesellschaft der großen Intriguanten gebildet:[1]) Lopuchin, Kurakin, Graf Andrei (Rasumowski) und an der Spitze des Ganzen Pahlen, die vor Allem meine Aemter unter sich vertheilen wollen, wie Christi Rock, und großen Vortheil erwerben, indem sie die englische Sache in Schick bringen. Sie sehen in mir das Hinderniß, während ich nur den Willen meines Herrn ausführte, der keine Ausnahme duldet, und ich verhehle nicht, wenn wir wie bisher fortführen, so würden wir die Freiheit des Handels sicher stellen und großen Vortheil erreichen. Freilich darf man dabei nicht an eigenen Vortheil denken, wie unsere Herren das thun, sowohl die verabschiedeten als auch im Amte befindlichen, und nicht das jetzige Frankreich vom Standpunkt eines Emigranten betrachten."

Wie sehr Rostoptschin bestrebt war Panin in der Meinung Woronzows herunter zu setzen, sieht man aus folgendem Briefe vom 30. Juni 1801, der für aufmerksame Leser keines Commentars bedarf.

„Der Graf Panin ließ mich einen Brief von Ihnen lesen, in dem Sie ihn seinen theuren Freund nennen. Von diesem Tage an, habe ich, ohne Sie weiter mit meinen Briefen belästigen zu wollen, mich darauf beschränkt, Ihnen in meinem Herzen ergeben zu sein und hier das Gefühl der Verehrung für Sie, das meine Seele erfüllt, zu nähren. Ich fasse

[1]) Die Details dieser Sache bei Kotzebue, Refutation des Memoires secrets sur la Russie. Paris 1802. p. 25—26 und bei Brückner, Матеріалы и т. д. V. S. 625, bieten viel Interessantes, ebenda sind die incriminirten Briefe abgedruckt.

es nicht, wie der Graf Woronzow, ein so achtbares Wesen, den schmeichelhaften Titel seines Freundes, so verworfenen Persönlichkeiten wie dem Grafen Panin geben kann. Wodurch hat er Ihre Achtung verdienen können! Durch seine Gaben? Er hat sie nur zu niedriger Intrigue und zur Erreichung persönlicher Zwecke verwandt, um die Verhandlungen in Berlin scheitern zu machen, blos weil sein Onkel, der Strohkopf Fürst Repnin, damit betraut war, die mit Frankreich zum Abbrechen zu treiben, während man sie in die Länge ziehen konnte, Alles weil er (trotz seines Geistes) die französische Revolution wie ein französischer Emigrant beurtheilte, Vicekanzler geworden hat er sich damit beschäftigt, eine neue Coalition zu Stande zu bringen, deren Resultat für Rußland nur der fruchtlose Verlust tausender tapferer Männer sein konnte: dem unersättlichen Hause von Oesterreich vielleicht eine Vergrößerung, dem Despotismus des hochmüthigen England eine unangreifbare Stellung verschafft hätte. Ich will gar nicht reden von dem Verhalten des Grafen Panin seit dem Verlust seiner Stellung: es ist derart, daß er nach Gerechtigkeit das Schaffott verdient, die Verachtung der ehrlichen Leute und die Bewunderung der Lumpen. Er und Seinesgleichen haben mir die Ehre erwiesen mich für den Einen zu halten, der entfernt werden müsse. Sie haben es erreicht, indem sie sich des dummen Grafen Kutaissow und dessen Maitresse bedienten . . . Die Verläumdung hat mich nicht geschont, ich soll mich den Franzosen verkauft, von Bonaparte eine goldene Schaale erhalten, und Briefe zum Schaden Panins geschmiedet haben. Die Zeit wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Am 20. Febr. 1801 wurde Rostoptschin seiner Aemter entlassen.

Am 22. Febr. 1801 schrieb Dr. Rodgerson an den Grafen Woronzow:

„Man hat vom Grafen Rostoptschin mehr erwartet als er leisten konnte; man hat ihm sogar zum Theil die Aenderung des politischen Systems zugeschrieben. Das ist unbegründet; er hatte weder Plan noch System, sondern führte einfach die Befehle seines Herrn aus. Hierin war er vielleicht Egoist und weniger Patriot als Sie und ich. Aber das ist Thatsache und ich habe ihn wiederholt es bestätigen hören. Sie sehen also, daß er nicht wegen seines politischen Systems entlassen worden ist. Die Wahrheit ist, daß es von einem einzigen Mann abhing und dieser einzige hat sich ihm gegenüber verändert: er hatte sich einige Sarcasmen gegen dessen Geliebte erlaubt, die ihr berichtet wurden. Ich brauche wohl nichts

mehr hinzuzufügen. Ich habe Ihnen den wahren Grund der Entlassung des Grafen Rostoptschin geschrieben, der Vorwand war, er habe gewisse Briefe fabricirt, daß ist nicht richtig: die Briefe waren unverfänglich, aber zwei derselben waren von Herrn Priklonski ohne Unterschrift und wurden von der Moskauer Post, wo man sie copirte, dem Grafen Panin zugeschrieben."

Also: die dienstfertige Moskauer Post berichtete und Rostoptschin unterlegte den Bericht, offenbar sehr erfreut, ein solches Mittel gefunden zu haben um Panin zu schaden, ohne zu untersuchen, ob der Bericht begründet und die Anklage haltbar sei. So bot er selbst den äußeren Anlaß zu seinem Sturz, es wirkten aber noch andere Umstände mit, wie aus Rodgersons Brief ersichtlich ist.[1])

Am 16. Febr. erging der Allerhöchste Befehl, daß es dem Grafen Panin gestattet sei, zu wohnen wo er wolle, auch in beiden Residenzen. Zunächst konnte er in Folge des Zustandes seiner Frau nur so weit von der Erlaubniß Gebrauch machen, daß er nach Moskau zurückkehrte.

Sehr bald schien sein Schicksal eine andere Wendung zu nehmen — doch war es nur auf kurze Zeit.

Am 12. März war Kaiser Paul nicht mehr unter den Lebenden.

Graf Panin war als Vicekanzler dem damaligen Thronerben näher getreten und hatte durch seine großen Fähigkeiten dessen Vertrauen erworben, besondern Eindruck hatte ein ernstes Gespräch über die Pflichten des Thronfolgers im Interesse des Staates gemacht.

Dieses Gespräch hatte im Herbst 1800 stattgefunden, in Folge von Verhandlungen zwischen den Grafen Pahlen und Panin über die Nothwendigkeit und die Bedingungen einer Regentschaft, worüber es in Rußland an einem Gesetze völlig mangelte.

Gleich nach seiner Thronbesteigung, noch am 13. März ließ Kaiser Alexander dem Grafen Panin schreiben, er möge sofort nach Petersburg kommen.

In der Nacht auf den 21. März traf Panin in Petersburg ein; über die Erlebnisse der nächsten Tage liegt ein ausführlicher Bericht in einem Briefe an seine Frau vor, den wir folgen lassen.

St. Petersburg, den 22. März 1801.

„Der Schein ist gegen mich, als ob ich Dich, meine zärtliche Freundin, vernachlässige und doch habe ich mir nichts vorzuwerfen, aber selbst wenn

[1]) Das Detail bietet manches Interessante, vgl. Brückners Матеріалы V. S. 625 ff.

Dein Herz nicht zu meinen Gunsten spräche, würde die einfache Darlegung meiner Erlebnisse meine Unschuld darthun, und Dir beweisen, daß ich unmöglich früher schreiben konnte.

In der Nacht von Mittwoch (20.) auf Donnerstag (21.) angelangt, fand ich meine Schwester (Tutolmin) schon schlafend; nach langer Berathung mit Priklonski, wurde beschlossen, sie wecken zu lassen. Ich schreibe nichts von der Freude des Wiedersehens, noch von der Begier, mit der ich so viel erregende Einzelheiten des Tagesereignisses verschlang. Unsere Unterhaltung zog sich bis 5 Uhr Morgens hin, dann ging ich auf mein Zimmer in der Beletage, die meine Schwester mir eingeräumt hat, um mich einen Augenblick aufs Bett zu werfen, jedoch trotz meiner Ermüdung ohne schlafen zu wollen, denn ich mußte zum Lever des Kaisers erscheinen. Um 7 Uhr war ich schon in Seinem Vorzimmer. Se. Majestät war schon lange angekleidet, aber da Sie mit Ihren Secretairen arbeitete, mußte ich fast eine Stunde warten. Beim Eintritt in sein Cabinet warf ich mich zu Seinen Füßen, um ihm die Hand zu küssen, aber der Kaiser hob mich auf und umarmte mich mit einer Güte, für die ich keinen Ausdruck finde. Er begann sofort eine intime Unterredung über Seine eigene Stellung. Ich kann sie hier nicht wiedergeben und muß mich begnügen Dir zu sagen, daß sie lange dauerte, immer in demselben Ton vollsten Vertrauens; darauf ging S. K. M. auf die Politik über und ich hatte das Glück aus Allem, was Sie mir sagten, das unbegrenzteste Vertrauen zu mir zu erkennen; so sehr, daß Sie geruht hatten jede Entscheidung bis zu meiner Ankunft auszusetzen, indem Sie Ihren Ministern erklärten, Sie wollten nichts thun, bevor Sie mich gehört hätten. Zum Schluß der Unterredung, sagte der Kaiser mir, Er habe mich kommen lassen, um mir die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wieder zu übergeben, Er ging in Seiner Herablassung und Güte so weit, sich zu entschuldigen, daß er den Fürsten Kurakin und den Grafen Pahlen auf ihren Plätzen belasse und mich fragte, ob ich mit ihnen zusammen dienen wolle, mit der allerformellsten Versicherung, daß ich allein die Angelegenheiten leiten werde und bot mir den Titel eines Vicekanzlers an; da jedoch aus Rücksicht auf den Fürsten Kurakin dieser Titel ihm verbleiben sollte, so schien diese Concurrenz Se. Majestät in Verlegenheit zu setzen. Konnte ich auf eine so großherzige Zartheit anders als durch ein Opfer antworten, das ein Pfand meiner Uneigennützigkeit wäre? Ich erklärte dem Kaiser sofort, daß ich auf den Titel des Vicekanzlers verzichte,

indem ich hinzufügte: Seine Achtung und Sein Vertrauen seien die einzigen Gegenstände meines Ehrgeizes, daß ich in Seinem Dienste keine Rivalität kenne, daß mir jeder Titel recht sein werde und Se. Majestät meines Gehorsams und meiner grenzenlosen Ergebenheit versichert sein könne. Die Art, wie der Kaiser sich hierauf äußerte, gab mir die Befriedigung, daß mein Verhalten Seinen erhabenen Beifall habe; dazu finde ich mich belohnt durch die Wirkung, die es auf den Fürsten Kurakin geübt hat. Die ausschließliche Führung seines Titels schmeichelt ihm unendlich und läßt keinen Raum dem Bedauern, daß er sich auf eine vollständige Richtigkeit beschränkt sieht. Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. Vom Hofe ging ich zu ihm, er empfing mich wie einen Bruder, obwohl er noch nichts von meiner Rücksichtnahme gegen ihn wußte. Denke Dir mein Erstaunen, theuere Freundin, als er mir ein Testament des verstorbenen Kaisers zu lesen gab, errichtet im Jahre 1788,[1]) durch welches unter Anderem, dem Chef meines Hauses (also mir) eine Diamantfeder am Hute zu tragen und Sein Portrait vermacht und zugleich Seinem Erben die Verpflichtung auferlegt ist, durch seine Wohlthaten gegen mich Seine Verpflichtung, die Schulden meines Onkels zu bezahlen, einzulösen. Der junge Kaiser hat heute Abend von diesem Testament Kenntniß genommen und erklärt, daß er die Absichten Seines Vaters mit der gewissenhaftesten Genauigkeit ausführen werde.

Nach meinem Besuche bei Kurakin ging ich nach Hause, wo ich fast alle meine Verwandten und Freunde vorfand. Baron Armfelt war darunter und schien sehr zufrieden mich wiederzusehen; Fürst Kurakin kam bald darauf und speiste bei mir. Nach Mittag erwiederte ich den Besuch des Grafen Pahlen, der mir zuvor gekommen war. Wir sollten zusammen zum Kaiser gehen, allein eine unerwartete Conferenz mit dem schwedischen Botschafter änderte unseren Entschluß. Ich ging dann zu Hofe, wohin die Kaiserin Mutter mich hatte rufen lassen und mich ein paar Stunden zurückhielt in Gegenwart des Fürsten Kurakin. Wenn ich Alles berichten könnte, was sie mir gesagt hat, so würde dieses Papier von Deinen Freudenthränen benetzt werden. Es ist unmöglich sie zu hören, ohne bis auf den Grund der Seele gerührt zu werden. Als ich sie verließ, ging ich zum großen Hof und begegnete zufällig Ihren Kaiserlichen Majestäten, die sich zum Gebet begaben, so wurde ich der jungen Kaiserin vorgestellt

[1]) Damals lebte Panins Vater noch.

in einem Augenblick, wo ich es am wenigsten erwartete. Sie ist schöner geworden und ihr Verhalten hat sich ganz und gar geändert. Ein Ton der Unbefangenheit mit Würde gepaart hat jene außergewöhnliche Verlegenheit ersetzt, welche sie früher daran hinderte, die Fähigkeiten zur Repräsentation, die sie besitzt, zur Geltung zu bringen. Sie hat sich in der liebenswürdigsten Weise nach Dir erkundigt. Ich blieb noch einige Zeit am Hofe und kehrte zum Abendessen nach Hause zurück. Du wirst begreifen, mein theueres Herz, daß ich der Ruhe bedurfte und unmöglich schreiben konnte. Seit unserer Trennung bis zur letzten Nacht, habe ich im Ganzen $3^1/_2$ Stunden geschlafen. Es war in Simogorje, wo ein entsetzlicher Orkan mich zwang, zur Fortsetzung der Reise den Anbruch des Tages zu erwarten. Ich nehme meinen Bericht wieder auf. Diesen Morgen mußte ich vor 7 Uhr aufstehen, weil ich bald darauf mich zum Kaiser begeben sollte. Die Arbeit der Minister, die vor mir im Cabinet waren, dauerte so lange, daß ich erst um 9 Uhr eingeführt wurde. Der Kaiser behandelte mich mit derselben Güte wie gestern und geruhte mir völlig die Leitung des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen. Ich habe den Vortrag mit der Befugniß, jedes Mal, wo ich meine Anwesenheit für überflüssig halte, Engel zu senden. Ich ausschließlich habe die Verhandlungen mit dem diplomatischen Corps. Endlich die Ausfertigung alles dessen was schriftlich gegeben wird, ist auch mein Theil. Für den Anfang übertrugen S. K. M. mir eine Arbeit, die so viel Fleiß erfordert, daß ich schon am Werk sein sollte und man mir einen Vorwurf daraus machen könnte, einen so langen Brief zu dictiren. Nimm mir also, herzige Freundin, den Laconismus der folgenden Briefe nicht übel, ich würde schlecht Deine Wünsche erfüllen, wenn ich meine Gesundheit durch Nachtwachen schädigte, um Dir einige Zeilen mehr von meiner Hand zu senden. In der ersten Zeit werde ich kaum eine halbe Stunde am Tage für mich haben. Aber die Arbeitslast wird sich vermindern, wenn wir nur erst dazu gekommen sind, einige Ordnung geschaffen zu haben.

Morgen findet die feierliche Ueberführung der Leiche des Verstorbenen in die Festungs-Kirche statt. Ich sollte dem Conduct zu Fuß voraufgehen und auf einem Kissen die große Kaiserliche Krone tragen. Der Weg ist 8 Werst lang, weil man zwei Brücken passiren muß und einen großen Umweg machen. Du kannst Dir denken, was ich bei dieser Kälte im einfachen Hofkleide gelitten hätte. Glücklicher Weise hat Se. Majestät mich davon befreit, so daß ich im warmen Zimmer sitzen werde mit der

Feder in der Hand, während mein Stellvertreter glücklich sein wird, die Krone tragen zu können.

Der Rest dieses Tages ist für mich nicht weniger ermüdend gewesen, ich übergehe die Einzelheiten, da ich bereits am dritten Bogen bin.

Fürst Dolgoruki und Tutolmin sind diesen Morgen angelangt und haben mir Deine Briefe gebracht. Ich habe mit Ueberraschung, aber zugleich mit Befriedigung ersehen, daß Du noch nicht entbunden bist, denn wenn das Ende Deiner Schwangerschaft gleich auf meine Abreise gefolgt wäre, so hätte ich mich nicht der Befürchtung entschlagen können, daß der Kummer es beschleunigt hätte. Jetzt erwarte ich Brentschinow ohne Unruhe, nur mit Ungeduld.

Was wir für Deinen Onkel erwünschten,[1]) ist erreicht, wie Du aus beiliegendem Brief an Papa ersehen wirst, Du wirst das Vergnügen haben Deinen Onkel früher als mich zu sehen.

Bisher sind alle Bemühungen meiner Freunde, für mich eine Wohnung zu finden, vergebens gewesen, in der ersten freien Stunde will ich das Haus Naryschkin an der Moika besehen, man empfiehlt es. Wirst Du nicht durch die Entfernung erschreckt sein?

Ich habe vielleicht manches Wichtige vergessen, verzeihe es mir: mein Kopf ist ein Chaos.

Ich umarme Dich und drücke Dich an mein Herz, auch Sophie, Adele, Alexander und den Neugeborenen.[2]) Adieu mein schöner Engel. Verzeihe mir die Verspätung dieses Briefes, ich versichere Dich noch einmal, daß es nicht meine Schuld ist. Tausend Grüße an alle die Deinen."

Einige Tage später:

„Der Kaiser hat sich eingehend nach Dir erkundigt. Die Kaiserin ist unwohl, ich werde heute oder morgen meine Aufwartung machen. Ich arbeite alle Tage mit dem Kaiser in seinem Cabinet, bald morgens früh, bald abends, oft mehrmals am Tage .... Wenn ich Dir von den Tugenden unseres neuen Herren erzählen sollte und von den Gefühlen die er jedem einflößt, der in seine Nähe kommt, so hätte das kein Ende. Er hat das Herz und die Seele Katharina II. und in jeder Stunde des Tages erfüllt er das Versprechen seines Manifestes.

Ich drücke Dich an mein Herz theuere Sophie, ebenso wie die Kinder. Gott wacht über die Tugend und Unschuld, denn er hat unser Vaterland

[1]) Die Erlaubniß zur Rückkehr des Grafen Alexei Orlow.

[2]) Graf Viktor wurde übrigens erst am 28. März geboren.

gerettet. Ich rechne auf seine Güte für Dich und erwarte Deine Niederkunft ohne Unruhe. Tausend Grüße für alle die Deinen."

Ueber die in dem ersten Briefe erwähnte Audienz Panins bei der Kaiserin Mutter und seine Beziehungen zu ihr, besitzen wir folgenden Bericht eines Zeitgenossen:

„L'empereur Alexandre, en montant sur le trône, fit appeler Panin à St.-Pétersbourg et le nomma vice-chancelier (21 mars 1801). Le jour même il fut question de cette nomination devant l'Impératrice-Mère; elle se récria contre un pareil choix et demanda à l'empereur, s'il y avait suffisamment réfléchi; Alexandre répondit qu'il venait déjà de signer l'oukase de sa nomination. Lorsque Panin se présenta en sa nouvelle qualité à l'Impératrice-Mère, elle ne voulut pas lui donner sa main à baiser avant qu'il ne lui eût dit sur son honneur, s'il avait, oui ou non, pris part à la fatale catastrophe. Panin répondit: „„Madame, je ne puis dire qu'une chose à V. M., c'est qu'en ce moment je ne me trouvais même pas à Pétersbourg.““

In diesem Gespräch haben wir offenbar den Grund der späteren unversöhnlichen Feindschaft der Kaiserin Mutter zu suchen. Panins Antwort war sehr gewandt und sehr diplomatisch, aber sie war nicht ganz offen.

Zunächst waren Panins Beziehungen zur Kaiserin Mutter die denkbar günstigsten, sie beehrte ihn mit ihrem vollem Vertrauen und wandte sich mit Vorliebe an ihn. Es liegt eine Reihe Handschreiben an ihn vor, vom 13. April bis zum 10. Sept. 1801, sämmtlich in sehr vertraulichem Tone gehalten.

Panins Thätigkeit als Minister des Auswärtigen dauerte 6 Monate, bis zum 30. Sept. Mit welcher Energie er arbeitete, wie umfassend seine Thätigkeit, davon legen seine Depeschen und Denkschriften ein beredtes Zeugniß ab. Es war die angestrengteste Arbeitszeit seines Lebens.

Obwohl an der Spitze des Ministeriums ein Collegium stand, so arbeitete er doch allein mit dem Kaiser oft stundenlang. Anfangs in voller Uebereinstimmung, denn der Kaiser billigte was er vorschlug; sehr bald änderte sich das, er merkte wie das Vertrauen des Kaisers sich verminderte, sein Einfluß schwand und durch den anderer Personen aus der Umgebung des Kaisers ersetzt wurde. Der Kaiser verhandelte wohl auch direct mit Gesandten, z. B. Düroc, ohne daß Panin etwas davon erfuhr. Panin handelte stets consequent nach einem festen Plan: sein Ziel war Niederwerfung der Revolution. Kaiser Alexander schwankte oft und ließ sich

gern scheinbar beeinflußen, um das zu thun, was er im Stillen eigentlich selbst wollte. Sowie Panin solche Differenzen merkte, wandte er sich offen an den Kaiser. Dann erhielt er eine beruhigende Antwort, es schien Alles ausgeglichen — aber es schien nur so, im Geheimen arbeitete das Mißtrauen weiter. Im Sommer 1801 wurde Graf Pahlen, auf das entschiedene Verlangen der verwittweten Kaiserin, vom Hofe entfernt.

Als versteckter Gegner Panins zeigte sich Graf S. Woronzow. Die beiden Staatsmänner, die sich nie gesehen haben, führten eine ausgedehnte und sehr intime Correspondenz, auch mit der Gräfin Panin hat Woronzow correspondirt. Sein Sohn, der zum ersten Mal nach Rußland kam, wurde im Paninschen Hause auf's Herzlichste empfangen. Die ersten Meinungsverschiedenheiten in politischen Fragen zwischen beiden Staatsmännern traten um diese Zeit hervor. Woronzow, unzufrieden mit verschiedenen Maßregeln der neuen Regierung, machte Panin darüber Vorwürfe in den schärfsten Ausdrücken, indem er ihm die Schuld an den gemachten Fehlern zuschob.

Panin antwortete völlig offen, er schilderte in geheimen, mit sympathetischer Tinte geschriebenen Briefen seine schwierige Lage, charakterisirte die Schwächen und Eigenheiten des Kaisers. Woronzow schickte Copien dieser Briefe nach Petersburg und schrieb in den heftigsten Ausdrücken gegen Panin an Andere, während er fortfuhr scheinbar offen und vertraulich mit Panin zu correspondiren, um ihm weitere Ausdrücke der Unzufriedenheit zu entlocken. Panin hatte lange Zeit keine Ahnung von diesem Verfahren und daß Woronzow voll Haß gegen ihn arbeite. Es ist sehr wahrscheinlich, daß jene intimen Aeußerungen über den Kaiser diesem mitgetheilt wurden und natürlich tief verletzen mußten. Selbst Woronzows Freunde tadelten sein Verfahren. Die Thatsachen haben bewiesen, daß Woronzow in seinen Vorwürfen Unrecht hatte. Er warf Panin vor, in Preußens Interesse zu handeln und in Berlin freute man sich über Panins Rücktritt, — England gegenüber feindlich zu sein und die englischen Staatsmänner bedauerten Panins Rücktritt; — ein Freund Frankreichs zu sein und ohne Wissen des Kaisers einen Frankreich günstigen Artikel in die Convention eingeschoben zu haben und die ganze Convention war gegen Panins Ansicht vom Kaiser befohlen.

Selbst Woronzows Bruder, der kein Freund Panins war, warf jenem vor, er übertreibe, ebenso Kotschubei, Tschitschagow. S.

Woronzow hörte auf nichts, auch nach Panins Sturz fuhr er fort ihn zu schmähen.

Wie würdig war dagegen Panins Verhalten. Als er erfuhr, wie seine Offenheit mißbraucht worden war und sich überzeugte, daß keine Erklärung angenommen worden, brach er einfach die Correspondenz ab, nie hat er sich hergegeben, auf Schmähungen zu antworten. Er schwieg und überließ das Urtheil der Geschichte.

Panin fuhr fort gegen die Annäherung an Frankreich zu arbeiten, während Kaiser Alexander eine Annäherung wünschte; so ward die Entfremdung zwischen beiden immer größer.

Panin sprach sich energisch dagegen aus, daß der Kaiser Laharpe zu sich einlade, auch das verletzte den Kaiser.

Ende August oder Anfang September erhielt Panin einen Brief von seinem Freunde Murawiew, der ihn warnte.

Wien, den 23. August 1801.

Privatim und sehr geheim.

Nehmen Sie sich in Acht, theuerer Graf, man schmiedet Ränke gegen Sie, man intriguirt, ich bin dessen sicher. Die Fäden der Intrigue sind mir freilich unbekannt, aber ich weiß es sicher, daß Sie Feinde haben, die darauf brennen Ihnen zu schaden, die nicht die geringste Gelegenheit vorüber gehen lassen werden, Ihr Ansehen bei dem Herrn zu untergraben.

Wie können Sie das in Wien wissen? werden Sie sagen. Ich antworte, man beobachtet oft besser aus der Ferne als in der Nähe.

Vor Allem die Erbprinzessin von Baden[1]) gehört nicht zu Ihren Freunden, ich weiß freilich nicht warum: Als sie von Karlsruhe abreiste, war sie sehr gegen Sie eingenommen und ganz vernarrt in Rasumowski, dessen Schwester, die Gräfin Apraxin, längere Zeit vor deren Abreise nach Rußland bei ihr war und sich viel von dieser Reise, durch den Einfluß, den die Schwiegermutter auf den Schwiegersohn haben werde, verspricht. Folgendermaßen bin ich zur Kenntniß dieser Umstände gelangt.

Nach dem Tode Paul I. meinte die Königin von Neapel, es werde ihr Nutzen bringen, wenn die Erbprinzessin von Baden, um deren Reise nach Rußland sie wußte, sich für sie und ihre Angelegenheiten interessire,

[1]) Die Mutter der regierenden Kaiserin Elisabeth.

da sie voraussetzte, sie könne nicht ganz ohne Einfluß sein. Sie sandte am 25. Mai den Grafen Erbach, dessen Einfluß auf die Erbprinzessin sie kannte, nach Karlsruhe. Der Graf, der durch frühere Wohlthaten der Königin verbunden ist, erhielt Befehl, seine Briefe an d'Antraigues zu richten. In Karlsruhe angelangt, fand er sie in bester Stimmung für Rußland und sehr befreundet mit der Gräfin Apraxin. Bei ihrer Abreise nach Rußland kehrte er nach München zurück und schrieb am 7. August mit sicherer Gelegenheit an d'Antraigues einen langen Brief, den dieser mir zeigte, bevor er ihn der Königin übersandte. Erbach schrieb: „Die Prinzessin ist ganz eingenommen für Rasumowski, d. h. sie gehört zur Partei, welche ihn zu fördern sucht, ebenso geschickt wie klug geht sie jetzt nach Petersburg, entschlossen, das Unmögliche zu thun, um Panin, den Preußen, gegen den sie verschnupft ist, aber den sie fürchtet, zu beseitigen. Sie verabscheut Preußen und ist ganz österreichisch. Gewandt, zu allen Mitteln bereit, wird sie sich nichts vergeben und Alles thun um durchzudringen. Das Wesentliche ist, daß die Königin es wisse und das Resultat voraussehe, um sich danach zu richten. Ich kann ihr nicht schreiben so lange sie in Rußland ist, das ist ein Versprechen, das sie ihren Freunden abgenommen hat: Sie sehen was für Vorsichtsmaßregeln sie ergreift."

Da sie Sie nicht mit einem Schlage vernichten kann, wird sie Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten, intriguiren, sich mit denen verbinden, die sie Ihnen mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegenstellen kann. Hieraus läßt sich schließen, daß die Personen, vor denen Sie sich am meisten hüten müssen, sind: Kotschubey, der ihre Stelle haben will und Rasumowski, der glaubt, daß er seiner um so sicherer sein werde, wenn es ihm gelänge, Sie die Ihre verlieren zu lassen. Verlassen Sie sich darauf, was ich Ihnen sage. Ich kann freilich von hier aus weder den Umfang dieser Intrigue, noch die Macht, den Einfluß und die Mittel Ihrer Gegner beurtheilen; es ist endlich möglich, daß bei dem Engels-Charakter unseres Herrn sie machtlos ist. Wenn ich aber daran denke, daß Sie am Hofe leben, so erwacht meine Unruhe immer von Neuem. Ich weiß, daß Sie der Mann sind dem Sturme zu trotzen und einem Gewitter Stand zu halten; aber sind Sie der Mann, niedrigen Intriguen zu begegnen und in das dunkle Labyrinth der Hofkabale einzudringen? Ich glaube es nicht. Stark durch ein reines Gewissen, ganz Ihrer Pflicht ergeben, treuer Unterthan, eifrig besorgt um das Wohl des Vaterlandes, werden Sie stets

erhobenen Hauptes direct auf das Ziel losgehen und die kleinen Mittel, ohne welche man nicht lange auf dem glatten Parquet des Hofes gehen kann, vernachlässigen oder vielmehr verachten.

Wären meine Befürchtungen und Beunruhigungen doch unbegründet! Hätten Sie doch vollen Grund sich über meine trübe Voraussicht aufzuhalten. In jedem Fall werden Sie es mir nicht übel nehmen, denn Sie kennen die Gefühle, die mich beseelen werden, so lange ein Lebenshauch in mir bleibt.

Halten Sie mich nicht für einen Schwarzseher, wenn Sie meine eigenhändige Depesche an den Kaiser lesen. Ich sehe schwarz, aber ich sehe so, weil die Sachen so sind. Von diesem Hofe ist nichts zu erwarten. Wenn Sie mich noch lange hier lassen, wird man mir den Hals brechen. Ich stehe hier als Zielscheibe für die Eifersucht und den Haß der Partei Rasumowski. Seine Frau jammert über die Verzögerung seiner Ankunft, sie beklagt sich offen über Sie und über mich, indem sie sagt, Sie seien ein Feind ihres Mannes und ich sei Ihre „verfluchte Seele". Ich ärgere mich nicht über diese Bezeichnung, aber sie fügt hinzu, ich sei Ihr Geschöpf und das empört mich, denn ich bin Niemandes Geschöpf mit Ausnahme des Schöpfers. Alles dieses macht meine Lage unangenehm und traurig.

Um des Himmels willen belohnen Sie mich für meine Leiden, indem Sie mir eine Reise nach Italien gestatten. Ich rechne zu sehr auf Ihre Freundschaft, um mir nicht zu schmeicheln, daß Sie mir diese Bitte nicht abschlagen werden. Wenn ich unterdeß den Befehl bekomme, zurückzukehren, so werde ich trotzdem Ihre Antwort auf diese dringende Bitte hier abwarten.

Ich werde Ihnen Priklonski als Courier zurückschicken, zunächst weil er hier an Heimweh vergeht und dann weil ich meine Mittel zu Rathe halten muß, um besser zu sehen und zu hören. Theuerer, verehrungswürdiger Cincinnatus! verweigern Sie mir die Gnade nicht, die ich von Ihnen erbitte. Es ist die einzige dieser Art, um die ich Sie angehen werde. Sie sollen es wissen, wenn Sie sie mir nicht gewähren, werden Sie mir den brennendsten Kummer verursachen.

Adieu geliebter und verehrter Herr, vergessen Sie mich nicht und gewähren Sie mir einen kleinen Urlaub um Italien zu sehen. Sie werden dadurch mich auf den Gipfel der Freude erheben, der Ihnen mit Leib und Seele ergeben ist und nicht eher aufhören wird Sie zu lieben, als wenn er aufhört zu athmen.

Der Marchese di Formica, genannt Murawiew.

Ueber die gesellschaftliche Stellung des Grafen Panin schreibt Dr. Rodgerson dem Grafen S. Woronzow im Sommer 1801: „Graf Panin steht allein und isolirt, ich sehe ihn selten seit seiner Rückkehr, er ist stets in seinem Cabinet wo er arbeitet; er lebt auf der Datsche. Ich kannte den Grafen Panin seit meinem Aufenthalt in Berlin, habe ihn oft gesehn und mich bestrebt ihm nützlich zu sein. Nach seiner Rückkehr habe ich ihn selten gesehen. Ich suche ihn nicht auf und er ist so steif, so zurückhaltend und so beschäftigt mit seinen Gedanken in seinem Cabinet, daß er nicht hinausblickt um zu sehen was draußen vorgeht. Er ist mit Niemandem liirt und sein Benehmen ist nicht anziehend. Da er nirgends hingeht und da man zu ihm selten geht, mit Ausnahme der Erholungsstunden, in denen man ihn sehen kann, so kommt es, daß die, die keine unumgänglichen Geschäfte mit ihm haben, aufhören ihn zu besuchen. Trotzdem kann man ihm Talente und in seinem Vaterlande seltene Kenntnisse nicht absprechen. Ich wünschte anfangs Ihr Bruder und er wären mehr befreundet; aber ich glaube, daß die sehr natürliche Vorliebe Ihres Bruders für den Grafen Kotschubey dem Anderen Mißtrauen und Eifersucht eingeflößt hat. Ich glaube, er gilt sehr viel bei dem Herrn, aber nicht ausschließlich. Ihr Bruder wird in allen wichtigen Sachen befragt."

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß sich um den Grafen Panin, nicht ohne seine Schuld, eine gewisse verhängnißvolle Leere gebildet hatte, ein Zeichen daß es ihm an Unterstützung bei Hofe fehlte.

Wir sahen oben, daß gegen den Grafen Panin beim Kaiser, eine tiefe Verstimmung eingetreten war: Alexander I. suchte einen gewandten Vollstrecker seines Willens, der dem Form und feste Gestalt gebe, was er wolle, der wo nöthig errathe wie er es meine; besonders für sein Gefühl mußte freier Raum bleiben. Ein Rathgeber der streng ein festes System befolgte, aus jedem Wort mit strenger Logik gleich alle Consequenzen zog, der sich seinem Willen nicht geschmeidig fügen wollte, sondern bei seiner eigenen Meinung starr verblieb und sie immer von Neuem zur Geltung zu bringen suchte, war ihm unbequem. Er selbst aber hatte Panin die ausschließliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Da gab denn Fürst Kurakin den nöthigen äußeren Anstoß, wohl kaum ohne Wissen des Kaisers. Die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten hatte dem Gesetze nach, ein Collegium — allein das Collegialprincip war nur der Form nicht dem Wesen nach in Rußland eingeführt worden — zu allen

Zeiten hatte entweder das älteste Glied des Collegiums oder ein außerhalb desselben stehender Staatsmann die Angelegenheiten geleitet. Nun hatte Panin es versäumt dem Fürsten Kurakin nicht gar zu sehr seine Nichtigkeit empfinden zu lassen. Kurakin war also, als er die veränderte Stellung Panins zum Kaiser merkte, sehr bereit von Panin zu verlangen (24. Sept.) daß er seine Stellung als Vicekanzler mehr berücksichtige. Wie offenbar vorausgesehen, ging Panin nicht darauf ein. Nun benachrichtigte ihn Kurakin als Vicekanzler am 28. Sept., daß Se. Majestät geruht haben, auf seinen Antrag, zu genehmigen, daß er als Vicekanzler bei Panins Vorträgen zugegen sein, die Gesandten empfangen und mit ihnen verhandeln solle, zugleich bestimmte er den Tag des Empfanges und lud Panin zur Theilnahme ein. Dadurch war Panin fast auf die Rolle eines vortragenden Rathes reducirt.

Panin, der sich zu sehr auf die Festigkeit seiner vom Kaiser einst selbst bestimmten Stellung verlassen hatte, obwohl sie im Gesetze keinen Grund hatte, war entrüstet über das Verfahren und brach mit Kurakin für immer. Zugleich reichte er ein Gesuch um Beurlaubung auf 3 Jahre ein (30. Sept.). Sein Gesuch wurde sofort angenommen und der Urlaub am selben Tage bewilligt, durch folgendes eingenhändig geschriebene Rescript des Kaisers, Moskau, den 30. Sept. 1801.

„Ich habe, Herr Graf, ihren Brief erhalten. Ich werde nicht von dem Erstaunen reden, das er mir verursacht hat. Ich muß und will glauben, daß, da sie diesen Schritt gethan haben, sie ihn nach ihrem Gewissen thun mußten. Es bleibt mir nichts übrig als ihnen für die Mühe, die sie sich gegeben haben, zu danken und zu wünschen, daß ihre Gesundheit bald ihnen die Möglichkeit gebe, ihrem Vaterlande von neuem mit demselben Nutzen wie bisher zu dienen. Empfangen sie, ich bitte, die Versicherung meiner Achtung." Alexander.

Der Graf machte wohl sich oder Anderen eine Illusion vor, wenn er aus diesem Schreiben beweisen wollte, der Kaiser habe sein Ausscheiden aus dem Amte bedauert.

Als die verwittwete Kaiserin die Entlassung Panins erfuhr, machte sie ihrem Sohne die ernstesten Vorwürfe: bei solchem beständigen Wechsel werde er niemand an sich fesseln; Panin verdiene unter seinen Ministern ohne Widerrede das meiste Vertrauen, wegen seiner Fähigkeiten, wegen seiner Zuverlässigkeit, der Reinheit seines Charakters,

Der Kaiser erwiderte nichts, schrieb jedoch noch denselben Abend seiner Mutter ein Billet, in dem er mittheilte, daß Panin ihm zuerst von einer Regentschaft gesprochen habe und sandte ihr eine Copie jenes vertrauten Briefes von Panin an Woronzow mit den ungünstigen Urtheilen über ihn, den Kaiser. Von nun an war Panin in den Augen der verwittweten Kaiserin ein verlorener Mann, sie glaubte von ihm getäuscht zu sein, dazu kam die Verletzung ihres Stolzes auf ihren Sohn.

Panin, der keine Ahnung davon hatte, hoffte nach Ablauf seines Urlaubs einen Botschafterposten zu erlangen und meinte auf die Gunst des Kaisers rechnen zu können. Die hatte er vollständig eingebüßt, so sehr, daß als der Kaiser zufällig erfuhr, daß er gelegentlich seinen Kammerdiener als Courier mit Depeschen an den Grafen Markow nach Paris gesandt hatte, dieses fast als Hochverrath betrachtet wurde.

Obwohl er sich eingehend rechtfertigte, half ihm das nichts. Seine Gegner sprachen von ihm nur als von einem Staatsverbrecher und meinten, da Panin den Winter in Petersburg verbringen wollte, er wolle wohl wieder in's Amt kommen, ihm sei Alles zuzutrauen. Die Stimmung des Kaisers gegen ihn zeigt sich in dem Wort an den Grafen Kotschubey, der nur ungern die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte und den Kaiser um Verwendung in einer anderen Branche bat, „Werden sie mir nicht noch den Grafen Panin vorschlagen?“[1])

Im Jahre 1802 unternahm Graf Panin zunächst eine Reise nach Finnland, wurde jedoch auf Befehl Gustav IV. ausgewiesen. Er kehrte zurück und beschwerte sich beim Kaiser über dieses Verfahren. Der Kaiser, der ihn zur Tafel einlud, sagte ihm: „Jedenfalls hat ihre Ausweisung mir das Vergnügen bereitet, sie bei mir zu sehen.“ Es war das letzte Mal, daß er den Kaiser sah. Seiner Beschwerde wurde keine Folge gegeben.

Als Panin bemerkte, daß er von Aufpassern umgeben war, verließ Petersburg und unternahm eine Reise in's Ausland. Bei seiner Rückkehr wurde ihm verboten an den Orten sich aufzuhalten, wo sich der Kaiser

[1]) Für das höchst interessante Detail, das hier nur gestreift werden konnte, verweisen wir auf Prof. Brückners Marepiaux in denen die Depeschen und Briefe im französischen Original veröffentlicht sind, besonders auf Cap. VIII, IX, X und XI des VI. Bandes.

befinde. Er bat um gerichtliche Untersuchung seines Verhaltens, die Bitte blieb unbeantwortet. Hierauf reichte er sein Gesuch um Entlassung aus dem Dienste ein, es wurde sofort bewilligt. Ueber 30 Jahre hat er als Verbannter unter polizeilicher Aufsicht auf seinen Gütern gelebt. Zwei Mal wurde ihm eine Reise in's Ausland aus Gesundheitsrücksichten gestattet. Im Jahre 1837 ist er gestorben.

J. Engelmann.

Recht und Moral.

Ein Vortrag.

Hochverehrte Anwesende!

In seinem „Laokoon" hat Lessing die Grenzen zwischen Dichtkunst und Plastik dahin bestimmt, daß die erstere es mit der Bewegung, die letztere mit der ruhigen Schönheit als Gegenstand zu thun hat. Der Maler und Bildhauer kann keine Veränderung, keine sich fortsetzende Bewegung schildern, sonst geräth sein Kunstwerk, welches ja durch Jahrhunderte unverändert bleibt, mit seinem Object in beständigen Widerspruch. Der Dichter und mit ihm der Redner soll nicht das Starre, das Unveränderliche darstellen, sonst verliert er künstlerische Kraft und Wirkung, sonst wird er das Schrecklichste, was man ihm nachsagen kann — wenn es mit Recht geschieht — er wird langweilig.

Je lebhafter, je wärmer die Bewegung ist, welche der darzustellende Gegenstand darbietet, desto mehr steigt das Interesse des Hörers und Lesers an der Darstellung. Ist der vorgetragene Stoff nur überhaupt der Zuneigung werth, so wird die letztere sich immer mehr vergrößern, je wechselnder die Schicksale und die Entwicklung desselben werden. Die größte Bewegung, die spannendste Entwicklung wird aber da geboten, wo ein Kampf dargestellt wird, ein Kampf zwischen zwei Personen oder Mächten, von denen jede für sich liebenswerth oder verehrungswürdig durch den Reichthum ihrer Eigenschaften und Kräfte die Entscheidung und den dauernden Sieg zu Etwas Zweifelhaftem und Unberechenbaren macht. In einen solchen Kampf, in ein solches weltgeschichtliches Ringen zweier Mächte möchte ich Sie heute führen, ja ich kann sagen, in einen Krieg, welcher die ganze Weltgeschichte von einer neuen Seite beleuchtet und wohl erst mit seiner Bühne zusammen enden wird. Ich meine den Kampf zwischen dem Recht und der Moral.

Von allen Kriegen sind die Verwandtenkriege immer die blutigsten, die erschütterndsten, die dichterischsten gewesen. Es ist dies leicht erklärlich. Um Verwandte zum Kampf gegen einander zu treiben, bedarf es einer großen Leidenschaft, eines gewaltigen Antriebes, deren Fortdauer dann auch die Heftigkeit des Streits verbürgt. Andererseits vermag Niemand so häufigen, so intensiven Anlaß zum Streit zu bieten, als gerade Verwandte unter einander — sie wohnen bei einander, sie haben keine scharf gezogenen Grenzen, sie kennen einander und ihre Schwächen — also ist bei ihnen reicherer Anlaß zum Kampf und schärfere Mittel zu dessen Führung. Was für physische Personen gilt, gilt hier auch für abstracte Mächte. Gerade weil das Recht und die Moral dieselben Gegenstände behandeln, weil ihre Vorschriften oft die gleichen, öfter aber nur ähnliche und nicht gleiche sind, muß in der Handlungsweise der Menschheit, wie in der Brust des Einzelnen alle Augenblicke ein Conflict entstehen, über das, was Pflicht und Gebot von ihm erheischen. Was ist hier das Rechte?

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit der erschütternden inneren Aufregung, die in mir stattfand, als ich meinen Rechtssinn auf's Aeußerste steigerte, auf alle Verhältnisse mit Geschwistern und Kameraden anwandte, mit der größten Gerechtigkeit stets zu verfahren glaubte und dann auf einmal in mir das Bewußtsein davon aufdämmern fühlte, daß es noch andere Gebote gab, welche von mir verlangten, auf mein Recht zu verzichten, meinem unberechtigten Gegner zu weichen, die Feinde zu lieben und die Verfolger zu segnen. Es ist, als ob die Grundlage des ganzen bisherigen Denkens, die Sicherheit des Pflichtgefühls in's Wanken geräth, wenn man die Wahrheit des alten Spruches in sich fühlt: summum jus est summa injuria, d. h. das äußerste Recht ist das äußerste Unrecht.

Andererseits führt es zu der bedenklichsten Verweichlichung des Charakters, wenn man nur die subjective Empfindung der Menschenliebe und Aufopferung, nicht aber auch den Rechtssinn und die Gerechtigkeit zu Leitern der Weltmaschine machen will. Wohl kann und soll der Einzelne für sich und seine Stellung im Leben gern auf sein Recht verzichten, aber nur wenn er das wahre Wohl Anderer dadurch fördert. Und andern Personen darf er das Gesetz der Moral und der Menschenliebe nicht aufdrängen, sonst hört es auf ein wahres Gesetz der Moral und der Menschenliebe zu sein, da es nicht freigewollt, sondern äußerlich erzwungen wird.

Ist so der Kampf über das, was im gegebenen Fall Pflicht des Einzelnen ist, schon in der stillen Menschenbrust ein mächtiger und erregender,

wie viel mehr steigert sich dieser Conflict im Leben ganzer Völker. Es giebt Völker, deren ganze Anlage sie mehr auf die Seite des Rechts drängt, deren Gerechtigkeitstrieb so intensiv ist, daß sie alle Einrichtungen des äußeren Lebens mit scharfer Logik aus den ersten Grundsätzen des Rechts ableiten und auch praktisch durchführen, häufig aber dabei die liebenswerthere Schwester, die Moral, vernachlässigen, so daß ihre Institutionen zwar für den Kampf um das Dasein vortrefflich geeignet sind, auf die Dauer aber erstarren und in ihren Trägern jene innere Liebe zur Sache vermissen lassen, ohne die auch der beste Staatsorganismus verknöchert. Ich brauche hier wohl nur an das erste Rechtsvolk der Erde, die Römer und ihr Schicksal zu erinnern. Auf der andern Seite hat es Völker gegeben, welche ihren Moralcodex für das allein Giltige auch für den äußeren Aufbau ihres Staatslebens ansahen, ihn allen Menschen aufdrängten und dadurch — bei anfänglich gewaltiger, Alles niederwerfender Kraft — zuletzt eine Gesetzesheuchelei und innere Unfreiheit erzeugten, welche die Ursachen ihres Unterganges wurden. Es sind namentlich semitische Völker, die Araber und zum Theil auch die Juden gewesen, deren Moralfanatismus so weltbezwingend und so formalistisch in die Weltgeschichte eingegriffen hat.

Die Waage zwischen diesen beiden Mächten schwankt noch heute hin und her, wenngleich die Pendelschwingungen derselben nicht mehr so ausschweifende sind, wie im Alterthum und sich dem Punkte zu nähern anfangen, in dem der Gegensatz aufgehoben erscheint, wo Friede zwischen Recht und Moral zu herrschen beginnt.

Das Gefühl der meisten unter Ihnen, verehrte Anwesende, wird Sie wohl auf die Seite der Moral treiben. Wie das Gemüth sich schließlich immer über den Verstand, wie das Innerliche über das Aeußerliche sich zu erheben pflegt, so muß auch die innerlich veredelnde Vorschrift der Moral über die bloß äußerlich regelnde Hand des Gesetzes erhaben erscheinen. Aber vergessen Sie nicht, es handelt sich nicht immer um das, was für den Einzelnen und sein Einzelleben fördernder, sondern um das, was ersprießlicher für die Wohlfahrt des Ganzen ist. Wohl mag es häufig edler sein, dem Verbrecher seine Schuld zu vergeben, als ihn zu strafen — aber ein Staatswesen wird auf dieser Grundlage selbst da nicht erblühen, wo die Mehrzahl seiner Mitglieder zu den Edlen der Menschheit gehört, geschweige denn da, wo „wir allzumal Sünder sind."

Eine gerechte Abwägung der Ansprüche und Schwächen beider Gebiete wird daher zuerst auf eine genauere Betrachtung derselben, auf

ihre Definition und Charakterisirung einzugehen haben. Was ist dem Rechte und der Moral gemeinsam und was scheidet sie von einander?

Gemeinsam ist ihnen das, daß sie beide Vorschriften für unser Leben geben, beide unsere Pflichten zu umfassen suchen.

Das *Recht* will seinem Inhalt nach die Ordnung *unserer Handlungen*, der freien Willensbethätigung nach Außen übernehmen. Nicht unsere Gesinnungen, wenigstens nicht in erster Linie, zieht es in den Kreis seiner Vorschriften. „Gedanken sind zollfrei" sagt das alte Rechtssprichwort. Damit soll allerdings keineswegs gesagt sein, daß die Motive der Handlungen für das Recht gleichgiltig sind. Im Gegentheil auch für das Recht giebt nur die *Absicht* des Handelnden seiner Handlung den wahren Werth. Nur wer wirklich auch tödten *wollte* gilt als Mörder, nur wer wirklich kaufen oder schenken *will*, kann diese Rechtsgeschäfte vollziehen. Aber so lange der Gedanke, so lange die Absicht noch nicht sich herausgewagt haben in das Reich der äußeren Handlungen, so lange verzichtet alles wahre Recht auf deren Beurtheilung. Denn da es seine Vorschriften zu allgemeinen, Alle bindenden macht, so kann es das Reich der Innerlichkeit, der Freiheit, des guten und bösen Willens nicht berühren, weil es dasselbe nicht controlliren und weil es seine Vorschriften dort nicht *erzwingen* kann.

Und hier berühren wir das zweite charakteristische Kennzeichen des Rechts, sein *äußerliches* Merkmal, die *Erzwingbarkeit*. Das Recht will seinen Bürgern eine Garantie seiner Geltung, eine Rechtssicherheit schaffen, daher zwingt es zu seiner Befolgung. Es weiß wohl, daß es dadurch nur äußeren Gehorsam schafft, aber für seine Zwecke, für die Ordnung des Staatslebens, für äußere Ruhe und Wohlfahrt, genügt derselbe.

Also *Ordnung der freien Handlungen* und *Erzwingbarkeit* dieser Ordnung, das sind die wesentlichen Merkmale des Rechts. Willensfreiheit und Erzwingbarkeit, sie müssen beide in einem gesunden Rechtsleben vorhanden sein. Wo die Erstere fehlt, wo das Recht nur befiehlt und verbietet und nicht auch erlaubt und bestätigt, da sind es nicht mehr wahre Handlungen der Menschen, nicht Expressionen des Willens derselben, sondern aufgezwungene mechanische Acte, bei denen der Mensch nicht als Mensch, nur als Maschine figurirt. Wer sein Testament, seinen „letzten Willen" nur nach den Befehlen des Gesetzes macht, hat überhaupt keinen „letzten Willen" und ein Recht, welches alles für den Menschen ordnet, handelt in Wirklichkeit nicht *für* den Menschen, sondern *statt* des Menschen. Auch die schlimmsten Despotien des Orients sind nicht so weit gegangen, denn

auch sie empfanden bald, daß sie mit der Freiheit auch die Energie, mit der Willensbethätigung auch die Arbeitslust und schließlich die Arbeitskraft ihrer Unterthanen vernichteten. Wo andererseits das zweite Moment, die Erzwingbarkeit der Ordnung, fehlt, wo also dem Menschen wohl gesagt wird, wie weit sein freier Wille nur gehen darf, aber keine Strafe angedroht wird, wenn er trotzdem die gesteckte Grenze überschreitet, da beraubt sich das Gesetz selbst des Gehorsams und der Achtung seiner Unterthanen. Das Recht darf nicht darauf zählen, daß seine Bürger schon aus Gründen des Tugend und Sittlichkeit ihm folgen werden, es darf nicht für gute Menschen allein eingerichtet sein — es soll vielmehr den Guten vor dem Schlechten, den Schwachen vor den Uebergriffen des Starken schützen. Wären alle Menschen immer gut, wahrlich dann bedürfte es keines Rechts. So lange das Unrecht in der Welt möglich ist, muß das Recht das Schwert schwingen, um es zu vertreiben.

Selbst unsere neuesten Gesetzgebungen besitzen noch eine Menge solcher halber oder unvollendeter Gesetze, wie sie der Römer nannte, in denen zwar eine Vorschrift gegeben, aber keine Nachtheile ihrem Uebertreter angedroht werden. Hier greift das Recht direct in das Gebiet der Moral über, ohne zugleich die sittliche Kraft beanspruchen zu können, welche Gewissen und Religion der Moral gewähren. Wenn z. B. mehrere neuere Rechte, auch das baltische, den Vormündern eine Reihe von Vorschriften über Regelung der Geschäfte der Mündel ertheilen, ohne auch nur entfernt anzudeuten, welche Nachtheile den anders handelnden Vormund treffen, ja ohne das Andershandeln als pflichtwidrig, als der Rechenschaft unterworfen zu bezeichnen, so können dieselben sich nicht wundern, wenn derartige Vorschriften bald alle Kraft einbüßen. Gesetze ohne Zwangsschutz untergraben bald nicht bloß ihre eigene Autorität, sondern auch die anderer Normen — denn sie gewöhnen den Menschen an deren Nichtbefolgung.

Sahen wir so in dem Gebiet des *Rechts* ein Reich, welches innerlich die Freiheit seiner Bürger nicht antastet und nur die äußeren Grenzen bestimmt, über welche diese Freiheit nicht hinausgehen soll, so tritt uns umgekehrt in dem Reich der *Moral* ein Gebiet entgegen, welches innerlich gebunden, aber äußerlich frei dastehen soll. Die Moral hat nicht die Ordnung unserer Handlungen, sondern unserer *Gesinnung* zu übernehmen, aber mit gebundener Richtung. Sie kann nicht in beliebiger Weise diese Gesinnung regeln, sondern nur mit dem Zwecke sie zu *veredeln*. Sie setzt also den Begriff des Guten, des *Edlen* voraus und zieht aus ihm ihre nothwendigen Folgerungen.

Da nun aber die Veredlung des inneren Menschen demselben niemals aufgezwungen werden kann, sonst wäre es eben nicht der innere Mensch, der besser wird — da es sich um das Denken, Fühlen, vor Allem das Wollen handelt, das anders werden soll, so darf sie nur den freien Willen beeinflußen, leiten, niemals aber tödten und durch äußeren Zwang ersetzen. Die Gesinnung ist nie knechtbar und überall wo man im Laufe der Geschichte versucht hat, Moral mit dem Schwerte einzuführen, da ist Demoralisation, Heuchelei und Vernichtung alles Guten im Menschen die natürliche Folge. Wo der Staat, wo die Massen beginnen die Moral ihrer Genossen zu erzwingen, wo sie anfangen, durch Gewaltausbrüche, durch Lynchsystem und Moralmorde die innere Sittlichkeit zu vergewaltigen, ja wo man anfängt, das Heiligste in der Menschenbrust, seinen religiösen Glauben, durch Scheiterhaufen und andere Zwangsmittel zu controlliren, da antwortet bald die furchtbarste Leere der Gewissen und die absolute Gleichgiltigkeit gegen Pflichten überhaupt auf diesen traurigsten aller Uebergriffe. Die Freiheit der Gedanken zu tödten, ist wahrlich ein zugleich schwieriges und unlogisches Unternehmen, aber es rächt sich, wo es überhaupt realisirt wird, nur in der Herunterseßung des geistigen Niveaus der Menschen, in der Beförderung der Gedankenlosigkeit. Die Freiheit der Gewissen zu vernichten, untergräbt aber die sittlichen Grundlagen nicht bloß der bürgerlichen Gesellschaft, sondern der Einzelnen, der Familien, es schafft Gewissenlosigkeit. Das Mittelalter, die Zeit welche an derartigen Attentaten gegen die Gesinnung am reichsten war und noch von dem Irrthum ausging, es könne Glaube und Religion auch durch äußeren Zwang erhalten werden, es hat dadurch allein den sonst so vielfach warmen und energischen Charakterzügen seiner Zeitperiode den Stempel der Verfolgung des innern Lebens aufgedrückt und damit nicht bloß an dem letzteren sich versündigt, sondern der auf sie folgenden Periode eine Antipathie gegen die Berührung innerer und Moralfragen aufgedrückt und sie bis auf den heutigen Tag gegen Religion und Sittlichkeit vielfach erkältet. Noch jetzt stehen wir unter diesen Folgen des Moralzwanges alter Zeit.

Wie aber auf der einen Seite das Erzwingbarmachen der Moral ein Hinübergreifen des Rechts und seiner Eigenschaften in Moralfragen enthält, so kann andererseits auch nicht genug vor dem Ausdehnen des Moralreichs und seiner Freiheit der Form auf Rechtsfragen gewarnt werden, wenn auch hier die Folgen nicht so schreckliche sind wie dort. Wo alle Vorschriften des äußeren Lebens nur als Moralgebote gelten, wo es Jedem

freisteht, sie zu befolgen oder nicht und nur sittlicher Tadel sein Zuwiderhandeln trifft, da kann ein Gemeinwesen nur so lange bestehen, als die sittliche Kraft in allen Einzelnen ungeschwächt herrscht. In Zeiten schwärmerischer Anhänglichkeit an ein neues, Alles beherrschendes Princip, da läßt sich wohl zeitweilig eine Gemeinschaft ohne Strafen, ohne Zwang denken. Aber selbst die erste apostolische Gemeinde mit ihrem Reich werkthätiger Liebe hat nicht lange zu bestehen vermocht und mit dem ersten Ananias und der ersten Sapphira trat auch die erste äußere Strafe in Kraft — und zwar als Strafe Gottes selbst.

Durch die Jahrhunderte wogt nun ein Kampf der gegenseitigen Uebergriffe von Recht und Moral. Schon in der ältesten Zeit der Patriarchen finden wir den chaotischen Zustand eines unermüdlichen Ringens dieser Gegensätze. Noch hat sich nicht von einander getrennt, was innerlich bleiben und was äußerlich gelten sollte, was für das Gemeinwesen als Ganzes und was für das Wohl des Einzelnen erforderlich schien. Es war die Macht der Sitte, die beides schützte, aus dem Instinct, aus der halb unbewußten Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit geboren. Aber bald empfand der Mensch die Nothwendigkeit des Gesetzes. Er bat selbst um dasselbe. Es ist das erste Bekenntniß eigener Sündhaftigkeit und Schwäche, welches nach einer Regelung von außen verlangt. Sittengebot und Rechtsgebot wogen dann anfangs durcheinander, bis erst das göttliche Gesetz der zehn Gebote zugleich den einzigen logischen Ausweg zeigt, indem es die großen Moralprincipien als die Ausgangspunkte aller Vorschriften, seien sie Rechtsvorschriften oder Moralvorschriften, hinstellte. Aus ihnen fließt dann für das Volk des alten Bundes einerseits das weltliche, andererseits das Moralgesetz.

Die anderen orientalischen Völker dagegen, welche der unmittelbaren göttlichen Führung sich entzogen hatten, blieben in der unklaren Vermischung innerlicher und äußerlicher Satzungen stehen und noch weit in späteren Perioden hinein ragen Moralvorschriften mit Rechtszwang und Rechtsvorschriften in Moralform. Selbst die Griechen ziehen zwar schon philosophisch und logisch die Grenze zwischen den Reichen des Innern und des Aeußern aber im öffentlichen Leben vermischen sie noch mehrfach sittliche mit ästhetischen Gebieten, wie das Eheleben, die Kunst, mit Staatseinrichtungen. Ihnen steht der Staat höher als das Recht, das Ganze verzehrt noch zu sehr das Wohl des Einzelnen.

Es war den Römern vorbehalten, wenigstens für das eine unserer Gebiete, für das Recht, logisch und klar die Grenzen seiner Herrschaft und die Ausgangspunkte seiner Sätze zu fixiren. Sie gingen von der menschlichen Willensfreiheit aus, suchten dieselbe auch in ihrer äußeren Gestaltung, in den Handlungen, möglichst zu steigern, gründeten überall das Wohl des ganzen Staates nur auf das möglichste Wohl der Einzelnen, und erst nachdem sie die Freiheit, den Erwerb, das Gut der Einzelnen nach Kräften gefördert und ihm so das Staatswesen lieb gemacht hatten, dem er angehörte, umgaben sie es auch mit den nothwendigen Schutzmitteln des Zwanges. Sie reinigten das Recht von allem nicht Hingehörigen und insbesondere von allen Moralfragen, die sie als uncontrollirbar gern bei Seite ließen. Es lag in ihrer ganzen Natur eine Gleichgiltigkeit gegen das Moralische — sie besaßen eben keine wahre innere Macht, welche sie auf die Bahn des Gewissens trieb. Auch ihre Religion war ein rechtlicher Organismus.

Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo Gott selbst in die Weltgeschichte eintrat und mit der Lösung des ganzen Weltelends auch die Lösung des scheinbar unlöslichen Conflicts zwischen Recht und Moral unternahm. Für das Christenthum ist die Moral der Ausgangspunkt, das Recht eine nothwendige Fortbildung der Moral. Kein Rechtssatz darf der Moral widersprechen, aber er soll dabei ein wahres Rechtsgebot, keine bloß innerlich bindende Moralvorschrift enthalten. Vor allem aber ward die Moral selbst von der Gefahr, den willkürlichen und veränderlichen Gedanken der Menschen entnommen zu werden, gerettet und auf eine ewige objective Grundlage gestellt, auf das Wort Gottes. Daher setzte die volle Stärke der Moral auch die volle und reine Geltung und Verbreitung des Wortes Gottes im gesammten Volke voraus. Mit der Abschwächung desselben, mit der Verdrängung desselben durch Tradition und päpstliche Satzung mußte sich allmählig auch eine bloß menschliche Moral vor der göttlichen vordrängen und begannen menschliche Moralnormen auch das Recht zu beeinflußen. Die gewaltige weltliche Macht der Kirche unterwarf das gesammte Recht und die Waffen des Staats den augenblicklichen kirchlichen Strömungen und Zwecken. Aus Gründen der angeblichen Kirchenmoral ward der innere Glaube der Menschen auch vom Recht verfolgt und überall loderten die Scheiterhaufen der Ketzer. Ja, diese Kirchenmoral drang auch in das Privatrecht ein, wollte Handel und Verkehr gewaltsam zwingen, moralisch zu werden und schuf das Gegentheil von dem, was sie wollte. So verbot sie z. B. das Zinsennehmen dem Darleiher, weil man unentgeltlich gefällig sein müsse. Da nun der Durchschnitt der

Menschen wohl zu kleinen, aber nicht zu größeren Opfern gegenüber ihm nicht direct naheſtehenden Nebenmenſchen bereit zu ſein pflegt, ſo hörte das Leihen von Geld an Fremde, dieſe nothwendige Grundlage und Lebensader alles geſchäftlichen Verkehrs und damit des Wohlſtandes der Völker entweder ganz auf oder wurde nur in Umgehung des Geſetzes, heimlich und dazu (um für die Gefahr des Entdeckens zu entſchädigen) mit weit höheren Zinſen gepflegt als früher. Den höchſten Zinsfuß, den ſchwerſten Wucher kennt gerade das Mittelalter, das eigentlich aus moraliſchen Gründen die Zinſen ganz aufheben wollte. So rächt ſich ein Eingriff in das Recht des freien Verkehrs, das Privatrecht, das nur exiſtiren kann, wenn es den Privatperſonen überlaſſen iſt, ſtets durch Erzeugung des Gegentheils von dem, was der Geſetzgeber wünſcht. Schutzmauern und Privilegien, die aus Gründen der Moral oder anderen ähnlichen privatrechtlich begünſtigen ſollen benachtheiligen auf die Länge ſtets den Privilegirten. Denn ſie machen den Verkehr mit ihm ſchwer, ſie bewegen Jedermann, lieber mit Anderen als mit ihm Rechtsgeſchäfte zu ſchließen, ſie machen ihn ſchließlich ſo gut wie verkehrsunfähig. Noch heute hütet ſich Jeder, mit Unmündigen Contracte zu ſchließen, weil das Recht hier ſchützend für dieſelben eintritt und alle Willensäußerungen derſelben mit beſonderen Controllmaßregeln verſieht. Der Verkehr verträgt eben keine Feſſeln, auch nicht die der Moral.

Ein neues Moment brachten in den ganzen Kampf von Recht und Moral die Germanen. Es war die Sitte als Macht, der ſie huldigten, welche ihre Grundſätze zwar auch der Moral entnahm, aber häufig unbewußt, und welche auf ihre Entſtehung nicht weiter controllirt werden ſollte, wenn ſie einmal da war. Sie war dann in dem Bewußtſein des Volkes ein unveräußerliches Gut geworden, welches von der Moral die Innerlichkeit, von dem Recht die Kraft entlieh. Aus ihr entſprang z. B. das ſchroffe Einſchreiten der Geſellſchaft, nicht des Staates, gegen Handlungen und Zuſtände, welche den herrſchenden Sitten widerſprachen, gegen gewiſſe unwürdig ſcheinende Berufsklaſſen, gegen Unritterlichkeit und Muthloſigkeit. Aus ihr bildete ſich jener gewaltige Ehrencodex aus, welcher urſprünglich ein Kind der Moral, bis auf den heutigen Tag ein Nebenbuhler derſelben geworden iſt und bisweilen die Mutter verläugnet, der er entſtammt. Unleugbar hat dieſer germaniſche Trieb Großes geſchaffen und oft dazu beigetragen, Moralſätze im Volke zur Geltung zu bringen, die ſonſt nur das Eigenthum Weniger geblieben wären. Aber weil er eben nur der Sitte und nicht tieferen Grundlagen ſeine Geltungskraft

entnahm, so verfiel und verfällt er der Gefahr der Veräußerlichung und Erstarrung. Er hat kein Gedankensystem, aus dem er sich neu beleben, keine Quelle, aus der er neue Frische saugen kann.

In diesem Stadium trat der große Gegensatz zwischen Recht und Moral in die Neuzeit ein. Dieselbe hat wenig zur Weiterbildung derselben gethan, nur hier und da die Grenzen schärfer gezogen, das Recht von Moralsätzen, die Moral von Rechtsformen befreit.

Wo liegt denn die Wahrheit? Beim starren Rechtsstaat mit seiner bloßen Erzwingbarkeit der äußeren Lebenssatzungen oder beim reinen Moralleben mit seiner Auflösung aller Forderungen in bloße freie Acte des Einzelnen? Das Gefühl wird wohl bei näherer Betrachtung beide Alternativen verneinen.

Geschichtliche Erfahrung und innere Logik müssen uns allerdings zu dem Schlusse führen, daß der innere Grund nicht bloß für die Moralvorschriften, sondern auch für die wesentlichen Satzungen des Rechts in Principien und Forderungen der Moral, in Grundsätzen liegen muß, welche der Mensch zuerst innerlich, dann auch äußerlich anerkennen soll. Aber die Moral ist hier nur ein *Durchgang*. Nur wenn der *Glaube*, wenn die *objective* Religion sie als Consequenz nach sich gezogen hat, nur dann kann sie Anspruch auf objective Geltung, auf nothwendige Ausgestaltung im Leben erheben. Man wende nicht den so oft gehörten Satz ein, daß auch außerhalb der Religion stehende, daß auch unchristlich denkende Menschen häufig im Ganzen moralisch lebten. Das ist an sich wahr und bisweilen beschämt ein tugendhafter Ungläubiger den weniger tugendhaften Christen. Aber wo hat der erstere denn die Grundsätze her, nach denen er halb unbewußt sein Leben einrichtet? Was ist es denn anders, als unbewußtes Christenthum, als instinctive Consequenz der Religion der Nächstenliebe und Selbsthingabe, die er übt? Er selbst lebt eben noch von dem Nährboden, auf dem seine Eltern oder Lehrer ihn erzogen, auf dem seine Heimath steht. Seine Kinder, wenn sie nicht neue Kraft ebendaher saugen, wo er sie erhalten, werden ihn darüber belehren, daß das bloß erborgte Licht bald seine Kraft verliert und nicht mit dem stets selbst sich erneuenden der eigenen inneren Leuchtkraft im Vergleich gestellt werden darf. Es sind unbewußte Schmarotzer des Christenthums, die mit dessen Federn geschmückt sind, ohne es selbst zu wissen.

Und hiernach entscheidet sich auch der moderne Streit über die Veränderlichkeit oder Unveränderlichkeit der Moral. Wohl hat die Moral der

einzelnen Völker, die nur Menschengedanken und Zeitanschauungen ihre Ausgangspunkte entnahm, mit dieser ersteren häufig gewechselt. Was dem Gotteswort, dem wahren Christenthum entstammt, steht außer diesem Gesetz der Entwicklung alles Menschlichen — denn es ist ewig und göttlich und es ist der verhängnißvollste und gefährlichste Irrthum eines Theils auch der theologischen Wissenschaft der Neuzeit, auch jenes bis auf die Jetztzeit fortdauernde Eingreifen Gottes in die Geschichte der Völker und in Leben und Auffassung des gläubigen Christen in die Gesetze zwingen zu wollen, welche nur den Irrthum beherrschen, nicht aber die Wahrheit.

Wohl verändern sich und veralten auch heutzutage Moralanschauungen jeder Art, auch von Christen gehegte, nicht aber die ewigen Normen der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe, des Kampfes gegen den Egoismus und vor allem der Liebe zu Gott und unserem Heilande. Was unverfälscht derselben entstammt, ist ewig, sei es, daß es sich in der Brust des Einzelnen erhält oder als Moral- und Rechtsgebot an den Gehorsam der Massen wendet. Es ist nicht ein Kampf zwischen christlicher und neuerer Moral, wenn falsche Auffassungen früherer Zeit und angeblich freiere Ideen der Neuzeit in Gegensatz gebracht werden wie dies gern neuere Dichter, meist in parteiischer Weise thun, sondern ein Kampf zwischen menschlichen Irrthümern und vor allem zwischen menschlichen Sünden unter einander. Wie Schlacken fallen dieselben von dem wahren Christenthum und von der wahren christlichen Moral ab und verletzt wendet man sich von solchen Scheingegensätzen, bei denen der Dichter sich nicht scheut, durch kunstvoll verhüllte Pseudorepräsentanten des Christenthums den Blick von dem abzulenken, worauf der Christ in diesen Fällen zu blicken hat, von der Sünde und von der Erlösung durch den Weltheiland.

Ewig thront über aller Moral und allem Recht Eines: die Liebe. Alles andere, auch die Sitte und der Ehrencodex, die Bedürfnisse des Körpers, wie des Geistes, sie veralten und verändern sich, nur das Gesetz der Liebe bleibt als Gesetz der ewigen Moral. Aus ihr fließt die Gerechtigkeit gegen den Nächsten, aus ihr fließt die Pflicht der Moral und des moralischen Menschen, das Recht zu achten und seine Träger, die wahre Obrigkeit zu ehren, denn „sie trägt das Schwert nicht umsonst." Aus ihr fließt die Pflicht, die innere Gesinnung, den inneren Glauben, die wahre Moral unverkürzt sich zu erhalten, selbst den Angriffen des Rechts gegenüber. Denn stets soll man „Gott mehr gehorchen, als den Menschen!"

C. Erdmann.

Nachdruck verboten.

Gerhardt von Reutern.[1])

I.

Jugend. Militärische Laufbahn.

Gerhardt Wilhelm, der jüngste von vier Söhnen des zur livländischen und ehstländischen Ritterschaft gehörigen sächsischen Kammerherrn Christoph Hermann von Reutern, Erbherrn der in Livland belegenen Güter Soor, Loddiger, Murrikas, Rösthof, Ayasch, sowie Kasinorm, und dessen Gemahlin Charlotte Wilhelmine, geborenen von Fischbach, hatte am 6. Juli a. St. des Jahres 1794 zu Rösthof das Licht der Welt erblickt und war Tags darauf vom Pastor Johann Sebastian Nelkert zu Theal-Fölks, welchem letzteres Gut eingepfarrt ist, getauft worden. Eine alte, der Familie ergebene Bonne, Mademoiselle Durofois, die schon seine drei älteren Schwestern erzogen hatte, pflegte ihn von den ersten Tagen seines Lebens an. Von ihr lernte er lesen, schreiben und die französische Sprache. Christel, der Sohn seiner um viele Jahre älteren Schwester Charlotte von Reutz, war sein frühester Gespiele. Außerdem verkehrte er viel mit den Kindern einer ihm verwandten, in der Nähe des livländischen Städtchens Walk lebenden, Familie von Sivers, deren Besuche in Rösthof sich manchmal auf mehrere Wochen erstreckten. Mit diesen seinen Spielgenossen liebte er es, ganze Regimenter Kavallerie und

[1]) Gerhardt von Reutern. Ein Lebensbild, dargestellt von seinen Kindern und als Manuscript gedruckt zur hundertjährigen Gedächtnißfeier seines Geburtstages. St. Petersburg. Druckerei der Academie der Wissenschaften. 1894. gr. 8°. 176 S. Diesem Buche ist die vorliegende Biographie (wegen des beschränkten Raumes der „Balt. Mon." um Vieles gekürzt) mit gütigst ertheilter Autorisation entnommen.

Infanterie aus Papier auszuschneiden und sie mit Farben anzumalen. Dem kriegerischen Zuge der damaligen Zeit angemessen, wurden dann mit den auf diese Weise hergestellten Truppen große Schlachten geliefert, in denen er gewöhnlich den Anführer abgab und seinen Kameraden militärische Befehle zu ertheilen pflegte.

Zur Unterstützung des ersten Unterrichtes und zu seiner ferneren Erziehung wurde er darauf für einige Zeit dem Thealschen Pastor übergeben, welcher mancherlei übermüthige Streiche an ihm zu rügen fand. So z. B. behauptete der junge Reutern für Pastors Malchen Kälber zureiten zu müssen, auf welche Unthat sich dann als Strafe die Vorschrift in seinem Schreibhefte bezog: Wenn wilde Knaben Kälber todt reiten ꝛc. ꝛc. Wie früh schon bei ihm die Neigung, sich mit Zeichnen und Malen zu beschäftigen, ausgeprägt war, beweisen folgende Worte, die er einem Briefe seines Vaters an die in einer Pension zu Eisenach befindlichen älteren Brüder Hermann und Karl vom Jahre 1802 hinzufügte: „Ich will Meine Brüder lieben und schicket Mich eine Stin-Farben.“ Bis dahin nämlich waren ihm nur in Muscheln aufgeriebene Farben zugänglich gewesen.

Am 5. October a. St. desselben Jahres verlor er, kaum 8 Jahre alt, seinen vielgeliebten Vater. Die nun kommenden Jahre sahen in Folge der damaligen nach allen Seiten hin ungünstigen Zeitumstände, durch welche nicht wenige anscheinend festgegründete Vermögensverhältnisse nachhaltig erschüttert wurden, den bisher blühenden Wohlstand der Familie zurückgehen. Des Vaters Tod brachte unter Anderem auch in dem Fortgange der Erziehung des Knaben die Veränderung mit sich, daß an Stelle des Unterrichtes bei dem von ihm sehr verehrten Hauslehrer seiner älteren Geschwister, Herrn Apelius, er im zwölften Lebensjahre von seiner Mutter nach St. Petersburg gebracht wurde, um am 1. October a. St. 1806 in die deutsche St. Petri-Hauptschule einzutreten. Während der dreijährigen Schulzeit bis zu seinem Austritte aus Selecta im Jahre 1809, wohnte er in der Anstalt bei dem Lehrer der französischen Sprache daselbst, David Frédéric Dubois. Unter seinen Kameraden aber hatte er sich vorzugsweise an Fedor von Berg aus Kortenhof in Livland, den späteren Statthalter von Polen, geschlossen.

Mit fünfzehn Jahren bezog er 1810 die Universität Dorpat, um als Vorbereitung zu künftigem Kriegsdienste, welchem er sich mit Vielen seiner Zeitgenossen widmen wollte, Militärwissenschaften zu studiren. Dabei ging er aber auch seiner Liebhaberei für die Beschäftigung mit Gegenständen der

Kunst eifrig nach und arbeitete fleißig bei seinem Lehrer, dem Professor der Zeichenkunst Senff. Aus dieser Zeit haben sich von Reuterns Hand angefertigte Contouren nach Flachsmanns Gestalten zu Homers Werken erhalten, die, bei aller Treue in der Wiedergabe des Originales, zugleich von der Genialität zeugen, mit welcher er den geistigen Gehalt seiner Vorbilder aufzufassen pflegte. In Dorpat wohnte er im Hause seiner Tante Sivers, wo er in Gemeinschaft mit deren Sohne Ferdinand, sowie seinem Vetter Peter Fischbach, sich bisweilen seinem jugendlichen Uebermuthe hinzugeben liebte. Ein Blasrohr spielte in solchen Fällen die Hauptrolle und einmal wurde dasselbe sogar als corpus delicti vor das Universitätsgericht gebracht, seinem Besitzer einige Tage Carcerstrafe zuziehend.

Nicht lange indessen währte Reuterns Studienzeit; denn schon im Sommer 1811 verließ er die Universität und reiste mit seinem ältesten Bruder Christoph, der als Obristlieutenant das Commando einer Escadron im Alexandrischen Husarenregimente übernehmen sollte, nach Podolien, um gleichfalls in dasselbe Regiment als Junker einzutreten.

Kaum in das Alexandrische Husarenregiment eingetreten, wurde er alsbald mit fünf anderen Junkern desselben für die mittlerweile in St. Petersburg errichtete sogenannte adelige Escadron (die nachmalige Gardekavallerie-Junkerschule) designirt und ihm die Führung der jungen Leute, auf die Rückreise in die Hauptstadt, anvertraut, obschon er unter ihnen an Jahren der jüngste war. Die ungewohnte strenge Disciplin in dieser Militäranstalt, sowie die mancherlei Entbehrungen, welche die abgeschlossene Lebensweise daselbst mit sich brachte, ließen ihn die nun in seiner Existenz eingetretene Veränderung recht empfindlich fühlen. Dazu kam, daß er ein sehr heftiges Nervenfieber zu überstehen hatte. Die Anwesenheit seiner Schwester Charlotte in St. Petersburg, sowie ihre liebevolle Pflege während dieser Krankheit, boten ihm jedoch einigen Ersatz für die trüben Erfahrungen der letzten Zeit.

Zudem hatte er die Freude, ebenfalls in die adelige Escadron seinen Vetter Frommhold von Sivers, späteren General der Kavallerie und Corpscommandeur, als Junker eintreten zu sehen.

Durch Vermittelung der Fürstin Barklay de Tolly, einer Schwester seines Schwagers, des Landraths von Smitten, gelang es Reutern in das Leibgardehusarenregiment als Kornet avancirt zu werden (März 1813). Die Folge davon war, daß er zunächst den Reserveescadrons dieses Regiments, welche die damals in Schlesien stationirten Garden complettiren

sollten, beigezählt wurde. Vor seinem Ausmarsche aus St. Petersburg ereignete sich ein Vorfall, welchem er anfänglich kein besonderes Gewicht beilegte, der aber, mit späteren Erlebnissen in Zusammenhang gebracht, sich als nicht ganz bedeutungslos für die nächste Zukunft ergab. Auf einem Balle im Saal der adeligen Versammlung fühlte er nämlich auf seiner rechten Schulter plötzlich einen leisen Druck, als wenn von der oberen Gallerie etwas darauf gefallen wäre, entdeckte aber Nichts, was eine solche Vermuthung hätte bestätigen können. Er trat vor einen Spiegel und ward auf der Epaulette des rechten Armes einen dunklen Fleck gewahr; als er denselben hierauf mit seinem weißen Handschuh abwischte, fand er den letzteren von Blut geröthet. Auf der Durchreise durch Livland, wo er, vordem er zu seinem Regimente stieß, von Mutter und Geschwistern Abschied nehmen wollte, erzählte er nun von jenem Erlebnisse. Es erregte natürlich die lebhafteste Theilnahme, namentlich bei seiner Schwester Charlotte, welche in dem Blutstropfen das Anzeichen einer ihm bevorstehenden Verwundung im Kriege zu erkennen glaubte, weshalb sie ihn überredete, sich auf alle Fälle mit Charpie und dem nöthigen Verbandzeuge versehen zu lassen.

Ungeachtet dieser Warnung reiste Reutern leichten Herzens im April 1813 mit einem Kameraden der Armee zu durch Landstriche, welche noch die Spuren der Verwüstung des vorigjährigen Krieges trugen, nach Plotzk, wo er seine Escadron einholte, um mit derselben an den Ort ihrer Bestimmung, die Grenze Schlesiens, weiterzumarschiren. Ueberall wurde den Truppen die gastfreundlichste Aufnahme zu Theil; jeder Tag brachte neue Eindrücke der mannigfachsten Art; in einem Tagebuchabriß aus jener Zeit findet sich die Schilderung einiger auf diesem Marsche empfangener Eindrücke, welche hier ihren Platz finden mögen: „In Namslau langten wir um die Mittagsstunde an und erhielten den Befehl, um 6 Uhr Nachmittags schon wieder zu Pferde zu sein, da der Feind den Tag vorher in Breslau gewesen war und wir heute Abend vermuthen mußten, auf ihn zu stoßen. Wir ritten lange, hatten die Richtung nicht mehr nach Ohlau, sondern nach Brieg, welches links liegt. Der Abend war drückend heiß, die Sonne ging mit einer erstaunlichen Gluth unter. Dieser Abend hatte Etwas sonderbares, feierliches an sich. Der Gedanke an Gott brachte mich in eine so sanfte und ernste Stimmung und erhob den Gedanken an eine baldige Schlacht zu Etwas so erhabenem und doch schrecklichem, daß meine Aufmerksamkeit durch Alles auf's Höchste gespannt wurde und ich

eine solche Lebenskraft und Stärke, ungeachtet der damalige Ritt doch sehr angreifend war, fühlte, wie sie mir noch nie zum Bewußtsein gekommen. Die Seele schien sich aus dem Körper zu erheben; ich fühlte nicht mehr das Irdische. Unsere Husaren ritten ernst und feierlich in einer Todtenstille vor sich hin; die Sonne war gesunken; es war schon Dämmerung; die Pferde schnoben und trieben einen dicken Staub auf. Einige alte Soldaten brummten ein Liedchen und ein Jeder von ihnen schien schon einige Feinde überwunden zu haben. Ich sprengte manchmal zu meinem Zuge rief ihnen: „Kinder, singt; wir wollen uns Alle erfreuen!" Doch bald verstummte das Lied, und ein Jeder saß nachdenkend zu Pferde. Mein alter Unteroffizier erzählte von seinem früheren Feldzuge und jeder junge Soldat zog aus der Geschichte etwas für sich heraus. Nach Mitternacht blieben wir in einer Ebene stehen, fütterten unsere Pferde, machten Feuer an und setzten um 3 Uhr Morgens unsern Weg weiter fort. Gegen 10 Uhr waren wir in Brieg und vor allen Ueberfällen sicher."

In Reichenbach, dem derzeitigen Hauptquartier der russischen Truppen, traf er während des Waffenstillstandes zu Poischwitz ein. An ersterem Orte war das ganze Gardecorps vereinigt. Hier verlebte er über vierzehn Tage mit seinem Pensionskameraden aus der Petrischule, von Berg, und besuchte von da aus seinen Bruder, der mit dem Alexandrischen Husarenregiment, welches er, zum Obristen avancirt, seit dem Juni commandirte, in dem benachbarten Wohlau stand. An seine Mutter schreibt er vom 25. Juli n. St.: „Ich war sehr oft an dem interessanten Ort der Herrenhuterei Gnadenfrei, und habe daselbst wirklich seelige Stunden zugebracht. Jetzt habe ich alle möglichen guten Aussichten in die Zukunft. Meine zweite Mutter — so kann ich die Fürstin Barklay wohl mit allem Recht nennen — hofft, daß, wenn wir wieder in Bewegung gerathen, es sich vielleicht machen läßt, daß ich zu der Suite des Oberbefehlshabers zucommandirt werde und dann alle Vortheile eines Adjutanten genießen kann. Ich lasse Alles so hingehen, wie das Schicksal es will, und habe mir vorgenommen, Nichts mehr darin ändern zu wollen. Nun, beste Mutter, ich bitte Dich, meinetwegen nicht unruhig zu sein; denn nun kommt es bald dazu, was ich so lange und sehnlich erwartet hatte." Und in einem folgenden Briefe vom 1. August n. St. sagt er: „Noch stehen wir auf dem nämlichen Platz in einem Dorfe Frohnau bei Grottkau in Schlesien, welches so langweilig liegt und so wenig Abwechselung bietet; ich möchte lieber, Gott weiß, wo sein, als hier noch lange stehen! Ich wünsche weiter

nichts, als daß wir bald entweder vor den Feind rückten, oder auch in unsere friedliche Heimath zurückkehrten. Gott sei gedankt! Den 10. August soll der Waffenstillstand zu Ende sein; dann kommt es also zur Entscheidung. Man spricht viel vom Frieden. Den 6., sagt man, brechen wir auf; noch weiß ich nicht, wohin? Gott sei Dank! Mein Wunsch ist erfüllt; wir treten vielleicht bald in die Ehrenbahn, wo der letzte Kampf hoffentlich für unser Vaterland entschieden wird."

Auf letzterem Briefe hat sich folgende Aufschrift von der Hand seiner Mutter erhalten: „Diesen Brief erhielt ich den 10. September a. St. 1813; nachher habe ich von seiner rechten Hand keinen bekommen, und seit den Siegestagen bei Leipzig sah ich nie diese lieblichen Schriftzüge wieder! Seinen rechten Arm gab mein Liebling für's Wohl der Menschheit mit hin! Er hat ihn bei Kulm, Wartberg und anderen Schlachten tapfer und glücklich gebraucht, und noch wollte Gott ihm auch in der Völkerschlacht bei Leipzig, seiner muthvollen Laufbahn bis am entscheidenden Siegestage, den tapfern Arm lassen, bis es in Seinem weisen Rathschluße entschieden war, diesem lieblichen Jüngling von neunzehn Jahren und drei Monaten den Arm des Muthes zu nehmen, den des Friedens zu lassen, ihn dadurch der Heldenlaufbahn zu entreißen und der friedlichen zuzuführen! Herr, Dein Wille geschehe! Amen!"

Unterdessen zogen die Leibhusaren über Frankenstein, Silberberg, Neurode, Pollitz, Skalitz nach der Festung Josephsstadt an der Elbe und nahmen Theil an der Schlacht bei Dresden, sowie zwei Tage später an der Kulmer Affaire. Ueber diese Schlachten berichtet Reutern aus dem Lager bei Töplitz vom 8. September n. St.: „Den 27. und 28. August war ich unter Dresden auf einem Piquet mit einer halben Escadron gewesen; dann gerieth ich zu Wittgenstein in den Convoi und endlich retirirten wir hierher, wo ich die Schlacht mitmachte. Den 29. August standen wir unter sehr heftigem Kugelregen, verloren viele Leute; doch hatten wir das Glück, ein Corps von fünfundvierzigtausend Mann mit unseren Garden allein, welche gegen zwanzigtausend ausmachten, aufzuhalten, und den 30. Nachmittags schlugen wir den Feind völlig in die Flucht. Unser Regiment nahm einundzwanzig Kanonen, unsere Escadron allein — neun, den ganzen Train; Pulverwagen, Weinvorräthe, Bücher und Karten wurden unsere Beute. Der General Vandamme wurde gefangen und man fand bei ihm ein Papier, worin Napoleon ihn zum Feldmarschall zu ernennen versprach, falls er Töplitz einnähme. Gegen 8 Uhr Abends

zogen wir, ermüdet von der schweren, ritterlichen Arbeit, in's Lager und labten uns am eroberten Wein. Ich bin für diese beiden Tage vorgestellt; doch weiß ich nicht, was ich bekomme, ich glaube den Annensäbel. Es ist sonderbar, daß man das Gräßliche dieser Thaten im Gefecht kaum bemerkt; doch nachher, wenn man sich jeder einzelnen Gräuelscene erinnert, glaubt man kaum, daß unter Menschen so etwas geschehen kann. Ich mußte den andern Tag Blessirte vom Schlachtfelde in die Hände der Aerzte bringen und da litt ich wirklich erschrecklich." Für seine Betheiligung an obigen Schlachten erhielt er den Annenorden vierter Klasse (den Annensäbel für Tapferkeit), sowie das Ehrenzeichen des preußischen eisernen Kreuzes.

Auf dem Weitermarsche nach Sachsen zog Reuterns Regiment in Chemnitz ein, was er folgendermaßen beschreibt: „Unser Einzug war prachtvoll; langsam gingen wir durch die von jubelnden Menschen gefüllten Straßen. Reihen von jungen blühenden Mädchen drängten sich mit fröhlichen Gesichtern an die Linien unserer stampfenden Pferde, streuten Blumen auf das widertönende Pflaster und gaben unser Händereichen und Zurufen mit niedlichem Kopfnicken und Kußhändchen zurück. Mein Schalloch bäumte sich muthig, begrüßte die lieblichen Mädchen durch majestätische Bewegungen und biß brausend in das schäumende Gebiß. Er trug seinen Herrn wie zum Siege, und heftig schlug mein Herz unter dem reichen Mentik voll Hoffnung auf Kampf und Wunden und Sieg! Schöne Damen in den Fenstern schwenkten freudig weiße Tücher bei der salutirenden Bewegung unserer Säbel, deren helles Blinken sie gerne sahen und noch lieber in die Reihen feindlicher Krieger hineinblitzen wünschten. Wir verließen die Stadt und ich hatte einen Augenblick in den Ritterzeiten gelebt."

Inzwischen war die Vereinigung der schlesischen mit der Nordarmee erfolgt und am 12. October n. St. zog sich Napoleon auf Leipzig zurück. Ueber die nun folgenden Schlachttage und Reuterns Verwundung gegen Abend des ersten derselben (16. October n. St.) in der Nähe von Wachau, führen wir eine spätere Aufzeichnung von seiner Hand, welche das Datum des 8. März n. St. 1814 trägt, an. „Großer Gott, wenn ich den Blick in's Vergangene zurücksende und die Reihe von Kummer, Freude, Schmerz, Elend, Absterben und Wiederaufleben, Verzweiflung und stillem Dulden durchdenke, so spricht doch aus Allem so offenbar die Güte und Allmacht unseres himmlischen Vaters, der mich aus allem Diesem in Gesundheit und Zufriedenheit zurückgeführt, daß der ärgste Zweifler doch

endlich glauben muß! O wie viel Beruhigendes liegt nicht in der Ueberzeugung, Gott habe in der größten Noth uns beigestanden! Wir marschirten in den letzten Tagen Septembers durch Altenburg und zogen auf zwei Tage in der umliegenden Gegend auf Quartiere. Durch kleine Märsche, Recognosciren und dergleichen merkten wir bald, daß der Feind nicht mehr weit sein konnte, und endlich am 15. October n. St. Abends spät stellten wir bei Borna uns auf Bivouak, wo denn schon eine ungeheure Macht der Verbündeten stand. Man sprach von einer Hauptschlacht, die den 16. früh anfangen sollte. Das Wetter war kalt und unangenehm; es wurden Wachtfeuer gemacht und so brachten wir einen Theil der Nacht im traulichen Gespräche mit Freunden zu, jeder besorgt in dem Gedanken, daß vielleicht schon morgen so Mancher uns fehlen könnte. Ein Stück Brod wurde getheilt und ruhig legte man sich nieder. Schon um 4 Uhr Morgens weckte die Trompete das Lager. In einem Augenblick saß Alles zu Pferde; meine Packpferde hatten sich losgerissen, was sie sonst nie gethan, liefen wild unter den einsamen, noch brennenden Wachtfeuern umher; mein Diener Bertin, ein Lette, Berthel mit Namen, war den Pferden nachgelaufen und auch verschwunden. Dies erzählte mir ein Husar, der ihn gesucht hatte. Nach einigen Stunden jedoch hatte Bertin sich mit den Pferden wieder eingefunden. Ich kann mir eigentlich keine Rechenschaft von meinem damaligen Gemüthszustande geben. Bakaew (der Escadronscommandeur) und Lasarew (Lieutenant), neben denen ich ritt, waren ernst und blasser, als gewöhnlich; die Eile, mit der die Truppen auf der Straße und rechts und links über Felder und Wiesen zogen, waren Vorboten eines heißen Kampfes. Es wurde hell und wir standen vor Rötha. Gegen 9 Uhr hörte man schon den Kanonendonner auf mehreren entfernten Punkten, von Minute zu Minute lauter und heftiger. Ein Jeder mit gespannter Aufmerksamkeit das Signal abwartend, saßen wir zu Pferde; die Trompete rief, und in vollem Trab und Galopp gings in die Schlacht. Eine Kavallerieattacke war uns zugedacht; Alles rief: Hurrah, und, den Säbel in der Faust, von Mordlust ergriffen, brachen wir in die feindlichen Reihen. Sie standen, doch auch wir; mein Pferd wurde von einer Flintenkugel in den Hals blessirt und überschlug sich; Husaren hielten es und ich, nachdem ich mich überzeugt, daß die Wunde unbedeutend, setzte mich wieder auf. Wir wurden zurückgerufen, um fünf feindliche Kavallerieregimenter, die auf einer anderen Seite unsere Linie durchbrochen hatten, zurückzuschlagen. Die Gardeulanen, Gardedragoner und wir attackirten in

voller Carrière, warfen den Feind und verfolgten ihn vielleicht zu lange; denn auf einmal richtete eine, von uns nicht bemerkte, Batterie ihre ganze Wuth auf uns. Aus fünfzig Kanonen spie sie Tod und Verderben in die zerrissenen Glieder unserer Regimenter. Wir mußten diesen Platz besetzt halten, und still und in uns gekehrt sahen wir jeden Augenblick diesen oder jenen der Freunde sterbend hinsinken. Doch wir standen mit unverwandtem Blick in die Mündung der Kanonen und mußten zusehen, wie Kartätschenkugeln, Bomben und Granaten umherpfiffen und krachten und uns Steine und Erde in's Gesicht warfen. Mich schickte man, zwei Kanonen, die bei der Attacke verlassen worden, in Sicherheit zu bringen. Ich that Alles mögliche; doch vermochte ich nicht diesen Befehl auszuführen, denn weder Ketten noch Stricke, noch Trainpferde waren aufzubringen; also kehrten wir unverrichteter Sache zurück. Lasarew ritt unruhig umher; in dem Augenblick trifft ihn eine Kanonenkugel in die Hüfte, zerreist ihn gewaltsam und todt sinkt er vom Pferde, das sich hoch aufbäumt und wüthend davonrennt. Ich komme zu Bakaew, der einige Schritte weiter steht; wir trauern um den todten Freund; ich schließe mich inniger an den andern und da zerschmettert ihm eine Kugel das linke Bein. Besinnungslos tragen ihn Husaren zu dem nicht weit stehenden Chirurgen. Ich hatte an diesem Tage so viel verloren, und stand nun allein da, aber ruhig in dem Gedanken, Gott bestimme über uns und immer zu unserem Besten. Es waren mehrere Offiziere zu mir geritten; wir sprachen von dem Verlust des heutigen Tages, während ununterbrochen Blessirte und Todte auf die Seite geschafft wurden; denn rechts und links, vor und hinter uns stöhnte und wimmerte es von Sterbenden und schäumend und röchelnd wälzten sich in ihrem Blute die Pferde und scharrten vor Schmerz weit um sich her die Erde auf. Es platzen Granaten, Kartätschen sausen wieder heftiger; ich sehe den Blitz des Pulvers, der Rauch wälzt sich mächtig mir entgegen und — getroffen sinke ich vom Pferde. Aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, sehe ich mich in meinem Mantel von Husaren getragen; mir ist in meinem Blute liegend warm und wohl sogar; doch bin ich sehr matt. Ich frage die Soldaten, wo ich blessirt bin, und sie sagen: in der Schulter; ich wende den Kopf dahin und heftig werden die Schmerzen. Es fängt an dunkler zu werden; endlich legt man mich sanft zur Erde. Ich hörte Bakaews Stimme noch mich beim Namen rufen, und froh antwortete ich ihm. Wir sprechen uns gegenseitig Muth zu; mit unbeschreiblicher Ergebung nnd Frömmigkeit lobte er die Wohlthaten Gottes, erwähnte des

Todes mit seliger Ruhe und redete vom künftigen Leben mit solcher Gewißheit und einem Feuer, daß wir Alle weinten und ich mit meinem Schicksal so völlig zufrieden war. Man nahm ihm das Bein ab und während der Operation unterhielt er sich mit mir, ohne nur im Geringsten seine Schmerzen zu äußern. Bertin kam geritten, stieg weinend und klagend vom Pferde, küßte meine Hand und rief immerfort: „Werden Sie jau bald sterbt!" Ich beruhigte ihn nur auf Augenblicke; denn bald fing sein Wehklagen an, stärker zu werden, wenn aus Mattigkeit und Erschöpfung mir die Augen zusanken. Wir ließen uns zur Nacht in eine Mühle tragen und im Gehen erzählten uns die Husaren, daß die Unserigen avancirten und bereits die feindliche Position eingenommen hätten. Mein sterbender Freund, neben den ich mich tragen ließ, freute sich innig mit mir über den Muth und das Glück unserer Armee. In später Nacht erreichten wir die Mühle; mich fror; daher ließ ich mich, von Bertin begleitet, in ein kleines Zimmer bringen. Wir nahmen Abschied von einander und, durch den großen Blutverlust erschöpft, sank ich auf einige Zeit in einen Todtenschlaf. Das Wundfieber wurde fürchterlich; immerwährendes Trinken konnte doch den Durst nicht stillen, noch die Glut in meinen Adern kühlen. Bertin und Husaren wachten bei mir während dieser gräßlichen Nacht. Gegen Morgen stürzt ein Soldat in's Zimmer und ruft: „Der Feind wird gleich bei der Mühle sein! Wir retiriren." Gott, in welchem Elend war ich da! Die Angst gefangen zu werden, gab mir noch so viel Besinnung, den Müller, der flüchten wollte, endlich zu bewegen, mich auf's Schnellste fortzubringen. Er holte einen Schiebkarren; man legte mich darauf; ich frage wo Bakaew bleibt? „Er ist schon todt," sagt man und trägt mich eben an dem theueren Leichnam vorüber. Auf meine Bitte legte man mich über ihn hin, und so starrte ich lange in das ruhige blasse Gesicht des Freundes. Er hatte sich verblutet, obgleich er von Aerzten verbunden worden war. O Himmel, dachte ich, warum habe ich nicht auch in der Nacht sterben können! Jetzt wäre ich glückselig, hätte keine Schmerzen, kein Elend mehr zu dulden! — Das Georgenkreuz lag ihm auf der Brust und war noch im Tode ein Zeichen seiner vorigen Tüchtigkeit. Ich befahl, ihn zur Erde zu bestatten, und gerührt trugen ihn die Husaren in den Garten, wo schon Andere das Grab gegraben. Ich sah mich schon von dem Müller fortgeführt und rief dem Todten noch ein Lebewohl zu. Bertin mußte zurückbleiben und der einfachen Ceremonie beiwohnen, nach deren Beendigung er mir nach dem

Städtchen Rötha folgte. Man fuhr mich durch Wiesen, um die Erschütterung auf dem steinigen Wege zu vermeiden; doch war es kaum zu ändern, daß nicht das Rad manchmal auf Wurzeln stieß oder über ungleiche Stellen ging und meine zerschmetterten Knochen sich an einander rieben. Während ich so halb besinnungslos transportirt wurde, kamen Bauerweiber gegangen, hielten den Schiebkarren an und streichelten dem Verwundeten das Gesicht mit dem Ausruf: „Das arme junge Blut, auch todt!“ Dadurch aus meiner Ohnmacht erweckt, schlug ich die Augen auf und schrie mit Anstrengung meiner letzten Kräfte: „Nein, er lebt!“ Die Weiber aber, voll Schreck, sprangen mit Geschrei zur Seite. Von der Mühle waren es zwei Stunden nach Rötha. Der Soldat hatte falsch berichtet, daß der Feind uns zurückdränge; denn wir kamen auf Stellen, wo man in der Entfernung das Schlachtfeld sehen konnte, und fanden eher unsere, als die feindlichen Linien vorgerückt. Indessen freute es mich, daß wir die Mühle so bald verlassen, da es doch wahrscheinlicher war, daß ich in Rötha ärztliche Hilfe finden würde. Ich ließ mich im ersten besten Hause niederlegen; doch auch hier kein Arzt! Zweimal vierundzwanzig Stunden lag ich in dem erbärmlichsten Zustande der Welt unverbunden da, hatte mir den Tod gewünscht und konnte nicht sterben! Endlich öffnet sich die Thüre; ich versuche hinzusehen und erkenne Martini, unseren Regimentsarzt. Er hatte mich lange vergebens gesucht und endlich fand er mich, aber in einem Zustande, daß er bald die Hoffnung verlor, mich zu retten. Der brave Mann versuchte es doch, stillte das fließende Blut, gab mir allerhand stärkende Mittel, um mein beinah erloschenes Leben noch einige Stunden lang zu erhalten. Es gelang ihm, und unter namenlosen Schmerzen und Höllenqualen erreichte ich den sechsten Tag. Martini schien unruhiger, als jemals, und kündigte mir endlich an, daß heute noch der Arm abgenommen werden müßte. Nachher erfuhr ich erst, daß der Brand schon in die Wunde geschlagen und ich in vierundzwanzig Stunden todt gewesen wäre, hätte man nicht auf's Schleunigste die Amputation gemacht. Ich hielt Alles für unnütz und kam endlich auf den Gedanken, mich nicht länger zu quälen und auf eine gewaltsame Art meinem Leben ein Ende zu machen. Meine Phantasie malte sich diesen Plan mit unnennbarer Freude aus; ich fühlte mich sogar wohler. Doch selbst konnte ich meinen Vorsatz nicht ausführen; daher bat ich den Arzt mit dringendem Verlangen, mir Gift zu geben. Er machte mir über meine Muthlosigkeit die bittersten Vorwürfe. Ich suchte ihm zu erklären, daß ich durch meinen Tod sogar eine liebende

Mutter schonen würde, die unvergleichlich mehr bei dem Anblick eines elenden verstümmelten Sohnes leiden müßte, als wenn sie die Ueberzeugung besäße, er sei auf dem Felde der Ehre nach kurzem Leiden gestorben. Doch überzeugte ich den braven Mann nicht, und er machte Anstalten zur Operation. Ich entschloß mich, Alles standhaft zu ertragen und mit gleichgiltigem Gesicht mich endlich doch zu Tode martern zu lassen. Man trug mich von meinem Strohlager weg und setzte mich auf einen Stuhl. Martini suchte in seinen Instrumenten, während einige österreichische Aerzte mich hielten. Ich sah ihn das Eisen ansetzen, schneiden, das Blut der Pulsader strömen, und vom Schmerz überwältigt verließen mich die Sinne. Durch allerhand Stärkungsmittel dem Tode wiederum entrissen, sah ich, erwacht, den Arm bereits vor mir liegen und fand mich selbst verbunden. Ich faßte wieder Hoffnung und dankte herzlich dem guten Martini. In den ersten Tagen nach der Operation hatten sich die Schmerzen vermehrt. Doch das Schrecklichste war überstanden, und die Ueberzeugung, ich könnte noch leben, meiner geliebten Mutter mich wiedergeben, manches Glück noch in dieser Welt genießen, Alles dies brachte mich in eine sanfte wehmüthige Stimmung, beruhigte mein Gemüth und ließ mich still dulden. Ja, sogar das Bewußtsein, dem Vaterlande ein Opfer gebracht zu haben, mischte in meine Leiden so manchen frohen Augenblick. Acht Tage hatte ich in Rötha gelegen und wurde dann auf Martinis Verlangen nach Leipzig getragen, welches ungefähr fünf Stunden entfernt liegt. Hier befiel ich dreimal am Nervenfieber. Martini behandelte mich mit großem Glück und seltener Geschicklichkeit. Indessen noch immer behaupteten die Aerzte, ich sollte und müßte schon an der Eiterung allein sterben. Mit jedem Tage jedoch nahmen die Kräfte zu und mit ihnen zugleich wuchs die Sehnsucht nach Gesellschaft und Mittheilung. Martinis Freude darüber war unaussprechlich. Nach zehn Wochen konnte ich endlich wieder an die Luft gehen; doch griff mich jede solche Bewegung noch sehr an. Frohsinn stellte sich allmählig wieder ein und, als ich ein anderes Quartier in der Grimmaschen Gasse, der belebtesten Straße von Leipzig, bezogen, wuchs meine Gesundheit sichtlich. Nach und nach wurde ich der Freude wieder zugänglich und versuchte durch Erziehung der linken Hand den Verlust der rechten zu vergessen. Ich konnte wieder schreiben und schrieb nun selbst der besorgten guten Mutter, die ich durch Martini hatte von meinem Unglück benachrichtigen lassen."

Noch in Leipzig während des Märzmonats 1814 hatte er die ersten Versuche im Zeichnen mit der linken Hand gemacht, Bleistiftportraits nach

der Natur, während wir nur einige wenige Zeichnungen in Blei und Aquarell von seiner rechten Hand aus der Zeit des Marsches im Vorjahre besitzen.

Mit den übrigen verwundeten Offizieren der russischen Armee wurde Reutern der um diese Zeit durch Leipzig nach Baden-Baden reisenden Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin Alexanders I., vorgestellt. Und dies hatte zunächst für Reutern die Folge, daß er bald darauf bei seiner Durchreise durch Weimar, begünstigt durch die gütige Protection der Kaiserin, auch von der Frau Großfürstin Maria Pawlowna, der Gemahlin des Erbgroßherzogs von Sachsen-Weimar empfangen würde. Von seinem Aufenthalte an letzterem Orte ist vor Allem zu bemerken, daß er an der großherzoglichen Tafel Gelegenheit fand, Goethe, wenn auch nur flüchtig und vorübergehend, kennen zu lernen, sowie daß er von dessen Liebenswürdigkeit und männlicher Würde sich ungemein angezogen fühlte.

Als nach dem mittlerweile am 30. Mai n. St. des genannten Jahres geschlossenen Frieden zu Paris Kaiser Alexander mit dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen seinen Besuch in England abgestattet hatte und das Hauptquartier der in die Heimath zurückmarschirenden russischen Truppen sich in Bruchsal befand, wünschte die Kaiserin, daß Reutern sich ebenfalls dort einfinden sollte, um durch den Feldmarschall Seiner Majestät vorgestellt zu werden. Ueber die in der Folge stattgehabte Audienz bei seinem Kaiser schreibt er der Mutter: „Ich sehe ihn noch, wie er auf mich zukam, theilnehmend nach meiner Wunde fragte, seine Hand auf meiner Schulter ruhte, und in seinen Blicken segensreiche Milde glänzte; wie er die Aeußerungen eines treuen, für ihn und seine große Sache begeisterten, Soldaten gütig erwiderte; wie er mich aufforderte, eine Bitte für mich zu thun, und ich, glückselig in seinem Dienst und stolz auf seinen Ruhm, nur bitten konnte, daß er mir noch mit einem Arme fortzudienen erlauben möchte! Ich sehe ihn noch, wie er mir damals freundlich zuwinkte und, im Weitergehen sich wieder zurückwendend, sein Blick noch auf mir ruhte."

Bei dieser Gelegenheit erhielt Reutern einen Urlaub auf unbestimmte Zeit bis zu seiner völligen Genesung, welche er zunächst mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln betreiben wollte. Im August desselben Jahres machte er dann, um einem früheren Versprechen nachzukommen, einen kurzen Besuch bei der Schwertzellschen Familie auf deren Schlosse zu Willingshausen und sah da zum ersten Male die jüngste Tochter derselben,

Charlotte, welche sechs Jahre später seine Frau werden sollte. Nicht lange aber durfte er in diesem, ihm mit jedem Tage lieber werdenden Verwandtenkreise zubringen; denn er mußte zu der nach Rußland ziehenden Armee stoßen und konnte dabei gleichzeitig sein Verlangen nach einem Wiedersehen mit seiner Mutter endlich in Erfüllung gehen sehen. In Livland blieb Reutern bis zum Febraar 1815, worauf er, körperlich einigermaßen gekräftigt, seinem militärischen Berufe getreu, sich wiederum zum Dienste im Hauptquartier zu Warschau meldete. Da aber der Frontdienst, seiner Verwundung wegen, für ihn unmöglich geworden war, gelang es ihm, als Adjutant bei dem Fürsten Barklay einzutreten.

Als Napoleon am 26. Februar n. St. 1815 seinen Verbannungsort, die Insel Elba, verlassen und am 1. März bei Cannes gelandet war, brach auch der Feldmarschall mit seinem Stabe aus Warschau auf und Reutern folgte dem Hauptquartier zu Pferde bis nach Melun in Frankreich, wo dasselbe seinen derzeitigen Standort nahm. Von hier aus besuchte er Paris, dessen Kunstschätze ihn gewaltig interessirten und unter welchen er die ihm bisher nur vom Hörensagen bekannten Meisterwerke eines Raphael, Rubens, Albrecht Dürer, Kranach ꝛc. zu Gesicht bekam. Als hierauf nach der zweiten Einnahme von Paris am 1. Juli n. St. des erwähnten Jahres, sich im Herbste die russische Armee zur Heimkehr in's Vaterland anschickte, erhielt Reutern wiederum einen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland. Er eilte nach Baden-Baden, um sich von der Kaiserin Elisabeth zu verabschieden. Bei der Durchreise durch Heidelberg begegnete er auf den Arkaden im Schloßgarten ganz unerwarteter Weise Goethe, einen Knaben an der Hand haltend. Ueber dieses Zusammentreffen schreibt er: „Man denke sich meine freudige Ueberraschung! Nach freundlichen Umarmungen und theilnehmenden Fragen, die er mit wahrhaft väterlicher Herzlichkeit an mich that, waren wir mit einander an das Geländer der Arkaden getreten. Dort nun sich anlehnend, sprach in gemüthlicher Stimmung der liebe große Mann zu mir mit der liebenswürdigsten Vertraulichkeit. Ach, ich hatte ihn nie so gesehen und war außer mir vor Entzücken! Der herrliche Morgen schien auf ihn kräftig zu wirken, daß sein weit umfassender Geist mächtig in ihm herrschte. Aus seinen Augen glänzte sein innerer Reichthum, während mild und einfach die größten Wahrheiten über seine Lippen strömten. Ich wagte es, ihn um Mittheilung seiner Gedanken und Gefühle über die uns umgebende Natur zu bitten; er gewährte freundlich und nahm behaglich und ruhig das

Wort. Was er da sagte, ich weiß es nicht mehr wörtlich, aber mir gingen erst jetzt Herz und Augen auf über Das, was ich sah! Wie Alles, was ich früher nur dunkel geträumt von Schönheit, Kraft, Maaß mir nun so deutlich wurde! Eine göttliche Regel, ein Gesetz, erkannte ich in der ganzen Schöpfung und ich sah, wie mit neuen Augen in die himmlische Natur, in der mir nun Alles erklärt war. Unglücklicherweise für mich, näherte sich uns jetzt eine Familie, welche Goethe aus seinen Betrachtungen herausriß, und als er sie erkannte, mich derselben vorstellte. Ich hielt es für besser mich zu entfernen, und beim Abschied nahm mir Goethe das Versprechen ab, bei meiner Durchreise nach Rußland, ihn in Weimar zu besuchen, was ich denn von ganzem Herzen versprach."

Nach einem längeren Aufenthalte bei seinen Verwandten in Willingshausen und einer Rheinreise, die den nachhaltigsten Eindruck auf ihn machte, wovon 24 Bleistiftzeichnungen Zeugniß ablegen, begab sich Reutern nach Dresden, nicht ohne zuvor in Weimar der Einladung Goethes Folge zu leisten. Ueber diese Begegnung bemerkt er in seinen Tagebuchnotizen nur ganz kurz: „Er war wohl recht gemüthlich, doch nicht so, wie an jenem Morgen in schöner Gegend unter Gottes freiem Himmel".

Die in der Dresdener Gemäldegallerie gewonnenen Eindrücke schildert Reutern folgendermaßen: „Es ist doch Etwas gar Erquickliches für Geist und Herz, die Producte reiner und edler Kunst zu schauen, und da liebe ich ganz besonders die italienischen Arbeiten. Es liegt in ihnen die große Natur, aber eine hohe, erhabene, göttliche Natur, die das Mangelhafte unserer Erde vergißt und im göttlichen Ideal dieselbe uns dennoch treu zeigt. Die niederländischen Gemälde sind für eine einfache und genügsame Seele das Schönste, das Vortrefflichste, indem sie uns die gemeine, die einfache Natur vor Augen führen und Das, was täglich sich zuträgt und gesehen wird, auf das Treuste nachbilden. Aber schade bleibt es doch immer, daß ihr Ideengang nicht höher steigt und nur das Schmutzigste, Gemeinste und Gewöhnlichste aus ihrem vortrefflichen Pinsel hervorgeht! Das Wirken des Menschen ist größtentheils elend und nichtig; warum also Dieses auch noch in der Kunst, die so edel ist, daß sie bis in's Göttliche steigen kann, uns zeigen? Unsere Seele trägt in sich Etwas Göttliches. Sie sieht eine freundliche Gegend, gute Menschen u. s. w. durch ihren inneren Adel in dem schönsten Lichte; sie lebt weniger mit dem Weltkörper, als mit dem Weltgeiste, und freut sich an dem Weltkörper, als an einem Werk des großen Geistes, durch den Alles geworden. In dem Wunsche,

Alles zu verherrlichen, dem inneren Ideal näher zu führen, sieht der Mensch oft mehr im Andern, als da ist. Der Abglanz seines Inneren zeigt ihm jeden Gegenstand in vollkommener Schönheit. Da nun die Kunst unseren gestaltlosen Träumen Formen geben kann, die unser Ideal erreichen, so müßte sie auch nur zu diesem edlen Zwecke sich hergeben und solche Bilder schaffen, wie sie in der italienischen Schule mehr gefunden werden. — Die göttliche Madonna weckt in jedes Menschen Brust ein Gefühl von Andacht, Gedanken an Gott und die Erkenntniß der Glückseligkeit, über Erdenschwächen erhaben zu sein. Ihre Gestalt ist die des schönsten Weibes, aber so edel, so hehr, daß man in ihr ein höheres Sein erkennen muß. Das Christuskind auf dem Arme ist ganz wunderbar; aus den Augen strahlt eine solche Göttlichkeit, daß die Hülle zu vergehen scheint; denn kaum könnte sie den Geist ertragen, umschließen. Die anderen zwei knieenden Gestalten sind in größter Andacht hingesunken, und die Gesichter der Engel im Vordergrund, die zur Himmelskönigin aufschauen, verbinden Kindlichkeit mit dem Ernste, die Nähe der Gottheit fühlend. Die ganze Luft besteht aus kaum bemerkbaren Engelsköpfchen. Der Hauptton dieses wunderherrlichen Bildes ist so kalt, so rauh, so wenig unserem irdischen Luft- und Lichtton ähnlich, daß man in neue unbekannte Lufträume zu sehen glaubt, in denen ruhig die Madonna heranschwebt. Der reine kalte Aether weht das Gewand weg und hebt das Haupthaar des Kindes ein wenig; auch erkennt man an den Gesichtern das Wehen der reinen Himmelsluft. Ach, man kann nicht von dem Bilde weg, wenn der Geist endlich das Ganze wieder gefaßt hat!"

Nach einigen genußreichen Tagen in Dresden reiste Reutern über Kalisch nach Riga und traf nach einer mehr als fünfwöchentlichen Reise in Loddiger zu längerem Aufenthalt ein.

Bei der Theilung des väterlichen Erbes in den Besitz des Gutes Ayasch gelangt, lag es nun gleichwohl nicht in seiner Absicht, sich fortan ausschließlich der Beschäftigung mit der Landwirthschaft hinzugeben; vielmehr glaubte er in der weiteren Ausbildung seiner künstlerischen Anlagen die Aufgabe seines Lebens zu erkennen, war sich aber zugleich dessen wohl bewußt, daß hierzu ernste Studien während eines verlängerten Aufenthaltes im Auslande unerläßlich sein würden. Um in der angedeuteten Absicht einen ferneren Urlaub für eine Reise nach Deutschland zu erlangen, begab er sich zu Ostern 1817 nach St. Petersburg, wo er alsbald durch die gnädige Vermittelung der Kaiserin alle seine Wünsche in dieser Beziehung

erfüllt sah. Auch in anderer Weise wirkte der damalige Besuch in der Hauptstadt belebend auf Reuterns Geist, indem er unter Anderem die Bekanntschaft des Grafen Tolstoi und dessen Basreliefs, Scenen aus der Odyssee darstellend, machte, deren hauptsächlichste er, auf Bitte des Grafen, bei der Durchreise durch Weimar Goethe zu überbringen hatte. Sonach verließ er im October Livland, entledigte sich seines Auftrages bei Goethe in Jena und bekam von demselben bei dieser Gelegenheit höchst belehrende, auf seinen Entschluß, sich ganz der Kunst zu weihen, entscheidend einwirkende Aeußerungen über Malerei und Gegenstände der Aesthetik zu hören, welche seinen künstlerischen Bestrebungen einen immer festeren Boden verliehen. In Folge obiger Gespräche mit Goethe glaubte Reutern nun fürs erste ausschließlich an seine künstlerische Ausbildung denken zu müssen. Darum gab er vorläufig seine Absicht, nach Italien zu gehen, bis auf Weiteres auf, weil er sich für noch nicht genügend vorbereitet dafür hielt; vielmehr widmete er sich in Berlin bis zum Mai 1818 ernstlichen wissenschaftlichen Studien auf den Gebieten der Kunst und der Geschichte.

Gelegentlich eines, von Berlin aus unternommenen längeren Besuchs in Willingshausen machte er die Bekanntschaft des der Schwertzellschen Familie nahe befreundeten damaligen Capitäns und Lehrers der Mathematik an der Kasseler Kriegsschule, Josephs von Radowitz. Durch den Umgang mit diesem, ihn im höchsten Grade anziehenden Manne und dessen Urtheil über den Gang seiner ferneren Studien wurde er unter Anderem auf die Naturwissenschaften hingewiesen und sein Interesse dafür derart geweckt, daß er, statt in Berlin weiter zu studiren, zur Förderung der ihm angeborenen Vorliebe für die Natur und ihre Erkenntniß, die Universität Heidelberg bezog. In jener Zeit entspann sich zwischen Radowitz und Reutern, zwei anscheinend sehr verschiedenen, ja einander in mancher Hinsicht widersprechenden, aber durch gleichartige Gesinnung dennoch übereinstimmenden Charakteren, ein Freundschaftsbund für's ganze Leben.

In Heidelberg hörte Reutern bei den Professoren Leonhardt, Gmelin und Tiedemann Mineralogie, Anatomie und allgemeine Naturgeschichte, sowie bei dem Professor Kreutzer Vorlesungen über Symbolik und Archäologie der Kunst. Gleichzeitig lebte er in engem geselligem Verkehr mit daselbst studirenden Landsleuten, unter denen er in seinen Briefen namentlich hervorhebt: Otto von Taube, Rudolph von Patkul, Graf Reinhold Stackelberg, Staden, Gulewsky und Rembert von Schoultz. Reutern wohnte in Heidelbergs Hauptstraße beim Bäcker Ritzhaupt,

wo die Zusammenkünfte der Livländer stattfanden und regelmäßig Abends Shakespeares Dramen gemeinsam gelesen wurden. Auch zeichnete er hier mehrere Aussichten aus seinem Hause und malte in Aquarell ein Panorama, von der Neckarbrücke aus gesehen, ferner Ansichten bei Gelegenheit von Ausflügen in die Umgegend und nach dem Odenwald. Die Weihnachtsferien brachten ihn dann wieder nach Willingshausen und, da ihm mittlerweile Bestimmteres über die Ertragsfähigkeit des Gutes Ayasch mitgetheilt worden war, was, verbunden mit einer für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste in Aussicht stehenden Pension aus dem Reichsschatze, ihm eine gesichertere Zukunft versprach, so konnte er sich dem Gedanken hingeben, daß die Zeit nun auch nicht mehr ferne sei, wo er die schon lange gehegte Absicht, sich mit dem Fräulein Charlotte von Schwertzell zu verloben, ausführen dürfe. Vorher aber sollte noch, nach dem Schluß des Sommersemesters 1819, die längst geplante Reise nach Italien, auf die er sich bis hierzu vorbereitet hatte, gemacht werden, doch stellten sich derselben jetzt wiederum unübersteigliche pecuniäre Hindernisse entgegen. Statt ihrer unternahm er in Begleitung zweier hessischen Freunde eine Fußreise durch die Schweiz und hoffte dabei, bis nach Mailand vordringen zu können. In den ersten Tagen des Septembers begaben sich die Reisenden nach Stuttgart, wo sie unter Anderem Danneckers berühmten Christus bewunderten. In einem Briefe an seinen Freund Taube beschreibt Reutern den empfangenen Eindruck folgendermaßen: „Danneckers Christus ist ganz wunderbar und, ich möchte sagen, ein Repräsentant unseres frommen und seelenvollen Jahrhunderts. Er steht als verkörperte Lehre Christi da, in der schönen Milde, Würde und dem rührenden Ernste des Mittlers, der Nichts sein will, als der Weg zum Ewigen. So hat sich Dannecker ihn gedacht und diesen großen und natürlichen Gedanken spricht die Gestalt, Stellung und die ganze Linie aus, in welcher sich diese herrliche Bildsäule zu bewegen scheint. Die rechte Hand nähert sich sanft der Brust; die linke deutet nach oben; der Kopf ist sanft geneigt und sieht wehmüthig ernst herab. Auf den linken Fuß gestützt (doch nicht fest ruhend; denn er soll, wie heraufgezogen, gehn), zieht er das rechte Bein nach sich, und so entsteht die schöne Linie, aufsteigend, die der Idee des Heilandes entspricht. Das Modell ist noch nackt; die Draperie wird einfach und in grandiosen Falten herabfallen. Es ist das lange wollene orientalische Kleid. Lange einfache gerade Falten werden der Gestalt noch mehr Geisterhaftes geben und zugleich als würdige Verhüllung

des schönen Leibes dienen. Bei dem Beschreiben davon geht es, wie mit allem Höchsten, daß am Ende keine Worte, keine Zergliederungen mehr ausreichen. Das ist ja auch Das, was der Künstler unbewußt hereinlegte, was der göttliche Funke seines Genies schuf!" Von Stuttgart gings an die Ufer des Genfersees, dessen Herrlichkeiten von Lausanne aus sich den staunenden Blicken der Reisenden auf die überraschendste Weise darboten. Von hier aus begaben sie sich nach Thun, wo ihnen die Alpen zum ersten Male in ihrem wunderbaren Farbenspiel entgegentraten. Ueber den Simplon stiegen sie bis Domodossola hinunter, besuchten die Borromäischen Inseln sowie Mailand, und kehrten über den Luganer See und die an kriegerischen Erinnerungen aus dem Anfange des Jahrhunderts so reiche St. Gotthardtstraße nach Heidelberg zurück.

Nach dieser Reise sehen wir Reutern ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, nunmehr gänzlich aus dem Militärdienste auszuscheiden und die früher nur vorübergehend gehegte Absicht verfolgen, nach seiner Verheirathung auf seinem Landgute, an welches ihn die auf sein Gemüth den allerstärksten Einfluß ausübenden Bande von Heimath und Familie fesselten, fortan der Landwirthschaft zu leben. Bei derartiger Ausgestaltung seiner Zukunft hoffte er, gleichzeitig seinen künstlerischen Neigungen nachgehen zu können. Zu dem Ende verabschiedete er sich in Willingshausen von der Geliebten und eilte, nach kurzem Aufenthalte bei seiner Mutter in Loddiger, nach St. Petersburg, woselbst er sich um eine Audienz bei der Kaiserin bewarb und durch deren hohe Fürsprache im December 1819 seinen Abschied aus dem Militärdienste als Rittmeister der Garde oder Obrist-Lieutenant der Armee mit dem Rechte, die Uniform des Regiments zu tragen, und mit seinem bisherigen vollen Gehalt im Betrage von neunhundert Rubeln Silber, sowie einer jährlichen Pension von dreihundert Rubeln Silber aus dem Invalidenfonds, erlangte. (Fortsetzung folgt).

Friedrich Nietzsche, der Philosoph der Gegenwart.

Thus every part was full of vice
Yet the whole mass a paradise.
Mandeville, (the fable of the bees.)

Vor dreiundzwanzig Jahren ist in deutschen Landen ein Mann mit philosophischen Schriften aufgetreten und hat durch das Verfechten von bisher unerhörten Meinungen, wie auch durch einen Geistreichthum ohne Gleichen und Beispiel nach einer Wirksamkeit von kaum zwei Decennien so glänzende Spuren hinterlassen, daß die Mitwelt noch geraumer Zeit bedürfen wird, um sich über ihn zu beruhigen und ihn vielleicht ad acta zu legen. Dies war der Baseler Professor Friedrich Nietzsche, der Sohn eines protestantischen Pfarrers. Interessant ist er durch die eigenthümliche Art seiner Auflehnung gegen den Zeitgeist, durch die besondere Richtung der Reaction, welche die ungesunden Neigungen der Gegenwart gerade in ihm angeregt haben, ohne daß er darum an seiner Person die Signatur des Jahrhunderts verleugnet, ohne daß er aufhört — selbst wo er es am wenigsten wahr haben will — ganz und gar ein Kind seiner Zeit zu bleiben. Er ist es so sehr, daß — si parva licet magnis comparare — man sich sagen muß: wie nur zur Zeit der Sophisten Sokrates kommen konnte, so konnte auch nur in der modernen Gesellschaftsordnung mit ihren Sociologen und Socialisten Friedrich Nietzsche geboren werden. Doppelt interessant muß er aber werden, wenn man ihn einem gleichzeitig wirkenden großen Dichter und Pädagogen, dem Grafen L. N. Tolstoi, gegenüberstellt: einem Manne, der ebenso sehr gegen den Strom des Jahrhunderts ankämpft, ebenso aufrichtig und redlich, ebenso künstlerisch beanlagt ist, ebenso unablässig sich abmüht, die kranke Zeit zu heilen, ja auch ebenso der Majorität zum Aergerniß wird; und bei dem dennoch dieselben Ursachen total entgegen-

gesetzte Wirkungen gehabt haben; einem Manne, der in seiner Person wie in seinen Meinungen ein so vollendetes Widerspiel von Nietzsche darstellt, daß man grübelnd vor der Frage stehen bleibt, wie nur dieselbe Sonne an dem einen Baume der europäischen Cultur so verschiedene Früchte zeitigen konnte?

Bevor zunächst eine kurze Darstellung von Nietzsches Lehren aus allen seinen Werken, vorzüglich aber aus den letzten und reifsten „Also sprach Zarathustra", „Jenseits von Gut und Böse" und „Genealogie der Moral" versucht wird, ist für Freunde der Polemik Folgendes zu bemerken. Die aphoristische Form, in welche fast alles, was unser Philosoph veröffentlicht hat, gefaßt ist; die Gewohnheit, seine Gedanken, so wie sie ihm entsprangen, niederzuschreiben ohne sie in der Ordnung eines vorgezeichneten Systems unterzubringen, machen es erklärlich, daß seine Werke an Widersprüchen ganz besonders reich sind; daher zu manchen Citaten, die zur Begründung einer bestimmten Ansicht über ihn angeführt werden sollen, leicht von Nietzsches Gegnern sich Gegenstellen nennen ließen; so daß ein Spruch den andern schlägt, und der Philosoph sich in ein Nichts aufzulösen schiene. — Allein dem wäre entgegenzuhalten, daß — den redlichen Willen vorausgesetzt — von kritischem Scharfsinn selten ein verfehlterer Gebrauch gemacht worden ist, als zum Aufklauben von kleinen Lücken, Unvollkommenheiten und Selbstwidersprüchen aus dem großen Zusammenhang einer Weltanschauung, die in der Einheit einer bedeutenden Persönlichkeit ihren Halt findet. Am ersprießlichsten bleibt es immer, den fremden Worten — selbst wenn sie sich widersprechen — den vernünftigsten, natürlichsten und in sich einigsten Sinn unterzulegen, der sich irgend nur hineininterpretiren läßt; denn in ihrem Denken und Ahnen haben die Ppilosophen sicherlich alle von der Wahrheit mehr besessen, als ihnen der spröde Stoff der Sprache den Lesern zu übermitteln gestattete. Ist es nicht ein Act der elementarsten Gerechtigkeit, dieses wenige zum mindesten unverkümmert und reinlich darzustellen und das bleibende Verdienst, das Sandkorn aufzuweisen, das der Philosoph zum Bau der Ewigkeiten beiträgt? Die Widersprüche mögen indessen auch berücksichtigt werden, jedoch nur so weit sie fundamental sind, selbst beim besten Willen sich nicht lösen lassen und außerdem in ihren Consequenzen die Unhaltbarkeit des ganzen philosophischen Gebäudes zeigen. Auf der anderen Seite mögen nun wieder die Nietzscheaner — und es giebt deren nicht wenige — zu den Folgerungen, die wir aus seinen Worten ziehen, mit der Leidenschaft von Neophyten

einwerfen, wir hätten ihren Herrn und Meister einfach nicht verstanden und werden vielleicht Gegencitate anführen; und hierin reden sie allerdings ganz im Sinne des Meisters selbst, der uns besonders gern erzählt, wie jeder große Mann — also vor allem er selbst — es liebt sich des Verstecktes und der Maske zu bedienen, da es ihm widerstehe von diesem und jenem verstanden zu werden; er schreibe ja auch nicht für diesen und jenen, und auch hinsichtlich seiner Freunde sorge er immer dafür, daß ihnen ein Spielraum und Tummelplatz für Mißverständnisse offen bleibe. Beiläufig erinnern wir uns bei dieser Sucht der Jünger, à tout prix zu rechtfertigen, Nietzsches eigener Worte („Menschliches, Allzumenschliches" B. II, p. 176) „Singvögel. — Die Anhänger eines großen Mannes pflegen sich zu blenden, um sein Lob besser singen zu können." Denn wir kennen sie ja, diese treuherzige Coquetterie der Philosophen mit dem Nichtverstanden-werden! schon längst, schon von Hegel her ist sie beliebt. Hegel sagte: „Niemand hat mich verstanden, einer hat mich nur verstanden, und der hat mich nicht recht verstanden;" und gab damit — consequent bis zum letzten Athemzuge — wieder ein Beispiel des dreitactigen Stechschrittes seiner Begriffsentwickelung. Schopenhauer im Gegentheil war stolz darauf den Leuten gezeigt zu haben, man könne sehr ernsthaft philosophiren ohne weder langweilig noch unverständlich zu werden. Im vorliegenden Falle wird übrigens ohne Mühe sich jeder davon überzeugen, daß leichter, klarer und faßlicher als Nietzsche noch kein Denker geschrieben hat; es müßte also sehr am guten Willen fehlen, wenn man ihn ganz und gar gelesen hat und doch nicht versteht.

I.

So mannigfaltig auch die Fragen sind, denen Nietzsche seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, so bleiben doch die meisten philosophischen Wissenschaften von ihm fast unberührt. Die Logik interessirt ihn nicht; auf die Aesthetik fallen nur Streiflichter; Die Rechtsphilosophie steht ihm fern; was aber am beachtenswerthesten ist: er bietet keine Metaphysik, mißt ihr auch keine Bedeutung bei. Und zwar geschieht dies nicht in der Art, wie bei Schopenhauer, wo nur der Name „Metaphysik" verpönt ist, im Grunde aber doch eine Metaphysik, eine Lehre von jenem Ewigen und Höheren, das hinter der sinnenfälligen Erscheinung sich verbirgt, — wenigstens als eine Belehrung über das, was es nicht sein kann, geboten wird. Nietzsche lehnt wirklich alles Jenseitige ab und behandelt nur irdische Probleme;

er räth: („Zarathustra" p. 9) „Bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht." Ja unser Philosoph leitet sogar — obgleich ein eifriger Gegner alles Materialismus — die Metaphysik aus den Träumen ab. So. z. B. („Menschliches" B. I, p. 25): „Im Traume glaubte der Mensch in den Zeitaltern roher uranfänglicher Cultur eine zweite reale Welt kennen zu lernen; hier ist der Ursprung aller Metaphysik. Ohne den Traum hätte man keinen Anlaß zu einer Scheidung der Welt gefunden. Auch die Zerlegung in Seele und Leib hängt mit der ältesten Auffassung des Traumes zusammen." Ebendort p. 28 spricht er „Von der Harmlosigkeit der Metaphysik in der Zukunft: Sobald die Religion, Kunst und Moral in ihrer Entstehung so beschrieben sind, daß man sie vollständig sich erklären kann, ohne zur Annahme metaphysischer Eingriffe am Beginn und im Verlaufe der Bahn seine Zuflucht zu nehmen, hört das stärkste Interesse an dem rein theoretischen Problem vom „Ding an sich" und der „Erscheinung" auf. Denn wie es hier auch stehe: mit Religion, Kunst und Moral rühren wir nicht an das „Wesen der Welt an sich;" wir sind im Bereiche der Vorstellung, keine „Ahnung" kann uns weiter tragen. Mit voller Ruhe wird man die Frage, wie unser Weltbild so stark sich von dem erschlossenen Wesen der Welt unterscheiden könne, der Physiologie und der Entwickelungsgeschichte der Organismen und Begriffe überlassen." So bleiben schließlich die Zweige der Philosophie zur Behandlung übrig, die uns alle am meisten angehen und den Interessen des Lebens am nächsten stehen: Psychologie und Moral. Indessen auch die Psychologie als Lehre von der Seele im Allgemeinen, von der Möglichkeit einer Seele überhaupt, ihrer geistigen oder materiellen Beschaffenheit, Unsterblichkeit oder Vergänglichkeit, ihrer Entstehung u. s. w. wird nur gelegentlich mit einigen halbironischen Bemerkungen abgethan. Denn da nach Nietzsche („Jenseits von gut und böse" p. 25) Begriffe wie „sterbliche Seele" und „Seele als Subjectsvielheit" und „Seele als Gesellschaftsbau der Triebe und Affecte" fürderhin in der Wissenschaft Bürgerrecht haben sollen, so sei es ein trübseliger Stolz, eine unsterbliche Seele zu haben; freuen wir uns vielmehr, daß wir unzählige unsterbliche Seelen haben. Eben die Seele als Gesellschaftsbau von Trieben wird mit dem Tode allerdings aufgelöst, aber die einzelnen Triebe, aus deren Zusammenspiel der Schein der Einheit entstand, leben doch in der übrigen Welt des Lebendigen, in den anderen Wesen weiter, sind also unsterblich. Immerhin nimmt, wie gesagt, auch

diese Psychologie unseren Philosophen nur wenig in Anspruch, und ebenso kann er der physiologischen Psychologie, wie Wilhelm Wundt sie behandelt hat, keinen Geschmack abgewinnen. Was er unter seiner neuen Wissenschaft der Psychologie versteht ist uns allen viel näher bekannt. Einmal äußert er sich so darüber: („Jenseits" p. 71). „Die menschliche Seele und ihre Grenzen, der bisher überhaupt erreichte Umfang menschlicher innerer Erfahrungen, die Höhen, Tiefen und Fernen dieser Erfahrungen, die ganze bisherige Geschichte der Seele und ihre noch unausgetrunkenen Möglichkeiten: das ist für einen geborenen Psychologen und Freund der „großen Jagd" das vorbestimmte Jagdbereich. Aber wie oft muß er sich verzweifelt sagen: ein Einzelner! ach nur ein Einzelner und dieser große Wald und Urwald! Und so wünscht er sich einige hundert Jagdgehülfen und seine gelehrte Spürhunde, welche er in die Geschichte der menschlichen Seele treiben könnte . . . Doch dies hat seine Schwierigkeit, da mit der großen Jagd auch die große Gefahr beginnt: Um z. B. zu errathen und festzustellen, was für eine Geschichte bisher das Problem von Wissen und Gewissen in der Seele der homines religiosi gehabt hat, dazu müßte Einer vielleicht so tief verwundet, so ungeheuer sein, wie es das intellectuelle Gewissen Pascal's war: — und dann bedürfte es immer noch jenes ausgespannten Himmels von heller, boshafter Geistigkeit, welcher von oben herab dies Gewimmel von gefährlichen und schmerzlichen Erlebnissen zu übersehen, zu ordnen, in Formeln zu bringen vermöchte." Bei diesen Worten wird wol Manchem einfallen, welch ein Schatz von feinen Bemerkungen über die menschliche Seele, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Vorwärts- und gelegentlich Rückwärtsentwickelung nicht nur in den Aphorismen großer Philosophen — wie Schopenhauer und Leopardi — sondern noch überzeugender und eindringlicher in den Romanen vieler bedeutender Dichter niedergelegt ist. Dies umfassende Material, zu dem ja gerade Pascal's „Gedanken" ein besonders werthvoller Beitrag sind, — mit eigenen Erfahrungen bereichert, durch große Zeiträume hindurch zu sichten und zu einem brauchbaren System zu ordnen: das scheint die neue Wissenschaft zu sein, deren Aufbau unserem Philosophen vorgeschwebt hat, die er allerdings nicht zu Stande bringt, als deren ersten Begründer er sich aber doch fühlt. So ist es nicht verwunderlich, daß auch die neuere Romanliteratur in seinen Werken einen ziemlich breiten Raum einnimmt. Einmal bezeichnet er die französischen Romanciers Flaubert und Stendhal als die letzten großen Psychologen; wieder an einer anderen Stelle („Götzendämmerung"

p. 96) nennt er Dostojewsky den einzigen Psychologen, von dem er etwas zu lernen hatte: „Er gehört zu den schönsten Glücksfällen meines Lebens, mehr selbst noch als die Entdeckung Stendhal's. Dieser tiefe Mensch, der zehnmal Recht hatte, die oberflächlichen Deutschen gering zu schätzen, hat die sibirischen Zuchthäusler, in deren Mitte er lange lebte . . . . sehr anders empfunden, als er selbst erwartete — ungefähr als aus dem besten, härtesten und werthvollsten Holze geschnitzt, das auf russischer Erde überhaupt wächst". Schon aus diesem Wenigen ergiebt sich, daß für Nietzsche zwischen Psychologie und Moral keine Grenze existirt, und so gehört auch das Problem für ihn in die Seelenlehre, das mit Recht die Schwelle zu jedem Tractat über die Sittlichkeit bildet: das Problem der Willensfreiheit und Verantwortlichkeit. Dogmatisch die Unfreiheit des Willens zu behaupten sei nicht möglich, da der Begriff der causalen Verknüpfung alles Geschehenden doch nur für uns eine Denknothwendigkeit sei, nur von unserer Vernunft erzeugt werde, außerhalb dieser aber vielleicht nicht vorkomme. Dies nachgewiesen zu haben ist auch fast das einzige Verdienst, das er Kant zugesteht. Völlig thöricht jedoch sei es, die Freiheit des Willens vertheidigen zu wollen. In „Menschliches" p. 39 heißt es: „Der Glaube an die Freiheit des Willens ist ein ursprünglicher Irrthum alles Organischen, so alt als die Regungen des Logischen in ihm existiren; der Glaube an unbedingte Substanzen und an gleiche Dinge ist ebenfalls ein ursprünglicher, ebenso alter Irrthum alles Organischen. Insofern aber alle Metaphysik sich vornehmlich mit Substanz und Freiheit des Willens abgegeben hat, so darf man sie als die Wissenschaft bezeichnen, welche von den Grundirrthümern des Menschen handelt, doch so, als wären es Grundwahrheiten". Uebrigens wird unser Philosoph durch die bisherigen naturwissenschaftlichen Erklärungen des Lebens, die sich ohne die Freiheit des Willens behelfen, auch nur wenig befriedigt: „Was den berühmten Kampf um's Leben betrifft, heißt es „Götzendämmerung" p. 66, so scheint er mir einstweilen mehr behauptet als bewiesen. Er kommt vor aber als Ausnahme; der Gesammt-Aspect des Lebens ist nicht die Nothlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichthum, die Ueppigkeit, selbst die absurde Verschwendung — wo gekämpft wird, kämpft man um Macht . . . Man soll nicht Malthus mit der Natur verwechseln. — Gesetzt aber es giebt diesen Kampf — und in der That, er kommt vor — so läuft er leider umgekehrt aus als die Schule Darwins wünscht, als man vielleicht mit ihr wünschen dürfte:

nämlich zu Ungunsten der starken, der bevorrechtigten, der glücklichen Ausnahmen. Die Gattungen wachsen nicht in der Vollkommenheit: die Schwachen werden immer über die Starken Herr, — das macht, sie sind die große Zahl, sie sind auch klüger . . ." Mit diesen Worten streift er einen Hauptpunkt seiner Lehre, daß nämlich nicht „der Wille zum Leben", sondern der „Trieb zur Macht" in der organischen Welt das Primäre ist („Jenseits" p. 26): „Die Physiologen sollten sich besinnen, den Selbsterhaltungstrieb als cardinalen Trieb eines organischen Wesens anzusehen. Vor allem will etwas Lebendiges seine Kraft auslassen — Leben selbst ist Wille zur Macht —: Selbsterhaltung ist nur eine der indirecten und häufigsten Folgen davon", und p. 37: „Die gesammte Psychologie ist bisher an moralischen Vorurtheilen und Befürchtungen hängen geblieben: sie hat sich nicht in die Tiefe gewagt; dieselbe als Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht zu fassen, wie ich sie fasse, — daran hat noch Niemand in seinen Gedanken selbst gestreift". Man bemerkt leicht gegen wen er sich — bis zu dieser Erkenntniß gediehen — hier zum ersten Mal wendet: gegen Schopenhauer, den er in seinen ersten Werken pietätvoll gefeiert hatte und den er auch in den letzten noch seinen „großen Lehrer" nennt. Man höre nur die erste seiner philosophischen Schriften, „die Geburt der Tragödie" p. 117: „Da möchte sich ein trostlos Vereinsamter kein besseres Symbol wählen können als den Ritter mit Tod und Teufel, wie ihn unser Dürer gezeichnet hat, den geharnischten Ritter mit dem erzenen harten Blicke, der seinen Schreckensweg unbeirrt durch seine grausen Gefährten, und doch hoffnungslos, allein mit Roß und Hund zu nehmen weiß. Ein solcher Dürerscher Ritter war unser Schopenhauer, ihm fehlte jede Hoffnung, aber er wollte die Wahrheit. Es giebt nicht Seinesgleichen". In der That hat Nietzsche viel mit seinem Lehrer gemeinsam oder von ihm beibehalten; so die Verachtung der Frauen, die er nur lieblich findet „hinter'm Gitter", nur brauchbar, so lange der Mann sie in orientalischer Weise als sein verschließbares Eigenthum ansieht; woraus sich — beiläufig bemerkt — gerade die kritiklose Schwärmerei mancher Frauen für Nietzsche erklärt; eben nach Goethes Recept:

Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Gemeinsam ist beiden Philosophen auch das ungeheure Selbstbewußtsein; ja die Selbstanpreisung ersteigt bei dem Schüler sogar noch höhere

Gipfel als bei dem Lehrer. In einer seiner letzten Schriften, dem „Fall Wagner" p. 48 sagt Nietzsche unverblümt: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen . . ." Auch die Geringschätzung des Modernen und der „Jetztzeit", unserer rührigen Scheincultur mitsammt dem Aufschwung von Technik und Mechanik ist bei Nietzsche wiederzufinden. („Zarathustra" p. 67) „Seht mir doch diese Ueberflüssigen! Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl — und alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach! . . . Sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung . . ." — Was ferner der große Einsiedler von Frankfurt im Cultus des Genies leistete, seine Erkenntniß, daß die wenigen gewaltigen Persönlichkeiten, von dem großen Haufen, den Mittelmäßigen, der „Fabrikwaare der Natur" mit klug verhehltem aber um so ingrimmigerem Neid und Haß verfolgt und verleumdet werden, daß der verächtliche Pöbel und die Gemeinheit in dieser Welt die Regel bilden: alles dies kehrt bei Nietzsche — nur mit etwas weniger Giftigkeit — wieder, und es ist daher überflüssig dafür Belege beizubringen: alle Werke Nietzsches bieten ihrer die Menge, wie auch alle Werke Schopenhauers. Aber hier kommt nun der Punkt wo ihre Wege sich scheiden; hier muß nach der Lamentation über die Verderbtheit der Welt, nothwendigerweise die Frage gestellt werden: „Was sollen wir also thun? Wo liegt das Heil? und an diesem Scheidewege schlagen die Beiden so grundverschiedene Richtungen ein, daß sich wohl behaupten läßt: nur ein früherer Anhänger Schopenhauers, einer der aus seiner Schule hervorging, konnte sich ihm so schroff entgegensetzen; und Hegel, der große Schulmeister, wenn er vom Parnaß oder Elysium oder wo er sein mag, sich das Schauspiel betrachten könnte, würde sich freuen und darin einen fortgesetzten Beweis seiner Lehre vom Umschlagen jedes Begriffs in sein Gegentheil erblicken. — Während Schopenhauer pessimistisch zur Weltflucht und Resignation räth, das Leben als ein Geschäft bezeichnet, daß der Mühe nicht lohne und in der Aufhebung und Ertödtung des verbrecherischen Willens zum Leben für den Weisen das einzige Heil sieht, kommt sein Schüler zu dem entgegengesetzten Resultat, zur freudigsten und stärksten Bejahung des Lebens und der eigenen Persönlichkeit. Obzwar bisweilen — wie mir scheint — mit etwas süßsaurer Miene, will er doch ganz und gar Optimist sein. In der „Fröhlichen Wissenschaft" p. 233 sagt er: „In media vita. — Nein! Das Leben hat mich nicht enttäuscht! Von

Jahr zu Jahr finde ich es vielmehr wahrer, begehrenswerther und geheimnißvoller, — von jenem Tage an, wo der große Befreier über mich kam, jener Gedanke, daß das Leben ein Experiment des Erkennenden sein dürfe — und nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängniß, nicht eine Betrügerei!" Uebrigens würde man diese Worte mißdeuten, wenn man meinte, daß Nietzsche das Glück des Lebens auf die Erkenntniß beschränke: das Gegentheil ist der Fall: alles thatkräftige Handeln, alle Bejahung des eigenen Wesens mit allen seinen Trieben und Kräften erntet seinen Beifall. Der „Instinkt" der zu Thaten, auch zu Unthaten treibt, ist an dem Menschen das Verehrungs- und Bewunderungswürdige; alle schon bewußte Geistigkeit ohne Schaffensdrang, alles bloße Wünschen oder gar Vernünfteln, bedeutet Entartung, Verfall, décadence. „Ein Instinkt ist geschwächt, wenn er sich rationalisirt: denn damit daß er sich rationalisirt, schwächt er sich." (Der Fall Wagner p. 41). So ist also auch nur an der Erhaltung des großen und starken Individuums und an seiner Förderung gelegen; dagegen bleibe es dem Weisen ferne, den vielen Kleinen, Elenden, Schwachen zu dienen und zu helfen, denn auf die Gesunden und nicht auf die Kranken kommt es an. Von diesem Standpunkte aus wird Nietzsche der entschloßenste Vorkämpfer und Lobredner des Egoismus und steht hierin einzig da, wie auch consequenterweise in der Verwerfung des Mitleids: ist doch dieses fast der einzige Widersacher des Ungeheuers Egoismus in der Menschenbrust. Wol hatte schon vor längerer Zeit Max Stirner (Pseudonym für Caspar Schmidt) in seinem berühmten Buche „Der Einzige und sein Eigenthum" eine Apotheose der Selbstsucht geschrieben; aber das Buch soll ironisch gemeint sein und eine Caricatur auf die Lehren von Bruno Bauer und Feuerbach abgeben. Wie dem auch sei — es erörtert die Frage nicht in so erschöpfender Weise, sondern — in Anlehnung an Schlagworte, die heutzutage längst ihren Zauber verloren haben — fast nur vom Standpunkte des Juristen und Politikers. Wie das Mitleid bisher ohne Grund gepriesen und der Egoismus verleumdet worden, so sind nach Nietzsche auch alle übrigen Moralbegriffe verkehrt aufgefaßt und es bedarf einer Umwerthung aller Werthe; der Weise hat sich „Jenseits von gut und böse" zu stellen und überhaupt die plumpen Gegensätze in Gradunterschiede aufzulösen. Lassen wir jedoch dem Philosophen selbst das Wort: er weiß seine Sache zu führen. „Zarathustra" B. II, p. 126. „Ach, wo in der Welt geschahen größere Thorheiten, als bei den Mitleidigen? Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe

haben, welche über ihrem Mitleiden ist." — „Götzendämmerung" p. 31: „Eine „altruistische" Moral, eine Moral, bei der die Selbstsucht verkümmert, — bleibt unter allen Umständen ein schlechtes Anzeichen. Dies gilt vom Einzelnen, dies gilt namentlich von Völkern. Es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt. Instinktiv das sich Schädliche wählen, gelockt werden durch „uninteressirte" Motive, giebt beinahe die Formel ab für décadence. „Nicht seinen Nutzen suchen" — das ist bloß das moralische Feigenblatt für eine ganz andere, nämlich physiologische Thatsächlichkeit: „ich weiß meinen Nutzen nicht mehr zu finden" . . . Disgregation der Instinkte! — Es ist zu Ende mit ihm, wenn der Mensch altruistisch wird. — Statt naiv zu sagen, „ich bin nichts mehr werth," sagt die Moral-Lüge im Munde des décadent: „nichts ist etwas werth, — das Leben ist nichts werth" . . . Ein solches Urtheil bleibt zuletzt eine große Gefahr, es wirkt ansteckend, auf dem ganzen morbiden Boden der Gesellschaft wuchert es bald zu tropischer Begriffs-Vegetation empor, bald als Religion (Christenthum), bald als Philosophie (Schopenhauerei)". — „Jenseits" p. 256: „Auf die Gefahr hin unschuldige Ohren mißvergnügt zu machen, stelle ich hin: der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele, ich meine jenen unverrückbaren Glauben, daß einem Wesen, wie „wir sind," andere Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt diesen Thatbestand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür darin, vielmehr wie etwas, das im Urgesetz der Dinge begründet sein mag: — suchte sie nach einem Namen dafür, so würde sie sagen: „es ist die Gerechtigkeit selbst." Sie gesteht sich unter Umständen, die sie Anfangs zögern lassen, zu, daß es mit ihr gleichberechtigte giebt; so bald sie über diese Frage des Ranges im Reinen ist, bewegt sie sich unter diesen Gleichen und Gleichberechtigten mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehr mit sich selbst hat, — gemäß einer eingebornen himmlischen Mechanik, auf die sich alle Sterne verstehen. Es ist ein Stück ihres Egoismus mehr diese Feinheit und Selbstbeschränkung im Verkehr mit Ihresgleichen." — Hier mag daran erinnert werden, daß das Wort vornehm bei Nietzsche unendlich hoch im Preise steht; er sieht darin den Inbegriff alles Herrlichen und hat auch dazu beigetragen dem Wort weithin in der deutschen Literatur diesen albernen Courswerth zu geben, so daß jetzt jeder Winkelscribent in seinem Käseblättchen mit der Miene eines frisch geadelten von „vornehm"

spricht. Noch vor etwa 70 Jahren bezeichnete Seume das bloße Vorhandensein dieses Worts als eine Schmach der Deutschen, weil nur die Ungerechtigkeit es geschaffen haben könne. So hat ein Wort seine guten und bösen Tage! — Fahren wir fort Belege dafür anzuführen, wie Nietzsche sich die Selbstüberwindung der Moral und die Nothwendigkeit denkt, daß der Mensch, um groß zu sein, auch hart sein müsse „und durchaus nicht nur gegen sich", wie er hinzufügt. Er sagt („Die fröhliche Wissenschaft", p. 234) „Wer wird etwas Großes erreichen, wenn er nicht die Kraft und den Willen in sich fühlt, große Schmerzen zuzufügen? Das Leidenkönnen ist das Wenigste: darin bringen es schwache Frauen und selbst Sklaven oft zur Meisterschaft. Aber nicht an innerer Noth und Unsicherheit zu Grunde gehen, wenn man großes Leid zufügt und den Schrei dieses Leides hört — das ist groß, das gehört zur Größe." („Jenseits", p. 179) „Wo heute Mitleiden gepredigt wird — und, recht gehört, wird jetzt keine andere Religion mehr gepredigt — möge der Psychолog seine Ohren aufmachen: durch alle Eitelkeit, durch allen Lärm hindurch, der diesen Predigern zu eigen ist, wird er einen heiseren stöhnenden Laut von Selbstverachtung hören. Sie gehört zu jener Verdüsterung und Verhäßlichung Europas, welche jetzt ein Jahrhundert lang im Wachsen ist... Der Mensch der „modernen Ideen", dieser stolze Affe, ist unbändig mit sich selbst unzufrieden: dies steht fest. Er leidet: und seine Eitelkeit will, daß er nur „mit leidet"...." — Jede anerkannte Moral hat einen erzieherischen Werth; denn sie übt den Zwang, das lange Zeit und nach einer Richtung gehorcht werde. Das ist von Wichtigkeit; im Uebrigen aber bedürfen alle unsere Vorstellungen von Tugend und Laster einer Umwerthung. Wir setzen einige der entscheidendsten Stellen hierher: („Jenseits", p. 38) „Eine eigentliche Physio-Psychologie hat mit unbewußten Widerständen im Herzen des Forschers zu kämpfen, sie hat „das Herz" gegen sich; schon eine Lehre von der gegenseitigen Bedingtheit der „guten" und der „schlimmen" Triebe, macht als feinere Immoralität, einem noch kräftigen und herzhaften Gewissen Noth und Ueberdruß, — noch mehr eine Lehre von der Ableitbarkeit der guten Triebe aus den schlimmen. Gesetzt aber, Jemand nimmt gar die Affecte Haß, Neid, Habsucht, Herrschsucht als lebenbedingende Affecte, als etwas, das im Gesammthaushalt des Lebens grundsätzlich und grundwesentlich vorhanden sein muß, folglich noch gesteigert werden muß, falls das Leben noch gesteigert werden soll, — der leidet an einer solchen Richtung seines Urtheils, wie an einer Seekrankheit. Und doch ist auch diese Hypothese

bei Weitem nicht die peinlichste und fremdeste in diesem ungeheuren, fast noch fremden Reiche gefährlicher Erkenntnisse". Hierbei haben wir festzuhalten, daß ein „noch kräftiges Gewissen" bei Nietzsche ein Zeichen der modernen Entartung und Verkümmerung ist; er preist im Gegensatz dazu die Unschuld des Raubthiergewissens.[1]) Weiter p. 13: „Bei allem Werth, der dem Wahren, dem Wahrhaftigen, dem Selbstlosen zukommen mag, es wäre möglich daß dem Scheine, dem Willen zur Täuschung, dem Eigennutz und der Begierde ein für alles Leben höherer und grundsätzlicher Werth zugeschrieben werden müßte." p. 67: „Wir meinen, daß Härte, Gewaltsamkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gasse und im Herzen, Verborgenheit, Stoicismus, Verführerkunst und Teufelei jeder Art, daß alles Böse, Furchtbare, Tyrannische, Raubthier- und Schlangenhafte am Menschen so gut zur Erhöhung der Species „Mensch" dient, als sein Gegensatz..." — Diese Ideen gewinnen allmälig bei Nietzsche immer deutlichere Gestalt und entwickeln sich zu seiner Theorie der Herren- und Sklavenmoral, welche sich geschichtlich daraus ergiebt, daß bei Eroberungen und Völkerwanderungen die Sieger *sich*, die Mächtigen, Starken als „gut", die Schwachen, Unterdrückten im Gegensatz dazu als „schlecht", niedrig bezeichneten; während wiederum die unterworfene Masse ihre Unterdrücker „böse" nannte und dann erst sich selbst und alles, was nicht andere unterdrückt und was nicht gewaltthätig ist, mit dem Worte „gut" auszeichnete... Zuerst ist dies ausgesprochen in dem Buche „Menschliches Allzumenschliches", p. 70, doch stimmt der Schluß des Artikels nicht mit des Philosophen späteren Ueberzeugungen überein, wir citiren daher zunächst „Jenseits von Gut und Böse", p. 243: „Bei einer Wanderung durch die vielen feineren und gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben, fand ich gewisse Züge regelmäßig mit einander wiederkehrend und an einander geknüpft, bis sich

[1]) Ganz so neu wie diese bündigen Ausdrücke es erscheinen lassen, ist Nietzsches Ansicht über das Gewissen freilich nicht. Schon Schopenhauer erwähnt viel seltener Autoritäten an der Stelle, wo er die empirische Entstehung des Gewissens bespricht, seine Zusammensetzung in Decimalbrüchen berechnet und darauf hinweist, wie unwürdige Elemente („Feigheit, Geiz, gekränkte Eitelkeit ꝛc.") in dem Bestande dieses illustren Areopags Sitz und Stimme haben. Als Schopenhauers Vorgänger in dieser Hinsicht darf wiederum David Hume gelten (siehe Essays vol. II „Concerning the principles of morals" und „Natural history of religion"). Bei Nietzsche nun gehört das Gewissen zu dem Ballast moralischer Vorurtheile, die durch Sitte und Erziehung uns eingeimpft, den „freien Geist" beengen und bei der Umwerthung aller Werthe kraftvoll abgeworfen werden müssen.

mir endlich zwei Grundtypen verriethen, und ein Grundunterschied heraussprang. Es giebt Herrenmoral und Sklavenmoral. Die moralischen Werthunterscheidungen sind entweder unter einer herrschenden Art entstanden, welche sich ihres Unterschieds gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bewußt wurde, oder unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades. Im ersten Falle, wenn die Herrschenden es sind, die den Begriff „gut" bestimmen, sind es die erhobenen stolzen Zustände der Seele, welche als das Auszeichnende und die Rangordnung Bestimmende empfunden werden. Der vornehme Mensch trennt die Wesen von sich ab, an denen das Gegentheil solcher gehobener stolzer Zustände zum Ausdruck kommt, er verachtet sie. Man bemerke sofort, daß dieser ersten Art Moral der Gegensatz „gut" und „schlecht" so viel bedeutet wie „vornehm" und „verächtlich"; der Gegensatz „gut" und „böse" ist anderer Herkunft. Verachtet wird der Feige, der Aengstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit Denkende, ebenso der Mißtrauische mit seinem unfreien Blicke, der sich Erniedrigende, die Hundeart von Mensch, welche sich mißhandeln läßt, der bettelnde Schmeichler, vor Allem der Lügner: „wir Wahrhaftigen" so nannten sich im alten Griechenland die Adeligen . . . Die vornehme Art Mensch, fühlt sich als werthbestimmend, sie hat nicht nöthig sich gut heißen zu lassen, sie urtheilt „was mir schädlich ist, das ist an sich schädlich", sie weiß sich als das, was überhaupt erst Ehre den Dingen verleiht, sie ist werthe-schaffend. Alles, was sie an sich kennt, ehrt sie: eine solche Moral ist Selbstverherrlichung. Im Vordergrunde steht das Gefühl der Fülle, der Macht, die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußtsein eines Reichthums, der schenken und abgeben möchte . . . Eine solche Moral der Herrschenden ist aber dem gegenwärtigen Geschmacke am meisten fremd und peinlich in der Strenge ihres Grundsatzes, daß man nur gegen Seinesgleichen Pflichten habe, daß man gegen die Wesen niedrigeren Ranges, gegen alles Fremde, nach Gutdünken oder „wie es das Herz will" handeln dürfe und jedenfalls „jenseits von gut und böse": hierhin mag Mitleiden und dergleichen gehören . . . Es steht anders mit dem zweiten Typus der Moral, der Sklavenmoral. Gesetzt, daß die Vergewaltigten, Gedrückten, Leidenden, Unfreien, Ihrer-selbst-Ungewissen und Müden moralisiren: was wird das Gleichartige ihrer moralischen Werthschätzungen sein? Wahrscheinlich wird ein pessimistischer Argwohn gegen die ganze Lage des Menschen zum Ausdruck kommen, vielleicht eine Verurtheilung des Menschen mitsammt seiner Lage. Der Blick des Sklaven ist abgünstig für die Tugenden des

Mächtigen, er hat Skepsis und Mißtrauen, er hat Feinheit des Mißtrauens gegen alles „Gute", was dort geehrt wird, er möchte sich überreden, daß das Glück selbst dort nicht echt sei. Umgekehrt werden die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen, Leidenden das Dasein zu erleichtern, hier kommt das Mitleiden, die gefällige hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren, denn das sind hier die nützlichsten Eigenschaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Die Sklavenmoral ist wesentlich Nützlichkeitsmoral. Hier ist der Heerd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes „gut" und „böse". In's Böse wird die Macht und Gefährlichkeit hineinempfunden, eine gewisse Furchtbarkeit, Feinheit und Stärke, welche die Verachtung nicht aufkommen läßt. Nach der Sklavenmoral erregt also der „Böse" Furcht, nach der Herrenmoral ist es gerade der „Gute", der Furcht erregt und erregen will, während der „schlechte" Mensch als der Verächtliche empfunden wird." — Aus vielen hierher gehörigen Stellen wählen wir noch aus „Genealogie der Moral", p. 26: „Das Problem von dem anderen Ursprung des „Guten", vom Guten, wie ihn der Mensch des Ressentiments sich ausgebildet hat, verlangt nach seinem Abschluß. Daß die Lämmer den großen Raubvögeln gram sind, das befremdet nicht, nur liegt darin kein Grund, es den großen Raubvögeln zu verargen, daß sie sich keine Lämmer holen. Und wenn die Lämmer unter sich sagen: „diese Raubvögel sind böse, und wer so wenig als möglich ein Raubvogel ist, vielmehr deren Gegenstück — ein Lamm; sollte der nicht gut sein?" so ist an dieser Aufrichtung eines Ideals nichts auszusetzen, sei es auch, daß die Raubvögel dazu ein wenig spöttisch blicken werden und vielleicht sich sagen: „wir sind ihnen garnicht gram, diesen guten Lämmern, wir lieben sie sogar, nichts ist schmackhafter als ein zartes Lamm". — Von der Stärke verlangen, daß sie sich nicht als Stärke äußere, daß sie nicht ein Ueberwältigenwollen, ein Niederwerfenwollen, ein Herrwerdenwollen, ein Durst nach Feinden und Widerständen und Triumphen sei, ist gerade so widersinnig, als von der Schwäche verlangen, daß sie sich als Stärke äußere. Ein Quantum Kraft ist ein eben solches Quantum Trieb, Wille, Wirken — vielmehr, es ist gar nichts anderes als eben dieses Treiben, Wollen, Wirken selbst, und nur unter der Verführung der Sprache (und der in ihr versteinerten Grundirrthümer der Vernunft), welche alles Wirken als bedingt durch ein Wirkendes, durch ein „Subject"

versteht und mißversteht, kann es anders erscheinen". Aus der Leugnung der Willensfreiheit ergiebt sich dies alles wirklich ganz consequent, besonders wenn man Schopenhauers Doctrin, daß jedes Wesen nur die Erscheinung eines Willens sei, noch hinzunimmt.

Auch wo wir es am wenigsten vermuthen, kommt Nietzsche auf diese, seine Lieblingstheorie zurück, im „Fall Wagner" p. 55, „Der Christ will von sich loskommen. Le moi est toujours haïssable. — Die vornehme Moral, die Herrenmoral, hat umgekehrt ihre Wurzel in einem triumphirenden Jasagen zu sich, — sie ist Selbstbejahung" . . . Diese Stelle erinnert schon an die eigenthümlichen Ansichten, die Nietzsche sich vom Judenthum und Christenthum ausgebildet hatte. Schopenhauer kannte keine größeren Gegensätze als Christenthum und Judaismus; er sah im alten Testament den Optimismus, die „ruchlose" jüdische Weltanschauung; im neuen Testament den Pessimismus, und nannte daher auch — seltsam genug — seine Philosophie, die „christliche". Sein Schüler dagegen findet in beiden Religionen die continuirliche Machtentfaltung derselben Grundanschauungen; das Judenthum ist der Ursprung der jetzt herrschenden décadence-Moral, indem es, wie nichts zuvor den Menschen gelehrt hat, sich selbst auf das tiefste zu verachten. Mit dem Christenthum gewann der Geist des Judenthums nur an Ausbreitung, bis das Evangelium der Mühseligen und Beladenen in alle Welt hinausgetragen war; die Altweiber-Moral fand immer mehr Anklang und so beginnt mit der christlichen Aera der Sklavenaufstand in der Moral. Allmählich besiegt das Judenthum und was aus ihm hervorging: die Sklaven-Moral, so gründlich die vornehm denkenden und fühlenden antiken Völker, besonders das Römerthum, daß nach einem kurzen Aufflackern der vornehmen Machtinstinkte bei den provençalischen Troubadours und in der thatkräftigen Renaissance, — jetzt in Rom — man braucht nur hinzusehen — niemand mehr verehrt wird als die bekannten Galiläer. Später haben sich die ekelhaften Instinkte des Ressentiments wieder in einem besonders großen Sklavenaufstande Luft gemacht: in der französischen Revolution, der man aber auch etwas Gutes zu verdanken hat, nämlich den großen Corsen: erst als er die Luft gereinigt hatte, begann man erleichtert aufzuathmen. — Aus dem was wir vorausgeschickt haben, läßt sich leicht schließen, wie Nietzsche den modernen Demokratismus in allen seinen Formen, von Herbert Spencers sociologischen Theorien bis hinab zum bombenwerfenden Anarchismus empfand; hier gönnen wir ihm am besten wieder selbst das Wort.

„Zarathustra" p. 136, 137 „Das Leben ist ein Born der Lust; aber wo das Gesindel mit trinkt, da sind alle Brunnen vergiftet" . . . Und nicht das ist der Bissen, an dem ich am meisten würgte, zu wissen, daß das Leben selber Feindschaft nöthig hat und Sterben und Marterkreuze, sondern ich fragte einst und erstickte fast an meiner Frage: „Wie? hat das Leben auch das Gesindel nöthig?" Ferner gehört hierher „Jenseits" p. 66: „In allen Ländern Europas und ebenso in Amerika giebt es jetzt etwas, das Mißbrauch mit dem Namen „Freier Geist" treibt, eine sehr enge, eingefangene, an Ketten gelegte Art von Geistern, welche ungefähr das Gegentheil von dem wollen, was in unsern Absichten und Instinkten liegt. Sie gehören kurz und schlimm, unter die Nivellirer, diese fälschlich sogenannten „freien Geister" — als beredte und schreibfingrige Sklaven des demokratischen Geschmacks und seiner „modernen Ideen". Was sie mit allen Kräften erstreben möchten, ist das allgemeine grüne Weideglück der Heerde, mit Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Erleichterung des Lebens für Jedermann; ihre beiden am reichlichsten abgesungenen Lehren und Lieder heißen „Gleichheit der Rechte" und „Mitgefühl für alles Leidende" und das Leiden selbst wird von ihnen als etwas genommen, das man abschaffen muß." — Auch folgende, in einigem Betracht prophetische Worte, die etwa im Jahre 1884 geschrieben wurden, mögen hier ihren Platz finden. p. 140: „Die demokratische Bewegung macht die Erbschaft der christlichen. Daß aber deren Tempo für die Ungeduldigen, die Kranken und Süchtigen des genannten Instinktes noch viel zu langsam und schläfrig ist, dafür spricht das immer rasender werdende Geheul, das immer unverhülltere Zähnefletschen der Anarchistenhunde, welche jetzt durch die Gassen der europäischen Cultur schweifen: anscheinend im Gegensatz zu den friedlich arbeitsamen Demokraten und Revolutions-Ideologen, noch mehr zu den tölpelhaften Philosophastern und Bruderschafts-Schwärmern, welche sich Socialisten nennen und die „freie Gesellschaft" wollen, in Wahrheit aber eins mit ihnen allen in der gründlichen und instinktiven Feindseligkeit gegen jede andere Gesellschaftsform als die der autonomen Heerde (bis hinauf zur Ablehnung selbst der Begriffe „Herr" und „Knecht" — ni dieu ni maître heißt eine socialistische Formel —): eins im zähen Widerstande gegen jeden Sonderanspruch, jedes Sonderrecht und Vorrecht (das heißt im letzten Grunde gegen jedes Recht: denn wenn alle gleich sind, braucht niemand mehr „Rechte"); eins im Mißtrauen gegen die strafende Gerechtigkeit (wie

als ob sie eine Vergewaltigung am Schwächeren, ein Unrecht an der nothwendigen Folge aller früheren Gesellschaft wäre); aber ebenso eins in der Religion des Mitleidens, im Mitgefühl, soweit nur gefühlt, gelebt, gelitten wird; eins allesammt im Schrei der Ungeduld, des Mitleidens, im Todhaß gegen das Leiden überhaupt, in der fast weiblichen Unfähigkeit, Zuschauer dabei bleiben zu können, leiden lassen zu können; eins allesammt im Glauben an die Gemeinschaft als die Erlöserin, an die Heerde also, an „sich“ ... „Was die weiter gehenden Folgerungen unseres Philosophen, etwa sein „Zukunftsideal“ betrifft, so wird es in Folgendem angedeutet: „Jenseits“ p. 240: „Das Wesentliche einer guten und gesunden Aristokratie ist aber, daß sie sich nicht als Function (sei es des Königthums, sei es des Gemeinwesens), sondern als dessen Sinn und höchste Rechtfertigung fühlt, — daß sie deshalb mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muß eben sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag . . .“ — Hiemit sind wir zur großen Schlußfrage gekommen: wohin alles das abzielt? Denn nicht nur wie die Menschheit ihr bisheriges Gepräge erhalten hat, und was sie jetzt eben werth ist, will ein Philosoph erklären (das ist sogar für ihn das Unwesentlichere); zu zeigen hat er vor allem, welchen Weg der Mensch einschlagen soll; wo der Werth des Lebens liegt und der Zweck all' dieses rastlosen, heißen Kämpfens und Ringens, dieses großen lärmenden Aufgebots von Kraftanstrengungen. Einen Zusammenhang der Ethik mit der Metaphysik, eine Rechtfertigung des Diesseits aus dem vorausgesetzten Jenseits suchen wir bei Nietzsche vergebens; er sagt vielmehr mit Stolz, er sei der Erste, welcher der Moral ein Ziel gegeben habe, das nicht im Jenseits liegt. Nicht auf die Förderung des Gemeinwohls, oder auf die möglichst vollkommene Befriedigung der Mehrzahl komme es an, sondern darauf, daß der große Mensch immer wieder entstehe, daß der Typus „Mensch“ gesteigert und erhöht werde; nur an diesen wenigen großen Ausnahme-Menschen ist etwas gelegen. Das Wohl der Meisten und das Wohl der Wenigsten, heißt es auf p. 38 der „Genealogie der Moral“ sind entgegengesetzte Werth-Gesichtspunkte. Für diesen allein der Erhaltung und Förderung würdigen großen Menschen

wird in den früheren Schriften auch der Ausdruck „Genie" gebraucht; später heißt er der „Vornehme Mensch," der „Ausnahme-Mensch," der „Uebermensch," der „Zarathustra-Mensch," oder einfach „Zarathustra." Mit diesem Worte meint Nietzsche oft einfach sich selbst, öfter jedoch scheint ein Zukunfts-Ideal gedacht zu sein, etwa der Keim zu dem Höchsten, was einmal aus dem Typus „Mensch" werden kann. Dieser Große findet nicht etwa sein Glück und seinen Zweck in der Förderung der Menschheit, d. h. der „Heerdenthiere," sondern er ist sich selbst Zweck. Nietzsche betont, daß man die eigentliche Aufgabe der höheren Species „Mensch" nicht in der Leitung der Niederen zu sehen hat: die niedere Species soll nur die Basis sein, auf der eine höhere Species ihre eigene Aufgabe lebt. Der große Mensch kann wohl auch den Niedrigen gegenüber einigen Anwandlungen von Mitleid, von starkem Mitleid ausgesetzt sein; aber das ist eine Schwäche, ein Mangel an seiner Größe; und je mehr er sich vervollkommnet, desto schwerer und unmöglicher wird es dem Mitleid wiederzukehren. Für den Uebermenschen gilt die Herren-Moral allein, d. h. der Gegensatz von „gut" und „schlecht;" ein „böse" giebt es für ihn überhaupt nicht. Ihn, den Menschen des „hohen Geschmacks" schändet Arbeit, denn sie macht Leib und Seele gemein; nicht gleiches Recht für alle, sondern der Satz gilt: „den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches;" so giebt es auch bei dem unendlich verschiedenen Werth der einzelnen Individuen nicht eine Moral für alle, sondern unendlich viele verschiedene Moralen für jedes Verhältniß. Die niederen Wesen sind gewissermaßen das Material, das die Großen für sich verbrauchen. Als was für eine Art von Wesen man sich nun diesen „Uebermenschen" vorzustellen hat: als Künstler, Gelehrten, Krieger, Fürsten oder gar als reichen Banquier und was als seine Aufgabe außer dem Beherrschen des Pöbels noch gedacht werden möge: das sind Fragen auf welche unser Philosoph weder directe noch indirecte Antworten ertheilt, und deren Lösung daher nicht in die Darstellung seiner Meinungen, sondern in ihre Beurtheilung gehört und uns nächstens beschäftigen soll.

Welcher Wandel der Zeiten! Vor hundert Jahren lehrte Kant als obersten Grundsatz, man solle bei allem, was man thut, jeden anderen nicht nur als Mittel, sondern immer zugleich als Zweck ansehen. Und seitdem haben wir solche Fortschritte gemacht!

Gregor von Glasenapp.

Verzeichniß von Friedrich Nietzsches sämmtlichen Werken:

Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.

Unzeitgemäße Betrachtungen. 2 Bde. I. David Strauß. Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. II. Schopenhauer als Erzieher. Richard Wagner in Bayreuth.

Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. 2 Bde.

Morgenröthe. Gedanken über moralischen Vorurtheile.

Die fröhliche Wissenschaft („La gaya scienza"). Mit Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei.

Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen, in 4 Theilen.

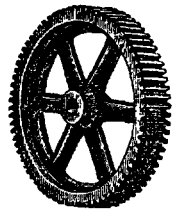
Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.

Genealogie der Moral. Eine Streitschrift.

Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem.

Götzendämmerung oder: wie man mit dem Hammer philosophirt.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.



Maschinen
Apparate
Geräthe
Techn. Consum-Artikel
Feuerspritzen
Pumpen
Metalle etc.

jeder Art.

Hugo Hermann Meyer,
RIGA.

Bei Neuanschaffung wäre eine Preisanfrage zu empfehlen.

[6]—5.

J. Jaksch & Co., Riga.

En gros. **Feste Preise.** En détail.

Porzellanmalerei u. Glas-Graviratelier.

Grösste Auswahl und Lager von

Porzellan-, Fayence u. Crystallservices,

Alfénide,

Petroleumlampen und Bronce-Beleuchtungsartikeln,

Uhren, Musikwerken u. Zubehör.

Agentur für

Spiegel-Glas, belgisches Fenster-Glas,

Mosaik-Fussböden.

[6]—5.

Nachdruck verboten.

Gerhardt von Reutern.[1])

II.

Heirath. Livland. Reisen. Willingshausen.

Nachdem Reutern, wie wir gesehen haben, jetzt eine festere Aussicht auf gesicherte Existenzmittel erlangt hatte, reiste er nach Kassel, um sich daselbst am 17. Februar n. St. 1820 mit Charlotte von Schwertzell förmlich zu verloben. Vor der auf den Sommer festgesetzten Hochzeit aber sollte die längst ersehnte und so oft wieder zurückgestellte Reise nach Rom ausgeführt werden. Sonach trennte er sich am 16. März, wenn auch getheilten Herzens, von seiner Braut, versorgte sich in Frankfurt am Main mit dem für seine Zeichenstudien während der Reise erforderlichen Materiale und ging über das Juragebirge, Genf, Grenoble und Avignon, von wo aus Vaucluse besucht und das Grabmal von Petrarcas Laura gezeichnet ward, nach Marseille, Toulon und Nizza, sowie von da in einer Feluke längs der malerischen Küste nach Genua. Seine Eindrücke während dieser Meerfahrt schildert er in einem Briefe an seine Braut, wie folgt: „Als es Nacht geworden war und der ganze Sternenhimmel erglänzte, wehte kein Lüftchen mehr und das Meer wogte nur noch in langen sanften Wellen. Eine schöne Ruhe lag über Allem und nur die ferne Uferbrandung hörte man rauschen. In dieser herrlichen Nacht saß ich meist am Steuer und konnte mich nicht satt sehen an den hell funkelnden Sternen, die unser nördlicher Himmel niemals so klar zeigt. Die Helligkeit ließ mich das Ufer betrachten; die sanfte schwankende Bewegung des Bootes, das milde Wehen der Luft hatten Etwas angenehm Einschläferndes. Die Schiffer

[1]) Vgl. S. 294 dieses Jahrganges der „Balt. Mon".

sangen leise ein schönes Lied mit gezogenen Tönen, ruhten vom Rudern aus und benutzten einen ganz sanften Wind zum Segeln, so daß wir, ohne merkliche Bewegung, mit dem angenehmen Gesang fortschwammen."

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Florenz, traf er am 2. Mai n. St. in Rom ein. Sein erster Gang daselbst war in Thorwaldsens Atelier. Dann schaffte er sich Karten des alten und des neuen Rom an, um ganz systematisch zunächst die alte Stadt sich zu völliger Anschauung zu bringen und darauf erst in's neue Rom, zu all' den Herrlichkeiten der Malerei und Plastik, hindurchzudringen. Nach einigen, mit fleißigen Kunststudien verbrachten Wochen ging er im Juni bis nach Neapel, dem Endpunkte seiner diesmaligen Reise. In seinem Tagebuch beschreibt er die Aussicht von dem Balcon seiner Wohnung am Quai Santa Lucia folgendermaßen: „Ich sehe durch die Nacht auf den Vesuv, der kürzlich an einer Seite des Berges eine Oeffnung erhalten hat, aus welcher nun eine schauerliche Gluth herüberscheint. Im dunkeln Meer leuchtet ihr rother Wiederschein. Mir ist, wie an jenem Morgen, als ich die Wengernalp erstiegen hatte und der Jungfrau gegenüber, im dichtesten Nebel stehend, die erste Lawine stürzen hörte. Diese Naturlaute und großen Erscheinungen üben eine eigene Gewalt auf unser Gemüth aus. Ich habe nie so Etwas Erschütterndes gehört, wie jenen Donner der Lawinen, und nie so Etwas Schauerliches gesehen, als dieses glühende Roth aus der geöffneten Seite des Berges, wo ich in einer stockfinstern Nacht auf einem Balcon über dem Meere einsam stand und keine andere Helligkeit sah, als nur diesen blutrothen Fleck."

Seine Rückreise aus Italien erfolgte über Ancona, Bologna und Venedig. An diesen, durch ihren Reichthum an Kunstgegenständen ausgezeichneten Orten konnte er jedoch nicht lange verweilen. Denn mächtig zog es ihn zu seiner heißgeliebten Braut nach Willingshausen, wo denn auch am 20. August n. St. seine Hochzeit im dortigen Schloße stattfand. Am 15. October n. St. reiste er darauf mit seiner jungen Frau in einem eigens in Kassel für die Reise nach Rußland bestellten Wagen nach Livland ab. Ueber Weimar und Leipzig, an welchem letzteren Orte ihm die Auszeichnung zu Theil ward, von der Leipziger Naturforschenden Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt zu werden, langte er erst am 22. Nov. n. St. in Ayasch an, von Mutter und Geschwistern auf das Freudigste begrüßt. Zunächst richtete sich das junge Paar auf seinem Landgute ein und ging mit Ernst und Eifer an seinen neuen Wirkungskreis. Wissenschaftliche Studien, sowie fleißiges Zeichnen nach der Natur, hauptsächlich

nach Zimmerpflanzen, beschäftigten den jungen Gutsherrn neben seinen häuslichen Pflichten und den Obliegenheiten eines Landwirths. Er fuhr sogar nach Riga zum Landtage, um sich für einen Landesposten wählen zu lassen. Seine durch den Verlust des Armes ohnehin schon angegriffene Gesundheit hatte indessen während des letzten Winters unter dem Einfluße des rauheren Klimas seiner Heimath so bedeutend zu leiden angefangen, daß er daran denken mußte, ohne Aufschub den Aufenthalt in dem durch niedrige Lage und sumpfige Umgebung ungesunden Landhause mit einer zuträglicheren Stadtwohnung zu vertauschen. Und da sich zudem eine günstige Gelegenheit darbot, das Gut vortheilhaft zu verkaufen, so war der Entschluß schnell gefaßt, nach Dorpat überzusiedeln, wo neben ärztlicher Hülfe zugleich auch die Mittel zu wissenschaftlicher Fortbildung geboten waren.

Die von den Aerzten in Folge des veränderten Wohnortes erwartete Erleichterung in Reuterns Befinden erwies sich jedoch als unbegründet. Seine zunehmende Kränklichkeit machte ihm fast jegliche Beschäftigung zur Unmöglichkeit, so daß schließlich die Freunde und Verwandten eindringlich von ihm verlangten, die letzte, noch vorhandene Lebenskraft zusammenzuraffen und in den Süden zu flüchten.

Zunächst wandte sich Reutern nach Genf und bezog ein, auf dem Berge petit sacconex, eine halbe Stunde von jener Stadt entfernt liegendes Landhaus.

Hier lernte er die Werke der Maler Lory fils und de Meuron kennen, copirte 55 Blätter schweizerischer Trachten aus einem Sammelwerke Lory's und Moritz' und machte in Bern die persönliche Bekanntschaft des Professors Lory, in dessen Atelier er täglich mehrere Stunden mit der Feder zeichnete. Sein Aufenthalt in der Schweiz war indessen nur von kurzer Dauer. Bereits im September 1824 verließ er auf den Rath der Aerzte das ihm so lieb gewordene Landhaus au petit sacconex und begab sich nach Rom, nachdem er zuvor seine Familie in Willingshausen bei den Verwandten untergebracht hatte.

Auf der Durchreise durch Heidelberg suchte er die Professoren Kreutzer und Leonhardt auf, die ihren ehemaligen Schüler bereitwilligst mit zahlreichen Adressen nach Florenz und Rom versorgten. Ueber den Splügen stieg er sodann nach Chiavenna und Mailand hinunter zu einem ganz kurzen Aufenthalt in Florenz und langte am 21. November n. St. in Rom an. Mit Hülfe einiger Landsleute, des Malers Ludwig von Maydell, des Orientreisenden Baron Otto Magnus von Stackel-

berg, Boris von Uexküll, die er im Café Greco antraf, fand er eine passende Wohnung in der oberen Straße von Trinita dei Monti, nach der Piazza Barberini hin gelegen, von wo er denn bald unter der Aufsicht des Arztes seine Wanderungen begann. Diese führten ihn abwechselnd in die Ateliers befreundeter Künstler oder zu einem der zahlreichen Denkmäler der Vergangenheit in der ewigen Stadt. Bei alledem versäumte er es nicht, sein Skizzenbuch mit den sorgfältigsten Federzeichnungen zu füllen, unter welchen die in den Gärten des Sallusts aufgenommenen, auch nach seiner eigenen Angabe, die vollendetsten sein dürften. Im December aber drangen die Aerzte darauf, zur Belebung seines angegriffenen Körpers eine reinere Luft, als sie Rom bieten konnte, aufzusuchen, und so siedelte er nach Neapel über, wo er mit dem Theologen Poresch aus Livland eine gemeinsame Wohnung an der Chiaja, dem Vesuv gegenüber, bezog. Er empfand bald auch die wohlthätige Einwirkung des Klimas von Neapel und seiner schönen Umgebungen; trotz der vorgerückten Jahreszeit konnte er im Freien zeichnen und in Aquarell malen. Mit der zunehmenden Wärme im Frühjahre verschlimmerte sich aber sein Zustand bis zu dem Grade, daß er auf ärztliches Verlangen Neapel wieder verlassen mußte. Am 6. Mai n. St. 1825 traf er, nach beschleunigter Abreise aus Italien, in Willingshausen bei seiner Familie wieder ein.

Nun blieb Reutern Anfangs in Willingshausen, wo mit dem Maler Ludwig Grimm aus Kassel Landschaftsstudien nach der Natur gemacht wurden, und siedelte darauf mit seiner Familie nach Hanau über, um von dort aus auf ärztlichen Rath während der nächsten drei Sommer regelmäßig zur Cur nach Ems zu gehen.

Aus der Hanauer Zeit ist seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu erwähnen, welche ihm zu nicht geringer Genugthuung gereichte.

Der Gebrauch von Ems im Sommer 1826 brachte ihn in freundschaftliche Berührung mit dem dort anwesenden, ihm bereits aus St. Petersburg bekannten, Dichter Wassili Andrejewitsch Joukovsky, der ihn neben persönlicher Liebenswürdigkeit besonders noch dadurch anzog, daß er ihm unter Anderem manche interessante Mittheilung über das verewigte Kaiserpaar sowohl, als namentlich bezüglich seines neuen Herrn, des Kaisers Nikolai, sowie Dessen Gemahlin, zu machen im Stande war. Auch für Reuterns Künstlerlaufbahn sollte der Verkehr mit dem kunstsinnigen Poeten von der größten Bedeutung werden. Schon früher nämlich hatte

Joukovsky die in Dorpat beim Professor Senff gemachten Zeichnungen Reuterns zu sehen Gelegenheit gehabt und dieselben bewundert. Jetzt ließ er sich auch die späteren Studienmappen zeigen. Indem letztere seine ungetheilte Anerkennung hervorriefen, bat er Reutern, für die Kaiserin, welche einige in Ems und Nassau aufzunehmende Federzeichnungen zu besitzen wünschte, solche anzufertigen, da sie gerade für diese Art der Wiedergabe der Natur eine besondere Vorliebe besitze. Reutern ging zwar mit Freudigkeit an die Erfüllung obiger Bitte, zugleich aber mit dem Gefühle, den an ihn gestellten Anforderungen nicht in vollem Maße zu entsprechen, weil er sich nicht verhehlen konnte, wie lückenhaft noch in vielen Stücken seine künstlerische Ausbildung bisher gewesen war. Alle derartigen Bedenken wurden indeß durch Joukovskys freundschaftliches Entgegenkommen beseitigt, indem sich derselbe erbot, bei Gelegenheit der Uebergabe jener Arbeiten die Kaiserin auf die unausbleiblichen Mängel in Reuterns künstlerischer Vorbildung aufmerksam zu machen, welche nicht zum geringsten Theil in seinen unzulänglichen Vermögensverhältnissen ihren Grund hatten. In diesem Sinne ward ein Mémoire aufgesetzt, worin die Bitte ausgesprochen war, daß Reutern, als Aequivalent für dereinst zu liefernde Arbeiten, einen festen Gehalt beziehen sollte und es ihm, in Rücksicht auf seinen geschwächten Gesundheitszustand, erlaubt sein würde, zu leben, wo er wolle, bei vollkommener Freiheit in der Wahl der Gegenstände für seine Arbeiten. Für die Kaiserin hatte er inzwischen mehrere genaue Federskizzen nach den Gebäuden, die sie in früheren Zeiten in Ems bewohnt, sammt deren nächster Umgebung, angefertigt und mit zwei, bei Lory in Bern ausgeführten Aquarellbildern seinem Freunde eingehändigt, sowie demselben sein während der letzten Reise in Italien geführtes Zeichenbuch überlassen. Nach einer glücklich beendigten Badekur brachen beide Freunde Anfang August von Ems auf und reisten zusammen in allmähligen Tagfahrten den Rhein und Main herauf bis nach Hanau, wo sie sich trennten: Reutern, um sich mit seiner Familie in Willingshausen zu vereinigen, wohin dieselbe vorher aus Hanau zurückgekehrt war, und Joukovsky, um die ihm gestellte hohe Aufgabe der Erziehung des Großfürsten Thronfolgers, des nachmaligen Kaisers Alexanders II., zu übernehmen.

Die letzten Sommertage benutzte Reutern zu emsigen Studien im Willingshäuser Eichenwalde und begab sich hierauf nach Kassel, um dort, als vorläufige Grundlage zu ernster Beschäftigung mit der Oelmalerei, das Studium der Proportionen des menschlichen Körpers nach dem Skelett, mit

Benutzung lebender Modelle, sowie von Statuen, vorzunehmen, wobei er sich von Seiten der Kasseler Künstler, des oben genannten Ludwig Grimm, Hummels, des Bildhauers Hendschel, mannigfache Hülfe versprach. Auch im Radiren versuchte er sich schon damals mit Unterstützung des zuerst erwähnten Meisters, der im Grundiren der ersten Kupferplatte ihm beistand.

Im Sommer 1827 sehen wir Reutern wiederum mit Joukovsky, „seinem alten lieben Philosophen" in Ems, wo der Aufenthalt sich dieses Mal geselliger gestaltete als früher, namentlich durch die Anwesenheit verschiedener Landsleute, unter denen Fürst Barklay, General-Lieutenant von Bistram, Turgenjew, die Fürstin Galitzin, geborene Fürstin Suworow, hervorzuheben sind. Dazu kam der Verkehr mit der Gräfin Fanny Spaur aus Tyrol, welche, selbst Malerin, durch Reuterns liebenswürdige Künstlernatur und ritterliche Denkweise gefesselt, ihm eine treue theilnehmende Freundin für das ganze Leben geblieben ist. Nach beendeter Cur statteten Reutern und Joukovsky Goethe in Weimar ihren Besuch ab. Ueber den viertägigen Aufenthalt in Weimar schreibt Reutern seiner Frau: „Er hat mich nicht nur beruhigt, nein, erhoben; voll Erstaunen mich erfüllt über Das, was Richtiges in meinem dunkeln Drange in der Kunst gewesen; mir eine Künstlerlaufbahn zuerkannt für künftige Bestrebungen; mir einen sicheren Erfolg versprochen, wenn ich nur so fortfahre, die Natur zu sehen! Ich bin, wie in der Seele entzückt, und mir plötzlich meines Zieles mehr bewußt! Der alte herrliche Mann war ganz offen, hingebend, mittheilend und ganz unbeschreiblich liebenswürdig, aber so, daß uns ordentlich dabei ein Beben überkam, ob das Alles wahr und nicht ein Traum, oder wie wenn ein Höherer sich herabneigte, uns heranzuziehen in seine lichteren Regionen, und wir freudig staunen und in unbeschreiblicher Spannung erfassen möchten, was wir sehen und hören! Ueber meine Arbeiten äußerte sich Goethe folgendermaßen: „Ich sehe in allen Ihren Zeichnungen Nichts, das Sie zu vermeiden hätten; in Allem ist klares Anschauen der Natur, wahres Gefühl für dieselbe, Auffassung des Charakteristischen und Schönen. Durchgehends ein Gefühl für Zusammenstellung und Anordnung; und wo Sie die Farben anwandten, sehe ich satte Farben und daß Sie sich nicht scheuen, sie so kräftig zu nehmen, als die Natur sie uns zeigt. Sie sehen die Natur immer als Bild; das finde ich in Allem. Fahren Sie nur fort, malen Sie und so werden Sie sehen, Sie können es! Alles macht sich dann, wie von selbst, und Sie werden componiren, wie Sie es jetzt kaum glauben! Malen Sie und Sie werden schaffen!" Joukovsky war

ganz bewegt über die Anerkennung, welche meine Arbeiten bei Goethe fanden, und fühlte mit mir das Glück, einen derartigen Richter und Zuspruch gefunden zu haben".[1])

Am 8. September n. St. trennten sich die Freunde und nach zwei Tagen war Reutern wieder unter den Seinen in Willingshausen, wo sich mittlerweile ein großer Familienkreis um seinen alten Schwiegervater versammelt hatte. Mit neuer Hoffnung und gestärktem Selbstgefühl dachte er nun an seine weitere Entwicklung als Künstler und zwar beabsichtigte er, den Anfang durch die gründliche Erlernung der Oelmalerei beim Professor Rhoden aus Rom, dem berühmtesten Landschaftsmaler der damaligen Zeit, zu machen, zu welchem Ende er beschloß nach Kassel zu gehen. Der Umzug dahin verzögerte sich jedoch bis zum März 1828. Unterdessen blieb er zunächst in Willingshausen und daselbst wurden während des Winters und darauffolgenden Frühjahrs mehrere größere Aquarellbilder ausgeführt. Trotz der für das Malen in Aquarell so fleißig ausgenutzten Zeit, konnte er doch kaum den Tag erwarten, wo in Kassel seine Studien im Oelmalen beginnen sollten. Gleichzeitig hatte er sich vorgenommen, die Grundlagen der Perspective zu erlernen, sowie die Hülfsmittel, welche ihm die Kasseler Gemäldegallerie in so reichem Maße, namentlich die darin vertretene niederländische Schule, darbot, gehörig auszunutzen. Die dortigen Kunstfreunde, denen er seine bisherigen Leistungen mitgetheilt, sprachen ihm unverhohlen ihre Bewunderung darüber aus und suchten auf das Bereitwilligste seine Bestrebungen zu unterstützen. In einem Briefe an seine Frau äußert er sich über jene Anfänge in der „eigentlichen Kunst", wie er das Malen in Oel bezeichnete, wie folgt: „Was man lernen kann durch Unterricht, werde ich sicherlich lernen können. Auch überwindet dieser Gedanke mein eigenes Gefühl, daß mich diese Tage immer mehr zu drücken beginnt. Es ist eine eigene Oede durch die vielen Lobsprüche und ausschweifenden Erhebungen Dessen, was ich in der Kunst sein soll oder einmal werden soll, in mir entstanden. Ich habe das wohl nie erfahren! Denn was Mancher sonst an mir mochte, das waren Dinge von so vergänglichem, äußerlichem Werth, daß sie mich zugleich kitzelten und indignirten. Die Kunst und ihre Leistungen stehen aber in einem viel höheren Lichte, und Ruhm ist

[1]) Dieser Begegnung der beiden Freunde mit Goethe geschieht Erwähnung im Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von Ludwig Geiger, IV. Band, Seite 178, Frankfurt am Main. 1883. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen des Kanzlers von Müller, auf welche darin verwiesen ist, haben uns leider nicht vorgelegen.

dabei zu erlangen. Deshalb, oh, so lasse man ja keine Verblendung, keine eitle Zuversicht, keine Anmaßung in das Gemüth des Künstlers bringen! Man hüte seine geistige Flamme, daß sie sich nicht trübe durch einen Weihrauch, der sie am Ende erstickt! Denn wo kein Sauerstoff mehr ist, brennt kein Licht; und ebenso im Geistigen, wo keine Unbefangenheit und keine wahre Demuth vor der göttlichen Natur mehr ist!"

Täglich malte er bei Rohden und zwar für's erste noch leblose Gegenstände, Blumen 2c. Nach Willingshausen zurückgekehrt, konnte er sich ungestört der Ruhe des Landlebens in diesem Jahre hingeben, da seine Gesundheit durch den Gebrauch von Ems während der beiden vorhergehenden Sommer genügend gefestigt war. In Folge dessen zeichnete er um so fleißiger mit seinem treuen Gefährten Grimm in Wald und Garten. Es wurden weiter einige Platten radirt, die er, in Verbindung mit den vorigjährigen, in Kassel gefertigten Blättern, herauszugeben und damit in die Oeffentlichkeit zu treten die Absicht hatte. Es sind das elf Blätter[1]), meist Stillleben, eine kleine Ansicht von Kassel und die Ruine einer Kirche bei Bacharach am Rhein 2c. darstellend, von welchen ein Exemplar Joukovsky zugeschickt wurde, um es der Kaiserin darzubringen. Ein anderes Exemplar aber ging an Goethe mit vier seiner Aquarellbilder aus der jüngst verflossenen Zeit ab. Von Letzterem erhielt er darauf unter dem 3. Juni n. St. 1829 folgendes, eigenhändig unterzeichnete Antwortschreiben:

„Ew. Hochwohlgeboren haben durch die Sendung der vortrefflichen Aquarelle Ihr Andenken bey Ihren hiesigen alten Freunden lebhaft angefrischt und sich neue dazu erworben. Denn was soll ich weiter sagen, als daß, so oft ich solche vorzeigte, mein lebhafter Wunsch war, Sie möchten unsichtbar gegenwärtig seyn oder es ließe sich durch Registraturen und Protocolle Ihnen im Einzelnen der Beyfall, wie die Vergnüglichkeit darstellen, die sich jederzeit beym Anblick der Blätter bewies und sich steigerte! Die große Wahrheit, die treue Behandlung der Theile, die anmuthige Uebereinstimmung des Ganzen, Alles wurde allgemein empfunden und sodann bemerkt. Genug, Sie würden sehr zufrieden gewesen seyn, zu sehen, daß Dasjenige, was Sie ganz eigentlich für sich zu besonderster Erinnerung guter Tage in den bestimmtesten Localitäten gearbeitet, auch im Allgemeinen das gewünschteste Interesse hervorbringt.

[1]) Diese Blätter sind genau beschrieben in Andreas Andresens Werk: „Die deutschen Maler-Radirer (peintres-graveurs) des neunzehnten Jahrhunderts," Leipzig 1869, dritter Band, zweite Hälfte. Seite 222 bis 229.

Mögen Sie nun hinzudenken, daß ich, vielleicht als geübter Kunstfreund, die Behandlung frey und bewundernswerth finde; unvergleichlich aber wie ein gemüthlicher Antheil an der unschuldigsten Gegenwart durch eine vollendete Technik rein und klar hier ausgesprochen ist.

Schon längst wären diese schätzbaren Blätter zurückgekehrt, hätte ich nicht dem Vergnügen entgegengesehen, sie einem Paar für Sie sich höchst interessirender Freundinnen vorzustellen; dieses ist gestern geglückt, und auch da hätte ich Ihnen gewünscht, die herzliche und zugleich einsichtig enthusiastische Theilnahme, wie sie diesen Werken gezollt ward, zur schönsten Belohnung mitgenießen zu können.

Doch was sollen da viel Worte, wo Sie das gewissermaßen Unmögliche in der That geleistet haben; Sie werden auf diese Weise fortfahren und jedem Beschauer das Verlangen erregen, sein Liebstes ebenso charakteristisch genau und anmuthig, auch in der Abwesenheit vor Augen zu halten.

Gleichfalls für die Radirungen danke zum schönsten! Ihre Hand wird sich immer gleichbleiben und Sie werden Technik und chemische Kräfte, die Ihnen dabey zu Hülfe kommen müssen, gar bald bewältigen lernen. Empfehlen Sie mich in Ihrem werthen Kreise und behalten uns in freundlichem Andenken; dabey bleiben Sie überzeugt, daß jede fernere Mittheilung mit der aufrichtigsten Zustimmung wird begrüßt werden. In treuester Theilnahme J. W. v. Goethe."

Ein drittes Exemplar seiner Radirungen hatte Reutern an seinen ersten Zeichenlehrer Senff nach Dorpat gesandt. Im Winter von 1828 auf 1829, neben dem Vorjahre der produktivsten Zeit in Reuterns künstlerischer Thätigkeit vor seinem Umzuge nach Düsseldorf, entstanden unter anderen Aquarellbildern die „Eßstube", die „Gartenpromenade" und „Schwälmer Bauern in Sonntagstracht", von denen er das zuerst genannte zweimal malte. Ferner beschäftigte ihn damals die Composition einer Arabeske auf Goldgrund, als Titelblatt zu einem alle Schwälmerbilder zusammenfassenden Werke[1]), für welches er architektonische Studien an der Elisabeth-Kirche in Marburg zu machen hatte und zu diesem Zwecke sich

[1]) Zu der Herausgabe eines solchen Werkes ist es indeß nicht gekommen; wohl aber begann später der Lithograph Georg Koch aus Kassel im Jahre 1853 eine Nachbildung der Schwälmerbilder unter dem Titel: „An der Schwalm, Bilder aus dem hessischen Volksleben von Gerhardt v. Reutern. 1855 bis 1859", wovon vier Hefte erschienen sind.

auf zwei Wochen dahin begab. Hier arbeitete er außerdem noch an einem kleineren Gemälde: „Drei Schmalkalderinnen, Körbe verkaufend.“ Letzteres sowie die eben vollendete Arabeske, schickte er, ermuthigt durch obigen Brief Goethes, welcher, wie wir gesehen haben, die Sendung von Reuterns Aquarellbildern anerkennend aufgenommen hatte, im darauffolgenden Jahre 1830 nach Weimar, indem er eine Mappe neuer Gemälde, den „Spaziergang im Garten“, „das große Waldbild“, zwei Winterlandschaften und die „Eßstube“, hinzufügte. In einem Begleitschreiben zu dieser Sendung sagt er über die Arabeske Nachstehendes: „Die Kunst hier auf Erden wollte ich ausdrücken; der ruhige Wald sollte die Natur repräsentiren, das Blumengebäude — die Phantasie und der Dom — die Kunst. Die Phantasie nährt sich auf dem gesunden Boden der Natur; strenge Kunstschöpfungen vorahnend, steigt sie schon in geregelter Form aufwärts und entwickelt oben die Kunst. Diese hat eine breite Grundlage; sie strebt freudig empor; sie spiegelt den Himmel wieder; aber wo ist ihr Gipfel, der vollendende Schlußstein des Ganzen? So habe ich denn auch die Façade der Elisabeth-Kirche durchgeschnitten, wo sie noch keine Abtheilung hat. Diese Kirche wählte ich in Marburg, sowie lauter Gegenstände eines Landes, das uns zur zweiten Heimath geworden. Links von oben herab sieht man Andeutungen hiesiger Localitäten. Das Wappen der Grafschaft Ziegenhain, in welcher die Schwalmgegend liegt; ländliches Geräth für Feld und Weide; dann botanische Bücher und einige seltene Blumen, die Liebhabereien meines Schwiegervaters bezeichnend; dann sein Haus, das Schwertzellsche und Boyneburgksche Wappen (der Eltern meiner Frau), ein Platz im Garten, der Hof, Ansicht der ganzen Gegend im herbstlichen Kleide, Jagd- und Favorithunde, umgeben von den Lieblingsblumen der hiesigen Bauern, unter denen der bedeutungsreiche Rosmarin, die Karthäusernelke und der Goldlack die angesehensten sind. Diese Seite schließt mit dem Brunnen auf dem Hof und einem Bogen von einheimischen Früchten. Die rechte Seite giebt einige Hauptmomente meines eigenen Lebens: die Feldzüge unter unserem unvergeßlichen Kaiser Alexander und die lorbeerumwachsene Standarte seiner Garden sind große Erinnerungen. Der Frieden und meine Blessur gewährten Raum für Studien und Reisen. Nun kommt die allervollste Zeit meines Lebens. 1820 gehen wir nach Livland auf mein Gut; doch bald überwindet eine schwere Krankheit so sehr meine Kräfte, daß wir 1823 das Vaterland wieder verlassen müssen, um am Genfersee und in Neapel Hülfe zu suchen. Es wird etwas besser; schöne Gegenden ermuntern

zum Zeichnen; wir kommen 1825 nach Deutschland zurück und nach dreimaligem Gebrauch von Ems werde ich in dem hiesigen Klima gesund. Unten auf dem Bleichplatze spielen meine lieben gesunden Kinder und haben das Wasser ebenso gern, wie andere Kinder. Die Vögelgruppen auf den Spitzen der beiden Seiten beziehen sich scherzhaft jede auf die ihrige." Die Mitte aber dieses Blattes war für einige Zeilen von der Hand Goethes freigelassen worden, in der Absicht, — wie sich Reutern ausdrückte, — „jenes Bild für sich und die Seinigen zu einem Denkmal der Zeit zu erheben, in welchem auch die Nachwelt die Liebe und Verehrung erkennen würde, mit der er Schriftzüge von der Hand des großen Dichters verzierend umgeben hatte."

Neben der Befriedigung, welche er in solchen ergiebigen Kunstleistungen bei nunmehr andauerndem Wohlsein empfand, drückte ihn gleichwohl die Sorge in Betreff seines bisher noch nicht zur Erledigung gelangten Gesuchs um Aufbesserung seiner Existenzmittel, wie sie ihm von Joukovsky im Sommer 1826 in Aussicht gestellt worden war. Theils zum Behuf einer Beschleunigung dieser Angelegenheit, theils auch um nach jahrelanger Trennung seine alternde Mutter in Livland wiederzusehen, entschloß er sich zu einer Reise in die Heimath.

Goethe, zu dem er sogleich bei seiner Durchreise durch Weimar geeilt war, sprach ihm seinen Dank für die Ueberfendung der Aquarelle in folgenden Worten aus: „Von der Schönheit der Arabeske ergriffen, wollte ich im Anfang wohl schreiben; aber es geschah nicht und nachher getraute ich mir nicht mehr, etwas hineinzubringen. Die Sache ist mir viel durch den Kopf gegangen. Sie müßten dazu den ersten Kalligraphen der Welt schreiben lassen." — Auf die einzelnen Blätter eingehend, hob der Dichter mit der größten Anerkennung die außerordentliche Gabe der Auffassung und Composition, sowie die Farbentöne, hervor, und rieth ihm, fest bei der Aquarellmalerei zu verbleiben. Auch hatte er während Reuterns Aufenthalt in Weimar die erbetenen Zeilen noch nicht eingeschrieben, sondern sagte beim Abschiede: „Ich bitte, mir das Blatt zu lassen, um ein zu guter Stunde geschriebenes Wort darin einzutragen; denn es wäre wirklich zu schade, diese höchst merkwürdige und in gewisser Hinsicht einzige Arbeit durch unnöthige Uebereilung zu entstellen." Und, nachdem ihm Reutern seine Reisepläne mitgetheilt, bemerkte er theilnehmend: „Sie werden Ihren Zweck erreichen; wer in aller Stille schon einen so hohen Grad in der Kunst erstiegen hat, dem wird es auch ferner wohlergehen. Meier und ich

haben uns besprochen, über Ihre Werke etwas zu schreiben, und wollten einige Gedanken darüber in einem kleinen Aufsatze drucken lassen, der nachher in unserer Zeitschrift: Kunst und Alterthum erscheinen solle."

Ueber vorstehende Zusammenkunft mit Goethe und dessen Aeußerungen in Betreff der künstlerischen Leistungen Reuterns finden wir in Johann Peter Eckermanns „Gesprächen mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens", VI. Auflage von Heinrich Düntzer, Leipzig 1885, II. Theil, Seite 227 und 228 folgende Bemerkungen, die, wenn sie gleich eine Wiederholung unserer Schilderung enthalten, doch wohl, als aus fremder Feder geflossen, gewiß am Platze sein werden. „Freitag, den 1. April 1831. Mit Goethe zu Tisch in mannichfaltigen Gesprächen. Er zeigte mir ein Aquarellgemälde von Herrn von Reutern, einen jungen Bauern darstellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bei einer Korb- und Deckenverkäuferin steht. Der junge Mensch sieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwei sitzende Frauen und ein dabei stehendes derbes Mädchen den hübschen jungen Menschen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild componirt so artig, und der Ausdruck der Figuren ist so wahr und innig, daß man nicht satt wird, es zu betrachten.

Die Aquarellmalerei, sagte Goethe, steht in diesem Bilde auf einer sehr hohen Stufe. Nun sagen die einfältigen Menschen, Herr von Reutern habe in der Kunst Niemandem etwas zu verdanken, sondern habe Alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes aus sich selber hätte, als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt, und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben; und Kunst und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich und in manchen Dingen einzig; aber man kann nicht sagen, daß er Alles von sich selber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe Alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht. Goethe zeigte mir darauf von demselben Künstler einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freigelassenen Stelle zu einer Inschrift. Oben sah man ein Gebäude in gothischem Styl; reiche Arabesken mit eingeflochtenen Landschaften und häuslichen Scenen liefen zu beiden Seiten hinab; unten schloß eine anmuthige Waldpartie mit dem frischesten Grün und Rasen.

Herr von Reutern wünscht, sagte Goethe, daß ich in die freigelassene Stelle etwas hineinschreibe; allein sein Rahmen ist so prächtig und kunstreich, daß ich mit meiner Handschrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu diesem Zwecke einige Verse gedichtet und schon gedacht, ob es nicht besser sei, sie von der Hand eines Schönschreibers eintragen zu lassen. Ich wollte es dann eigenhändig unterschreiben. Was sagen Sie dazu, und was rathen Sie mir?

Wenn ich Herr von Reutern wäre, sagte ich, so würde ich unglücklich sein, wenn das Gedicht in einer fremden Handschrift käme, aber glücklich, wenn es von Ihrer eigenen Hand geschrieben wäre. Der Maler hat Kunst genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu sein; es kommt Alles darauf an, daß sie echt, daß sie die Ihrige sei. Und dann rathe ich sogar, es nicht mit lateinischen, sondern mit deutschen Lettern zu schreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigenthümlichen Charakter hat und es auch besser zu der gothischen Umgebung paßt.

Sie mögen Recht haben, sagte Goethe, und es ist am Ende der kürzeste Weg, daß ich es so thue. Vielleicht kommt mir in diesen Tagen ein muthiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das schöne Bild einen Klecks mache, fügte er lachend hinzu, so mögt Ihr es verantworten. Schreiben Sie nur, sagte ich, es wird recht sein, wie es auch werde!"

Ueber Warschau begab sich Reutern zu seiner Mutter nach Livland wo er dem weiteren Verlauf in Sachen seines Gesuches um Pensionserhöhung entgegensehen wollte. Auf zwei in jenen Tagen zwischen ihm und Joukovsky gewechselte Briefe glauben wir besonders aufmerksam machen zu müssen. Denn es spricht sich in ihnen einerseits die liebevollste ja begeisterte Theilnahme Joukovskys an Reuterns Leistungen aus, sowie andererseits diese Briefe auch Zeugniß geben von des Letzteren damaligen künstlerischen Bestrebungen, die bereits die Entwicklung einer nationalen Richtung in der Kunst fordern. Joukovsky, an die Schwälmerbilder anknüpfend, schrieb seinem Freunde aus Peterhof vom 7. Juli a. St. 1830 Folgendes:

„Je Vous dirai franchement: je ne connais rien de comparable à ces productions charmantes, ni pour la vérité, ni pour la composition. Il n'y a rien pour fasciner les yeux. Les figures ne sont pas idéales; les costumes sont plutôt grotesques; rien de pittoresque dans les sites, — et malgré cela il y a un attrait prodigieux. D'où vient donc cet attrait? De la vérité! Oui!

Chaque poête, chaque peintre doit prêter le même serment, qu'on exige des témoins devant les tribunaux français! Il doit se placer devant le tribunal de la nature, lever la main et prononcer du fond de l'âme: la vérité, toute la vérité et rien que la vérité! Alors ses ouvrages ne seront autre chose qu'un témoignage pur pour la nature! Ce que Vous avez fait avec perfection, étant pour ainsi dire emprisonné dans quelques arpents de Willingshausen, Vous le ferez de même partout et au milieu de superbes sites de l'Italie, parmi les belles ruines de l'antiquité, aidé des costumes pittoresques des Italiens, et au milieu de nos plaines marécageuses et uniformes, avec les costumes agrestes du Nord. Partout sera le charme de la vérité; partout se retrouvera l'homme tel qu'il est dans le moment, où il a été saisi. C'est là le vrai beau! Vouloir orner et embellir la nature est un sacrilège. On a, je crois, mal compris les anciens. Ils ont été vrais, mais ils n'ont rien embelli; ils ont trouvé une belle nature. Nous sommes venus après eux et nous avons cru, qu'il n'y avait pas d'autre nature que celle, qui a inspiré les anciens; nous avons voulu forcer la nôtre à entrer dans leurs formes, et nous l'avons mutilée comme Procruste, qui allongeait ou raccourcissait les membres des voyageurs d'après son lit. „Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable," a dit Boileau, sans comprendre le sens de ces belles paroles; car Boileau n'était qu'un esclave sec de l'antiquité belle et libre. Il ne faut pas imiter ni Raphael, ni van Eyk, ni Murillo; il faut étudier la nature et accepter humblement ce qu'elle donne, et on deviendra riche. Car la nature n'est pas avare; elle donne à pleines mains. Alors on n'aura pas de manière! Toute manière est, je crois, un défaut. C'est vrai: l'individualité du peintre s'exprime toujours dans ses ouvrages; car il voit la nature de ses propres yeux; car il la saisit de son propre sentiment; car il ajoute à ce qu'elle donne, ce qui est dans son âme. Mais cette individualité ne sera autre chose que l'âme humaine dans celle de la nature; elle sera pour nous une voix qui parle dans le désert, qui l'embellit et l'anime. Une ruine, par exemple, est belle par elle même; mais le souvenir de l'homme qu'elle a vu passer, ce souvenir qui s'y attache vaguement, lui donne un charme indéfinissable. Que la même ruine soit une ruine factice: elle fera le même effet dans le site, mais le charme

n'existera pas. C'est donc l'âme humaine que nous aimons à retrouver partout: plus elle y sera, plus elle attirera la nôtre. Tout cela est applicable à Vos dessins, mon cher ami! Ces cinq dessins de Schwälmerleute, Votre Kinderstube, Votre Familienzimmer, sont autant de chefs d'oeuvre! Meyer peut avoir raison: les Korbmädchen présentant une scène admirable par la vérité. Quant à moi, je serais bien indécis, si l'on me demandait à indiquer ce que je préfère. Je ne puis pas juger en artiste. Mais mon sentiment m'attire de prédilection dans le Familienzimmer et à la porte de ce cimetière, où toute une famille porte les regrets d'une perte récente. Le dernier dessin surtout est un poême complet. Enfants, a dit le père en se levant de grand matin, aujourd'hui nous irons chez notre Margarethe! C'etait la fille aînée, qui était si aimée dans la famille, qui jouait si gaîment avec les cadets, qui était l'amie intime de sa soeur et la main droite de sa mère et la joie de son père. Les enfants l'ont vu mettre dans la terre. Les paroles du père les ont tous rendus graves; ils marchent en silence; ils s'attendent à revoir quelque chose de leur amie; ils sont tranquilles et presque tristes, excepté le plus âgé, qui, sortant de la première enfance, est par celà même plus étourdi. Mais la soeur aînée comprend la mort; elle pense, regrette et prie. Le père marche en homme; il pleure intérieurement. Mais la mère: on devine bien ce qui se passe sous le voile, dont son visage est couvert. Cette idée de cacher le visage de la mère est un trait sublime! Et tout est calme autour d'eux; le ciel est serein; l'arbre fleurit; le soleil, comme toujours, éclaire et réjouit. En un mot, c'est une perfection! Et rien de manière! Tout est naif, vrai, individuel! L'homme est là! Ni l'art, ni l'artiste, ni ses modèles ne paraissent nulle part. On est spectateur d'une scène réelle, où rien ne frappe l'imagination, où tout parle profondemenet à l'âme! J'aurais pu écrire un volume sur tous ces dessins; nous en jouirons ensemble. Quant à présent, adieu! Dans tous les cas, je Vous prie de venir vers le 10 ou 12 août à Zarskoe-Selo."

„Sie haben ganz recht", antwortete Reutern, „mit Ihrer Anſicht über die Malerei. Sie ſprechen zugleich darin einen Gedanken, einen Wunſch aus, der ſeit Jahren mich beſchäftigt. Mein Weg in der Kunſt iſt Studium der Natur; dieſes angewandt zum Ausdrücken des Geiſtigen,

des Ewigen: das ist mein Ziel! Ewig ist Alles rein menschliche; aus diesem unendlichen Schatze ergreife die Phantasie irgend einen Zug, versenke sich in denselben, daß unser ganzes Sein davon ergriffen werde, es in sich selbst durchlebe, — und nun mit diesem vollen Herzen wieder heraus an die Natur! Man müßte sehr eitel sein, ihre Hülfe, ihre Gegenwart verschmähen zu wollen! Ich fühle, nur durch sie kann ich malen; meine Ideen würden gestaltlos bleiben, wenn sie mir nicht helfen wollte. Man muß mit Liebe, mit stiller treuer Aufmerksamkeit, mit Bescheidenheit zu ihr kommen. Dann geht sie ein in unsere Absichten und eröffnet ihre wunderbaren Tiefen, die, je länger angeschaut und je stiller bewundert, um desto tiefer und reicher sich aufthun. Ich möchte Sie versichern, mir ist, gehe ich in den Wald oder sehe sonst eine einfache Gegend an, als öffnete sich mir ein hehres Buch und ich lese gleich auf der zwanzigsten oder dreißigsten Seite fort, durchdrungen schon von dem Anfang desselben. Durch Gottes Gnade haben wir schon Bekanntschaft gemacht und sind nicht mehr verlegen um die ersten Formalitäten; es geht gleich zur Sache und ich habe Zutrauen zu unserer Alten, ewig sich Verjüngenden, bekommen. Habe ich nun eine Idee, welche mir das Herz zuschnürt oder mich unruhig umhertreibt, so suche ich sie erst durchzuleben, und bin ich klar, so besuche ich unsere erhabene Mutter Natur, um zu sehen, was sie dafür in Bereitschaft hat. So redet sie am Ende nach meinem Wunsche und sie macht mein Bild! Dadurch sichere ich mich vor aller Manier, vor aller Eitelkeit, und bin glücklich und unbekümmert um den Vorrath: jeder Tag wird mich weiterführen, näher zu ihr, und je näher, desto reicher wird sie mich machen. Der liebe Gott hat uns mit herrlichen Fürsten gesegnet, die für uns sorgen werden, so daß wir still und glücklich und fleißig auch für sie sorgen können! Denn es sind schöne Blüthen im Garten der Fürsten die Bilder, diese würzigen Kinder der Natur und des menschlichen Geistes. — Was für ein Glück wenn man dem Vaterlande dienen kann und ihm Ehre machen! Wie wundervoll ist so eine Möglichkeit! Jetzt ist eine Zeit gekommen, in der ich deutlich fühle, daß Wissenschaft dazukommen muß und vorzüglich tieferes Kennen der menschlichen Gestalt; dazu ist durchaus Anatomie u. s. w. nöthig. Diesen letzten Winter hat unser Karamsin mit seiner schönen Geschichte unseres Vaterlandes eine Revolution in mir hervorgebracht. Kein Wunder! Denn was für eine malerische Heldengeschichte hat unser altes Rußland! Ich denke nunmehr: Du mußt auch im Historischen Dich versuchen und alle die Studien machen, die dazu bilden! So

Gott will, wird man mir die Mittel geben, Alles das zu erreichen, was zum Zwecke einer gründlichen Ausbildung gehört. Sie wissen, ich copire Niemanden, bleibe so frei als möglich der Natur gegenüber und werde also keiner Schule jemals angehören. Da habe ich oft gedacht: wäre ich in Rußland, so würde ich vaterländische Gegenstände ebenso gut malen, als ich fremde jetzt male; malte ich geschichtliche Momente, so würden echte nationale Physiognomien und Gestalten ebenso porträtähnlich gebildet werden, wie jetzt ausländische Menschen, — Sittengemälde ebenso leicht aus unseren Völkern, und was wäre da für ein Raum für Charakteristisches! Solche Bilder würden weit tiefer das Interesse in Anspruch nehmen, als fremde Darstellungen. Man sieht seine Landsleute, Gegenden, Gebräuche; sie interessiren Alt und Jung, Gebildete und Ungebildete; der Sinn für das Vaterländische wird darin genährt, und wenn nun die künftige Jugend solche Werke liebgewinnt, die gegebenen Mittel zu solcher Kunst in sich und im Vaterlande selbst findet, so wird sie ja gleich dabei bleiben und eine russische Kunstschule wird blühen, die nicht in französischer oder italienischer Manier arbeitet, sondern in einer so national selbständigen, als Holland und die alte deutsche Schule aufweist. Diese selbständige Kunst hat Gott gewiß jedem Volke beschieden; aber leider ist durch Nachahmung bei Vielen der rechte Standpunkt verrückt worden und da war der Abweg schon eingewöhnt. — Die Idee eines solchen stillschweigenden Dienstes dem Vaterlande liegt sehr nahe, und ich würde für diese Idee manche Annehmlichkeit des Lebens aufopfern. Denn in siebenzig bis hundert Jahren wird es sehr gleichgültig sein, ob wir etwas mehr oder weniger Annehmlichkeiten genossen; aber unsere Werke bleiben nach und ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit ist wichtig. Sende ich einmal auch gute Arbeiten aus der Schweiz oder Italien, so wird man sie am Ende zu den vielen Sachen stellen, die man schon hat. Sind diese Arbeiten aber aus unserem vaterländischen Boden entsprossen und zeigen das Eigene und Liebste, so werden sie auf uns wirken, wie Porträts theurer naher Verwandten, im Vergleich zu stattlichen Bildern unbekannter Personen. und ich glaube immer, die Richtung der vaterländischen Kunstentwicklung würde aufleben! Dann wüßte ich, warum die tödtliche Blessur mich nicht tödten durfte und daß mein Leben dem Vaterlande nützen werde. Noch aber erlaubt weder meine Schülerhaftigkeit, noch meine Gesundheit, den eben ausgesprochenen Gedanken auszuführen. Sollte ich einmal gewürdigt sein, vaterländisch zu wirken, so muß vor allen Dingen eine gründlichere Ausbildung erreicht sein und eine festere Gesundheit. Erstere, das glauben

Sie mir, werde ich in diesem Sinne treulich bewachen, daß sie nicht Fremdes annehme; es soll die Natur allein mich bilden und so, daß kein fremder Einfluß mit hineinkommt; denn die vaterländische Natur soll nachher ganz offen und treu mich finden. Sind fünf bis sechs Jahre einmal gut benutzt worden, und ich ganz gesund, — dann die Krim und das südliche Rußland zum Wohnort, das ganze Vaterland aber mein unendliches Feld! Wie sollen Bilder aus unserer Geschichte dann voll der frappantesten Wahrheit unsere großen Helden und Heiligen darstellen, diese Märtyrer unserer alten Zeit! Das müßte das Volk selbst für seine Vorzeit interessiren und durch Vaterlandsliebe nach vielen Richtungen hin zum Arbeiten begeistern. Wir wollen diese schönen Aussichten zusammen betrachten, wenn ich bei Ihnen bin. Ich möchte mich so recht aussprechen können, gegen Sie, lieber Freund! Denn wir haben eine Leidenschaft, die Kunst, und eine Liebe, das Vaterland!"

In Zarskoje-Selo, wohin er sich auf Joukovskys Einladung begeben hatte, wurde er von der Kaiserin sehr gnädig empfangen, sowie denn auch seine Bitte um Vergrößerung der Pension über Erwarten günstig dahin erfüllt ward, daß er die erbetene Zulage unter den gewünschten Bedingungen vorläufig auf fünf Jahre bewilligt erhielt. Als Gast seines Freundes hatte er Gelegenheit von dem Park und Palais der kaiserlichen Sommerresidenz verschiedene Ansichten aufzunehmen, sowie die Bekanntschaft der russischen Künstler Utkin, Worobjew und Brülow zu machen; in dem Grafen Tolstoi aber fand er einen alten Bekannten wieder.

Wegen der damals ausgebrochenen Cholera-Epidemie schob Reutern seine Rückreise in's Ausland bis zum nächsten Frühjahr hinaus und bezog in Lemsal ein Haus in der Nähe seiner Mutter. Sobald der erste Schmerz über das Getrenntsein von Weib und Kind einigermaßen gestillt war, begann hier ein idyllisches Leben unter den Verwandten, welches ihm die für sein Wohlbefinden so nothwendige geistige sowohl, als auch leibliche Ruhe gewährte.

Damals entstanden zahlreiche, mit größtem Fleiße ausgeführte, Porträts und Genrebilder in Aquarell; auch schaarte sich um ihn ein Kreis von Schülerinnen, aus seinen Nichten, den Töchtern seines Brudes Hermann, sowie einem Fräulein von der Brüggen bestehend, denen er zweimal wöchentlich Unterricht im Zeichnen ertheilte. Im März 1831 konnte er an Joukovsky, als Resultat der oben geschilderten fleißigen Studien während des verflossenen Winters, eine Sendung von Zeichnungen abgehen lassen,

unter denen namentlich hervorzuheben sind: „das Schwälmer Trauerbild", ferner eine Familienscene aus Wilxalln, dem Gute seines Bruders in Kurland, mit beiden Nichten, am Clavier spielend und singend, sowie fünfunddreißig Blätter, Porträtskizzen mit der Feder und in Farben enthaltend. Bei Anfertigung der letzteren hatte er sein besonderes Augenmerk auf die Physiognomien russischer Bauern gerichtet und sich bemüht, vaterländische Typen möglichst getreu wiederzugeben.

Der erhofften Hinausreise stellte sich zum zweiten Mal der Wiederausbruch der Cholera in den Weg: Reutern sah sich gezwungen, die Abnahme der Epidemie in Loddiger abzuwarten, was ihm keineswegs leicht fiel. Denn immer von Neuem trat vor seine Seele das Bewußtsein, in dem Kreise seiner livländischen Verwandten, so eng verbunden er sich mit ihnen auch fühlen mochte, dennoch nicht ganz an seinem Platze zu stehen. Ueber diese seine Gefangenschaft spricht er sich in den Briefen an seine Frau in den Worten aus: „Was wäre sie für eine Pein für mich ohne Arbeit, ohne die herrliche Ueberzeugung, daß, wie überall dem Thätigen, so auch mir hier, genug zum Fortstreben und Arbeiten gegeben ist!"

Mittlerweile erhielt er nachträglich, durch Vermittelung seines Freundes Radowitz, folgende zwei, von Goethe unterzeichnete, Schreiben in Veranlassung der demselben früher zugestellten Gemälde, datirt Weimar, den 22. April n. St. 1831:

I. „Ew. Hochwohlgeboren kostbare Sendung setzte mich, daß ich's nur gestehe, in einige Verlegenheit; denn ich sah mich, sowohl durch Ihren wiederholten Wunsch, als durch die beygefügte höchst würdige Gabe beynahe unvermeidlich gedrungen ein Verlangen zu erfüllen, welches mir einigermaßen bange machte. Mit solchen Empfindungen stellte ich das merkwürdige Bild Ihro Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin vor, welche, sehr zufrieden, solches wiederzusehen, mich ernstlich ermahnte, die verlangte Inschrift auf die leergelassene Tafel einzuschreiben. Hierdurch gewann ich Muth und ich wünsche, daß Sie mit dem Resultat einigermaßen zufrieden sein mögen. Eingepackt ist die Sendung wieder; möge sie glücklich zu Ihnen gelangen!

Beym Absenden enthielt ich mich nicht, jenem herrlichen Blatte nachzurufen:

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken euch von Ort zu Orte,
Und die liebe Phantasey
Fühlt sich hundertfältig frey!

Da aber gegenwärtiges Blatt früher bey Ihnen ankommen wird, als jenes Größere, Hauptsächliche, so vermelde ich hier vorläufig, was ich dort eingeschrieben, mit dem herzlichen Wunsche, Sie mögen dadurch Ihr Meisterwerk nicht entstellt sehen:

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft es noch der Worte?
Wir sehn des lieben Lebens Zug,
Durch Stunden schleicht's und Orte.
Die hohe Gabe preisen wir,
Die grausam Unheil steuert,
Auf Weg und Stegen Blumenzier
Dem holden Freund erneuert.
Doch jedes Auge, wie es blickt,
Wird in Bewund'rung steigen!
Der Geist erhoben und beglückt,
In stiller Freude schweigen!

Mit den treuesten Segnungen, in Hoffnung freudigen Wiedersehens nach so manchen störenden Ereignissen, die lebhaftesten Grüße Ihrer hiesigen Freunde und Verehrer hinzufügend, unwandelbar theilnehmend J. W. v. Goethe."

II. „Das höchst anmuthige Blatt[1]) verlangt eine besondere Erwähnung; es ist anzusehen als ein Meisterstück Ihres Talents, geübten Welt- und Naturblicks, technischer Fertigkeit, realistischer Darstellung der Gegenstände, dabey eines höchst sittlichen Eindringens in die Gemüthsverfassung und Stimmung bis zu den untersten Classen. Dieses Blatt hätten Sie mir nicht so freygebig verehrt, wären Sie nicht überzeugt, daß ich es von Grund aus zu schätzen weiß, und daß es mir das größte Behagen giebt, wenn von Ihnen und Ihren Vorzügen die Rede ist, wie oft genug geschieht, mich nun jederzeit auf ein so vollständiges Zeugniß berufen zu können. Verpflichtet ergeben J. W. v. Goethe."[2])

Die Arabeske selbst aber hatte Goethe mit einem, ebenfalls von seiner Hand unterzeichneten, freundlichen Schreiben vom 11. Juni n. St. an Reuterns Frau, welche wegen längeren Ausbleibens der Sendung sich bei

[1]) Die drei Schmalkalderinnen, Körbe verkaufend.

[2]) Beide Briefe im Concept ohne Datum sind wiedergegeben im oben angeführten Goethe-Jahrbuch, V. Band, Seite 36 und 37.

Frau von Goethe danach erkundigt hatte, nach Willingshausen zurückgesandt. Dieser Brief dürfte gleichfalls hier nicht fehlen:

Theuerste gnädige Frau! Das an meine gute Schwiegertochter erlassene vertrauliche Schreiben hat mich tief im Innersten geschmerzt. Indessen ich von Tag zu Tag, hoffte, Ihren Herrn Gemahl bey mir zu sehen; so muß ich erfahren, daß er in einer so bedenklichen, für seine Anverwandten und Freunde höchst bänglichen, Lage sich befindet. Ein Mann, der wegen seiner Eigenschaften und Vorzüglichkeiten das beste Geschick verdient, der mir von jeher so viel Vertrauen geschenkt und für den meine Hochachtung immer wachsen mußte!

Wir haben für ihn, sowie, mehr oder weniger, für uns Alle mit frommer Zuversicht zu bedenken: daß jenes allgemein Bedrohliche, welches über der ganzen Welt schwebt, den Einzelnen oft ganz wunderartig vorbeygeht und verschont.

Das Portefeuille, wonach Sie, wie billig, mit Antheil fragen, ist, durch die Vermittelung des Herrn Obrist von Radowitz zu Berlin, in meinen Händen. Ich habe das mir, in einem beygefügten Schreiben des trefflichen Freundes, gewidmete Natur- und Kunstblatt, mit einer gewissen scheuen Dankbarkeit, in meine Sammlung zu den besten gelegt und empfand um so mehr einige Verlegenheit, als es mir, geraume Zeit nicht gelingen wollte, seinen wiederholten Wunsch zu erfüllen. Ich hatte immer eine Art von Scheu, den, zwischen den herrlich-reinlichen Arabesken gelassenen Raum durch Schrift zu verunstalten, besonders da ich der Absicht gemäß hielt, selbst zu schreiben und man denn doch niemals vor Unglück und Irrthum der Feder gewiß seyn kann. Endlich hab ich mir ein Herz genommen und es steht nun, wie es eben gelingen wollte.

Dieses Hauptblatt ist nun, wie es angekommen, sorgfältig eingepackt und steht zu augenblicklicher Absendung bereit. Den Namen Desjenigen, der, von Kassel aus, mir früher dergleichen Kunstschätze spedirte, wüßt ich nicht gleich zu finden. Wollten Sie mir ihn melden und dem guten Manne einen näheren Auftrag geben; so könnte dieser Schatz, den ich ungern so lange verwahrte, bald wieder in Ihren Händen seyn. Meine gute Schwiegertochter dankt für das ihr erwiesene Vertrauen und hofft, durch das baldige Ausrichten des ihr gegebenen Auftrags, Entschuldigung zu erlangen, daß sie nicht unmittelbar selbst Ihre freundliche Zuschrift dankbar erwiedert, indem ich mich eher als sie beeilen kann, Sie, meine Gnädige, aus der bisher unangenehm empfundenen Ungewißheit zu ziehen.

Mit den treuesten Wünschen für unser aller Bestes, will ich mich hiermit angelegentlichst empfohlen haben. Meiner gnädigen Frau anhänglicher gehorsamster Diener J. W. v. Goethe."

Trotz möglichster Schonung und Vorsicht in seiner Lebensweise hatte Reutern dennoch einen Anfall der herrschenden Krankheit zu überstehen, der eine derartige Schwäche hinterließ, daß er sich gezwungen sah, die für den 1. September a. St. geplante Hinausreise wiederum aufzugeben. Dazu kam noch die täglich wachsende Abnahme der Kräfte seiner alten Mutter, was ihn schon seit einiger Zeit mit ängstlicher Sorge um ihr Leben erfüllt hatte. Alles das, verbunden mit den jüngsten Nachrichten über den Ausbruch der Cholera an den Orten, die er auf seiner Fahrt hätte berühren müßen, hatte zur Folge, daß er sich schließlich nach Riga um ärztlichen Rath wandte, ob überhaupt eine Reise in diesem Jahre thunlich wäre. Dr. Huhn sprach sich dahin aus, die beschwerliche Reise würde in Reuterns derzeitigem Zustande wohl ganz und gar nicht anzurathen sein, weil er weder die Strapazen derselben, noch den Einfluß der rauheren Herbstwitterung zu ertragen im Stande sei, auch viel zu empfänglich wäre für Ansteckung bei der überall verbreiteten Krankheit. So war er denn zum dritten Mal genöthigt, das Wiedersehn mit den Seinen den zwingenden Rücksichten auf seine Gesundheit aufzuopfern und sich abermals für den kommenden Winter in Loddiger einzurichten. Bei Entbehrung der eigenen Häuslichkeit tröstete ihn gleichwohl die Anwesenheit seines Sohnes Alexander, dessen Erziehung in der Familie seines Bruders gewissermaßen unter seinen Augen vor sich gehen konnte; noch mehr aber das feste Vertrauen, welches er in die liebevolle Leitung seiner abwesenden Kinder durch deren einsichtsvolle Mutter setzte, die ja in Allem mit ihm eines Sinnes war. Seine Aquarellstudien suchte er eifrigst fortzuführen und bethätigte dieses Streben durch Anfertigung von über hundertvierzig größeren und kleineren Blättern, meist Köpfen nach der Natur. Ebenso setzte er den Unterricht seiner Nichten und einiger hinzugekommener Damen weiter fort und hatte dadurch die Genugthuung in anregender Weise auf die jugendlichen Gemüther seiner unmittelbaren Umgebung einzuwirken, sowie hiermit seinem Ideale sich zu nähern, der Kunst in der Heimath einen reicheren Boden zu bereiten.

Am 5. December a. St. starb seine Mutter in einem Alter von zweiundsiebenzig Jahren, umgeben von fast allen ihren Kindern und Großkindern. Einen nicht geringen Trost bei dem tiefen Schmerz über diesen

Verlust gewährte ihm das Bewußtsein, bei dem Hinscheiden der allverehrten Mutter zugegen gewesen zu sein und noch den Segen aus ihren Händen empfangen zu haben.

Reuterns Gesundheit hatte sich durch Gewöhnung an das nordische Klima allmählig gefestigt; die Schmerzen an seiner Blessur waren bei der gleichmäßigeren Temperatur in den Wohnzimmern beinahe gänzlich geschwunden, so daß sogar Pläne in ihm reiften, von Deutschland zu scheiden und durch die Rückkehr in die Heimath seiner Familie die Wohlthat eines festen Wohnsitzes zu gewähren.

Einen neuen Anstoß erhielt sein Arbeitseifer durch die Ankunft seines Vetters Alexander von Helmersen, Capitän im Semenowschen Garderegimente, auf dem Durchmarsche desselben aus der polnischen Campagne nach St. Petersburg. Dadurch bekam er Modelle der mannigfachsten Typen und malte, während der kurzen Rast dieses Regiments in Lemsal, fünf Soldaten aus verschiedenen russischen Gouvernements, um diese Bildnisse späterhin Seiner Majestät dem Kaiser zu Füßen zu legen und damit auch in dieser Richtung der Malerei sich versucht zu haben. In den Freistunden nahm er dann bisweilen auch lebhaften Antheil an den Vergnügungen der Jugend auf dem Eise, wofür er beiläufig in Briefen an seine Frau um Verzeihung bat wegen Mangels an gesetztem Wesen. Im März 1832 wurde eine abermalige Sendung von neunundsechszig Blättern mit Joukovskys Adresse auf die Post gegeben. Es waren dies die soeben erwähnten Porträts von Soldaten des Semenowschen und Pawlowschen Regiments, ferner lettische, ehstnische und jüdische Typen, theils Federzeichnungen, zum Theil aber auch Aquarellgemälde, über welche er in einem Briefe an seinen Freund sich unter Anderem folgendermaßen ausspricht: „Ich fühle, daß ich im Eindringen in die Natur vorrücke. Das große Buch, welches Niemand auslesen kann, hat denn doch wieder einige Seiten aufgeschlagen. Und wenn ich recht schwere Stellen finde, da mir glücklicherweise jeder Lehrer und Erklärer fehlt, so sitze ich darüber und sehe, sinne, versuche und sinne wieder, so daß ich immer näher komme, bis mir endlich das Verständniß aufgeht, welches dann als eigene Erfahrung gar lebendig und beziehungsreich sich begründet. Ich kann sagen, diese Zeit im Vaterlande gab mir innerlich viel! Wenn nun noch Jahre des Auslandes folgen, die Aeußerliches bringen, so wird das zusammenpassen; wahrhaft lieb wird mir aber immer dieses jetzige innerliche Sammeln bleiben!“

Joukovsky theilte ihm als Antwort darauf mit, wie er jene Blätter während einer Soirée bei Hofe vorgewiesen und insbesondere die charakteristischen Köpfe der Grenadiere einen so entschiedenen Beifall bei Seiner Majestät gehabt hätten, daß achtundzwanzig Nummern derselben für ein Album Reuternscher Zeichnungen bestimmt worden seien. Wir lassen den diesbezüglichen Brief des Freundes hier wörtlich folgen: „Mon cher ami, j'ai reçu Vos chefs d'oeuvre au nombre de soixante neuf et je ne Vous renvoye que quarante et un. Tout le reste a été pris par l'Empereur et l'Impératrice. C'était pour moi un moment bien agréable que celui, où à une soirée de l'Impératrice j'ai montré à toute la société Vos dessins. Ils ont été bien appréciés et la preuve en est la diminution de leur nombre. Ayant Votre plein pouvoir j'ai prié Leurs Majestés de choisir et de prendre tout ce qui Leur plairait: Vous voyez Vous même, qu'Ils ne se sont pas arrêtés. L'Empereur a été enchanté des têtes characteristiques des soldats qu'Il a tous reconnu. Le grenadier de Pawlowsk a été donné par moi au chef du régiment, le Grand Duc Héritier. En un mot, Vous avez eu un plein succès et je suis sûr, que Vous ne regretterez pas Vos dessins. L'Impératrice aura un album particulier, tout rempli de dessins de Reutern. J'ai profité de cette occasion pour expliquer les raisons de Votre long séjour en Livonie, qui n'a en rien nui à la marche de Vos travaux. Au contraire, Vous avez pu travailler plus con amore, qu'autre part. J'ai dit encore, que Vous allez chercher Votre femme au mois de Mai et qu'après Vous irez à Berlin. Me suis-je trompé ou non? Quoiqu'il en soit, je Vous dirai, que je trouve que Vous avez fait de grands progrès, non dans la manière, car Vous n'avez pas de manière, et c'est tant mieux, — mais dans la vérité, qui est vraiment admirable dans tous Vos dessins. De ce côté ils sont uniques et je ne puis rien leur comparer: tous nos dessinateurs, plus brillants au premier coup d'oeil, sont bien loin de cette perfection! Je regrette une seule chose; ce que Vous ne pouvez pas faire avant Votre départ une excursion ici; c'est vraiment dommage, que Vous n'y avez pas pensé d'avance! Vous auriez pu passer le mois d'Avril à Pétersbourg et Vous auriez fait une foule de portraits. C'est encore bien dommage pour moi, que Vous n'avez pas fait mon portrait comme il faut, que Vous n'avez de moi qu'une sorte de carricature! Dieu

sait, me retrouverez-Vous à Votre retour? Toute fois, Vous avez un bel avenir d'artiste! La nature Vous appartient déjà complètement. Quel moment pour Vous, lorsque Vous commencerez à créer Vous même! La poésie sous Votre pinceau deviendra réelle et la simple nature poètique, sans rien perdre de la vérité, qui est la poésie par excellence. Je crois même que l'Italie ne Vous est pas nécessaire. A Berlin Vous trouverez assez de belles productions de l'art. Et l'âme de Radowitz est plus que l'Italie. Vous puiserez d'abord Vos sujets dans les poésies allemandes. Et puis, en revenant, Vous créerez une peinture russe, en se jettant sur nos poètes, sur notre histoire, sur notre vie réelle d'aujourd'hui! Vraiment je crois, que Berlin doit Vous suffire complètement. En y restant, Vous nouerez Vos liens plus intimement avec la Russie. Radowitz Vous mettra en relation avec le Prince Royal, qui certainement est bien capable de sentir le beau de Votre talent! Vous serez entouré d'un monde ami et Vous aurez tout ce qu'il Vous faut comme homme et comme artiste! Je Vous prie de me mettre au fait de Vos plans! — En attendant, Vous avez fait une grande perte: Goethe n'existe plus! Son approbation ne sera plus dans Votre perspective; c'est un malheur irréparable! Adieu mon cher ami, tout à Vous Joukovsky."

Der in dem Briefe Joukovskys erwähnte Tod Goethes am 22. März n. St. 1832 wirkte auf Reuterns Gemüth um so nachdrucksvoller, als er in dem großen Dichter einen Rathgeber verlor, der schon beim Beginn seiner künstlerischen Bestrebungen ihn mit väterlicher Theilnahme einzig und allein auf die Natur hingewiesen und in der eingehendsten Weise seinen ferneren Leistungen in der Malerei bisher gefolgt war und sie unterstützt hatte.

Durch den Gebrauch des Seebades am livländischen Strande bei Ulpisch gestärkt, konnte sich Reutern endlich im Juli 1832 in Riga einschiffen, um nach einer Trennung von über zwei Jahren zu seiner Familie zurückzukehren. In Willingshausen jedoch war seines Bleibens nicht lange, da er zu seinem leidenden Freunde Joukovsky nach Weilbach eilen mußte. Des Letzteren Frau und jüngste Tochter kamen auch nach Weilbach und trugen durch die gemüthliche Häuslichkeit, die sie den Freunden bereiten halfen, nicht wenig dazu bei, daß ihr Verhältniß an Innigkeit und Festigkeit immer mehr zunahm. Ebenso verließ Reutern seinen Freund nicht

gelegentlich einer Reise desselben durch die Schweiz bis nach Vevey. Hier war es, wo der Entschluß reifte, für den kommenden Winter gemeinsam ein Landhaus in Verney, unterhalb Montreux zu beziehen. Gleichzeitig siedelte Reuterns Familie dorthin über. Und, nachdem eine passende Heimstätte durch das Setzen von Oefen, sowie durch anderweitige Wohnungsverbesserungen verschiedener Art, hergerichtet worden war, begann die kleine Colonie eine geräuschlose, mit Arbeit und Geselligkeit ausgefüllte Existenz. Unter Anderem malte Reutern hier zwei Porträtbilder seines Freundes.

In Folge eines heftigen Augenleidens, daß sich Reutern durch die Blendung des ausgedehnten Wasserspiegels vor seinem Hause zugezogen, wurden seine Studien für längere Zeit unterbrochen, so daß er den Vorschlag Joukovskys, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten bereitwilligst annahm in der Hoffnung, dadurch seine bis dahin ungetrübte Sehkraft wieder zu erlangen. Im April 1833 gingen die Freunde durch die Provence nach Marseille, dann zu Schiff nach Genua und Civitavecchia, darauf nach Neapel auf zwei Monate, und von da nach Rom, wo die Ateliers Overbecks, Thorwaldsens und Cornelius, zu welchen der Eintritt durch den preußischen Gesandten, Herrn von Bunsen, vermittelt worden war, besucht wurden. Namentlich des Ersteren Compositionen ergriffen Reuterns leicht empfängliches Gemüth und eröffneten seinem Streben einen ungeahnten Ideenkreis, an den er sich selbst bisher noch nicht hinangewagt hatte. Von jenen Compositionen gestand er, daß darin Raphaelische Schönheit mit noch höherer, in der Gegenwart erscheinender, Reinheit sich ausspreche. Auch lernte er in Rom durch den hannöverschen Gesandten Herrn von Kestner, einen jungen Maler Steinle kennen, der in Overbecks Sinne mit dem ausgesprochensten Talente religiöse Gegenstände darstellte, — eine, wie wir sehen werden, für Reuterns künstlerische Entwicklung höchst bedeutsame Bekanntschaft.

Nach Verney am 16. Juni n. St. zurückgekehrt, verlebten die Freunde noch zwei Monate im Familienkreise. Alsdann begab sich Reutern mit den Seinen wiederum nach Willingshausen. Der fortdauernd leidende Zustand von Reuterns Augen erforderte indeß eine ernstliche Behandlung derselben. Zu diesem Behufe ward beschlossen, nach Neujahr 1834 eine solche in Gießen bei dem damals berühmten Oculisten, Dr. Balser, zu suchen. Hier wurde ihm das die Augen zu sehr anstrengende Aquarellmalen gänzlich untersagt. Er durfte fortan während der wenigen, vom

Ärzte ihm für die Beschäftigung mit der Kunst zugestandenen Stunden sich ausschließlich der Oelmalerei, welche sein Sehvermögen bei Weitem weniger in Anspruch nahm, widmen. Die jetzt aufsteigenden technischen Schwierigkeiten beim Oelmalen hoffte er anfänglich allein überwinden zu können, überzeugte sich jedoch sehr bald, daß er ohne Anleitung eines sachkundigen Mannes nicht vorwärts kommen würde. Da sollte eine Fahrt nach Wetzlar zu dem Porträtmaler Deyker die gewünschte Hülfe bringen. In Wetzlar wurden die durch „Werthers Leiden" bemerkenswerthen Orte aufgesucht und zum Theil abgezeichnet oder gemalt; so das Grab Werthers an der Stadtmauer, Werthers Brunnen und das Dorf Gerberheim. Wie sehr ihn Alles interessirte, was an jene klassische Schöpfung erinnerte, beweist der Umstand, daß er auch die Schulmeisterstochter von Wahlheim, welche er in einem Alter von neunzig Jahren antraf, malte und sich dabei aus ihrem Leben erzählen ließ. Ebenfalls das Haus des Amtmanns Buff zeichnete er und copirte ein Porträt Lottens aus der Zeit ihrer Jugend nach einem Pastellgemälde des Herrn von Ramdohr, der dieses Bild für den Amtmann, ihren Vater, gemalt, sowie ein solches aus ihrem Alter, welches ihre Tochter auf Stein gezeichnet hatte.

Gießens Umgebungen im Schmucke des Frühlings luden ihn zu öfteren Excursionen ein; besonders lieferte die Ruine des benachbarten Schlosses Gleiberg reichlichen Stoff für Zeichnungen. Ja die freundliche Gegend und sein zunehmendes Wohlbefinden begünstigten sogar poetische Ergüsse, von denen wir in den nachgelassenen Papieren nur selten Proben antreffen. Bei Gelegenheit eines Spazierganges auf den die Stadt umgebenden Höhen dichtete er folgende Verse, die sich in einem seiner Briefe erhalten haben:

„Wie prächtig hat nach letzter Nacht
Sich dieser Morgen aufgemacht!
Dies möchte, frei von Schwermuthsbanden,
Ich singen, der auch auferstanden!
Von Süden weht es rein und frisch,
In Lüften schwebt ein Stimmgemisch
Von tausend muntern Kehlen!
Und ich auf heit'rer Höhe geh',
Frohlockend Wies' und Felder seh',
Im Grünen hingebreitet.
Wenn nun die Augen schweifend ruhn,
Wenn Töne, Luft und Farben thun
Mein Herz so tief erfrischen:

Wie sollt' nicht gar Dein Morgensegen
O Gott! mir das Gemüth bewegen
Zu heil'ger Lieb' und Hoffnungsmuth?
Dir treu zu bleiben, bestes Gut!"

Auf dem Wege nach Schwalbach, wo er in diesem Sommer eine Brunnenkur gebrauchen sollte, traf er in Frankfurt a. M. mit einem ihm bereits von Rom her befreundeten Landsmanne, dem Bildhauer Eduard von der Launitz aus Kurland, zusammen und bat denselben gelegentlich, da er dessen Talent und künstlerische Erfahrung schätzen gelernt hatte, ihm einen Plan für seine weiteren Studien zu entwerfen. Launitz ging mit Freuden darauf ein und rieth ihm zunächst, für einen vorbereitenden Cursus in der Anatomie nach Frankfurt zu kommen und alsdann Berlin oder Düsseldorf für seine fernere Ausbildung aufzusuchen. Namentlich aber bat er ihn, den zuletzt genannten Ort in's Auge zu fassen, wo unter der Leitung Directors Wilhelm von Schadow, des Nachfolgers Peters von Cornelius seit dem Jahre 1826, alle Zweige der Kunst aufgeblüht wären und der Künstler von keinerlei anderweitigen Interessen, wie es nur zu leicht in großen Städten der Fall zu sein pflege, abgezogen werden würde. Nach seiner Gewohnheit holte er sich über obige Angelegenheit ebenfalls den Rath seines Freundes Radowitz ein und erhielt folgende charakteristische Mittheilung, die wörtlich hierher gesetzt zu werden verdient, weil sie zugleich eine eingehende Beurtheilung von Reuterns damaligen Bestrebungen enthält: „Für Deinen Kunstzweck will ich nicht bezweifeln, daß Düsseldorf Dir mehr bieten muß, als ein Aufenthalt in Berlin. Vielleicht ist in diesem Augenblick nirgends in Europa eine Anzahl Menschen vereinigt, die ein so gemeinsames Ziel in gleicher Richtung verfolgen und es kann Dir nur höchst förderlich sein, die Gesammtsumme dieser Bestrebungen auch für Dich zu nutzen. Ich setze voraus, daß Du nun zum Oelmalen übergehen willst. Die bloße Technik kann Dir bei Deinem Farbensinn unmöglich schwer fallen zu erwerben. Du weißt, daß meine ganze Sehnsucht ist, Dich erst in größeren Schöpfungen Deines Geistes wiederzufinden, und Du kennst auch meine alte Besorgniß, daß dieses lange Verweilen im Vorhofe, so nützlich es auch unzweifelhaft sonst ist, Dich in die Gefahr bringen könnte, die Mittel der Kunst mit ihrem Zwecke zu verwechseln. Die Fähigkeit, Alles das zu reproduciren, was die erschaffene Natur enthält, ist allerdings die unabweisliche Grundlage für alle Thätigkeit in der Kunst. Es muß aber der Gedanke hinzukommen, damit das Erzeugniß dieser

Thätigkeit ein Werk werde, das dem Geiste angehört! Gerade für Dich, für Deine ganz spiritualistische Seelenbeschaffenheit ist es eine eigene Fügung, daß Du durch den Gang Deines Kunstlebens darauf hingeführt worden bist, der realistischen Seite so viel Zeit und Anstrengung zu widmen. Es ist aber nun sicher an der Zeit, daß das Erschaffen beginne!"

Auf das Urtheil beider Männer gestützt, zu dem noch dasjenige des Directors des Städelschen Instituts in Frankfurt, Philipp Veit hinzukam, entschied er sich nun vor Allem Anderen für die Academie von Düsseldorf.

Von Reuterns Gemälden aus früherer Zeit sei noch erwähnt „die Hausandacht", die nebst anderen seiner besten Aquarellen in der Berliner Künstlerwelt viel Anerkennung fand und von Radowitz dem Kronprinzen übergeben wurde. Eine Reproduction dieses Bildes findet sich in dem Werke des Grafen Athanasius Raczynski „Geschichte der neueren deutschen Kunst" Berlin I. Bd. 1836, woselbst auch eine sehr anerkennende Besprechung Reuterns Aquarellen zu Theil wird.

III.

Düsseldorf.

Mit erwartungsvoller Spannung betrat er den Ort, der ihm zum Eingang in die eigentliche Künstlerlaufbahn verhelfen sollte. Es war gerade Ausstellung im Academiegebäude. Seine besondere Bewunderung erregten Bendemanns „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem", dessen „Hirten", sowie Lessings „Hussitenpredigt". Auch die Arbeiten der übrigen Künstler, eines Sohn, Schirmer, Achenbach, Funk, Dahl, Koch, Schotel, Schulten, Sonderland, Schelfhout, Keokeok, Krause, Schrödter, Jordan, Becker, Steinbrück, Dielmann, Hübner, Deger, Hildebrandt, sowie eines Landsmannes von ihm, Heubel, in ihren mannichfachen Richtungen der Landschaft und Marine, des Genres, der profanen und religiösen Historienmalerei wirkten so gewaltig auf ihn ein und nahmen ihn der Art in Anspruch, daß eine geraume Zeit verging, bis er an die nöthigen Schritte zu seiner häuslichen Einrichtung an dem neuen Wohnorte denken und die Bekanntschaft mit der ihn umgebenden Künstlerwelt machen konnte. Die mitgebrachten Arbeiten legte er ungesäumt seinem Director vor und hörte zu seiner größten Freude auch aus Schadows Munde das günstigste Urtheil über dieselben, indem, wie ihm namentlich gesagt wurde, die ent-

schiedenste Anlage zum Porträtmalen, ferner ein feiner Sinn für die Farbe und überhaupt für die Natur in seinen Arbeiten sich bekunde. Professor Hildebrandt ward zu seinem Lehrer auserkoren. Derselbe anerkannte ebenfalls in Reuterns Arbeiten das Naive, die Liebe und Wahrheit der Naturauffassung und eröffnete ihm die glücklichsten Aussichten für seine Künstlerlaufbahn. Nicht minder sagten die anderen Kunstgenossen ihm bereitwilligst ihre Hülfe zu, so daß seine anfänglichen Bedenken wegen mangelnder physischer Kraft und Jugendfrische, die ihn beim Beginn des neuen Lebensabschnittes wohl beschleichen wollten, durch den Anblick des gesunden fröhlichen Zusammenwirkens der Maler sämmtlich verscheucht wurden. „Letztere sind", so schrieb er seiner Frau, „in einer Weise befreundet, gleich Söhnen eines Vaters; das sanfte, fortgesetzte Einwirken des geistigen Vaters auf diese Gemeinschaft durch seine Lehrer und seine Werke ist ein idealer Zustand, und in jenem Kreise recht Wurzel zu fassen — mein Bestreben." Nachdem eine passende Wohnung gefunden war, zog Reuterns Familie im November 1835 ihrem Haupte nach, glücklich, jetzt endlich vereint mit ihm einen eigenen häuslichen Heerd gründen zu dürfen.

Nunmehr entwickelte sich für Alle ein reges, mit Arbeit ausgefülltes, Leben. Reutern eilte täglich um neun Uhr Morgens in das Atelier des besten Coloristen der Academie, und copirte zuerst Studienköpfe nach Professor Hübners Evangelisten St. Mätthäus und Lucas; dann zur Natur übergehend, malte er den Kopf eines Modells des Juden Großmann. Aus dem nächsten Jahre 1836 aber stammen seine ersten selbständigen Oelgemälde, zwei Brustbilder in dreiviertel Lebensgröße, einen Knaben in mittelaterlichem Kostüm darstellend, „den indolenten Pagen", und „ein Mägdlein, welches ein Schatzkästchen neugierig öffnet". Beide Bilder hatte er, nachdem von ihnen kleinere Copieen angefertigt worden waren, zugleich mit zwei für Joukovsky bestimmten zu Ende des bezeichneten Jahres nach St. Petersburg abgesandt.[1])

In dem Begleitschreiben zu obiger Sendung legte er dem Freunde die Frage vor, ob es nicht an der Zeit sei, die Kaiserliche Academie der Künste zu St. Petersburg für seine Arbeiten zu interessiren, und, da er unter den gegebenen Verhältnissen mit den ihm augenblicklich zu Gebote stehenden Mitteln nicht im Stande sei, den Anforderungen seiner neuen

[1]) Sie befinden sich jetzt im Palais des Großfürsten Michael Nikolajewitsch.

Stellung in Düsseldorf zu genügen, ob die Academie nicht durch Verwendung seiner künstlerischen Anlagen ihm vielleicht zu Hülfe kommen würde. Wohl in Folge einer diesbezüglichen Verhandlung ward ihm unter dem 30. April a. St. 1836 vom Conseil der Academie mitgetheilt, daß am 16. Januar beschlossen worden, in Anbetracht seiner erfreulichen Fortschritte und Kenntnisse, die er in zwei Aquarellgemälden mit Gegenständen aus dem Familienleben, sowie in einem Porträt des Ehrenmitgliedes der Academie W. A. Joukovsky, an den Tag gelegt hätte, — welche Gemälde als höchst bemerkenswerthe und von Talent, Geschmack und Kunstsinn zeugende Productionen anerkannt worden wären, — ihm die Ernennung zum Academiker in Aussicht zu stellen und für die Erlangung des Grades eines Wirklichen Academikers eine Arbeit nach eigener Auswahl programmmäßig aufzugeben. Von einer solchen Erlaubniß machte er aber keinen Gebrauch, weil die oben genannten Oelgemälde zu gleicher Zeit durch die Vermittelung seines treuen, wie ein vorsorglicher Genius über seinem Geschick waltenden, Freundes Ihrer Majestät der Kaiserin als Zeichen der Ergebenheit und Dankbarkeit Reuterns dargebracht worden waren und sowohl Ihre vollste Anerkennung geerntet, als auch bei den übrigen Mitgliedern der Kaiserlichen Familie ungetheilten Beifall errungen hatten. Von der Ankunft und Uebergabe der beiden Gemälde schrieb Joukovsky am 5. Januar a. St. 1837 Nachstehendes:

„Je ne puis pas Vous exprimer, mon cher ami, avec quelle joie j'ai vu arriver Vos tableaux, annoncés depuis si longtemps et si longtemps attendus avec une grande impatience! Enfin, ils sont là; je vais Vous raconter chronologiquement l'histoire de leur arrivée. C'était, si je ne me trompe, le 17 Décembre. J'étais chez moi. Tout à coup arrive de chez le Grand Duc quelqu'un (c'était le colonel Nasimow), pour parler d'affaire avec moi et entre autres choses il me dit: „quelles délicieuses peintures a reçu le Grand Duc! Mais elles sont sans adresse. Il ne sait de qui elles viennent.“ — Je devine la chose et je prie mon colonel d'aller en toute hâte dire au Grand Duc de ne pas montrer à l'Impératrice les tableaux et de ne pas même parler de leur arrivée. Plein d'impatience, je m'habille, je cours; enfin les voilà devant moi, ses chers tableaux, et mon attente a été pleinement contentée! J'ai vu la vérité, la simple nature dans toute leur naiveté pure, dans tout leur charme indéfinissable, qui fait qu'on reste longtemps à regarder, qu'on

éprouve un contentement intérieur et pu'on revient de nouveau à son objet avec un plaisir frais, parce que le caractère de la vérité dans l'art est d'être toujours nouvelle, de ne jamais s'épuiser, de ne jamais fatiguer! Vous avez débuté par deux chefs d'oeuvre! Ce qui m'a fait un grand plaisir, c'est d'avoir trouvé le Grand Duc enchanté, comme il faut, de la simple beauté de Vos peintures; et ce sentiment n'a pas été préparé, ni dirigé par rien. Car Vos tableaux sont tombés entre ses mains sans cadres et vernis. Vous avez eu la bonté de négliger de faire une adresse particulière à moi; on a donc ôté les enveloppes et le Grand Duc a vu les tableaux dans le jour le plus défavorable. Malgré cela, ils ont produit sur lui tout leur effet et tel que Votre coeur paternel peut en être content. Le premier soin, que j'ai pris, était de les emporter chez moi, de courir chez le marchand de cadres, d'envoyer chercher un apothicaire pour préparer le vernis. Mais les cadres se sont fait attendre pendant une bonne semaine, grâce à l'exactitude de nos ouvriers. Je ne les ai eu que le 24 au matin; et ce matin aussi on m'avait apporté le vernis. J'ai appelé notre ami Klara (peintre) pour couvrir de vernis les tableaux. Il est resté en extase devant eux et est encore accouru le lendemain pour les revoir. Comme le soir du 24 il y avait le Weihnachtsbaum pour les enfants de l'Empereur, j'ai eu d'abord l'idée de placer Vos tableaux sur la table de l'Imperatrice, comme cadeau de Votre part pour la veille de Noël. Mais je ne l'ai pas suivi; car les tableaux auraient paru entourés de mille autres objets plus brillants et n'auraient pas produit tout leur effet. Tout le monde aurait été distrait et ils n'auraient pas pu être éclairés d'une manière avantageuse. Le lendemain était une grande cérémonie. L'Impératrice recevait les félicitations, était fatiguée; j'ai du donc remettre la présentation jusqu'au 26. Et cela a réussi parfaitement. J'ai placé les tableaux dans la bibliothèque de l'Impératrice; je les ai isolés de tout; ils étaient parfaitement éclairés et, ayant tout bien préparé, j'ai fait dire à Sa Majesté, que je L'attendai avec mes marchandises. Elle était seule avec les Grandes Duchesses. D'abord arrivèrent celles-ci. Ce furent des cris de plaisir et admiration. Enfin arrive l'Imperatrice et je L'ai vu toute aussi enchantée que Ses enfants. Elle a regardé longtemps, avec une grande attention, après avoir d'abord exprimé

Son plaisir par des acclamations: „comme c'est beau, comme c'est vrai!“ Elle a été étonnée du pas immense que Vous avez fait, d'autant plus pu'Elle croyait déjà, que Vous aviez abandonné l'idée de peindre à l'huile. Survient le Grand Duc et on a fait chorus pour chanter l'éloge de Vos enfants. Vous pouvez juger du plaisir, que cela m'a donné! Depuis j'ai su par le Grand Duc, que l'Empereur a été tout aussi content que Sa famille. Enfin Votre début a parfaitement réussi! J'ai repris les tableaux qui sont à présent chez moi. Je Vous prie de me parler de Vos projets de peinture pour l'avenir. J'avoue, qu'une Madonne, peinte par Vous pour l'Impératrice, est un de mes rêves. Mais il ne faut pas Vous influencer; suivez Vos propres idées! Seulement il est temps d'ajouter Vos propres créations à Vos créations d'après nature. En ceci je Vous renvoie à Radowitz. C'est son temps qui est venu à présent! Ecoutez bien ses leçons; il va Vous prêcher. Mais en l'écoutant avec docilité, n'obéissez qu'à Vous seul! Votre génie doit être Votre unique guide et maître! Toutefois parlez-moi de Vos projets; ce sera un secret entre nous deux et il me sera si doux de vivre un peu par Votre avenir! — J'ai oublié de Vous dire, que Sa Majesté l'Impératrice m'a chargé de Vous exprimer Son contentement et Sa reconnaissance pour le charmant cadeau que Vous Lui avez fait. Adieu, . . . le Vôtre Joukovsky.“

Reuterns unverkennbare Erfolge auf dem neu betretenem Gebiete der Oelmalerei verfehlten denn auch nicht Allerhöchst nach Gebühr gewürdigt zu werden. In Folge einer betreffenden Unterlegung seines Freundes wurde er als „Maler der Kaiserlichen Familie“ bestätigt und ihm eine feste Zulage zu seiner Pension im Betrage von achttausend Rubeln Banko oder zweitausend vierhundert Rubeln Silber, an welcher die Kinder seiner hohen Gönnerin durch Beiträge sich betheiligten, unter den gleichen Bedingungen wie im Jahre 1830, zuerkannt mit dem wichtigen Zusatze jedoch, seine Söhne bis zur Vollendung ihrer Erziehung im Auslande bei sich behalten zu dürfen.

Joukovsky schrieb dem Freunde über den ganzen Hergang vom 12. Mai a. St. 1837 Folgendes: „Mon cher ami, il me parait que notre affaire est parvenu à sa fin! Je ne Vous écris qu'une très courte lettre, mais son contenu pour Vous sera très long. Je reviens de chez l'Impératrice et il est très remarquable, que les

choses se sont passées juste, comme la première fois. Vous Vous souvenez, comment cela était alors. C'était à Zarskoe Selo; je viens chez l'Impératrice; je Lui parle de Vous, et pendant que je Lui parle, entre l'Empereur. Elle Lui demande: „Veux Tu faire pour Reutern ce que Tu lui as promis?" — „Oui!" — „Veux Tu que j'en parle à Volchonsky?" — „Oui!" Et ces deux oui ont décidé Votre sort! Quelle magie que la Toutepuissance! Tout à fait la même chose à présent! Je viens chez l'Impératrice; je Lui présente une petite note sur Vous. Entre l'Empereur. Elle Lui fait la même question et reçoit de Lui la même réponse. L'ordre sera donné à Volchonsky et le papier ne tardera pas à être signé! Vous voilà doté par la famille Impériale! Deux génies, celui de l'art et celui de la reconnaissance, vont Vous inspirer! Vous pourrez dorénavant Vous abandonner librement à l'impulsion de Votre talent et rien que des sentiments doux et élevés accompagneront ces inspirations! — Je n'ai à solliciter pour Vous que de la santé. Que Dieu Vous la conserve! Si elle ne Vous trahit pas, Vous ferez beaucoup. Quant à moi, je ne préfère aucun talent au Vôtre; car le caractère de Votre talent est la vérité, vérité simple, et malgré cette simplicité, vérité poetique! A présent mettez-Vous à créer et à exécuter ce qui n'existait juspu'à présent que dans l'interieur de Votre âme! L'extérieur, c'est à dire la nature apparente, Vous est connue et Vous savez l'exprimer par Votre pinceau. Donnez-nous à présent l'intérieur, la nature invisible et grande! Es si Vous réussissez de ce côté, comme Vous l'avez déjà fait du premier, Vous aurez atteint le vrai but de l'art."

In dem dankbaren Gefühle, mit welchem Reutern diese neue Gnadenbezeugung aufnahm, ruft er begeistert aus: „Als Maler der Kaiserlichen Familie schätze ich das Glück hoch, meinem Fürsten mit der Linken noch dienen zu können, nachdem die Rechte schon das Ihrige gethan!" Damit verstand es sich für ihn von selbst, daß er Alles, was er künftighin malen wollte, seinem Herrn und Kaiser darzubringen für seine Pflicht und Schuldigkeit erachtete und auf von verschiedenen Seiten an ihn gestellte Anerbietungen, von Privatleuten Bestellungen anzunehmen, niemals eingegangen ist.

Nachdem nun seine pecuniären Verhältnisse in der geschilderten Weise sichergestellt waren, konnte er unbehindert allen Anforderungen seiner neuen

Lebenslage an einem so kostspieligen Orte, wie Düsseldorf es war, gerecht werden. Unter Anderem war für den ältesten Sohn die Zeit herangekommen, wo er in das Gymnasium einzutreten hatte. Reutern selbst besuchte während vier Monaten die Vorlesungen des von Schadow nach Düsseldorf eingeladenen Herrn von der Launitz über Anatomie. Auch in geselliger Beziehung begann das Leben seiner Familie sich zu erweitern. Nächst den befreundeten Künstlerkreisen, waren es namentlich die Häuser des Präsidenten der Rheinprovinz, Grafen Anton von Stolberg-Wernigerode, und des Divisionsgenerals, Grafen Karl von der Gröben, sowie mehrerer seiner Landsleute, Gustav von Rennenkampf, seinem Schulkameraden Fedor von Berg u. a. m., mit denen nähere Beziehungen angeknüpft wurden. Neben diesen Lichtseiten in der neuen Existenz fehlte es auch nicht an betrübenden Eindrücken, durch welche sein theilnehmendes, für Leiden, wie für Freuden seiner Mitmenschen offenes Herz in tiefe Trauer versetzt wurde. So starb der talentvolle Graf Magnus von Steenbock aus Ehstland, der sich seit einiger Zeit, obschon leidend, in Düsseldorf eifrig mit der Oelmalerei beschäftigt hatte, in noch nicht vorgerückten Jahren an der Schwindsucht. Aus der trüben Stimmung, in welche ihn dies Ereigniß versetzt hatte, wurde er durch die Ankunft seines als Militärbevollmächtigter des Königs von Preußen an den Bundestag zu Frankfurt am Main beorderten Freundes Radowitz herausgerissen. Mit ihm unternahm er zur Zerstreuung eine Tour an die malerischen Ufer des Rheins.

Aus den Jahren 1837 und 1838 haben wir die Composition einer kleinen Landschaft anzugeben: „ein Schäfer seine Schafe hütend, mit Felsen im Vordergrund". Für dieses Bild hatte er sich, um sich in der Landschaftsmalerei zu vervollkommnen, in den Ateliers von Professor Schirmer und Andreas Achenbach umgesehen.[1]) Ferner führte er in Oelfarben die bereits im Jahre 1835 gemalte Aquarelle: „die Hausandacht von Schwälmerbauern" aus,[2]) ferner mehrere kleinere Gemälde auf Holz mit Kreidegrund, von denen die Porträts seiner Kinder und eine „Schwälmerin am Brunnen" sich im Besitze seiner Familie erhalten haben. In allen diesen Schöpfungen spricht sich Reuterns eigenste Begabung aus, die Natur als einzige Lehrmeisterin gelten zu lassen und sich nur in sie zu vertiefen. Mit welcher Befriedigung er in Oel malte, zeigen unter An-

[1]) Es befindet sich jetzt im Palais von Jelagin.

[2]) Im Besitz der Herzogin von Sachsen-Meiningen.

derem folgende Worte eines seiner Briefe aus dieser Zeit: „Wenn die Palette vor mir liegt und mit der Spachtel alle die fetten, schönen Töne reinlich gemischt werden, so hübsch, wie frische Butter, aufgesetzt, und nun die Pinsel in die angenehme Masse sich tauchen, und Farbe für Farbe auf die glatte Leinwand gebracht wird, einen Kopf zu gestalten, da wird einem so heimisch zu Muthe, so warm, so behaglich! Die Pinsel gehorchen jetzt schon besser; die fetten Farben schmelzen in einander und ich lobsinge der Oelmalerei!“

Eine angenehme Unterbrechung seiner fleißigen Studien brachte die Ankunft Joukovskys, welcher den Großfürsten Thronfolger auf dessen Reise nach Deutschland begleitete. Bei dieser Gelegenheit wurde Reutern der ehrende Antrag, während einer Brunnenkur des Thronfolgers in Ems, von demselben ein Porträt in Aquarell, in ganzer Figur dastehend mit landschaftlicher Umgebung, anzufertigen. „Während des Malens“, schreibt er seiner Frau, „erinnerte mich der Großfürst an die Schlachttage von Kulm, welche gestern und heute sind (29. und 30. August n. St.), und wünschte mir Glück zu diesen Tagen. Da erzählte ich denn viel davon und er ward gerührt, als ich den Gruß des Kaisers an unser Regiment beschrieb. Er erzählte dann sehr lebhaft vom Regimente, das nun sehr schön sein soll. Bei Tafel trank der Großfürst auf den Sieg bei Kulm und auf die Gesundheit der tapferen Garden, wobei er auch meiner erwähnte und mich dem anwesenden Prinzen von Nassau als Repräsentanten jenes Sieges vorstellte.“ Darauf ward Reutern eingeladen nach Weimar zu kommen, woselbst das russische Kaiserpaar dem Großfürsten Thronfolger begegnen sollte. Mit Freuden folgte er dieser ehrenvollen Aufforderung und wurde anläßlich einer Audienz bei dem Kaiser, der ihn nach seiner Blessur befragte und von Münchener Malern, unter Anderen von dem Schlachtenmaler Peter Heß, sprach, darauf aufmerksam gemacht, er solle ebenfalls derartige Gegenstände aus der russischen Geschichte, wie Schlachten ꝛc., bearbeiten. Gleichwohl lagen aber Reuterns Geschmack sowohl, als seinem Talente, solche Gegenstände fern; bezeichnend jedoch sind die schmeichelhaften Worte, welche der Kaiser, auf ihn deutend, zu den Umstehenden sagte: „Das ist ein braver, alter Militär,“ und nachher zu ihm sich wendend: „Du arbeitest mit Deiner einen Hand, als wenn Du ihrer vier hättest!“

Als er sich von dem Großfürsten Thronfolger verabschiedete, lud derselbe Reutern ein, ihn auf seiner bevorstehenden Rückreise nach Rußland zu begleiten. Eine solche Aufforderung kam ihm um so erwünschter,

als die Zeit seiner Beurlaubung für unbehindertes Leben in Deutschland ihr Ende erreicht hatte. Er begab sich also zu dem Ende in den letzten Tagen des Juni nach Stettin, um gemeinsam mit Joukovsky die Ueberfahrt auf dem für den Großfürsten bereitgehaltenen Kriegsdampfer „Bogatyr" nach Kronstadt zu machen. Nach sehr stürmischer Fahrt wohnte er der Begrüßung des Thronfolgers durch seine hohen Eltern auf dem Deck des Dampfschiffes bei und hatte das Glück von Seiner Majestät angeredet zu werden mit der Frage: „Wie kommst Du hierher?", worauf er zur Antwort gab: „Um das Gesetz zu erfüllen, Kaiserliche Majestät!" Er erhielt auch demgemäß, auf seine Bitte, wiederum für fünf Jahre die Erlaubniß, im Auslande leben zu dürfen. Später im Jahre 1846 wurde er, in Folge eines von Joukovsky, seinem wahren Schutzpatron, wie er denselben nannte, an den Thronfolger gerichteten Gesuchs, von der Pflicht ganz befreit, alle fünf Jahre zur Erneuerung seines Paßes nach Rußland zu kommen, indem er nominell der russischen Gesandtschaft in Frankfurt am Main attachirt ward. Während seines zweimonatlichen Aufenthaltes in Rußland welchen er zu Besuchen bei den Verwandten in St. Petersburg und Gatschino, sowie zu einer Reise nach Livland, benutzte, erfreute er sich nach neunjähriger Abwesenheit wieder einmal der Eindrücke, die der heimische Boden in seinem, trotz langer Trennung den vaterländischen Verhältnissen treu gebliebenen Innern hervorrief. Dem Großfürsten hatte er sodann noch vor seiner Abreise aus Rußland Gelegenheit, eine bereits in Düsseldorf vollendete Arbeit: „die Hausandacht von Schwälmerbauern", von der oben die Rede gewesen, überreichen zu können. Dieses Bild befindet sich jetzt im Palais des Großfürsten Sfergei Alexandrowitsch in Iljinsk bei Moskau, unter dem Namen: „der in der Bibel lesende Alte".

Die Rückreise nach Deutschland geschah über Reval, Helsingfors und Schweden, wodurch er bei der vorgerückten Jahreszeit, in welche dieselbe fiel, eine kürzere und leichtere Seefahrt erwarten und dazwischen auf dem Festlande ausruhen konnte. Außerdem lockte ihn ein Streifzug durch das ihm bis hierzu unbekannte, zuletzt genannte, Land, bei welchem Anlasse während der Kanalfahrt über den Wettern- und Wehnernsee bis nach Göthaburg tüchtig gezeichnet wurde. Darauf ging er über Kopenhagen und Kiel nach Willingshausen, wo seine Frau und Kinder mit der Familie seines Freundes Radowitz den Sommer über zugebracht hatten. Im October führte er sodann die Seinen nach Düsseldorf zurück, und hier hatten ihm die Genossen unter der Künstlerschaft, als Zeichen ihrer freund-

schaftlichen Anhänglichkeit, einen festlichen Empfang bereitet, der ihn auf das Angenehmste berührte. Die Folgen der beschwerlichen Reise nach dem Norden blieben jedoch nicht aus: sie machten sich alsbald in Beklemmungen auf der Brust, an denen er schon früher gelitten hatte, in so beunruhigendem Maße geltend, daß er sich entschließen mußte, nach Hanau zu ziehen, um unter den Augen eines erfahrenen Arztes, in ungestörter Ruhe und Unangefochtenheit das beste Heilmittel gegen sein Uebel zu finden. Einigermaßen erleichtert wurde ihm die abermalige Trennung vom Hause dadurch, daß ihn seine älteste Tochter Elisabeth, deren sanfter Charakter und liebevolle Pflege vollkommen dazu angethan waren, zu seiner allmähligen Genesung am Förderlichsten beizutragen, nach Hanau begleitete. Erst mit dem Anfange des Frühlings 1840 trat in seinem an Hypochondrie streifenden Zustande eine Wendung zum Besseren ein, so daß er sich zutrauen durfte, in die alten Verhältnisse zurückzukehren.

Mittlerweile fand Joukovskys Verlobung mit Reuterns Tochter Elisabeth statt, welcher ein Jahr später, im Juni 1841, die Trauung folgte.

Die mit diesem erfreulichen Ereignisse in seiner Familie nothwendig verknüpften Gemüthsbewegungen blieben jedoch nicht ohne Einfluß auf Reuterns leicht erregbare Nerven und hatten zunächst die nachtheilige Folge, daß seine früheren Brustbeklemmungen wieder auftraten und ihn für fortdauernde Arbeiten unfähig machten. Um sich von dem quälenden Zustande zu befreien, unternahm er kleinere Fußtouren Rhein aufwärts, an die Eifel oder Mosel. Endlich, äußerlich wie innerlich gekräftigt durch derartige Erholungsreisen, konnte er im Winter von 1840 auf 1841 seine Arbeiten mit erneutem Eifer wieder aufnehmen. Dazu kam, daß er in einem eigens für ihn außer dem Hause eingerichteten Atelier ungestört sich der Kunst hingeben durfte. Hier nun entwickelte sich in seiner Phantasie eine größere Composition, die er jedoch nicht gleich auf der Leinwand fixirte, sondern erst allmählig, wie wir sehen werden, von einem Bestandtheil derselben zu dem anderen fortschreitend, zur Darstellung brachte. Nach seiner ursprünglichen Idee sollte das ganze Werk aus drei harmonischen Bildern bestehen. Die Mitte würde die heilige Dreieinigkeit in drei gleichen Figuren mit ihren entsprechenden Attributen darstellen. Zu beiden Seiten derselben componirte er, auf Anrathen des Directors Schadow, zwei Darstellungen aus dem alten Testamente: rechts das Opfer Isaaks, als den größten menschlichen Gehorsam, für die Seite des Guten, und links für die Seite des Bösen den Sündenfall mit Adam und Eva und der Schlange. Ueber

jenen drei Bildern sollte ein Chor von Engeln, auf der rechten Seite die Engel der Liebe und der Wahrheit, auf der Linken aber die des Glaubens zeigen. Für einige Zeit indessen wurde diese Arbeit durch die Ankunft Joukovskys, der nach seiner Hochzeit in demselben Hause, wo Reuterns Atelier lag, sich häuslich einrichtete, unterbrochen. Das veranlaßte Letzteren, einem längst gefühlten Bedürfnisse nach Studien in Willingshausen folgend, zu Anfang des Juli Monats mit dem Maler Dielmann dorthin aufzubrechen, um in dem malerischen Dorfe und der originellen Tracht seiner Bewohner sich Motive für künftige Genrebilder zu holen. Zuerst skizzirte Reutern hier ein Bildchen, das eine trauernde Wittwe mit einem Kinde auf dem Arme vor einem frischen Grabe, dessen Kreuz mit bunten Kronen behangen ist, wiedergiebt. Ein heftiger Sturm an seinem Geburtstage, dem 18. Juli n. St., welcher in Garten und Wald die größten Verwüstungen anrichtete, gab sodann den Vorwurf für eine Zeichnung, auf welcher ein durch den Sturm entwurzelter Eichbaum abgebildet ist, wie er einen Schäfer mit seiner Heerde zur Flucht treibt. In jenen Tagen hatte er ferner für seine Schwägerin eine Schwälmerin gezeichnet, welche ihr schlafendes Kind im Arme hält, und dieses Bild auch auf Holz nach der Natur untermalt. Es ist das der nämliche Gegenstand, welchen er, wie weiter unten angegeben ist, fünfmal gemalt hat. Die letzten günstigen Herbsttage benutzte er im Willingshäuser Garten für ein kleineres Gemälde, welches ein Kind darstellt, das in seiner Hand ein Vogelnest betrachtet. Wie eifrig und zugleich mit welcher Lust er in dieser Zeit fruchtbaren Schaffens arbeitete, zeigen folgende Worte, die er an seinen Schwiegersohn richtete: „Wenn ich arbeite, kannst Du Dir wohl denken, so ist es, als ob ich einen Berg zu durchgraben hätte. Nebenbei habe ich auch eine Passion dafür; es ist eine eigenthümliche Lust, mit den schwachen Mitteln der menschlichen Kunst Gottes reichen Werken nachzueifern, selbst wenn man durch eigene Unerfahrenheit und allerlei Schwierigkeiten gar nicht ausgerüstet ist, der wechselvollen Natur nachzueilen. Und wenn die Wirkung und Schönheit, die man verfolgte, nicht mehr vorhanden und man mit verfehlten Anfängen zurückgeblieben ist, so zeigt sich schon wieder ein neues Wunder, und, wenn nicht getröstet über das vorige, ist man doch wieder entzückt über das neue und möchte gleich wieder hinterher, den herrlichen Schmetterling fangen.“ Außer den oben angeführten Arbeiten untermalte er auch noch ein in Gemeinschaft mit Dielmann componirtes Bildchen: „die Kleinkinderschule“, sowie eine kleine weibliche Figur im Schwälmer Sonntagsstaate.

Nach Düsseldorf zurückgekehrt, begann er mit dem Januar des folgenden Jahres 1842 wieder seine regelmäßige Thätigkeit im Atelier und erreichte damit gleichsam den Höhepunkt seines fast neun Jahre andauernden künstlerischen Schaffens an der Düsseldorfer Malerschule. Zuerst wurden die beiden in Willingshausen entworfenen Bilder: „die Wittwe am Grabe" und „die Mutter mit dem schlafenden Kinde"[1]) abwechselnd weitergefördert. Aus dieser Zeit datirt ferner die Untermalung einer kleineren Composition: „die Strickerin mit der Katze", sowie eine Farbenskizze: „eine kranke Mutter, welche zu ihrer Tochter über das von derselben Vorgelesene spricht".

Bald hierauf componirte er zu der am 1. Juli a. St. 1842 bevorstehenden Silberhochzeit des russischen Kaiserpaares ein Gemälde, das er in einem Briefe an seine livländischen Verwandten, wie folgt beschreibt: „St. Georg ist auf Wolken herniedergestiegen und tritt mit dem rechten Fuße eben auf den grasigen Boden, während sein linker Fuß noch auf des Drachen Haupte ruht. Er kommt mit einem Lorbeerkranze für den Kaiser und einem weißen Rosenkranze für die Kaiserin, um sie zu krönen. Um das Bild herum ist auf einem Bogen von Goldgrund der Segensspruch (slavonisch) gemalt: „Gesegnet seist Du und es gehe Dir wohl! Dein Weib ist wie die fruchtbare Weintraube und sie ist thätig in allen Räumen Deines Hauses. Deine Söhne sind gleich jungen Oelbäumen und Du wirst die Söhne Deiner Söhne schauen!" Hinter St. Georg liegt der sich windende Drache sterbend, dahinter sein weißes Roß, das den Drachen schnaubend beschnuppert. Seitwärts der goldene Schild mit dem russischen Adler, dabei die Lanze, deren Banner, die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz, hinter dem Haupte und hoch über demselben in den blauen Lüften wallt. St. Georg hat eine strenge jugendliche Physiognomie und ist ganz in Stahl geharnischt; auch Eisenhandschuhe halten die Kränze. Einen Helm hatte er dabei nicht nöthig, wohl aber das gute, schmucklose Ritterschwert an einem schmalen, gehämmerten Riemen." „Das Beste", fügt er in seiner Anspruchslosigkeit hinzu, „ist die liebevolle Ausführung und ein süperber Rahmen in gothischer Form. In den sieben kleinen Hohlräumen des Rahmens sind Namen und Geburtsjahre der sieben Kaiserlichen Kinder mit Goldfarben gemalt". Dieses Gemälde ging Ende Juni an seinen

[1]) Dieses Bild wurde von Reutern drei Mal copirt und fand auf der Gemäldeausstellung in Kassel 1844 allgemein die größte Anerkennung. Eine Copie desselben von Schrader, die jedoch Reutern von Grund aus später überarbeitete, befindet sich im Besitz seines Großsohns Adolf von Wulf in Seßwegen.

Bestimmungsort ab. Joukovsky begleitete die Sendung mit einem passenden Gedicht von über zweihundert Versen, in welchen er seine Huldigung zu dem glänzenden Feste darbrachte.[1])

Im Januar 1843 entstand ein kleines Aquarellbild, einen Wald mit einem Bauerfuhrwerk darstellend, welches er dem Grafen Gröben, mit dessen Familie die Seinen im besten Einvernehmen lebten, schenkte. Ferner führte er die oben erwähnte Bleistiftzeichnung, den Sturm im Walde, aus nach den Worten der heiligen Schrift: „und er schlug den Hirten, und seine Schaafe wurden zerstreut", und zeichnete als Pendant dazu, den Gegensatz zum Sturme, die Ruhe und Sammlung eines Kirchhofs, mit einem großen Lindenbaum als Sammelplatz der Vögel. Auch seiner größeren Composition wandte er sich wiederum zu und bearbeitete hauptsächlich die Figur des Adam, sowie er auch die Darstellung des Sündenfalles zum Abschluß brachte. Hierauf zum Opfer Isaaks übergehend, malte er von dem Abraham vier Entwürfe und brachte ihn schließlich in Lebensgröße auf die Leinwand, um ihn, getrennt von den übrigen Theilen der Composition, fernerhin als selbständiges Gemälde zu behandeln.

Beständiges Unwohlsein, Anfälle von Rheumatismus und heftige Schmerzen des ganzen Oberkörpers, bewogen Reutern zu dem Entschluß, im kommenden Jahre, jedoch erst nach Vollendung der in Angriff genommenen Bilder, Düsseldorf zu verlassen und Frankfurt am Main zu seinem ständigen Aufenthalte zu machen. Hier hoffte er nämlich, nächst einer Verbesserung in Hinsicht auf das Klima, im Verkehr mit den ihm bereits bekannten und zugethanen Künstlern Veit, Steinle, Launitz ꝛc., für seine in jüngster Zeit eingeschlagene Kunstrichtung reicheren Stoff vorzufinden. Wir setzen seine eigenen Worte her, mit denen er den livländischen Verwandten seinen Entschluß, nach Frankfurt überzusiedeln, mittheilte: „Meine Düsseldorfer Zeit geht zu Ende! Das sagt mir meine Kunst; Seitdem ich eine geistliche Composition bearbeite, erfahre ich täglich die Wahrheit, daß ich hier geendigt habe, und daß mich der künftige Weg anders wohin führt, an einen Ort, wo höhere Gegenstände behandelt werden, und wo dergleichen ältere Werke sind. Ich habe lange am Gewohnten, Guten in Düsseldorf, am bisher so Nützlichen in dieser Schule, festgehalten und meine Unruhe, wie eine Undankbarkeit für das Genossene, angesehen. Aber die Arbeit selbst, das Streben selbst, das mich treibt, löst mich demunerachtet immer

[1]) Das Bild befindet sich gegenwärtig im Marmorpalais.

mehr von hier ab. Ich habe Frankfurt in's Auge gefaßt. Dort hat Veit sich mit dem Institut überworfen und stiftet nun eine eigene Schule, in welcher nach der strengsten christlichen Richtung in der Kunst gestrebt wird. Er und Steinle haben mit Overbeck in Rom sich an den herrlichsten Werken der schönen Zeit entwickelt und, von diesem klassischen Geist erfüllt, schaffen sie jetzt zusammen. Unser reichbegabter Rethel ist mit ihnen und noch einige Andere. Mich befriedigt nicht mehr das Darstellen der Erscheinungen dieses flüchtigen Lebens allein; mein Gemüth ruht nicht mehr in denselben! Es will Kopf und Hand Dem dienen, was das Herz beschäftigt! So bin ich denn in Düsseldorf einsam geworden, nachdem ich hier habe erlernen können die Mittel der Darstellung; von Innen heraus ist dergestalt mir die Nothwendigkeit gekommen, nach Frankfurt zu gehen."

(Schluß folgt.)

Die Hauptmomente in der Geschichte des Chargirtenconvents.

Am 3. October d. J. vollenden sich sechzig Jahre seit dem Tage, wo der Chargirtenconvent, dessen Gründung sich in undurchdringliches Dunkel hüllt, zum ersten Mal in einer für die Nachwelt erkennbaren Weise hervortritt. Bei einer solchen Gelegenheit fühlt man sich wohl veranlaßt, einen Rückblick zu werfen auf den Entwicklungsgang eines Institutes, das für unsere Heimath von so hervorragender Bedeutung gewesen ist. Wohl mag das Bedürfniß nach einer ausführlichen und unbefangenen Geschichte der allmähligen Entstehung und Organisation unseres Burschenstaates und seiner Institutionen rege geworden sein, wohl mag sich der Wunsch geltend machen, es möge in der Abenddämmerung der alten Zeit eine Geschichte des Chargirtenconvents geschrieben werden, zumal sich dieser in seiner bisherigen Gestalt, als eine die gesammte Studentenschaft umschließende Verfassungsform, wohl schwerlich lange wird erhalten können.

Eine ausführliche Geschichte unseres Burschenstaats zu schreiben übersteigt aber die Kräfte des Einzelnen. Das Quellenmaterial ist erdrückend, die Vorarbeiten allzu gering. Ich glaube aber, den Lesern der „Baltischen Monatsschrift" einen Dienst zu erweisen, indem ich die Hauptmomente in der Geschichte des Chargirtenconvents zur Darstellung bringe. Mir steht dabei ein reiches Quellenmaterial zur Verfügung, das ich vor drei Jahren behufs Abfassung einer Geschichte der Landsmannschaft Estonia zusammengetragen habe. Die Resultate meiner Forschungen, die in diesem Buche niedergelegt worden sind, stimmen mit der Darstellung auf den folgenden Seiten vollkommen überein.

Dem deutschen Nationalcharakter ist der Genossenschaftssinn eigen. Ueberall in der Geschichte des deutschen Volkes begegnen wir der Tendenz zur Bildung von Corporationen. Wo gemeinsame Lebensinteressen eine Gruppe verknüpften, da wurde eine dauernde Verbindung geschlossen, deren Zweck es war, die gemeinsamen Interessen gemeinsam zu vertreten. Der Lehnsadel krystallisirte sich in der Ritterschaft, die städtische Einwohnerschaft in der Bürgergemeinde, die Kaufleute traten zu Gilden, die Handwerker zu Zünften zusammen. Auch auf den Universitäten begegnen wir seit den ältesten Zeiten corporativen Genossenschaften, meist mit dem Charakter von Landsmannschaften.

Unsere Landesuniversität zeichnet vor den deutschen Universitäten eine Organisation aus, die die gesammte Burschenwelt umfaßt. Der Chargirtenconvent, gebildet von einer Reihe ursprünglich auf landsmannschaftlichem Princip beruhender Corporationen, vertritt die Interessen der gesammten studirenden Jugend und übt Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit im Bereiche der gesammten Burschenwelt aus. Seine Aufgabe beruht im Schutze des Einzelnen und in der Aufrechterhaltung der Burschikosität.

Dieser Chargirtenconvent, der für die Entwickelung unser Hochschule so maßgebend gewesen, ist im Jahre 1834 begründet worden. Er ist eine Schöpfung der particularistischen Elemente in der Burschenwelt, die nach langem heftigen Ringen ihre Gegnerin, das burschenschaftliche Princip zu Boden geworfen hatten und nun ihre Herrschaft über die Gesammtheit der in der allgemeinen Burschenschaft verbunden gewesenen Studenten ausdehnten.

Schon in den ersten Jahren der Universität hatte sich, wie ich in meinem Aufsatze über das „Ringen des landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Princips in Dorpat" ausgeführt, eine allgemeine, die gesammte studirende Jugend umfassende Burschenschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe gestellt, das höchste Ideal der Burschenwelt, Ehrenhaftigkeit und guten Ton, zu wahren. Doch schon früh kam ein landsmannschaftlich-partikularistisches Princip zur Geltung. Eine durch Jahrhunderte währende historische Entwickelung hatte eine politische und gesellschaftliche Dreitheilung unserer baltischen Heimath hervorgerufen, die sich auch im Leben unserer Burschenwelt geltend machte. Vor allem waren es die Kurländer, die von Anfang an auf eine Sprengung der Burschenschaft hinarbeiteten. Ein Jahrzehnt war erst verflossen, seitdem ihre Heimath nach langer Trennung

mit den baltischen Landen wieder vereinigt worden war; noch fühlten sie sich nicht als Bürger der alten Livlande.

Zu Ende des Jahres 1808 scheiden die Kurländer aus der allgemeinen Burschenschaft aus. Das hierdurch geschaffene Princip einer territorialen Absonderung hat dann dem um die Livländer sich schaarenden, im allgemeinen Verbande verbleibenden Theil der Burschenschaft den Charakter und Namen einer livländischen Landsmannschaft eingetragen. Zu Beginn des zweiten Semesters 1810 fand dann eine zweite Theilung statt, indem auch die Ehstländer und Finnländer besondere Corporationen begründeten. So war die Burschenschaft in vier nach geographischen Gesichtspunkten geschiedene Gruppen zerfallen, die aber die gesammte Burschenwelt in sich aufnahmen, da die Zugehörigkeit zu ihnen als obligatorisch angesehen wurde. Im ersten Semester 1811 sind dann diese Landsmannschaften zu einem Repräsentantenconvent zusammengetreten.

In diesem Burschenstaate machte sich aber bald wieder das burschenschaftliche Princip in nachhaltigster Weise geltend und als die Universitätsobrigkeit sich auf Grund des Statuts von 1803 veranlaßt sah, auf die Landsmannschaften eine Pression auszuüben, fielen diese zu Ausgang des Jahres 1811 zusammen. Wieder ergoß sich das Studententhum in die Form der allgemeinen Burschenschaft, die aber jetzt in eigenthümlicher Weise modificirt wurde. Es wurden entsprechend den vier zur Zeit bestehenden Facultäten, der theologischen, juristischen, medicinischen und philosophischen, vier Facultätsgenossenschaften gegründet und ein allgemeiner Comment, der den Zweck hatte, Einigkeit, Einmüthigkeit und Einförmigkeit im Burschenleben zu erhalten, abgefaßt.

Gegen diese Verfassungsform, die von vorn herein den Todeskeim in sich trug, kämpften die Kurländer mit aller Kraft an. Nach langem Ringen aber sind sie endlich doch unterlegen. Sie mußten sich den Facultätsgenossenschaften anschließen, doch haben sie innerhalb derselben stets eine fest zusammenhaltende separatistische Gruppe gebildet; und während sich das Band, das die allgemeine Burschenschaft umschloß, von Jahr zu Jahr mehr lockerte, stärkten sich die Kurländer zu neuem Vorstoß.

Zu Beginn des Jahres 1816 reconstituirte sich die Curonia. Daraufhin von den Führern der Burschenschaft bei der Universitätsobrigkeit denuncirt, verstanden sie es, den Verdacht von sich abzulenken und ihre Ankläger zu Fall zu bringen. Noch im ersten Semester 1816 mußten sich die Facultätsgenossenschaften auflösen.

Jetzt riß völlige Anarchie in der Studentenschaft ein. Zustände traten ein, die auch die Obrigkeit zur Erkenntniß bringen mußten, daß eine Organisation der Burschenwelt absolut nothwendig sei. So wurde denn im Frühjahr 1817, sei es auf Initiative des neuernannten Curators, des Grafen und nachmaligen Fürsten Lieven, sei es auf Veranlassung des Rectors Giese, wieder eine allgemeine Burschenschaft gegründet, die im Princip die Gesammtheit der Studentenschaft umfassen sollte; in Wirklichkeit wurde aber kein Zwang ausgeübt und daher hielt sich eine nicht geringe Anzahl „Wilder" außerhalb des Verbandes.

Schon im Jahre 1818 ist diese Burschenschaft, wahrscheinlich in Folge der Verhältnisse in Deutschland, die zum Wartburgfest geführt, von der Obrigkeit aufgelöst worden. Fortan fehlte der Dorpater Studentenschaft jegliches Band; die Universitätsobrigkeit forderte bei der Immatriculation das Gelöbniß, in keinerlei studentische Verbindung einzutreten. Recht eigenthümliche Verhältnisse gewannen Platz. Eine Reihe älterer, durch das Vertrauen der Allgemeinheit ausgezeichneter Burschen traten zu einem sich cooptirenden Ausschuß zusammen, der die Burschenschaft wie mit unsichtbaren Fäden leitete. Ein Zwang sich an den von diesem Ausschuß berufenen Versammlungen zu betheiligen, bestand nicht und die Zahl der Wilden war keine geringe.

Die urwüchsige Verfassungsform konnte dem landsmannschaftlichen Princip keinen genügenden Widerstand entgegen setzen. Mit eiserner Consequenz hielten die Kurländer ihre Idee aufrecht und machten wiederholentlich den Versuch, ihre Landsmannschaft zu reconstituiren. Da ist im Jahre 1820 von einer Reihe für die burschenschaftliche Idee begeisterter Studenten, die „engere Burschenschaft" gegründet worden, eine Thatsache, die neuerdings bestritten wird. Aufgabe dieses Geheimbundes sollte es sein eine constante intellectuelle und moralische Majorität auf den Conventen zu bilden und damit dem burschenschaftlichen Princip mehr Kraft zu verleihen. Lange vermochte jedoch dieser Bund seine Existenz nicht geheim zu halten; im Frühling 1821 wurde sein Bestehen durch einen Zufall entdeckt. Ein Sturm der Entrüstung brach los, die Separatisten machten einen erneuten Vorstoß.

Während sich jetzt den Kurländern die Mehrzahl der Ehstländer anschloß und sich mit ihnen zum entscheidenden Schlage vorbereitete, legte sich der Geheimbund, um das burschenschaftliche Princip zu erhalten, einen öffentlichen Charakter bei und nahm alle Burschen im engeren Sinne, mit

Ausnahme der Wilden, die sich principiell von allem Leben und Treiben der Burschen fern hielten, in ihren Verband auf.

Zu Beginn des zweiten Semesters 1821 trat die Krisis ein; diese knüpft an die Feier des alljährlich zu Beginn des Herbstsemesters in Quistenthal begangenen Fuchscommerses an. Indem die Landsmannschaftler diesen getrennt von der allgemeinen Burschenschaft im „Weißen Roß" zu Novum feierten, war der Bruch geschehen. Die officielle Scheidung fand am 7. September 1821 statt. Hier zeigten die Deputirten der separatistischen Kurländer und Ehstländer den Austritt ihrer Mandanten aus der Burschenschaft und die Begründung der Landsmannschaften Curonia mit den Farben Grün-Blau-Weiß und Estonia mit den Farben Grün-Violett-Weiß an. Die Antwort der Burschenschaft war der Verruf.

Während jetzt die Burschenschaft ihren specifischen Charakter als ein die gesammte Studentenschaft der Universität umfassender Verband einbüßte und immer mehr zu einer livländischen Landsmannschaft zusammenschrumpfte, traten die beiden jungen Landsmannschaften zu einem Cartell zusammen und schufen einen allgemeinen Comment. Beide Lager befehdeten sich auf das heftigste. Als nun aber die Burschenschaft sich in Folge einer durch den Rector ausgeübten Pression veranlaßt sah am 20. Januar 1822 den Verruf über die Landsmannschaften aufzuheben, war ihr Untergang besiegelt. Sie hatte das Princip, auf dem sie beruhte, fallen lassen. Reformen, die in die chaotischen Verhältnisse mehr Organisation hineinbringen sollten, fruchteten nicht mehr; bald zerfiel die Burschenschaft in zwei sich befehdende Lager, die adelige Clique oder die „Dorpatenser" und die sog. „Poorterey". Erstere neigten dem landsmannschaftlichen, letztere dem burschenschaftlichen Prinzip zu.

Am 20. September 1822 schieden die „Dorpatenser" aus der Burschenschaft aus und constituirten eine Landsmannschaft „Dorpati Livonia" mit den Farben Roth-Grün-Weiß, zu Ende November löste sich dann auch die Burschenschaft auf und am 21. Januar des folgenden Jahres traten 19 ehemalige Mitglieder derselben zu einer Landsmannschaft „Fraternitas Rigensis" mit den Farben Blau-Roth-Weiß und der offen ausgesprochenen Tendenz zusammen auf Begründung einer allgemeinen Burschenschaft, in welcher Gestalt es auch sein mochte, hinzuarbeiten.

Die Dorpati Livonia ist schon früh in den Cartell eingetreten, den Curonia und Estonia begründet hatten, der Fraternitas Rigensis ist die Aufnahme lange versagt worden: die Livonia bestritt ihr das Recht,

Riga als Basis für eine Landsmannschaft zu wählen. Erst am 29. Aug. 1824 ist die Rigensis anerkannt und gegen Garantie des allgemeinen Comments in den Cartell aufgenommen worden.

Die Geschichte dieses Cartells wird durch eine Reihe innerer Fehden und Conflicte gekennzeichnet. Es fehlte der Generation noch Selbstbeherrschung und politische Schulung. Sie sah ihre Kraft darin, mit eiserner Consequenz ihr Recht und ihre Ansprüche zu verfechten; in Concessionen und Compromissen sah sie nur Schwäche. Kleinliche Motive konnten heftige Conflicte veranlassen, Schwesterverbindungen auf lange entzweien. So ist die Estonia, so die Curonia, so endlich die Rigensis vorübergehend aus dem Cartell geschieden; dem Austritt folgte regelmäßig der Verruf.

Auch im Schooße der Landsmannschaften herrschte Parteihader, der in der Livonia zu offenem Bruche und zur Begründung einer zweiten Landsmannschaft Livonia führte.

Während so die Gebilde des landsmannschaftlichen Princips einander befehdeten, traten Verbindungen auf, welche die Idee der Burschenschaft auf ihre Fahne setzten. Am 4. Febr. 1823 constituirte sich unter Leitung von G. H. Frantzius eine aus 8 Mann bestehende „Dörptsche Burschenschaft," die sog. „Franciscaner" mit den burschenschaftlichen Farben Deutschlands.

Bald darauf schufen zwei Gebrüder Goebel die Farce einer zweiten Burschenschaft, eine „Teutonia" mit den Farben Schwarz-Roth, die sich bald den Spitznamen „Ghibellinen" oder „die Herren vom Mistberge" zuzog. Solche Verbindungen konnten von vorn herein nicht darauf rechnen, das von ihnen vertretene Princip zur Herrschaft zu bringen. Sie selbst haben sich nicht lange halten können. Nach wenigen Semestern bereits waren sie von der Bildfläche verschwunden.

Als sich die Landsmannschaften im Jahre 1825 in Folge einer von der Universitätsobrigkeit ausgeübten Pression auflösen mußten, war der Cartell gesprengt. Gegen Ausgang des Jahres 1825 reconstituirten sich die Curonia, Estonia und die beiden Landsmannschaften, die sich Livonia nannten; ein neuer Cartell ist aber nicht wieder abgeschlossen worden. Die Erfahrungen des verflossenen Lustrums mögen wohl die leitenden Kreise von der Nutzlosigkeit dieses Institutes überzeugt haben. Dafür traten aber die Curonia, Estonia und die alte Livonia auf Grund des Cartellcomments in ein Paukverhältniß. Aber auch in diesem lockeren Verbande ließ sich der Friede nicht lange erhalten. Kleinliche Motive veranlaßten die ärgsten Conflicte und nach Verlauf eines Jahres hatten alle Alliirten unter einander gebrochen.

Das landsmannschaftliche Princip schien nichts Lebensfähiges schaffen zu können. Man begann seinen Schöpfungen die Existenzberechtigung abzusprechen. Wiederum machte sich innerhalb der Studentenschaft eine Bewegung geltend, die auf Begründung einer die Gesammtheit der studiernden Jugend umfassenden Burschenschaft tendirte. Das führte im Herbstsemester 1826 zur Begründung der letzten „Allgemeinen Burschenschaft" mit den Farben Schwarz-Roth-Gold, als deren Stifter J. E. Schönfeld anzusehen ist.

Doch die Zeiten der Burschenschaften waren vorüber. Die letzte Schöpfung der Idee auf baltischem Boden war nicht von langer Dauer. Zunächst hat sie es bewirkt, daß die Landsmannschaften sich auf sich selbst besannen. Sie machten Frieden mit einander und am 4. Oct. 1827 schloßen Estonia, Rigensis und Livonia, die sich mittlerweile mit ihrer gleichnamigen jüngeren Rivalin vereinigt, auf der Basis des allgemeinen Comments wiederum einen Cartell ab. Dieser Cartell hat nun von vorn herein die Tendenz gehabt, eine die Gesammtheit der Burschen umschließende Verfassung zu begründen. Er greift die Idee der allgemeinen Burschenschaft auf und will sie in der Gestalt eines Föderativstaates verwirklichen.

Doch der Versuch einen Burschenstaat zu gründen, scheiterte dieses Mal an der Selbstsucht der Landsmannschaften und hatte schließlich sogar die Auflösung des Cartells zur Folge, die im Frühlingssemester 1829 erfolgte. Die Corporationen brachen mit einander, in bitterer Fehde bekämpften sie sich gegenseitig, während ihrer Idee von allen Seiten Gefahren drohten. Die allgemeine Burschenschaft gewann von Semester zu Semester immer mehr an Boden. Ohne allgemeinpolitische Tendenzen, im Wesentlichsten sich von den Landsmannschaften nicht unterscheidend, arbeitete sie diesen mit allen Mitteln und mit Erfolg entgegen. Dann aber hatten sich außerhalb des Cartells nationalfremde Landsmannschaften gebildet, die sich von vorn herein den von den vier alten Verbindungen vertretenen Ideen gegenüber ablehnend verhielten. Im I. Semester 1828 constituirte sich eine Polonia mit den Farben Dunkelroth-Blau-Weiß, die gegen Garantie des allgemeinen Comments vom Cartell anerkannt wurde, ohne Glied desselben zu werden. Im I. Semester 1829 suchte auch eine Landsmannschaft Ruthenia um die Bestätigung nach, die ihr aber zunächst noch nicht gewährt wurde.

Solche Verhältnisse veranlaßten die deutschen Landsmannschaften noch einmal den Versuch zu machen einen Burschenstaat auf landsmannschaftlicher Basis zu begründen. In den Jahren 1831 und 1832 haben sie auf dem

Wege des Compromisses eine legislatorische Thätigkeit entwickelt, die einerseits für die gesammte Burschenwelt von einschneidender Bedeutung war, andrerseits aber die Abfassung eines für alle Verbindungen gültigen Comments anbahnte. Am 13. Aug. 1832 wurde nun auch ein solcher von den vier deutschen Landsmannschaften unterzeichnet und besiegelt, gleichzeitig auch behufs Berathung von Fragen, die von allgemeiner Bedeutung wären, ständige Chargirtenconvente eingerichtet.

Damit war wieder ein Cartell begründet und ein allgemein gültiges Gesetz geschaffen. Die Grundlage war gegeben, auf welcher ein föderativer Burschenstaat gegründet werden konnte. Da brach das für Dorpat so verhängnißvolle Jahr 1834 an. Die revolutionäre Bewegung in Deutschland, an der die Studentenschaft den lebhaftesten Antheil nahm, legte den der Dorpater Studentenwelt fernstehenden Regierungskreisen den Gedanken nahe, jede studentische Verbindung verfolge allgemeinpolitische Tendenzen und dürfe darum nicht geduldet werden.

Die Dorpater Corporationen waren nicht bestätigt, ihre Existenz aber allgemein bekannt und von Seiten der Universitätsobrigkeit respectirt. Bevor nun die zu erwartenden Vorschriften eingetroffen, legte der Rector Parrot, um dem Schlimmsten vorzubeugen, den Landsmannschaften die dringende Bitte vor, im Interesse der Universität, sich aufzulösen. Bereits im November war die allgemeine Burschenschaft auf Vorschrift des Curators aufgelöst worden. Die Landsmannschaften konnten nicht anders als dem Wunsche des Rectors Folge leisten und lösten sich auf. Darauf versammelte sich zu Ende Januar, vom Rector citirt, die gesammte Studentenschaft in der Aula, wo sich jeder Einzelne durch Ausstellung eines Reverses verpflichten mußte, keiner geheimen Gesellschaft beizutreten.

Damit war die Entwickelung dreier Jahrzehnte mit einem Schlage zu nichte gemacht. Die Corporationen, die auf ihr Banner die Wahrung der „Honorigkeit" und des guten Tones in der Burschenwelt gesetzt, war untergegangen.

Die Tage des Prügelcomments brachen an. Die Universitätsobrigkeit vermochte auch die nothdürftigste Ordnung nicht aufrecht zu erhalten. Bald mußte sie selbst den Gedanken aufnehmen, die Begründung irgend einer Organisation zu veranlassen, die den wohlthätigen Einfluß zu ersetzen vermochte, den die Landsmannschaften ausgeübt hatten.

So entstanden vier vom Rector bestätigte literärische Vereine, hinter denen sich die vier deutschen Landsmannschaften vor den Augen der Obrig-

keit verbargen. Diese hatten sich schon früh reconstituirt. Es bedurfte nicht der Initiative des Rectors, um die Landsmannschaften wieder erstehen zu lassen. Die Curonia hat sich bereits am Abend nach Unterschrift des Reverses. die Dorpati Livonia am 4. Mai 1834 und die Fraternitas Rigensis als letzte am 21. Januar 1835 reconstituirt. Wann sich die Estonia wieder gebildet, wissen wir nicht, doch haben wir Anhaltspunkte, die den Gedanken nahe legen, daß dieses bald nach der allgemeinen Auflösung stattgefunden habe. Auch ein kleiner Rest der Burschenschaft, die sogenannten „Schwarzen Brüder," hielt noch unter dem Namen einer „Paukverbindung" bis zum Jahre 1838 zusammen, wo sie in die Fraternitas Rigensis überging.

Die Gefahren, die ihrer Existenz gedroht, hatten in den Landsmannschaften den Geist geläutert. Geeint gehen sie aus den Stürmen des Jahres 1834 hervor, und was bisher an der Selbstsucht und Uneinigkeit der Verbindungen gescheitert war, das konnte jetzt errungen werden: Die Landsmannschaften betraten den politischen Schauplatz, das Banner der Burschenwelt führend; in den Stürmen, die von Oben her erregt worden, ist der Chargirtenconvent hervorgegangen. Eine Gründungsurkunde unseres Ch. C. hat sich nicht erhalten; wir kennen kein Datum, auf welches die Gründung zurückzuführen wäre; am 3. October 1834 bestand der Chargirtenconvent bereits.

Die Gründung des Chargirtenconvents beruht auf zwei Momenten: Einerseits auf einer Conföderation der vier deutschen Landsmannschaften, andrerseits auf der usurpirten Repräsentation der gesammten Studentenschaft. Bisher hatte der von den Vertretern der incartellirten Landsmannschaften gebildete Convent den Namen „Chargirtenconvent" getragen, jetzt wird diese Bezeichnung auf die neubegründete Repräsentativ-Verfassung des Burschenstaates ausgedehnt.

Wie die Gründungsurkunde, so fehlt uns auch der älteste Comment dieses Burschenstaates. Wir können aber auf Grund des vom Jahre 1841 ab gültigen Comments und einer langen Reihe mit dem Jahre 1835 anhebender und noch erhaltener Zusätze der ältesten Codification die Verfassung des Chargirtenconvents in seinen Uranfängen reconstruiren.

Eberhard Kraus sieht in seiner Schrift „Der Dorpater Chargirtenconvent von seiner Gründung bis 1880" die Bedeutung und das charakteristische Merkmal dieses Institutes in der ihm beigelegten Befugniß der Legislative. Eine solche übten aber auch die früheren Cartelle für die

gegenseitigen Beziehungen ihrer Glieder aus. Die großartige Bedeutung des Cartells von 1834 liegt darin, daß er die Repräsentation der gesammten Studentenschaft übernommen und seine Legislative auf diese ausgedehnt hat.

Der Chargirtenconvent von 1834 bestand zunächst nur aus den Landsmannschaften **Curonia, Estonia** und **Dorpati Livonia**; die **Fraternitas Rigensis** schloß sich diesen erst im ersten Semester 1835 an.

Diese Corporationen garantiren den allgemeinen Comment. Als Centralorgan fungirt eine Versammlung, die aus den Chargirten der incartellirten Verbindungen besteht — der Chargirtenconvent im wörtlichen Sinne. Die Chargirten sind an die Instructionen ihrer Corporationen gebunden.

Der Chargirtenconvent will die gesammte Burschenschaft vertreten und übernimmt damit die Verpflichtung, über die Aufrechterhaltung des Comments als eines Produktes des Burschengeistes zu wachen. Ihm steht daher die Verwaltung und das Richteramt in Burschenangelegenheiten zu. Der wichtigste Moment ist aber die Usurpation der Legislative.

Die Gesammtheit der Studirenden und mit ihnen also auch die Wilden ist dem allgemeinen Comment unterworfen und steht unter der Jurisdiction des Chargirtenconvents, „weil es dem Einzelnen zukommt sich dem Willen der Corporationen, die das Wohl des Ganzen im Auge haben, zu unterwerfen." Um das Wildenthum fester mit der ihm aufgezwungenen Verfassung zu verknüpfen wurden die Wilden seit 1840 unter die Landsmannschaften vertheilt.

Semesterlich findet mindestens eine Chargirtenversammlung statt. Das Präsidium wechselt mit jedem Semester ab. In der Legislative gilt Einstimmigkeit, in der Jurisdiction Stimmenmehrheit. Als Strafmittel stehen dem Ch. C. Verweis, temporärer und perpetueller Verruf zu; viermaliger Verweis zieht temporären Verruf nach sich; nur bei temporärem Verrufe ist eine Auspaukerei statthaft; perpetueller Verruf wird nur bei Diebstahl, falschem Spiel, Bruch eines bei vollem Bewußtsein gegebenen Ehrenwortes, Denunciation, absichtlich geführtem Stich auf der Mensur und ähnlichen Vergehen verhängt.

Klagen gegen Corporelle werden bei ihren Verbindungen angebracht; die Wilden haben das Recht, sich einen Convent zu wählen. Der Convent führt die Untersuchung, der Ch. C. fällt das Urtheil.

Der officielle Verkehr unter den Corporationen fand ursprünglich auf mündlichem Wege durch die Chargirten statt. Die erste erhaltene Schrift

stammt aus dem Jahre 1836, und mit dem Jahre 1842 scheint dann ein regelmäßiger Schriftenaustausch begonnen zu haben.

Die Bildung neuer Corporationen und ihre Aufnahme in den Ch. C. ist von der einstimmigen Anerkennung der incartellirten Verbindungen abhängig. Eine Corporation muß mindestens 3 Mitglieder haben. Freiwillige Auflösung mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben ist gestattet. Fügt sich eine Corporation den Forderungen des Ch. C. nicht, begeht sie ein Vergehen gegen den Comment oder will sie nicht mehr über Aufrechterhaltung desselben wachen, so wird sie aufgelöst; will sie sich reconstituiren, so muß sie dasjenige Moment, das zu ihrer Bestrafung geführt, beseitigen und die nach ihrer Auflösung geschaffenen Commentpunkte garantiren.

Gegen die Exclusivität des Ch. C. machte sich früh eine Strömung geltend: eine Polonia und eine Ruthenia verlangten Aufnahme. Die Polonia hatte sich gleichfalls im Januar 1834 auflösen müssen, ihre Glieder hatten es aber, weil politisch compromittirt, nicht wagen dürfen um Bestätigung eines „Literärischen Vereines" nachzusuchen. Nach langen Verhandlungen erhielt die Polonia endlich am 5 Nov. 1834 die Anerkennung, Sitz und Stimme auf dem Ch. C. wurden ihr aber versagt. Damit mußte die Polonia sich zunächst zufrieden geben.

Als aber die politischen Verhältnisse sich für die Polen günstiger zu gestalten begannen, da stellten sie immer dringender die Forderung, ihr Vollberechtigung zu gewähren. Mehrere Jahre hindurch hatten sie sich hinhalten lassen und erst im Januar 1843 kamen sie dann mit einem Schreiben ein, zu welchem der Ch. C. Stellung nehmen mußte. Die Polonia schrieb: Gerechtigkeit, nicht Gnade beanspruche sie; ein historisches Recht liege ihrer Forderung zu Grunde, da ihr vor der Auflösung von 1834 Sitz und Stimme auf dem Ch. C. zugestanden gewesen und sie nur freiwillig auf dieses Recht Verzicht geleistet habe; auch sei sie nicht gesonnen durch theilweise Aufopferung ihrer Nationalität eine bedingungslose Abhängigkeit zu erkaufen. Dieser Eingabe wurde folgende Antwort zu Theil: Der Ch. C. erkenne das „historische Recht" der Polonia auf Theilnahme an den Chargirtenversammlungen nicht an, da nachweislich erst seit Reconstituirung der Corporationen ein Ch. C. existire, vor dem Jahre 1834 aber nur Cartellconvente bestanden hätten, die keineswegs eine legislative Gewalt über die Burschenwelt ausübten und somit im wesentlichsten mit dem Ch. C. nicht übereinstimmten. Mit dieser Motivirung wurde der Polonia die

Theilnahme am Ch. C. versagt. Die Folge war, daß sich die Polonia mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben auflöste. Das Recht eines Vorbehaltes wurde ihr aber nicht zugestanden, und die den Comment nicht garantirenden Polen mit dem Verruf bestraft.

Im I. Sem. 1835 hatte eine Ruthenia unter denselben Bedingungen wie die Polonia die Anerkennung des Ch. C. erhalten; aber schon im folgenden Jahre ging sie an einer inneren Spaltung zu Grunde. Im Nov. 1841 erhielt wiederum eine Ruthenia mit den Farben Orange-Schwarz-Weiß die Anerkennung und damit alle Rechte einer Corporation mit Ausnahme der Theilnahme am Ch. C. Erst im August 1844, nachdem die Bestrebungen der Polonia gescheitert waren, richtete diese Ruthenia an den Ch. C. das Gesuch, ihr Sitz und Stimme zu gewähren. Mit seltener Einmüthigkeit aber wurde sie abgewiesen. Darauf suchte sie nach Verlauf eines Jahres darum nach, ihr wenigstens ein Cartellverhältniß mit dem Ch. C. zuzugestehen. Diese Concession wurde im Mai 1846 gemacht. Damit hatte sich die 2. Landsmannschaft von der Botmäßigkeit des Ch. C. emancipirt.

Die legislatorische Thätigkeit des Ch. C. ist in dem ersten Lustrum seines Bestehens eine überaus beschränkte gewesen; ein Ausbau der Verfassung ist auch nicht einmal angeregt worden.

Die 4 alten Landsmannschaften hatten sich nach langem Ringen endlich dauernd geeint, sie hatten die Leitung des Wildenthums an sich gerissen. Diese Errungenschaften zu bewahren, war fortan das leitende Princip des Cartells. Die Gesetzgebung des Ch. C. beschränkte sich daher auf eine streng conservative Ordnung der Beziehungen unter den einzelnen Verbindungen und auf eine Stärkung seiner Herrschaft über das Wildenthum. Eine von der Curonia vertretene liberale Strömung, die auf Abschaffung des An....sses hinzielte, scheiterte an dem conservativen Sinne und der eisernen Consequenz der Estonia; und auch die Forderung der Curonia das Auspauken aufzuheben, fand keinen Anklang im Ch. C.

Die Beziehungen der Corporationen zu einander kennzeichnen in diesen Jahren fortwährende Conflicte. Die Begründung eines dauernden Cartells, das Bewußtsein einer Repräsentation der Burschenwelt und die schwierigen äußeren Verhältnisse vermochten mäßigenden Tendenzen noch nicht Vorschub zu leisten. Persönliche Interessen, meist kleinlicher Natur, bedingten Annäherung und Trennung der Verbindungen; hartnäckige Streitsucht und eigensinnige Unnachgiebigkeit waren an der Tagesordnung; der Comment zog den

Corporationsbeleidigungen noch keine Schranken und erhob die corporellen Verrufe zu einem gesetzlichen Institut. Eine richterliche Entscheidung über die corporellen-Conflicte, wie er sie sich dem Individuum gegenüber beigelegt, übernimmt der Ch. C. noch nicht. Erst mußte ein hohes Maß von Selbstsucht überwunden werden, ehe diese Consequenz gezogen werden konnte.

Das Jahr 1840 bildet im politischen Leben der Dorpater Burschenschaft eine der bedeutensten Epochen. Ich habe in meinem „Ringen des landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Princips in Dorpat" darauf hingewiesen, wie sich jetzt Ideen, die in strictem Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen standen, Bahn brachen und im politischen Leben Formen schufen, die auch hier ein „Jung-Dorpat" anbahnten.

Die Universität nahm einen glänzenden Aufschwung, hervorragende Docenten lehrten in allen Facultäten; geistige Interessen und wissenschaftlicher Sinn traten im Leben der Studentenschaft in den Vordergrund; überall machte sich eine Bewegung gegen das herrschende Vorurtheil geltend. Im politischen Leben der Studentenschaft trat die Tendenz in Wirksamkeit, alles historisch Gewordene der Kritik zu unterwerfen und die auf unsittlicher Grundlage beruhenden Formen eines a priori als sittlich anerkannten Institutes zu beseitigen. Den Ausgangspunkt für die Kritik mußten aber philosophische und religiöse Principien bilden. Das den Corporationen zu Grunde liegende Princip ist an und für sich ein sittliches; doch hatte der Zeitgeist hier Formen geschaffen, die mit den zur Herrschaft gelangten Grundsätzen unvereinbar waren.

Wie ich schon in der angeführten Brochüre hervorgehoben, verlangte das Princip der Gleichberechtigung aller Individuen auch Gleichberechtigung im Burschenstaat. In Dorpat aber hatte die Schwäche des Wildenthums und die in den Landsmannschaften verkörperte Tendenz, die Honorigkeit zu wahren, die Wilden unter die Leitung des Ch. C. gebracht. Der landsmannschaftliche Charakter der Corporationen und ihre Vereinigung im Ch. C. beruhten auf dem unmoralischen Princip der Ungültigkeit des erzwungenen Ehrenwortes, der Cartell selbst krankte an den corporellen Verrufen. Wohl wollte der Ch. C. die Ehre des Einzelnen schützen; indem er aber nur die eine Form der Satisfaction, das Duell, anerkannte, konnte er jedem honorigen Burschen das Recht absprechen, seine sittliche Ueberzeugung zu bethätigen; und dabei setzte er sich selbst in Gegensatz zur Idee des Duells, indem er den An . . . . ß decretirte. Ein Kampf gegen diese

unsittlichen Auswüchse kennzeichnet in der Dorpater Burschenwelt die Geschichte der 40-er Jahre.

Die reformatorische Bewegung nahm ihren Ausgangspunkt im Wildenthum, die Reformen selbst sind vom Ch. C. durchgeführt worden. Das ist das Characteristische, daß der Anstoß von außen gekommen ist und die Corporationen dann selbst die Fragen aufgenommen und auf verfassungsmäßigem Wege zu befriedigendem Abschluß geführt haben, die ihr stolzes Gebäude in den Grundvesten zu erschüttern drohten.

Wie am angeführten Orte bereits hervorgehoben worden, knüpfte die reformatorische Bewegung vor allem an 2 Forderungen an: Die politische Gleichberechtigung der Burschen und die Aufhebung des Duellzwanges.

Das numerische Verhältniß zwischen dem Wildenthum und den Corporationen hatte sich immer ungünstiger für letztere gestaltet; damit war die Forderung der ersteren, an der Leitung der Burschenschaft theilnehmen zu dürfen, eine immer mehr berechtigte geworden. Eine Bewegung griff in der Wildenwelt um sich, die darauf hinzielte, dem Comment den Gehorsam zu kündigen, falls nicht das Princip der Gleichberechtigung aller honorigen Burschen praktisch durchgeführt würde.

Die Bewegung gegen den Duellzwang nahm ihren Ausgang aus dem Kreise der Theologen. Der Aufschwung des theologischen Studiums übte auf diese Gruppe einen läuternden Einfluß aus; sie erkannte die Unmöglichkeit, die Anschauungen, die sie als Glied des Ch. C. zu den ihrigen machen mußte, mit ihren sittlichen Ueberzeugungen und Grundsätzen in Einklang zu bringen. Daß sie ihre Opposition auf christlicher Grundlage aufbaute, gab ihr die Kraft den Landsmannschaften gegenüber.

Im I. Semester 1840 verfaßte ein älterer Wilder, Hugenberger, wie es scheint vom Rector Ulmann beeinflußt eine kurze Punktation, in der er eine radicale Umgestaltung des Comments, die Aufhebung der corporellen Verrufe und schließlich die Begründung eines studentischen Ehrengerichts vorschlug. Diese Punktation ließ der Verfasser in der Burschenwelt cursiren. Sie hatte Erfolg, und schon im selben Jahre trat die Ehrengerichtsfrage in den Vordergrund. Hier aber ist die Estonia Vorkämpferin gewesen.

Schon zu Beginn des folgenden Semesters stellte die Estonia im Ch. C. den Antrag, eine Umarbeitung des Comments nach den von Hugenberger aufgestellten Grundsätzen vorzunehmen und erreichte die Einsetzung einer Commission behufs Ausarbeitung eines Projekts.

Das Resultat der Comissionsarbeiten war die Ehrengerichtsordnung, welche am 21. Mai 1841 von den Conventen garantirt wurde. Sie schuf ein neues Forum, das Ehrengericht, in welches alle Corporationen, auch die Polen und die Ruthenen, je 3 Richter entsandten. Alle Reißereien, soweit sie nicht in der Coramage beigelegt sind, competiren vor dieses Forum. Das Ehrengericht ist inappellabel, doch hat jeder sitzende Ehrenrichter das Recht, eine sog. unparteiisches Ehrengericht aus der Zahl der übrigen Ehrenrichter zu berufen. Das Ehrengericht hat die Competenz, bei grundlosen oder auf Mißverständnissen beruhenden Forderungen Erklärungen vorzuschreiben, bei constatirter Beleidigung aber nur zu vermitteln. Am 23. Juli 1841 trat das erste Ehrengericht zusammen.

Gleichzeitig mit der Begründung des Ehrengerichts sind auch der An . . . . ß und die corporellen Verrufe, diese Auswüchse einer dunkelen Zeit aufgehoben worden. Fortan lag es in den Verpflichtungen des Ch. C., die Zurücknahme jeder von der einen Corporation der anderen zugefügten Beleidigung zu erzwingen; doch ist eine Paukerei pro patria statthaft.

An Stelle der Mensur auf An . . . . ß trat jetzt das Duell auf Satisfaction, d. h. die Mensur erreichte ihr Ende nicht mehr, sobald eine klaffende Wunde von 3 Zoll Länge bei Verletzung der Muskulatur beigebracht worden, sondern, sobald der Beleidigte Satisfaction hatte oder aber 7 Gänge ausgemacht waren.

Mit der Ehrengerichtsfrage wird eigenthümlicher Weise gewöhnlich auch jene bekannte am 1. Nov. 1842 dem Professor Dr. C. Ulmann gebrachte Ovation in Verbindung gesetzt. Diese scheint aber lediglich als ein Ausdruck der Dankbarkeit für das wohlwollende Interesse aufgefaßt werden zu müssen, welches Ulmann der Studentenschaft während seines Rectorates entgegengetragen hatte.

War die Initiative, die zur Begründung des Ehrengerichts geführt hatte, von einer einzelnen Person ausgegangen, so werden die Reformen der folgenden Jahre durch eine Strömung hervorgerufen, die sich bereits der weitesten Kreise bemächtigt hatte.

Fortan handelte es sich um die Aufhebung des Duellzwanges. Natürlich war das Streben darnach in der Wildenwelt ein regeres, als in den Corporationen, wo es durch die Rücksicht auf das Urtheil der Gesellschaft und durch das Gefühl politischer Bevorrechtung gedämpft wurde. Ihren Mittelpunkt fand die Bewegung gegen das Duell in dem jungen

theologischen Verein, der seine Ideen in den weitesten Kreisen der Wildenwelt verbreitete.

Daneben macht sich eine Bewegung geltend, die für das Wildenthum staatsbürgerliche Rechte beanspruchte. Beide Strömungen flossen zu einer allgemeinen Opposition gegen die bestehende Verfassung zusammen, die im 2. Semester 1843 in einer allgemeinen Wildenversammlung zum Ausbruch kam.

Hier bildeten sich 3 Gruppen, die „Propositionisten," welche die Aufnahme einer Wildenvertretung mit Corporationsrechten in den Ch. C. forderten, dann die „Clausulisten," welche die Aufhebung des Duellzwangs verlangten, und schließlich die „Clausulopropositionisten", welche beide Forderungen vereinigten. Nach stürmischen Verhandlungen schloßen sich die letzteren den Clausulisten an; die Propositionisten aber wurden in den Hintergrund gedrängt, aus dem sie erst nach 3 Jahren wieder hervorgetreten sind.

Die Leitung der Opposition gegen den Duellzwang übernahm der ehemalige Estone Eduard Hasselblatt; neben ihm tritt besonders Victor Kupffer hervor. Der vorwaltende Antheil des jungen Theologen Karl Hesselberg an der Bewegung gegen das Duell ist eine Fabel Theodor Neanders, die dieser in seiner Brochüre „Die Deutsche Universität Dorpat" in die Litteratur eingeführt hat. Hesselberg tritt erst mit dem Abgange Hasselblatts in den Vordergrund.

Die Forderungen der Clausulisten wurden im October 1843 in einer von nur 35 Wilden unterschriebenen Eingabe an den Ch. C. formulirt. Diese Eingabe enthielt die Erklärung, das Duell widerspreche den Grundsätzen der Unterzeichneten; daran schloß sich der Antrag, die Ehrengerichtsordnung möge dahin modificirt werden, daß für diejenigen, welche vor Contrahirung eines „Skandals" eine Erklärung, wie Unterzeichnete, abgegeben hätten, blos ein Recht oder eine Verbindlichkeit auf mündliche Genugthuung, je nachdem sie Beleidiger oder Beleidigte seien, bestehe.

Diese Forderungen erregten im Ch. C. einen gewaltigen Sturm. In den Landsmannschaften fürchtet man, eine so radicale Reform, wie die verlangte würde die Grundlage der Burschikosität in's Schwanken bringen. Und doch hat der Ch. C. den Antiduellanten nachgegeben.

Das Verdienst, die Politik des Ch. C. in eine liberale Richtung gebracht zu haben, gebührt der Estonia und in ihr Eugen Schmidt.

Die Estonia stellte den Antrag, die Ehrengerichtsordnung in folgender Weise zu modificiren: Es wird unterschieden zwischen Bezichtigung der Unhonorigkeit und nur bedingter Verletzung der Ehre durch Anspielungen, absichtliche Zweideutigkeiten oder sonstige verächtliche Bezeichnungen; giebt der Beleidiger im ersteren Falle Uebereilung zu, so ist er zu einer entsprechenden Erklärung verpflichtet, doch kann der Beleidigte Paukerei verlangen; entsprang die Bezichtigung der Ueberzeugung, so wird die Reißerei den Conventen vorgelegt; ist sie begründet, so trifft den Beleidigten der Verruf, ist sie unbegründet, so erhält der Beleidiger einen Verweis und ist zur Abgabe einer Erklärung verpflichtet, doch kann der Beleidigte Paukerei verlangen; bei nur bedingter Verletzung der Ehre stellt das Ehrengericht eine entsprechende Erklärung auf; geht der Beleidigte auf diese ein, so erfolgt Vertrag, weist er die Erklärung ab, so richtet das Ehrengericht an den Beleidiger die Frage, ob er eine qualificirte Erklärung machen wolle; erst wenn er sich hiezu nicht entschließt, ist das Duell statthaft.

Dieser Antrag wurde vom Ch. C. im Princip angenommen, behufs entsprechender Umarbeitung der Ehrengerichtsordnung aber eine Commission niedergesetzt. Doch das Project, das diese den Conventen vorstellte und welches am 13. Mai 1844 vom Ch. C. angenommen wurde, geht gerade im Wesentlichsten mit der Proposition der Estonia auseinander. Die qualificirte Erklärung war gestrichen und dafür die verhältnißmäßig unwesentliche Bestimmung getroffen worden, daß der Beleidigte mit einer Erklärung sich zufrieden geben müsse, falls die 3 Ehrenrichter darüber einstimmig seien.

Damit hatte die Gewissensfreiheit für dieses Mal noch nicht die Anerkennung erlangt. Aber „die unerschrockene Cohorte" setzte ihren Kampf gegen das Duell jetzt unter der Führung Hesselbergs muthig fort. Ja auch in den Landsmannschaften gewannen die liberalen Anschauungen immer mehr Boden, so daß zu Beginn des Jahres 1846 die Curonia, welche doch sonst stets conservativen Ideen gehuldigt hat, das Project der Estonia wieder aufnahm. Sie setzte im März behufs Revision der Ehrengerichtsordnung die Ernennung einer Commission durch und diese stellte nun als Basis für ihre Arbeiten die folgenden Punkte auf: der Duellzwang wird aufgehoben; das Ehrengericht hat das Recht der definitiven Entscheidung; die Formulirung der einfachen und qualificirten Erklärung ist an keine Normen gebunden; das Ehrengericht ist ein stehendes.

Als der Ch. C. die Reform des Ehrengerichts in Angriff nehmen wollte, wurde eine Frage wieder akut, welche völlig in den Hintergrund

gedrängt worden war, die Reform des Burschenstaates. Die Forderungen welche die Propositionisten auf ihr Banner gesetzt, traten wieder in den Vordergrund und die Landsmannschaften nahmen jetzt selbst diese Fragen auf, die ihnen gefahrvoll zu werden drohten.

Die Opposition gegen den Comment und seine Forderung war in stetem Wachsthum begriffen. Sollte der Burschenstaat vor dem Aeußersten bewahrt werden, so mußte der Grundsatz von der Gleichberechtigung aller honorigen Burschen zur praktischen Durchführung gelangen. Im April 1846, als eben die Revision der Ehrengerichtsordnung in Angriff genommen war, richtete die Curonia folgende Anfrage an den Ch. C.: „Haben alle honorigen Burschen untereinander überhaupt, also auch in Bezug auf Gesetzgebung und Gesetzesverwaltung, in der Burschenwelt völlig gleiche Rechte? entspricht die jetzige Organisation der Burschenwelt der Rechtsgleichheit aller honorigen Burschen?" Die erste Frage bejahte der Ch. C., die zweite verneinte er, und nun wurde, gleichfalls auf Antrag der Curonia eine Verfassungsrevisionscommission niedergesetzt, welcher der Auftrag wurde, die bestehende Verfassung nach dem Princip der Gleichberechtigung aller honorigen Burschen einer Umarbeitung zu unterziehen. In dieser Commission traten besonders der Curone A. Dolmatow, der Estone Oswald Schmidt, der Livone Leopold Schrenk und die Rigenser Reinhold Stoffregen und Karl Schirren hervor. Es ist das Verdienst der Commission, einen Compromiß zwischen den bestehenden Formen und einem Burschenstaat in Form einer allgemeinen Burschenschaft ausfindig gemacht zu haben: sie schied das Wildenthum nach Analogie der Landsmannschaften in Grenzen und zog diese in die bestehende Conföderation hinein. Das Reformprojekt setzte an Stelle des Ch. C. einen Repräsentantenconvent, dessen Glieder von allen Burschen nach Kopfzahl gewählt werden sollten, indem eine in ihren Mitgliedern nicht constante Section von mindestens 15 bis 20 Burschen einen an die Beschlüsse seiner Wähler gebundenen Repräsentanten zu entsenden hatte. Dieser Repräsentantenconvent sollte nach Stimmenmehrheit entscheiden. Während sich nun der Ch. C. mit diesem Reformprojekt beschäftigte und die Umgestaltung des Burschenstaates sich auf dem von der Verfassung vorgeschriebenen Weg entwickelte, brachen aus dem Lager der Wilden, welche wohl wähnten, daß jetzt die Axt an die Wurzel der alten Verfassung gelegt sei, laute Forderungen hervor, die wohl hauptsächlich zum Zwecke hatten, den Landsmannschaften die Leitung des Umgestaltungsprocesses aus den Händen zu ringen. Im October 1846 beanspruchen 37 Wilde unter der Leitung Ludw. von

Saß Betheiligung an den Reformarbeiten und legen von sich aus dem Ch. C. die Grundzüge eines Repräsentantenconventes vor, welche im Großen und Ganzen mit der Vorlage der Revisionscommission übereinstimmen. Im März 1847 erklärt eine Gruppe von 36 Wilden, zumeist die vorigen, sich von jetzt ab dem Comment nicht mehr fügen, sondern nach dem Princip der Gleichberechtigung sich selbst vertreten zu wollen; sie heben den Duellzwang auf, setzen eigene Ehrenrichter ein und machen am 8. April 1847 dem Ch. C. die Anzeige, sie hätte sich den Namen Fraternitas Academica beigelegt. Eine zweite Gruppe von 35 Wilden erklärt gleichfalls im März 1847, den Comment nicht mehr anerkennen zu wollen; sie legt dem Ch. C. eine Interimsordnung vor, nach der sie sich bis zur Begründung des Repräsentantenconventes richten werde und die in dem Ausschluß des Duells als Mittel der Satisfaction und in der Verwerfung des Verrufs gipfelt. Trotz aller dieser Angriffe arbeitete der Ch. C. unentwegt an der Reform fort, die zu seiner Auflösung führte. Am 25. April 1847 erklärte sich der Ch. C. für aufgelöst, nachdem er die baldige Zusammenberufung des Repräsentantenconvents beschlossen hatte und am 29. April trat der Repräsentantenconvent zur ersten seiner Sitzungen, zu denen jede Section von mindestens 20 Mitgliedern einen Repräsentanten abzudeligiren das Recht hatte, zusammen.

Auf diesem Convent war die Livonia nicht vertreten. Am 22. April hatte sie sich unerwarteter Weise aufgelöst und über diesen Act auf einem außerordentlichen Ch. C. am 24. April die officielle Mittheilung gemacht. Unverantwortlicherweise ist auf diesem Convent kein Protocoll geführt worden. Später hat die Livonia erklärt, sie habe ihren Schritt in folgender Weise motivirt: „Die Livonia hat sich, nicht einverstanden mit den noch herrschenden Principien und den Schritten, die der Realisirung ihrer seit langer Zeit ausgesprochenen Grundsätze hemmend in den Weg getreten, jetzt als Corporation aufgelöst; ihre gewesenen Glieder sind fortab als einzelstehende Burschen frei von der Garantie des bestehenden Comments zu betrachten."

Am 17. Mai 1847 erkannte der Repräsentantenconvent, dieses Institut, das seine Existenz der liberalen Strömung in der Burschenwelt zu verdanken hatte, mit 170 gegen 50 Stimmen die Gewissensfreiheit an und schuf den Commentpunkt: falls ein Parte vor dem Ehrengericht auf Ehrenwort erklärt, es sei gegen seine Ueberzeugung, loszugehen, so ist eine Ehrenerklärung die einzig mögliche Art der Satisfaction.

Damit war der Liberalismus zum Siege gelangt, das Wesen unserer Studentenschaft hatte sich in neue Formen ergossen. Aber die reformatorische Bewegung hatte die natürlichen Grenzen überschritten.

Bisher war der Duellzwang und damit eine Knechtung der Ueberzeugung ausgeübt worden. Jetzt war durch die Anerkennung der unbeschränkten Gewissensfreiheit der Duellant dem Antiduellanten gegenüber in eine nachtheilige Stellung versetzt, er war an die Ueberzeugung des Gewissensfreien gebunden. Und weiter! Die Herrschaft des aristokratischen Chargirtenconvents hatte auf Usurpation beruht; jetzt war ein demokratischer Repräsentantenconvent begründet, das Wildenthum war zum Regiment gelangt und mußte seine Kraft und damit seine Berechtigung zur Herrschaft beweisen. Es vermochte dieses nicht und hat damit für alle Zeiten den Beweis geliefert, daß den fluctuirenden Elementen im Burschenstaate das moralische Recht zur Leitung nicht zukomme. Die zusammengewürfelten, in ihrem Bestande nicht einmal constanten Sectionen besaßen nicht das Vermögen, ein Band persönlicher Wechselbeziehungen um ihre Glieder zu schlingen und damit ihrer politischen Thätigkeit Kraft und Intensität zu verleihen. Die Wildenverbände zerfielen, in den Corporationen aber machte sich eine reactionäre Bewegung gegen die politische Schöpfung der liberalen Periode geltend.

Die Livonia, die sich, wie wir gesehen, am 22. April 1847 aufgelöst hatte, reconstituirte sich am 27. d. M. und schuf einen zweiten Repräsentantenconvent, zu dem sie mit jenem oben behandelten oppositionellen Wildenverbande Fraternitas Academica und der aus derselben hervorgegangenen Section Baltica Dorpatensis zusammentrat. Aber schon am 6. Mai meldete sich die Livonia mit ihrer Clientel zur Aufnahme in den großen Repräsentantenconvent, die ihr auch gewährt wurde.

Auf dem Repräsentantenconvent waren jetzt vertreten: die Landsmannschaften Curonia, Estonia, Dorpati-Livonia, Fraternitas Rigensis und Ruthenia, die Sectionen Fraternitas Academica, Baltica Dorpatensis, Rigensis und vier weitere namenlose.

Sehr bald ist in den Sectionen das Interesse für Burschenpolitik erlahmt, immer geringer wurde ihre Betheiligung an den Verhandlungen. Schon im I. Semester 1848 verschwindet die Baltica Dorpatensis und zwei andere Sectionen, ihnen folgen bald die übrigen und am 17. April 1849 zeigt auch die Landsmannschaft Ruthenia ihre Auflösung an. Somit waren nur noch die vier alten Landsmannschaften repräsentirt und es war

nur noch eine Frage der Zeit, wann der Repräsentantenconvent den Namen Chargirtenconvent annehmen und das Wildenthum principiell von der Herrschaft ausschließen würde.

Am 12. November 1849 gehen die versammelten Repräsentanten an die repräsentirten Körperschaften mit dem Antrage den Repräsentantenconvent aufzulösen und den Chargirtenconvent zu reconstituiren.

Damit wäre aber die alte Verfassung in ihrer ganzen Exclusivität wieder hergestellt worden. Vor diesem Schritt scheuten die Landsmannschaften zurück. Den Forderungen der Zeit mußte Rechnung getragen, zwischen dem liberalen und dem conservativen Princip ein Compromiß geschaffen werden.

Dieser Compromiß beruhte auf folgenden Sätzen: Der Repräsentantenconvent basirt nicht mehr auf dem Princip des collectiven Einzelwillens, sondern auf dem des Allgemeinwillens moralischer Einheiten, d. h. es wird fortan auf dem Repräsentantenconvent nicht mehr nach Kopfzahl, sondern nach Mehrzahl der Corporationen entschieden; doch ist es den Wilden gestattet, zu Corporationen, die nicht auf landsmannschaftlicher Basis zu beruhen brauchen, zusammentreten, ohne einer besonderen Anerkennung der bestehenden Corporationen zu bedürfen. Will sich eine neue Corporation bilden, so müssen dazu mindestens 20 Burschen, die den Comment garantiren und gegen deren Honorigkeit nichts einzuwenden ist, zusammentreten; hat eine Corporation an Namen, Farben oder Wappen der neuen Verbindung etwas auszusetzen, so entscheiden die übrigen Verbindungen über die Triftigkeit ihrer Gründe; es dürfen von einer Corporation als solcher keine politischen Tendenzen verfolgt werden; dem Repräsentantenconvent steht das Recht zu, eine Corporation, deren Tendenzen dem allgemeinen Burschenwohl hinderlich sind, mit Stimmenmehrheit aufzulösen.

Am 23. Febr. 1850 thaten die versammelten Repräsentanten den eigenmächtigen Schritt, den Repräsentantenconvent von sich aus aufzulösen und demselben den Namen Chargirtenconvent beizulegen, was dann auch von den repräsentirten Corporationen sanctionirt wurde.

Kurz vorher und zwar am 10. Febr. hatte die Livonia auf dem Repräsentantenconvent zur Anzeige bringen lassen, daß sie sich mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben aufgelöst habe. Was die Livonia wiederum zu einem solchen Schritte veranlaßt, wissen wir nicht. Schon am 3. April reconstituirte sie sich und trat am 14. d. M. mit Aufnahme von Namen, Wappen und Farben in den Chargirtenconvent wieder ein.

Am 15. März 1850 trat eine neue, nicht mehr auf landsmannschaftlicher Grundlage beruhende Corporation, die Baltica, mit den Farben Schwarz-Grün-Silber in den Chargirtenconvent ein. Diese Verbindung war aus einer durch ständischen Antagonismus bedingten Spaltung in der Curonia hervorgegangen. Ihre aristokratische Exclusivität hat sie schon früh in Gegensatz zum Chargirtenconvent gebracht, und damit ihren Untergang hervorgerufen.

Am 18. September 1850 trat auch die Ruthenia, die sich vor anderthalb Jahren aufgelöst hatte wieder in den Chargirtenconvent ein.

Besondere Schwierigkeiten verursachte es dem Chargirtenconvent seine Stellung den Polen gegenüber zu klären. Alle Versuche des Repräsentantenconventes, diese Gruppe in den Burschenstaat hineinzuziehen, waren fruchtlos geblieben. Es war klar, daß die Polen in Anbetracht ihrer politischen Stellung nicht in gleicher Weise, wie die übrigen Burschen, dem Comment unterworfen werden könnten und doch durfte ihre Stellung in der Burschenwelt nicht länger unklar bleiben, sollte der Chargirtenconvent nicht empfindlichen Schaden erleiden. So ging denn am 24. Oct. 1854 der Antrag der Estonia durch, wonach die Polen als Philister zu betrachten seien, es jedem Einzelnen freisteht, in alle Rechte und Pflichten eines Burschen einzutreten.

Es ist ein ganz hervorragendes Verdienst des Chargirtenconvents, daß er nach dem Sturze der kurzlebigen liberalen Verfassung sich jetzt zum Vertreter liberaler Principien machte und Reformen in diesem Geiste durchführte.

Unter diesen Reformen nimmt die vollständige Umänderung des Gerichtsverfahrens den hervorragendsten Platz ein. Die bisherige Form desselben, die sich in den Jahren des Cartells herausgebildet hatte, widersprach dem in den liberalen Anschauungen der Zeit begründeten Princip, daß der Einzelne nur von der Allgemeinheit gerichtet werden könne. Bisher mußte eine jede Klage bei einem der Convente angebracht und von diesem entschieden werden; das Mitglied einer Corporation durfte nur vor seinem eigenen, der Wilde nur vor demjenigen Convente, den er selbst hierzu bestimmt, verklagt werden; die Corporation fällte das Urtheil und zeigte dieses dem Ch. C. an, der Ch. C. entschied nur dann endgültig, wenn von der urtheilenden Corporation ein Schuldig gesprochen war. Dieses Gerichtsverfahren hatte dann noch zwei Unzuträglichkeiten zur Folge: es litt stets an Verschleppung und machte in Folge des beschränkten Zeugenbeweises

eine endgültige Entscheidung unmöglich, was im Burschenleben, wo die Reinheit der Ehre das wesentlichste Lebensprincip ist, von den schlimmsten Folgen sein konnte.

Im November 1850 proponirte die Curonia, die nach dem Ausscheiden ihrer adligen Mitglieder in ein radicales Fahrwasser gerathen war, dem Gerichtsverfahren das Princip des Geschworenengerichts zu Grunde zu legen. Anklang fand die Curonia nur bei der liberalen Livonia und bei der Ruthenia, während die Estonia, Rigensis und Baltica die Proposition verwarfen. Darüber aber war sich jeder klar, daß eine Reform des Gerichtsverfahrens dringend nothwendig sei; nur über den Character derselben gingen die Ansichten auseinander. Da ist ein Compromiß geschlossen worden. Nach einem regen Schriftenaustausch, wurde im März 1851 auf Antrag der versammelten Chargirten eine aus je einem Mitgliede jeder Corporation bestehende Commission behufs Ausarbeitung einer Vorlage für eine Reorganisation des Gerichtsverfahrens eingesetzt. Auf den Arbeiten dieser Commission beruht nun die Reform des Gerichtswesens, die am 15. Sept. 1851 durchgeführt wurde und die chargirtenconventliche Untersuchungscommission schuf. Die Reform läßt sich in folgenden Sätzen kurz zusammenfassen: Im Gerichtsverfahren wird die moralische Ueberzeugung neben der Beweistheorie zur Geltung gebracht; Untersuchung und Urtheilsfällung werden getrennt; die Untersuchung liegt einer aus je zwei Mitgliedern jeder Corporation, den Untersuchungsrichtern bestehenden Commission ob, das Urtheil fällt der Ch. C. nach moralischer Ueberzeugung; es giebt keinen Instanzenzug; den Corporationen bleibt die Jurisdiction in Sachen, die nur Mitglieder derselben betreffen.

In das Jahr 1855 fällt ein für den Ch. C. hochwichtiges Ereigniß: die obrigkeitliche Bestätigung der Corporationen. Seit 1834 bestanden unsere Studentenverbindungen der Universitätsobrigkeit gegenüber nur als literarische oder musikalische Vereine fort, der landsmannschaftliche Charakter derselben, so wie ihre Vereinigung im Chargirtenconvent hatte bisher die staatliche Sanction nicht erhalten. Trotzdem war die Existenz der Corporationen allgemein bekannt, ja die Universitätsobrigkeit operirte mit ihnen, sogar unter dem Regime des strengen Generalen Craffström als mit anerkannten Factoren. Bei Unternehmungen, die der Unterstützung und der Theilnahme der Studentenschaft bedurften, wurden fast immer die Chargirten als Repräsentanten der Burschenwelt hervorgezogen, und an der Feier des fünfzig-

jährigen Jubiläums der Alma Mater war der Ch. C. in ganz hervorragender Weise betheiligt.

Eine Klärung der Beziehungen zwischen Obrigkeit und Corporationen trat mit dem Tode des Generalen Crafftström und der Ernennung des Geheimraths von Bradke zum Curator ein. Durch eine Reihe von Professoren und Docenten, die selbst einst Mitglieder der Landsmannschaften gewesen, war der Curator über das Wesen der Dorpater Corporationen orientirt worden. Am 19. Febr. 1855 eröffnete er diesen Herren, es widerstrebe seiner moralischen Ueberzeugung, daß die Existenz der Corporationen, die doch allgemein bekannt sei und auf das Leben und Treiben der Studenten den maßgebendsten Einfluß ausübe, im officiellen Verkehr als Geheimniß behandelt werde; dadurch werde ein Vertrauensverhältniß zwischen Rector und Studentenschaft, woran ihm vor allem gelegen sei, unmöglich gemacht; ihm seien die Corporationen durchaus sympathisch; er bitte sie daher, dahin zu wirken, daß die zur Zeit bestehenden Corporationen ihm behufs obrigkeitlicher Anerkennung einen Comment vorlegten, den er als Grundlage fernerer Wechselbeziehungen acceptiren könne.

Jetzt setzte der Ch. C. behufs Ausarbeitung eines dem Curator vorzustellenden Comments eine Commission ein und diese faßte die Grundgedanken der Burschenverfassung als Project zu einem officiellen Comment zusammen. Am 9. März überreichten die Chargirten der sechs zur Zeit bestehenden Corporationen, der Curonia, Estonia, Livonia, Rigensis, Ruthenia und Baltica dem Curator die vom Docenten Alex. v. Oettingen entworfene Petition unter Beifügung des Projectes zum officiellen Comment. Diese Adresse gestand in offener Weise ein, daß die Corporationen ohne gesetzliche Anerkennung, doch keineswegs im Geheimen bestanden hätten, und betonte, daß ihnen jede unerlaubte Tendenz abgehe und ihre Grundsätze in keiner Weise den Forderungen der Sitte und des Staates widersprächen. Der Curator nahm die Deputation sehr liebenswürdig auf und ertheilte dem Comment seine vorläufige Bestätigung, doch erklärte er, daß er mit Rücksicht auf das Publicum das Tragen der landsmannschaftlichen Farben nicht gestatten könne. Dagegen wandten die Deputirten mit Ausnahme derjenigen der Baltica ein, der Farbendeckel sei mit der Organisation ihrer Corporation unzertrennlich, auf welche Erklärung hin der Curator sie an ihre Convente verwies. Auf einer sofort veranstalteten Sitzung beschlossen nun die Deputirten auf den Rath A. v. Oettingens, der den Curator als nicht unbeugsam hinstellte, noch am selben Tage, ohne die Convente über die Sachlage zu

benachrichtigen, drei Abgeordnete Holst Liv., Holdt Cur. und Pezold Est. an den Curator zu senden um ihm die Erklärung zu überbringen, daß die Corporationen ihre Farben, die mit ihren Traditionen so eng verknüpft seien, nicht aufgeben wollten. Die Antwort des Curators lautete: da die Bedeutung der alten Sitte für die Burschen eine größere sei, als er vermuthet habe, so entsage er seinem Wunsche.

Am 27. April erging ein Rescript des Curators an den Rector, dem die „Regeln für die Corporationen" beigefügt waren. In seinem Schreiben erklärt der Curator, der Minister habe ihm eröffnet, daß er in dem offenen und freiwilligen Geständnisse der Dorpater Studenten über die unter ihnen bestehenden Corporationen mit besonderem Vergnügen einen Beweis ihres vollen und lobenswerthen Vertrauens zur Obrigkeit und den redlichen Willen gesehen, sich in allen Handlungen nach den Absichten der Regierung zu richten; der Minister habe auf das Zeugniß des Curators, daß die Corporationen nur ein moralisches Ziel verfolgten, erklärt, er habe gegen die Bestätigung der Corporationen auf so lange nichts einzuwenden, als sie die Aufrechterhaltung eines sittlichen und gediegenen Geistes entsprächen; daher sende er, der Curator, dem Rector die „Regeln für die Corporationen" in der Fassung, wie er sie für zulänglich halte, und hoffe, daß die Studirenden in der Gewährung ihrer Bitte durch den Minister die väterliche Fürsorge ihrer Obrigkeit erkennen werden.

Die Regeln für die Corporationen, gewöhnlich „Kronscomment" genannt, beruht auf folgenden Grundsätzen: „Wie in jeder größeren Gesellschaft sich engere Kreise bilden, so sind frühere Bekanntschaft, heimathliche und verwandtschaftliche Bande und gleiche Sinnesart die Factoren, durch welche unter den Studirenden der hiesigen Universität eine Gliederung in engere Verbindungen — Corporationen hervorgerufen wird. Die Corporationen haben zum Zweck, die Vorbereitungen zu einer künftigen ersprießlichen Wirksamkeit im Vaterlande, die Aufrechterhaltung eines guten Tones unter den Studirenden, die Förderung eines sittlichen und ehrenhaften Betragens und die Regelung des geselligen Zusammenlebens auf der Universität. Politische Tendenzen dürfen von den Corporationen nicht verfolgt werden."

Von ganz besonderer Bedeutung für die Geschichte des Ch. C. wurde sein Kampf gegen die Baltica. Die Baltica war hervorgegangen aus einer Spaltung in der Curonia, welche auf ständischem Antagonismus beruhte. Während der ersten Jahre ihres Bestehens war es ihr gelungen, in ihren Beziehungen zur Außenwelt alle ständischen Vorurtheile zu unterdrücken und

sich innerhalb des Ch. C. eine sehr geachtete Stellung zu erwerben. Im Laufe der Jahre aber verfiel sie aristokratischer Exclusivität und hat damit selbst ihr Grab gegraben. Die Tendenzen, welche die Baltica nun zu vertreten begann, verfehlten nicht, ihren ungünstigen Einfluß auf die übrigen Verbindungen und besonders waren es die Curonia und Estonia, welche unter dem auf die Spitze getriebenen ständischen Antagonismus zu leiden hatten. Die Curonia hatte überhaupt keinen Zufluß mehr aus dem Adel und auch in Ehstland fanden die von der Baltica vertretenen Interessen allzu sympathischen Anklang. Das studentische Leben einer Hochschule kann aber nur dann eine gesunde Entwickelung nehmen, wenn ihr ständisches Vorurtheil erspart bleibt. Und jetzt schien eine nicht mehr auszugleichende Spaltung in der Burschenwelt hervorgerufen zu sein. In gewisser Hinsicht können wir daher den leitenden Persönlichkeiten in der Curonia und Estonia das moralische Recht nicht absprechen mit einem festausgeprägten Programm agressiv gegen die Baltica vorgegangen zu sein, um sie zu demüthigen oder zu sprengen.

Eine bedeutungslose Affaire wurde aufgegriffen, um die Baltica in Harnisch zu bringen. Es gelang. Am 13. Mai 1855 sandte die Baltica an den Ch. C. eine Schrift, welche die schärfsten Invectiven gegen die Curonia enthält. Um einen Conflict hervorzurufen, proponirte jetzt die Estonia die Zurückweisung der Schrift, als der Würde des Ch. C. nicht entsprechend. Diesem Antrage schlossen sich Curonia, Livonia und Ruthenia an. Nun folgte eine Reihe außerordentlich beleidigender Schriften der Baltica. Da stellte die Curonia am 4. November 1855 den Antrag: da die Baltica in letzter Zeit ihre Stellung als Corporation dazu mißbraucht habe, den Ch. C. mit Beleidigungen zu überschütten, diesem aber kein anderes Mittel zu Gebote stehe, seine Würde gegen die beleidigenden Ausfälle einer Corporation zu schützen, er auch nicht in der Lage wäre, den Geist und die Tendenzen derselben zu ändern, so sei nur eine Auflösung der Baltica möglich. Dieser Antrag der Curonia wurde vom Ch. C. verworfen.

Den corporellen Beleidigungen mußte aber ein Ziel gesetzt werden, darüber war die im Ch. C. vertretene Gesellschaft einig. Daher wurden auf Antrag der Estonia folgende Bestimmungen in den Comment aufgenommen: keine Corporation darf die andere beleidigen, der Ch. C. hat zu entscheiden, ob eine Beleidigung stattgefunden habe; falls er auf Beleidigung erkennt, ist die betreffende Schrift zurückzuweisen und die Verhandlungen

müssen auf neuer Grundlage weitergeführt werden. Das ist eine der wichtigsten Errungenschaften für die Burschenwelt.

Durch die Maßregeln gegen die corporellen Beleidigungen wurde ein Mißstand beseitigt, der nicht nur die Würde des Ch. C. beeinträchtigte, sondern auch häufig die gesunde Entwickelung des Burschenstaates behinderte. Mit den neuen Bestimmungen waren auch die Propatriapaukereien aus der Welt geschafft.

Jetzt mußte die Baltica einlenken. Doch auf ihren Antrag, jede Corporation möge ihre etwaigen Beleidigungen zurücknehmen, wurde ihr die Antwort zu theil, zum Zustandekommen des Friedens sei einzig und allein eine Erklärung seitens der Baltica nöthig. Jetzt ging die Curonia mit erneutem Eifer gegen die Baltica vor, und zwar diesesmal mit durchschlagendem Erfolge. Ihre Anfrage, ob sich die Baltica gegen den Ch. C. aufgelehnt, wurde von 3 Conventen bejaht und von dreien verneint, ihre Anfrage dagegen, ob sie sich überhaupt gegen den Ch. C. vergangen habe, bejaht; jetzt proponirte die Curonia, von der Baltica die Erklärung zu verlangen, daß sie die gegen den Ch. C. eingenommene Stellung aufgebe, indem sie ihre verletzenden Aeußerungen selbst als unstatthaft anerkenne. Dieser Antrag wurde angenommen. So war die Baltica endlich vor die Alternative gestellt sich eine starke Demüthigung gefallen zu lassen oder aber den Ch. C. zu verlassen. Sie wählte das letztere und gab am 25. März 1856 zu Protocoll, die Abgabe der geforderten Erklärung wäre mit ihrem Rechtsgefühl und ihren Ehrenbegriffen unvereinbar, weshalb sie sich mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben auflöse. Einunddreißig Mitglieder der Baltica erklärten fortan den Comment nicht mehr garantiren zu wollen, woraufhin sie geruckt wurden.

Damit war eine Verbindung untergegangen, die böse Gegensätze in das Studentenleben brachte. Ständischer Antagonismus wirkt stets verderblich auf das Leben einer Hochschule ein. So sehr das gestürzte Corps auch Sympathie und Achtung verdient, so ist es doch ein Glück, daß es sich nicht hat halten können.

Ein Jahr später hat sich auch die Ruthenia aufgelöst. Sie scheint das Opfer innerer Zerrüttung geworden zu sein. Als einer ihrer Chargirten und Ehrenrichter wegen „Luntigkeit" auf der Mensur bestraft wurde, erklärte sie am 28. März 1857, sie erkenne den Mangel an Uebereinstimmung ihrer Urtheilsweise mit derjenigen der Majorität im Ch. C. und ziehe es daher vor, aus diesem zu scheiden; sie löse sich mit Vorbehalt von Namen,

Farben und Wappen auf. Einige Tage später, am 7. April, erklärten die ehemaligen Ruthenen, sie hielten den Comment für unzulänglich und würden von jetzt ab eine vom Ch. C. unabhängige Stellung einnehmen. Auf diese Erklärung hin wurden die Ruthenen geruckt.

In die durch das Ausscheiden der Ruthenia geschaffene Lücke trat eine neue Verbindung. Am 27. October 1857 wurde die Dorpatensis Fraternitas Academica, mit den Farben Grün-Roth-Gold, in den Ch. C. aufgenommen, eine Corporation, die nur wenige Jahre bestanden hat und für die Geschichte des Ch. C. bedeutungslos gewesen ist.

In das Herbstsemester 1858 fällt ein peinliches Ereigniß. Bei der Beerdigung des im Duell gefallenen Estonen Th. Weiner machte die Universitätsobrigkeit die Chargirten für die Uebertretung eines obrigkeitlichen Verbots verantwortlich; das rief einen bösen Conflict hervor, der am 7. November 1858 die Auflösung des Ch. C. der Obrigkeit gegenüber zur Folge hatte, woran sich nur die Livonia nicht betheiligte. Als sich aber die Universität veranlaßt sah, den Corporationen entgegenzukommen, da erfolgte zwei Tage später, am 9. November, die Reconstituirung.

Mit dem II. Semester 1859 wurde eine Frage akut, die den Ch. C. durch Jahre auf das Lebhafteste beschäftigt hat. Mehr als zwei Jahrzehnte waren verflossen, seitdem in Erlangen die erste Studentenverbindung mit specifisch christlicher Tendenz aufgetreten war, und seitdem hatte sich der Wingolf auf allen deutschen Universitäten festgesetzt. Auch in Dorpat gewannen seine Ideen und Bestrebungen Boden. Innerhalb des „Theologischen Abends" kam die Tendenz zur Geltung, sich zu einer Corporation zu constituiren und in den Ch. C. einzutreten, und am 27. November 1859 suchten 25 Burschen um die Aufnahme einer Arminia mit den Farben Schwarz-Weiß-Gold nach. Die junge Schöpfung erregte Mißtrauen; man hatte das Gefühl, daß sie etwas Besonderes erstrebe und befürchtete, daß sie mit ihren Ideen und Tendenzen dem Ch. C. Schaden bringen könnte. Ihr wurde daher die Frage vorgelegt, wie sie sich zum Duell zu stellen gedenke. Die Antwort lautete: Die Arminia habe das ernste Streben, ihr Gemeinschaftsleben auf dem Boden christlicher Sittlichkeit aufzubauen und glaube, daß sich ihre Mitglieder durch ihre moralische Ueberzeugung gedrungen fühlen würden, bei Ehrenhändeln nur von der mündlichen Genugthuung Gebrauch zu machen. Das erregte im Ch. C. einen gewaltigen Sturm. Besonders waren es die Curonia und die Estonia, welche in schärfster Weise gegen die junge Verbindung Opposition machten. Sie

vertraten den Standpunkt, die Arminia stimme mit den Lebensinteressen des Ch. C. nicht überein; sie beanspruche eine Sonderstellung, indem sie ihr Vereinsleben nach den Principien der christlichen Moral gestalten und damit einem dringenden Bedürfniß in der Burschenwelt abhelfen wolle; ein Sittlichkeitsprincip im Gegensatz zu den bestehenden Corporationen dürfe nicht gedacht werden, denn auch diese seien überzeugt, daß sich ein wahres Burschenleben nur auf dem Boden wahrer Sittlichkeit entfalten könne; was das specifisch christliche Sittlichkeitsgefühl anbetreffe, so müsse das Sache des Einzelnen sein; dem christlichen Streben des Individuums legten aber die bisherigen corporativen Institutionen kein Hinderniß in den Weg; die Aufnahme der Arminier würde in den Ch. C. Gegensätze bringen, die den ganzen Burschenstaat erschüttern könnten. Die Stellungnahme der Curonia und Estonia hat das Schicksal der Arminia entschieden. Sie wurde in den Ch. C. nicht aufgenommen. Jetzt suchte sie um Anerkennung als „Burschenverbindung", ohne Sitz und Stimme, d. h. um das Recht nach, Farben zu tragen und Ehrenrichter zu besitzen. Auch hierin willfahrte ihr der Ch. C. nicht, sondern schuf auf Antrag der Estonia am 23. August 1860 in den „Allgemeinen Regeln" den Commentpunkt: Corporationen können nur als Glieder des Ch. C. bestehen; Corporationen, welche sich den Beschlüssen des Ch. C. nicht fügen, sind aufzulösen.

Im Jahre 1859 war im Schooß des Chargirtenconvents ein Conflict ausgebrochen, der die verderblichsten Folgen hätte haben und gar zur Auflösung des Chargirtenconvents hätte führen können. Am 18. Sept. 1859 waren der Livonia und der Fraternitas Academica in Folge einer Auflehnung gegen die Beschlüsse des Chargirtenconvents Sitz und Stimme auf denselben auf so lange genommen, bis sie sich fügen würden. Die beiden Corporationen schufen aber die Farce eines zweiten Chargirtenconvents, der nun den alten aufforderte, mit ihm in ein Cartellverhältniß zu treten. Daraufhin wurden Livonia und Academica aufgelöst. Die Sachlage wurde verwickelter, als der Curator in den Conflict eingriff, jetzt stand die Existenz des Chargirtenconvents auf dem Spiel. Nur die selbstlose Erklärung der Bestraften, die Auflösung sei wohlverdient gewesen, rettete den Chargirtenconvent im Augenblick der höchsten Gefahr. Nach wenigen Wochen war der Conflict beigelegt und Livonia und Academica traten wieder in den Chargirten-Convent ein.

Mit den sechziger Jahren beginnt in gewissem Sinn eine neue Aera in der Geschichte des Chargirten-Convents. Die ersten Monate des

Jahres 1862 brachten die völlige Abschaffung der Uniform und die Erlaubniß zum öffentlichen Tragen der corporellen Abzeichen. Damit traten die Corporationen, die den Chargirtenconvent bildeten, an die Oeffentlichkeit.

Die erste Hälfte des siebenten Jahrzehnts wird durch eine wesentliche Veränderung im Bestande des Chargirtenconvents gekennzeichnet. Während die Academica ihre Existenz einbüßte, drängte der Wingolf an, verlangte das Wildenthum Betheiligung am Regiment und machten sich die Forderungen einer nationalen Gruppe geltend.

Die Stellung der Fraternitas Academica war stets eine schiefe gewesen. Zudem hatten es die schlimmen Geldverhältnisse, an denen die Corporation stets laborirte, dazu gebracht, daß im I. Semester 1861 fast sämmtliche Mitglieder der Verbindung auf Ehrenwortsbruch verklagt waren. Am 21. Februar dieses Jahres proponirte die Curonia die Dorpatentis Fraternitas Academica wegen „demoralisirenden Einflusses" aufzulösen. Dem Votum des Chargirtenconvents glaubte die Academica zuvorkommen zu können, indem sie sich am 23. Februar mit Vorbehalt von Namen, Wappen und Farben auflöste. Dieser Vorbehalt fand jedoch nicht die Anerkennung des Chargirtenconvents, worauf die Mitglieder der aufgelösten Verbindung sich rucken ließen.

Um dieselbe Zeit trat eine Anzahl Burschen russischer Nationalität mit der Forderung auf, ihr eine Sonderstellung neben dem Chargirtenconvent mit eigener Gerichtsbarkeit und eigenem Ehrengericht einzuräumen. Der Chargirtenconvent willfahrte diesem Wunsch, zumal er von einer Gruppe ausging, die ihm dem Geiste nach so fremd war. Doch es bedurfte langdauernder Verhandlungen, bis der Vertrag zum Abschluß kommen konnte. Erst am 18. Oktober 1861 wurden die sogenannten Conventionen, mit der aus nur 11 Gliedern bestehenden Gemeinschaft der Burschen russischer Nationalität abgeschlossen. Der Inhalt dieses Vertragsinstrumentes ist kurz folgender: Nur Burschen russischer Nationalität gehören der Verbindung an; dieser steht eigene Jurisdiction zu, doch fügt sie sich dem Ehrengericht und garantirt alle Ruckungen des Chargirtenconvents mit Ausnahme derjenigen, welche wegen Nichtgarantirens des allgemeinen Comments verhängt werden; den Russen ist das Pistolenduell gestattet.

Nur kurze Zeit hat sich diese Verbindung erhalten können. Nicht nur schmolz sie nummerisch stark zusammen, auch zum Chargirtenconvent verstand sie nicht Beziehungen zu erhalten, die ihrer Existenz förderlich

sein konnten. Am 12. September 1862 wurden die Conventionen auf Antrag der Fraternitas Rigensis aufgehoben, da die Gemeinschaft der Russen erklärt hatte, daß sie dieselben in ihrem ganzen Umfang nicht mehr garantiren wollte.

Im November 1865 suchten 4 Russen um Erneuerung der Conventionen nach. Ihre Vorlage fand beim Chargirtenconvent diesesmal keinen Anklang und die Verhandlungen wurden erfolglos durch Semester hingezogen. Da zeigten im Jahre 1868 unvermuthet 11 Burschen russischer Nationalität an, daß sie die Ruthenia, die sich mit üblichem Vorbehalt 1857 aufgelöst, reconstituirt hätten. Da sie aber die Einwilligung der ehemaligen Mitglieder der Ruthenia nicht beibringen konnten, erhielt ihr Schritt nicht die Sanction des Chargirtenconvents.

Diese Verhandlungen mit den Russen veranlaßten nun den Chargirtenconvent, die Existenz der Corporationen von einem Minimum von 20 Mitgliedern abhängig zu machen. Durch diese Minimalzahl wurde eine gewisse Lebensfähigkeit des Corps gewährleistet.

Ueber die sogenannten Sectionen, jener Wildenverbindung, die im Jahre 1862 Aufnahme im Chargirtenconvent fand, habe ich bereits in meinem Aufsatz über das „Ringen des landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Princips" ausführlich gehandelt. Hier sei nur kurz hervorgehoben, daß am 26. September 1862 etwa 120 Wilde an den Chargirtenconvent das Gesuch richteten, ihnen zu gestatten, drei Repräsentanten in den Chargirtenconvent zu entsenden, sowie eigene Untersuchungs- und Ehrenrichter zu besitzen, was ihnen vom Chargirtenconvent bereitwillig gewährt wurde. Doch als die Sectionen am 5. Mai 1864 den Antrag stellten, den Chargirtenconvent durch einen Repräsentantenconvent zu ersetzen, waren sie in stricten Gegensatz zu den Traditionen der Corporationen getreten; schon am 25. September desselben Jahres mußten sie dem Chargirtenconvent anzeigen, daß sie sich wegen herrschender principieller Divergenz aufgelöst hätten. Schließlich will ich noch hervorheben, daß die Reibungen mit den radikalen Sectionen dazu geführt haben, daß die Bildung neuer Verbindungen erleichtert wurde; fortan sollte neuen Corporationen die Anerkennung ertheilt werden, sobald diese 30 honorige Burschen im engeren Sinne zählten, die den Comment mit dem Ehrenworte garantirten und die Interessen des Burschenstandes zu vertreten versprächen.

Dieser Commentpunkt hat die Arminia in den Chargirtenconvent hineingebracht. Ein Gesuch derselben vom 24. Januar 1863 um Sitz

und Stimme war abschlägig beschieden worden, im folgenden Semester hatte die Verbindung den gleichen Mißerfolg. Ihre Argumentation, daß eine Verbindung von Antiduellanten keineswegs den Principien des allgemeinen Comments widerspreche, da doch der Antiduellantismus die gesetzliche Anerkennung erlangt habe, überzeugte den Chargirtenconvent nicht. Als aber nun, wie wir gesehen, im Jahre 1864 die Bestimmungen über die Bildung neuer Corporationen einer Modification unterzogen worden waren, da konnte auch der Arminia die Aufnahme nicht mehr verwehrt werden. Bald fanden sich die nöthigen 30 honorigen Burschen und am 3. März 1865 trat die Arminia nach jahrelangem Ringen in den Chargirtenconvent ein.

Leider ist es der Arminia aber nicht gelungen, sich die richtige Stellung im Chargirtenconvent zu erringen. Symptomatisch ist die Thatsache, daß ihr, als sie an einem 21. April Gegenstand von Spottgesängen geworden und dafür Genugthuung verlangte, nur die Erklärung wurde, das Betragen der betreffenden Bursche sei der Würde des Chargirtenconvents unangemessen gewesen. Besonders heftig agitirte die Curonia gegen die ihr unsympathische Verbindung, doch fand ihr Antrag, dieselbe aufzulösen, keinen Anklang. Da erklärte die Arminia am 4. Mai 1866 ihre Selbstauflösung, die aber, da ihre Erklärung Beleidigungen enthalten hatte, nicht anerkannt wurde. Am 22. Mai 1866 wurde die Arminia vom Chargirtenconvent aufgelöst.

Die wichtigste Reform, die der Chargirtenconvent in den sechziger Jahren in's Leben gerufen, ist die Begründung des Burschengerichts. Am 24. August sandte die Estonia eine Schrift folgenden Inhalts an den Chargirtenconvent: die gegenwärtige Gerichtsverfassung machte es schwer, den objectiven Thatbestand klar zu stellen, und geradezu unmöglich bei Beurtheilung des Delictes subjective Momente heranzuziehen. Die Mehrzahl der im Chargirtenconvent repräsentirten Burschen könne sich nicht in genügendem Maße informiren und die Vermittelung der Untersuchungscommission mache ein Urtheil nach moralischer Ueberzeugung fast unmöglich. Darum proponire die Estonia, die Zahl der Richter zu beschränken, diesen aber das Urtheilen einzuräumen und ihnen die Heranziehung subjectiver Momente zu erleichtern. Energischem Widerspruch begegnete die Estonia mit ihrem Vorschlage bei der Curonia und der Rigensis. Diese vertraten den Standpunkt, daß bei Vergehen der Burschen die Strafe als eine Reaction der Allgemeinheit aufzufassen sei, und daß demnach der

Einzelne nur von der Gesammtheit der Burschen, dem Chargirtenconvent gerichtet werden könne.

Am 17. März 1864 kam es im Chargirtenconvent zur Abstimmung über die Proposition der Estonia: die Livonia und die Sectionen stimmten pro, Curonia und Rigensis contra. Damit hatte die Estonia den Sieg errungen. Am selben Tage sandte die Curonia eine Schrift an den Chargirtenconvent mit der Erklärung: Sie acceptire das Burschengericht nicht; die Majorität im Chargirtenconvent habe nicht das Recht, die dem allgemeinen Comment zu Grunde liegenden Principien zu ändern oder zu erweitern und könne nur für die direct aus jenen Grundprincipien abgeleiteten Bestimmungen fordern, daß man ihnen unweigerlich entspreche; eine Aenderung der Grundlage der Burschenverfassung sei von der Uebereinstimmung Aller abhängig; das Grundprincip des allgemeinen Comments sei das Streben, einen jeden Burschen zum freien Mann zu machen, der über sich und über andere selbst das Urtheil zu sprechen vermöge, und sich nicht von einem Dutzend Burschen seine Stellung anweisen zu lassen braucht; durch den Beschluß des Chargirtenconvents sei der allgemeine Comment in seiner bindenden Kraft aufgehoben, die Curonia nehme nach wie vor die Stellung einer den übrigen Conventen gleichberechtigten Corporation ein. Die Antwort auf diese Erklärung war die Auflösung der Curonia durch den Chargirtenconvent, die am 20. März 1864 erfolgte. Als die Curonia gegen diesen Act protestirte, wurden ihre Glieder geruckt.

Am 18. Mai 1864 ist nun das Burschengericht, auf Grund des Beschlusses vom 17. März gegründet werden: Das Burschengericht, bestehend aus je drei Gliedern jeder im Chargirtenconvent repräsentirten Verbindung, ist das richtende und zugleich strafende Forum des Chargirtenconvents; aus der Zahl der Richter wird ein Präses und ein Protocollführer gewählt; das Burschengericht ist verpflichtet, jede von Burschen anhängig gemachte oder gegen Burschen gerichtete Klage anzunehmen; die ordentliche Sitzung, die zu Anfang jeden Monats stattfindet, ist eine öffentliche; hier werden die Parten befragt und dürfen sich die Beklagten vertheidigen; nach beendetem Verhör findet Urtheilsfällung statt; über das Urtheil wird dem Chargirtenconvent Mittheilung gemacht, diesem liegt nur die Ausführung ob.

Nachdem die Curonia am 3. März 1865 wieder in den Chargirtenconvent eingetreten war, glaubte die Estonia, die Urheberin des Burschengerichts, dem Princip, das zum Ausscheiden einer Corporation hatte führen

können, in Einigem Rechnung tragen zu müssen und proponirte am 5. October die Errichtung eines aus sämmtlichen stimmberechtigten Mitgliedern der im Chargirtenconvent vertretenen Corporationen bestehenden Apellationsgerichts in dem nach Conventen gestimmt wurde, wobei sowohl dem Beklagten, als auch jedem Convent das Recht zur Apellation zustände. Wohl ging die Proposition der Estonia durch, doch war die neue Schöpfung nur eine theoretische Construction. Davon konnte sich der Chargirtenconvent auch schon sehr bald überzeugen. Wieder wurde die Frage über das Gerichtswesen principiellen Erörterungen unterzogen, wobei die alten Gegensätze, unausgetragen auf einander platzten. Endlich am 6. März 1872 wurde ein Abschluß erreicht, indem das Apellationsgericht aufgehoben und das Burschengericht in seinen Competenzen zu Gunsten der Conventе stark beschränkt wurde: Von nun ab hatte das Burschengericht die Untersuchung zu führen, das „schuldig" oder „unschuldig" zu sprechen und Fixation nebst Strafmaß zu proponiren; die definitive Entscheidung stand dem Chargirtenconvent zu.

Als der Chargirtenconvent im Jahre 1868 die Frage behandelte, vor welches Forum die Disciplinarvergehen der Beamten des Chargirtenconvents competirten und keine Einigung zwischen den beiden herrschenden Ansichten geschaffen werden konnte, da sah sich die Rigensis zu einem Schritte veranlaßt, der für den Chargirtenconvent einen schweren Schlag bedeutete. Während nämlich Estonia und Livonia das Recht den Chargirtenconventsbeamten zu bestrafen dem betreffenden Convent vindiciren wollten, hielten Rigensis und Curonia den Chargirtenconvent allein für befähigt, über seine Beamten abzuurtheilen. Als nun ein vermittelnder Vorschlag der Rigensis durchfiel, zeigte diese am 17. April d. J. wider alles Erwarten „im Bewußtsein, so weit als möglich nachgegeben zu haben" ihre Auflösung an.

Dieser Schritt zwang den Chargirtenconvent einen Compromiß zwischen den beiden divergirenden Ansichten zu schaffen. Es wurde beschlossen, Amtsvergehen der Chargirten, Burschen- und Ehrenrichter dem Burschengericht zur Untersuchung und den Conventen zur Urtheilsfällung zu überweisen. Dieser Beschluß veranlaßte die Rigensis, sich zu reconstituiren und in den Chargirtenconvent wieder einzutreten, was am 18. September 1868 erfolgte.

In den siebziger und achziger Jahren beschäftigt den Chargirtenconvent vornehmlich eine Frage, das Pistolenduell. Am 21. Februar 1866

war der Beschluß gefaßt worden, den am Pauken physisch Verhinderten zu gestatten, vor dem Ehrengericht Pistolen zu wählen. Die Folge dieser Maßregel war natürlich ein starkes Umsichgreifen der Pistolenmensuren, welches bald solche Dimensionen annahm, daß der Chargirtenconvent um seine Existenz besorgt werden mußte.

Schon früh macht sich im Chargirtenconvent das Bestreben geltend, das überhandnehmende Pistolenduell einzuschränken, doch erst im Februar 1872 wurden Maßregeln in dieser Richtung ergriffen. Auf Antrag der Estonia wurde eine ständige Pistolenduellcommission niedergesetzt; dieser hatten fortan alle vom respectiven Corporationsarzt über Paukunfähigkeit auszustellenden Zeugnisse vorgestellt zu werden, wenn eine Pistolenmensur beabsichtigt war.

Mehrere Jahre ruhte nun die Pistolenfrage. Sie trat wieder in den Vordergrund, als die Livonia am 25. Januar 1877 zwei Anträge stellte: Einerseits will sie, um das Duell zu beschränken, die Ehrenrichter zu gründlicher Coramage verpflichten und ihnen das Recht einräumen, eventuell motivirte Erklärungen vorzuschreiben; andrerseits will sie, das in der Folge so treffend mit partiellem Duellantismus bezeichnete Princip in den Comment aufgenommen wissen. Diese Anträge fanden im Chargirtenconvent keinen Anklang.

Schärfere Bestimmungen als die bisher gültigen mußten aber geschaffen werden, da das Pistolenduell gewaltige Dimensionen angenommen hatte. Die Convente waren sich voll und ganz ihrer Pflicht bewußt, für die Sicherung der Hochschule Sorge zu tragen. Nur über die Mittel gingen ihre Ansichten weit auseinander. Die Curonia plaidirte dafür, daß Reißereien im Dorpater Kreise nur mit dem Schläger zum Austrag gebracht werden sollten; die Rigensis verlangte Streichung vor dem Duell und auch dann, wenn diese erfolgt war, Befolgung der Mensurvorschriften. Einen vermittelnden Antrag stellte die Estonia und dieser ist dann angenommen worden: Jeder Bursch ist verpflichtet, vor Ausmachung eines Pistolenduells sich streichen zu lassen; befreit ist er von dieser Verpflichtung nur, wenn er die Legitimation nicht erhalten kann, wenn Reißerei und Mensur außerhalb des Dorpater Kreises stattgefunden haben und schließlich, wenn sein Gegner, der Philister ist, nicht bereit ist zu warten; doch hat im letzteren Fall das Duell außerhalb des Dorpater Kreises stattzufinden.

Durch die Forderung der Streichung war ein äußerst wichtiges Moment in den Comment aufgenommen. Die Maßregel, streng gehandhabt,

konnte der Universität und dem Chargirtenconvent vor den Folgen des überhandnehmenden Pistolenunwesens genügend Schutz gewähren.

Sturm erregte im Chargirtenconvent die Cautionenfrage. Im I. Semester 1872 wurden die Convente veranlaßt, der Frage näher zu treten, ob der Chargirtenconvent das Recht habe, Cautionen die von Burschen für solche ausgestellt waren, im Falle einer Nichteinlösung vor sein Forum zu ziehen wie das bisher gehandhabt worden. Curonia und Rigensis wollten ihm dieses Recht entziehen; ihrer Ansicht nach konnte nur durch Aufhebung der Klagbarkeit der Cautionen dem übermäßigen Schuldenmachen vorgebeugt worden. Estonia und Livonia faßten die Frage theoretisch auf und beantragten, alle Schuldverschreibungen von Studenten klagbar sein zu lassen; sie sahen ein straffälliges Schuldmoment darin, wenn übernommene Verpflichtungen nicht erfüllt wurden, und gaben dabei ihrer Hoffnung Ausdruck, daß die Gefahren eines erleichterten Credits durch strenge Strafen wohl paralysirt werden könnten. Nach langen stürmischen Verhandlungen fand sich doch für keine der beiden Propositionen eine Majorität, und so blieb es denn beim Alten. Als nun am 6. Mai 1873 die Estonia wieder einen Antrag hinsichtlich der Strafbarkeit der Cautionen stellte, wies die Curonia dieselbe als zu unklar formulirt zurück. Auf eine diesbezügliche Interpellation der Estonia hin sandte sie am 18. Mai eine Schrift an den Chargirtenconvent, in der sie die Estonia mit Beleidigungen überschüttete. Diese Schrift wurde „als einer Debatte des Chargirtenconvents unwürdig," zurückgewiesen. Als nun der Forderung der Curonia diesen Beschluß zurückzuziehen, nicht gewillfahrt wurde, erklärte sie am 2. September, der Chargirtenconvent habe seine Hauptpflicht, die darin bestände, seine Glieder vor Beleidigungen zu schützen, versäumt, die Curonia könne ihn daher nicht mehr anerkennen, sondern werde als unabhängige Corporation weiterbestehen. Auf diese Erklärung hin wurde die Curonia vom Chargirtenconvent aufgelöst und ihre Mitglieder am 7. September geruckt.

Das war ein schwerer Schlag für den Burschenstaat. Die dauernde Absonderung der Kurländer wäre von den verderblichsten Folgen für Dorpats Burschenwelt gewesen, ja sie hätte fraglos ihre Einwirkung auch auf die große baltische Gesellschaft nicht verfehlt. Von vielen Seiten wurden Versuche gemacht, den Conflict beizulegen, Philister jeder Farbe suchten ihren Einfluß auf die heißblütigen Jünger der Alma mater geltend zu machen. Sogar die Landesvertreter griffen in die Sache ein und suchten durch den

Rector G. von Oettingen versöhnend einzuwirken. Dieser Pression fügte sich der Chargirtenconvent; er bewilligte den Kurländern ihre Forderungen in allen ihren Stücken. So kam am 7. Februar 1874 der Friede zu Stande.

Während der Conflict mit der Curonia andauerte, hatte der Chargirtenconvent Stellung zu nehmen zum letzten Aufflackern des burschenschaftlichen Princips. Ueber die Geschichte des Wildenverbandes von 1873 habe ich schon in meinem „Ringen des landwirthschaftlichen und burschenschaftlichen Princips in Dorpat" gehandelt. Hier sei nur kurz das Wesentlichste hervorgehoben. Am 6. October 1873 suchten 116 Wilde um Erlaubniß zur Constituirung einer Verbindung nach, die ihnen der Chargirtenconvent auch bereitwillig gewährte. Zu Ausgang des Jahres 1874 proponirte dieser Wildenverband die Errichtung eines facultativen Chargirtenconvents. Er behauptete, die Herrschaft des Chargirtenconvents über die Wilden sei eine unberechtigte. Der Kronscomment habe nur Geltung für die Glieder der Corporationen und die Herrschaft des Chargirtenconvents über die Nichtcorporellen stehe im Widerspruch zu der Burschenfreiheit: demnach solle es Jedem freistehen, die allgemeinen Regeln des Comments anzuerkennen oder nicht. Die Antwort auf diese radicale Proposition konnte nur die Auflösung des Wildenverbandes sein, die am 1. November 1874 erfolgte.

Zu Beginn der sechziger Jahre war der Alma mater Dorpatensis eine zweite baltische Hochschule, das Polytechnicum in Riga zur Seite getreten. Auch hier machte sich der dem deutschen Nationalcharacter innewohnende genossenschaftliche Geist schon früh geltend. Es bildeten sich studentische Corporationen, zunächst die Baltica und Concordia, die durch den Abschluß eines Cartellverhältnisses den Grund zum Rigaer Chargirtenconvent legten. Zu Beginn der siebziger Jahre trat nun dieser mit dem Dorpater (jetzt Jurjewer) in Verhandlungen über den Abschluß eines Cartellverhältnisses. Die directe Veranlassung dazu hatte eine Reißerei zwischen einem Fechtbodisten der Estonia und einem Polytechniker gegeben; die Estonia hatte an den Chargirtenconvent die Anfrage gerichtet, ob er glaube, einen Burschen zur Satisfactionsgabe einem Nichtburschen gegenüber, der nicht Jurjewer (Dorpater) Philister sei, zwingen zu dürfen, was von allen Conventen, außer dem der Livonia, bejaht worden war. Nach langen Verhandlungen wurde am 20. November 1873 die Convention der beiden Chargirtenconvente abgeschlossen. Diese

beruht auf folgender Grundlage: Studenten und Polytechniker sind verpflichtet, sich gegenseitig Satisfaction zu geben und sich bei Reißereien einem Schiedsrichter zu unterwerfen; beide Chargirtenconvente zeigen sich gegenseitig ihre Ruckungen an; commentwidrige Handlungen bei einer Reißerei werden vom betr. Schiedsgericht dem competenten Forum angezeigt.

Im Jahre 1874 war, wie wir gesehen, der böse Conflict im Schooße des Chargirtenconvents, der zum Austritt der Curonia geführt hatte, glücklich beigelegt worden. Wenige Jahre später überraschte die Rigensis den Chargirtenconvent mit der Anzeige ihrer Selbstauflösung. Im Jahre 1876 war an Stelle der einzelnen Corporationsärzte, behufs Ausstellung von Zeugnissen über die Paukfähigkeit der Duellanten, ein Chargirtenconventsarzt ernannt worden. Gründe, die uns unbekannt geblieben, veranlaßten nun die Rigensis gegen Ausgang des Jahres 1878 die Absetzung des damaligen Arztes zu beantragen. Gleichzeitig war eine Reihe anderer Propositionen der Rigensis vom Chargirtenconvent verworfen worden. Die Antwort der Rigensis war ihre Selbstauflösung. Sie erklärte, den Comment nicht garantiren zu wollen, da sie sich bei der Wahl eines Vertrauensmannes, wie es der Arzt doch sei, nicht majorisiren lassen wolle. Auf diese Erklärung hin, wurden die Glieder der Fraternitas geruckt. Doch schon in den ersten Wochen des Jahres 1879 kam der Friede wieder zu Stande und nahmen die Chargirten der Rigensis ihre Plätze auf dem Chargirtenconvent wieder ein.

Seit den siebziger Jahren macht sich auf unserer Hochschule ein starkes Wachsthum der Studentenschaft geltend. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in erster Linie fraglos in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Die Zahl der Immatriculirten überstieg bald die Ziffer Tausend. Da boten die bestehenden studentischen Verbindungen keinen Raum mehr für alle Elemente, welche das corporelle Leben anzog, das Wildenthum wuchs in einer auch für den Chargirtenconvent gefährlichen Weise an. Das führte nun dazu, daß sich einerseits das Bestreben nach Begründung neuer Verbindungen geltend machte, andrerseits der Chargirtenconvent diese Bewegung begünstigte, solange die alten Landsmannschaften in ihrer Majorität einen naturgemäßen Entwickelungsgang gewährleisteten und die neuaufgenommenen Corporationen keine den allgemeinen Ideen widersprechenden Tendenzen verfolgten.

Am 15. Mai 1879 trat als erste die Neobaltica mit den Farben Hellblau-Weiß-Orange in den Chargirtenconvent ein. Ihr folgte nach zwei Jahren die Fraternitas Academica mit den Farben Violett-Hellblau-Weiß und am 9. Mai 1882 das erste nationale Corps, die Lettonia mit den Farben Grün-Blau-Gold. Der Versuch, auch eine ehstnische Verbindung unter dem Namen Vironia und mit den Farben Dunkelblau-Schwarz-Weiß in den Chargirtenconvent hineinzubringen, ist gescheitert. Nach langen Verhandlungen zogen die Gründer dieser Verbindung am 3. Juni 1882 ihr Gesuch um Aufnahme zurück.

Am 16. November 1884 fand die Tarbatonia mit den Farben Dunkelblau-Gelb-Weiß Aufnahme in den Chargirtenconvent. Jedoch ist es dieser Verbindung nicht gelungen, sich eine Stellung zu erringen. Schon am 8. Mai 1887 wurde sie auf Antrag der Curonia, Estonia, Rigensis und Academica vom Chargirtenconvent aufgelöst, ihre Glieder aber auf solange geruckt, bis sie sich dem Comment fügen, und eine dem beleidigenden Tone ihrer letzten Schrift entsprechende Erklärung abgegeben haben würden.

Der letzte Versuch eine Corporation in den Chargirtenconvent zu bringen ist im Jahre 1890 gemacht worden. Am 23. Februar d. J. suchten 30 Burschen meist ehstnischer Nationalität um die Aufnahme der Fraternitas Viliensis mit den Farben Blau-Schwarz-Weiß nach. Dieses Gesuch zog lange Verhandlungen im Chargirtenconvent nach sich, bis die Viliensis endlich am 8. September Aufnahme fand.

Doch ist ihr von Seiten des Curators die Bestätigung nicht ertheilt worden und haben in Folge dessen ihre Vertreter die ihnen eingeräumten Sitze auf dem Chargirtenconvent nicht einnehmen können, ist doch die Existenz jeder Corporation gemäß den Bestimmungen des Kronscomments von der obrigkeitlichen Bestätigung abhängig.

Eine andere Frage wurde tangirt, als am 28. Februar 1886 der jüdische „Musikalisch-Literarische Verein" um das Recht nachsuchte farbige Abzeichen tragen zu dürfen. Dieses Gesuch wurde vom Chargirtenconvent abgewiesen und am 4. April d. J. auf Antrag der Rigensis im Princip beschlossen, dem Chargirtenconvent nicht angehörigen Corporationen das Tragen farbiger Abzeichen überhaupt nicht zu gestatten.

Wenden wir uns nun zu den übrigen Fragen, welche den Chargirtenconvent während des letzten Jahrzehnts besonders beschäftigt haben. Im Verlauf einer vieljährigen Praxis hatte sich im Burschengericht das Bedürfniß nach einer Beschleunigung seines Verfahrens fühlbar gemacht. Darum wurde

das Burschengericht im II. Semester 1883 nach fast zwanzigjährigem Bestehen, in zwei Sectionen getheilt. Die Aufgabe der ersten bestand darin, die auf Ruckung tendirenden Klagen, die der zweiten die auf Verweisstrafe tendirenden Bagatellsachen zu untersuchen. Von einer Plenarversammlung werden letztere abgeurtheilt und in Ruckungsklagen Fixation und Strafmaß dem Chargirtenconvent proponirt; dabei wurde die von drei auf zwei herabgesetzte Zahl der Burschenrichter wieder auf ihre ursprüngliche Höhe gebracht und einer der Burschenrichter für die zweite Section designirt.

Die Verhandlungen des Chargirtenconvents in den achtziger Jahren erhalten ihren Character durch die Pistolenfrage. Es waren nicht so sehr theoretische Erörterungen über die Berechtigung der Pistole als Burschenwaffe, die den Chargirtenconvent beschäftigten, als vielmehr die großen Unzuträglichkeiten, welche das Umsichgreifen des Pistolenduells mit sich brachte. Dabei trat der Chargirtenconvent in stricten Gegensatz zur principiellen Auffassung der Pistolenmensur, welche der Mehrheit seiner Mitglieder eigen war, darum ist es ihm nicht hoch genug anzurechnen, daß er vor allem im Interesse der Integrität unserer Hochschule darauf hinarbeitete die Pistolenduelle auf ein möglichst geringes Maß zu reduciren. Während das Duell von der großen Gesellschaft gepflegt wird, arbeitet eine Verbindung heißblütiger Jünglinge darauf hin, dasselbe möglichst einzuschränken! Und das um höherer Ideale willen!

Fast in jedem Semester hat den Chargirtenconvent die Pistolenfrage beschäftigt. Wir können hier natürlich nur die wichtigsten Momente hervorheben. Jeder Bursch war verpflichtet, vor Ausmachung eines Pistolenduells sich streichen zu lassen. Nun war die Zahl derer, die wegen Betheiligung an Pistolenmensuren verhindert waren, sich wieder immatriculiren zu lassen in stetem Wachsen begriffen. Im Jahre 1881 wurde diese Frage vom Chargirtenconvent aufgenommen, um für ein Jahr im Vordergrunde zu bleiben. Nach langen Verhandlungen, die ursprunglich zu keinen Resultate zu führen schienen, fand man schließlich in der von der Rigensis beantragten Schöpfung des Burschenphilisterthums, das schon früher bestanden, einen Ausweg. Burschphilister sollte sein: Jeder, der an unserer Hochschule immatriculirt gewesen, aber nicht nach bestem Wissen und Gewissen erklären kann, daß er sein Studium dort definitiv aufgegeben hat, Jeder, der nach beendetem Studium noch keinen bürgerlichen Beruf gehabt und in unserer Universitätsstadt lebend, meist in studentischen Gesellschaften verkehrt, ferner die freien Zuhörer der Universität und schließlich Jeder, der auf einer anderen Hochschule studirt

hat, sich aber behufs Erlangung eines academischen Grades in unserer Universitätsstadt aufhält; in streitigen Fällen entscheidet der Chargirtenconvent.

Die Stellung dieser Burschphilister dem Chargirtenconvent gegenüber wurde geklärt, als am 3. Mai 1886 von allen Conventen die Proposition der Estonia angenommen wurde, die Burschphilister, soweit sie mit Burschen in Collision gerathen der Jurisdiction des Chargirtenconvents zu unterwerfen; ein Beschluß, der um so berechtigter war, als der Unterschied in der Lebensstellung zwischen Bursch und Burschphilister ein rein äußerlicher war.

Nachdem der Chargirtenconvent im Jahre 1885 ganz besonders lebhafte Verhandlungen gepflogen hatte, die darauf gerichtet waren, Maßregeln zu schaffen, die das Pistolenduell einzuschränken geeignet wären, kam im I. Semester 1887 eine principielle Frage, die Anerkennung des partiellen Duellantismus auf's Tapet. Schon vor zehn Jahren war ein Antrag der Livonia nach dieser Richtung im Chargirtenconvent energischem Widerspruch begegnet, im Februar 1887 wurde die Frage durch die Weigerung eines Duellanten auf Pistolen loszugehen wieder angeregt. Es folgten nun langwährende erbitterte Verhandlungen. Endlich gelang es die drohende Gefahr, die für den Chargirtenconvent in der Anerkennung des partiellen Duellantismus lag, abzuwenden. Die Livonia stellte sich auf einen practischen Standpunkt; sie wollte die Gefahren, die der Universität und Burschenwelt durch unglückliche Mensuren erwachsen, abwenden, indem sie dem Duellanten das Recht einräumte, ein Pistolenduell zurückzuweisen. Ihr schlossen sich Neobaltia und Lettonia an. Erstere ging sogar soweit, daß sie das Pistolenduell überhaupt für Burschen abgeschafft wissen wollte. Die Majorität, die am 22. März 1887 den Sieg errang, setzte sich diesesmal aus Curonia, Estonia, Rigensis, Academica und Tarbatonia zusammen. Diese stellten sich auf den Standpunkt, daß vom Chargirtenconvent nur derjenige als Duellant betrachtet werden könne, der mit der commentmäßigen Waffe Satisfaction zu geben bereit sei, d. h. dem paukfähigen Burschen oder Burschphilister mit dem Schläger, dem paukunfähigen aber mit der Pistole; wer den Gedanken des Zweikampfes um verletzter Ehre willen nicht als unsittlich von der Hand weist, in dessen Augen kann dieser Zweikampf nicht deswegen unsittlich werden, weil er mit der Pistole und nicht mit dem Schläger ausgemacht wird; der partielle Duellantismus, einmal anerkannt, würde den Chargirtenconvent auf das empfindlichste schädigen, ja könne wohl seinen Untergang nach sich ziehen; zunächst bringe er die Gefahr mit sich, daß die ganze Burschenwelt, statt in zwei, noch keineswegs

mit einander ausgesöhnte Ueberzeugungslager, jetzt in vier geschieden werde. Der Livonia wurde vorgehalten, daß eine Anerkennung des partiellen Duellantismus gerade ein starkes Anwachsen der Pistolenmensur zur Folge haben müsse. Daß aber um höherer Ideale willen das Pistolenduell möglichst eingeschränkt werden müsse, darüber waren auch die principiellen Verfechter seiner Integrität einig.

Zu Ausgang der achtziger Jahre hatte die Zahl der Pistolenmensuren eine Höhe erreicht, wie noch nie zuvor. Der Damm, den der Chargirtenconvent errichtet, erwies sich als nicht hinreichend genug. Und das in einem Zeitpunkt, wo sich Verhältnisse geltend machten, die den Chargirtenconvent veranlaßen mußten, alles dranzusetzen, um seine moralische Integrität zu wahren. Er war sich dessen vollkommen bewußt, daß er durch Maßregeln, die dem verhängnißvollen Uebel zu steuern vermöchten, der Alma mater Dorpatensis einen unschätzbaren Dienst erweisen und dabei seine eigene Existenz befestigen werde. Im I. Semester 1888 begannen die Verhandlungen, die einen erregten, leidenschaftlichen Character annahmen und schließlich sogar zu Zerwürfnissen zwischen den einzelnen Corporationen und innerhalb derselben führten. Nachdem die Proposition der Estonia, die dem einzelnen die Erklärung gestatten wollte, das Pistolenduell widerstreite seiner „patriotischen Ueberzeugung," durchgefallen war, wurden am 14. und 21. März die endgültigen Beschlüsse gefaßt. Die Bedeutung derselben liegt darin, daß sie dem immatriculirten Burschen auf das strengste verbieten auf Pistolen loszugehen, oder aber sich als Secundant oder Unparteiischer an einer Pistolenmensur zu betheiligen, daß sie ferner die territorialen Bestimmungen verschärften, dem Ehrengericht an's Herz legten alle Mittel anzuwenden, um eine Pistolenmensur zu verhindern, strenge Strafen für Uebertretung der Pistolenbestimmungen ansetzten und die Selbstklagepflicht schufen.

Weiter konnte der Chargirtenconvent nicht gehen. Es stellte sich vielmehr heraus, daß er zum Theil Undurchführbares geschaffen hatte. Vor allem kam die Selbstklage nur äußerst selten zur Geltung. Das hatte die reactionären Beschlüsse vom 23. September 1891 zur Folge.

Viel Bewegung hat im Chargirtenconvent auch sein Conflict mit dem Handwerkerverein gebracht. Als dieser sich weigerte, den Burschen Mitgliederrechte und Vertretung im Vorstande zu gewähren, wurde er am 10. November 1887 auf so lange geruckt, bis eine Einigung erzielt würde. Veränderte Verhältnisse aber veranlaßten den Chargirtenconvent im Jahre

1890 von seiner Forderung abzustehen, worauf am 11. Mai die Ruckung aufgehoben wurde.

Am 18. Februar 1890 überraschte die Fraternitas Academica den Chargirtenconvent mit der Anzeige, daß sie sich mit Vorbehalt von Namen, Farben und Wappen aufgelöst habe. Als Motivirung führte sie Folgendes aus: Sie stehe im Widerspruch zum Chargirtenconvent hinsichtlich ihres seit Jahren vertretenen Standpunktes betreffend das Cartellverhältniß Geruckten gegenüber und wolle von diesem Standpunkt nicht abgehen, da die entgegengesetzte Ansicht dem Ehrbegriff und Rechtsgefühl des Einzelnen widerstreite; bisher habe sie sich der Majorität gefügt; jetzt aber, wo in Folge der scharfen Pistolengesetze die Zahl der Geruckten in stetem Wachsen sei, spreche sie dem Chargirtenconvent strict das Recht ab, eine Person für satisfactionsunfähig zu erklären, die deßwegen geruckt sei, weil sie den Comment, der ihrer innersten Ueberzeugung widerstreitet, nicht als bindende Regel anerkennen mag; da die Fraternitas dem Chargirtenconvent nicht angehören wolle, so lange dieser den genannten Standpunkt einnehme, so löse sie sich bis auf Weiteres auf. Am folgenden Tage lief die Erklärung der früheren Academiker, den Comment nicht weiter garantiren zu wollen ein.

Aber schon am 26. August desselben Jahres lag ein Gesuch der reconstituirten Fraternitas Academica um Wiederaufnahme in den Chargirtenconvent vor, das am 30. September bewilligt wurde. Doch am 25. October 1891 sah sich der Chargirtenconvent veranlaßt die Fraternitas Academica von sich aus aufzulösen. Diese Entscheidung beantwortete die Academica damit, daß sie sich auf Grund der ihrem Vertreter durch den Rector mitgetheilten curatorischen Entscheidung, unabhängig vom Beschluß des Chargirtenconvents, auflöste.

Sechs Jahrzehnte sind über den Chargirtenconvent dahingegangen. Zeiten ruhiger Entwickelung und stürmischer Erregung haben sich abgewechselt; doch stets ist sich der Chargirtenconvent der Aufgabe bewußt gewesen, die er auf sein Banner gesetzt, Ehrenhaftigkeit und guten Ton in der Burschenwelt zu wahren. Der Segen, den er damit der Heimath, der Hochschule und ihrer Jüngerschaft gebracht, ist unschätzbar. Der Heimath, wurde ein gesundes Geschlecht herangezogen, die Universität fand im Burschenstaat ihre beste Stütze und der Studentenwelt bewahrte der Chargirtenconvent seine höchsten Ideale.

Die Verhältnisse haben sich geändert. Die alten Zeiten sind unwiederbringlich dahin. Das sociale Leben der Heimath hat Formen annehmen

müssen, in die sich unsere Gesellschaft noch nicht zu finden weiß. Ueberall ist es ein Tasten und Tappen, überall sucht man die neuen Formen an die in Jahrhunderte langer Entwickelung ausgebildeten Ideale anzupassen. Auch im Chargirtenconvent gährte es. Die letzten Jahrzehnte haben Elemente in die Burschenwelt gebracht, welche Burschicosität anders auffassen, die letzten Jahre haben Formen geschaffen, in welche nach Ansicht Vieler der Chargirtenconvent in seiner bisherigen Gestalt nicht hineinpaßt. Es gilt jetzt neue Formen ausfindig machen. Darüber scheint man doch schon einig zu sein, daß der Chargirtenconvent auf der bisherigen Basis nur noch zu seinem eigenen Schaden fortbestehen kann. Doch leider werden auch Stimmen laut, welche die Existenz des Chargirtenconvents überhaupt für unthunlich halten. Wir glauben aber im Sinne der weitesten Kreise zu handeln, wenn wir unserer Hoffnung Ausdruck geben, es möge der Chargirtenconvent noch lange seine fruchtbringende Thätigkeit, wenn auch auf veränderter Grundlage, fortsetzen.

Welche Bedeutung hat die Philosophie für das praktische Leben?

Eine skeptische Betrachtung.

Solange die Ueberlieferung zurückreicht, grübelt der Menschengeist über des Welträthsels Lösung. Jahrtausende versanken in den Abgrund der Vergangenheit, Völker und Geschlechter vergingen und entschwanden mit ihnen, in stetem Wechsel wie die Wellen eines endlosen Meeres in die Ewigkeit verklingend. Was eine Epoche baute, zerfiel in Trümmer um der folgenden Raum zu bieten. Immer neu in der äußeren Kulturform, doch stets das gleiche in seinem Dichten und Trachten, Lieben und Hassen kämpfte sich das Menschenleben durch's Dasein, nie ermüdend in der Hoffnung die Sphinx zu ergründen. Aber stumm und ehern blickt diese den Menschen an, heute wie vor Jahrtausenden. Hat auch dieses ohnmächtige Ringen von Zeit zu Zeit Perioden geistiger Ermattung Platz gemacht, in welchen sich die Menschheit im Taumel oberflächlicher Genußsucht über den Ernst des Lebens hinwegzutäuschen suchte, immer tauchte das fragende Antlitz wieder auf und mit erneuter Kraftanstrengung rang die Welt nach der Wahrheit.

Und was ist denn die innerste Triebfeder dieses Strebens? Es ist nicht der Wissensdurst nach übersinnlichen Dingen, nicht das „metaphysische Bedürfniß", sondern vielmehr die Frage des allereigensten Lebensräthsels: Wozu lebe ich? Hat mein Leben seinen definitiven Abschluß und somit seinen alleinigen Inhalt und Zweck in dieser Welt, oder steht mir eine Zukunft bevor, für welche mein diesseitiges Leben nur eine Vorbereitung ist? — Dieses sind die Fragen, die in das Leben jedes einzelnen Menschen, mag er arm oder reich, beschränkt oder hochbegabt sein, mit eiserner

Gewalt eingreifen, und jeder Einzelne, je nach seiner geistigen Entwickelung mehr oder minder sich dessen bewußt werdend, erkämpft sich seine praktische Lebensanschauung, nach welcher er sein Leben richtet.

Nicht selten begegnet man der Ansicht, als lebe die überwiegende Mehrheit der Menschen ganz ohne sich von einer Lebensanschauung leiten zu lassen in den Tag hinein, nur den jeweiligen Empfindungen und Gelüsten folgend. Diese Auffassung muß jedoch in dieser Form als eine vollkommen falsche bezeichnet werden. Jede Handlung, wenn sie nicht Reflexbewegung ist, wie beispielsweise das Schreien bei Schmerzempfindung, ist als Folge einer Bethätigung des Intellectes, also eines Denkvorganges, anzusehen. Dieser Vorgang mag dem betreffenden Individuum zum Bewußtsein kommen oder nicht, er findet nichtsdestoweniger immer statt. Das denkende Gehirn, der Intellect, ist es, welcher sich von dem durch eine Speise hervorzurufenden guten Geschmack erst eine Vorstellung machen muß, damit durch solche Vorstellung der Wille motivirt werde, die die Speise zum Munde bringende Handbewegung auszuführen. Die ganze Lebensbethätigung des Menschen soweit sie von seinem Willen geleitet wird, ist somit ein Ausfluß der schlußfolgernden Gehirnthätigkeit, d. h. der Mensch handelt so, weil ihm sein Verstand vortheilhafte Consequenzen solcher Handlungsweise vorspiegelt. Die Voraussetzungen, von welchen der Intellect hierbei ausgeht, müssen wir zweifellos als Lebensanschauung bezeichnen, und wenn beispielsweise ein oberflächlicher Mensch sein ganzes Leben in der Jagd nach physischen Genüssen hinbringt, so giebt er damit den Beweis, daß er in solchen Genüssen den Werth und Inhalt des Lebens sieht.

Ebenso leicht müssen wir einsehen, daß der Mensch sein Handeln wirklich und vollkommen von seiner bewußten oder unbewußten Lebensanschauung abhängig macht, daß es also nicht richtig ist zu sagen, die natürlichen Triebe siegten oft über die „bessere Einsicht", denn der Kampf, der sich hierbei abspielt, ist nicht etwa ein Kampf zwischen Kopf und Herz, sondern zwischen verschiedenen auf ein und denselben Willen als Motive wirkenden Vorstellungen.

Wenn also alles menschliche Handeln aus der bewußten oder unbewußten Einsicht des Intellectes hervorgeht, so liegt es auch auf der Hand, daß es für den Menschen kein höheres Ziel und keine wichtigere Frage geben kann, als eine täuschungsfreie Lösung des Rechenexempels seines Lebens.

Wir müßten danach erwarten, alle Menschen in täglicher und stündlicher Grübelei, in unermüdlichem Forschen nach wahrer Lebensweisheit zu sehen. Die Philosophie müßte die für das Leben allein wirklich bedeutungsvolle, weil ausschlaggebende, Wissenschaft sein, jeder müßte nach seinen Kräften ein mehr oder weniger großer Socrates oder Diogenes sein, die großen Geister müßten die Welt regieren, welche nur ein Zeitalter haben könnte, das philosophische.

Welch ein anderes Bild bietet uns aber die Welt in Wirklichkeit dar! Da jagt und kämpft alles um irdische Güter, um Macht, Reichthum, Genuß, um's irdische Dasein. In diesem grausamen Ringen, wo des einen Tod des anderen Brod ist, ist die Triebfeder die gleiche für den ehrlichen Arbeiter wie den Verbrecher, den im Ueberflusse erstickenden Capitalisten wie den am Hungertuche nagenden Bettler.

Die Philosophie ist dem praktischen Leben gegenüber zum Sport herabgesunken, die „Lebensweisheit" zur Klugheit in der Erreichung egoistischer Zwecke und physischen Wohllebens, kurz dessen, was die Welt gewöhnlich mit „Glück" bezeichnet. Es scheint, als ob die Menschheit dessen gewiß sei, daß das Leben nur eine phänomenale Bedeutung habe und somit ein nackter Egoismus die einzig vernünftige Weltanschauung sei, daß selbstlose Liebe und glückverachtende Weltflucht krankhafte Auswüchse seien, hat doch sogar diese Anschauung in Nietzsche einen hochbegabten Verfechter gefunden.

Müssen wir nun trotz alledem mit den Philosophen der altindischen Upanischaden und des Buddhismus, mit den griechischen und neueren Esoterikern den Grund für das oberflächliche materialistische Leben der überwiegenden Mehrzahl der Menschheit in einer dem Menschen angeborenen Begriffsverwirrung suchen, die gleichwie ein Schleier, den zu zerreißen nur wenigen vergönnt sei, die Wahrheit verhüllt?

Wir dürfen diese Frage wahrlich nicht kurzer Hand bejahen. Schon die Erwägung, daß ein nicht unerheblicher Theil der intelligenteren Menschen, oft von Zweifeln an der Vernünftigkeit des eingehaltenen Lebensweges heimgesucht wird, aber trotz tiefen und andauernden Studiums der Philosophie ebenso wenig Umkehr hält, wie die blinde Masse, — muß uns stutzig machen. Sollte es nicht eher Schuld der Philosophie selbst sein, daß sie so wenig wahre Freunde und kaum einen gläubig folgenden Jünger findet? Eine Erkenntniß, aus welcher die praktische Lebensführung der Ausfluß sein soll, muß zuerst zur Glaubensgewißheit geworden sein, erst dann wird sie aus dem Kampfe mit den blinden Trieben stets siegreich

hervorgehen. Denn wie der Geizhals hungert um reich zu werden, der Familienvater sein Leben in Mühe und Arbeit verbringt um seinen Nachkommen die Existenz zu sichern, der Ehrgeizige unter Gefahr und Anstrengung für seinen zukünftigen Ruhm kämpft, so haben gläubige Asketen sich Entbehrungen und Marter auferlegt um des erhofften zukünftigen Lebens halber, so würde noch viel mehr jeder Mensch sein Handeln danach richten, wenn ihm der Endzweck seines Lebens über allen Zweifel gewiß wäre. Eine solche Gewißheit kann aber die intellectuelle Erkenntniß nur für Folgerungen, nicht für Voraussetzungen geben. Die Wahrheit, die wir auf solchem Wege erkennen, ist daher nur eine relative sich mit der Aenderung der Praemissen auch selbst ändernde. In jedem Menschen steckt diese richtige Empfindung, daß sich das ganze Gebäude einer vollkommen logischen Metaphysik zu einer wesenlosen Abstraction verflüchtigt, sobald der Zweifel die Voraussetzungen untergräbt. Es giebt eine Legende aus dem Mittelalter, die in sehr drastischer Weise die gesunde Skepsis an philosophischen Systemen illustrirt: Zwei wahrheitsdürstende Mönche hatten viele Jahre hindurch miteinander metaphysische Studien getrieben und ein Jeder sich sein besonderes System der Weltanschauung aufgebaut. Da sie sich über ihre Ansichten nicht einigen konnten, so verabredeten sie, daß der zuerst Sterbende dem Ueberlebenden erscheinen und ihm mittheilen solle, welches System das richtige sei. Die Nacht kam und der Ueberlebende wartete gespannt auf den Schatten seines Freundes. Mit dem Rufe „Nun, ist es so, wie ich es mir dachte, oder wie Du?“ stürzte er auf die auftauchende Gestalt zu. „Totaliter aliter“ war die Antwort — und der Geist verschwand.

Und in der That, wen übermannt nicht oft beim Studium der Philosophen und Theologen das unabweisbare Gefühl, daß die Deductionen derselben sich auf einem Gebiete bewegen, auf welchem die absolute Wahrheit nicht zu finden ist, daß das Wesen der Welt etwas „ganz anderes“ sein muß, dessen richtige Erkenntniß mit dem Verstande nicht gewonnen werden kann? Hierin liegt der Grund für die scheinbare Gleichgiltigkeit gegen transscendentale Wahrheiten. In wieweit aber der Lebenswandel eines Menschen nicht reine Verwirklichung des „gesunden Egoismus“ sondern ein Compromiß zwischen diesem und höheren Motiven ist, so weit ist solches ein directes Ergebniß nicht etwa intellectueller Erkenntniß, sondern derjenigen sittlichen Empfindung, welche wir gemeinhin mit dem Ausdruck „Gewissen“ bezeichnen und dessen Erklärung der Gläubige in der Religion sucht, der Ungläubige für ein psychopathologisches Phänomen ausgeben muß.

Wir werden also unsere Titelfrage füglicherweise dahin beantworten müssen, daß von einem nennenswerthen directen Einfluß der Philosophie auf das praktische Leben nicht die Rede sein kann. Sie hat aber eine mittelbar sehr wesentliche Bedeutung für dasselbe. So schwach sie als Metaphysik fundirt ist, so stark und allgemeingültig steht sie als Logik, als Lehre von der Methode des menschlichen Verstandes da. Als Logik ist die Philosophie die oberste Wissenschaft, die alle übrigen Wissenschaften beherrscht und umfaßt, sie ist die Disciplin, welcher der Mensch in seinem phänomenalen Leben sich vollkommen unterordnet. Das ist ja auch die natürliche Aufgabe des menschlichen Verstandes, wie jedes Intellectes überhaupt, ein Regent für das phänomenale Leben zu sein und es ist somit, wie Schopenhauer uns überzeugend nachweist, entschieden als eine Usurpation zu betrachten, daß der Verstand in das transscendente Gebiet herübergreift, wo seine Disciplin als Metaphysik auftritt. So zweckmäßig und fehlerfrei er auf dem phänomenalen Gebiete operirt, so schwerfällig und gekünstelt erscheint er auf diesem, und Dinge, welche das „kindliche Gemüth" klar und richtig und über alle Zweifel erhaben empfindet, das sieht „kein Verstand der Verständigen". Hier ist es die Aufgabe einer wahren Philosophie, den Menschen vor sich selbst zu schützen, ihm die Unzulänglichkeit der intellectuellen Erkenntnißmethode transscendentalen Inhaltes, des „Dinges an sich" wie Kant es bezeichnet, zu enthüllen. Und diese Aufgabe ist in der That keine geringe. Wir brauchen nicht tief in das Menschenleben zu blicken, um zu bemerken, wie leicht der mit gesundem Menschenverstande Ausgerüstete in Zeiten ungehinderter Erprobung seiner Fähigkeiten auf dem transscendentalen Gebiet in Gefahr geräth sich die Grundlagen seines sittlichen Inhaltes abdisputiren zu lassen. Oft ist das Studium und die Erfahrung eines ganzen Lebens erforderlich um zur Einsicht zu gelangen, daß der jugendliche Radicalismus übertriebener Verstandesautonomie vor der Realität der sittlichen Empfindung zu Schanden werden muß und wie häufig erlebt man das traurige Schauspiel, daß selbst erfahrene alte Leute ihre bessere Empfindung vor der vermeintlichen Größe des eigenen Verstandes in den Staub werfen. Hier liegt die allerdings mittelbare aber große Bedeutung der Philosophie für das praktische Leben auf transscendentem Gebiet: sie soll uns frei machen von der Knechtschaft unter der Tyrannis des Verstandes, frei, das mit Bewußtsein zu fühlen und zu thun, was die höhere Einsicht unseres Gewissens uns zu thun gebeut.

Ende Februar 1894. M. von Sivers.

Karl Eduard von Liphart.[1])

Unter den zahlreichen Opfern, welche der auch in Italien so strenge Winter 1890/91 gefordert hat, befindet sich ein Mann, der durch die erstaunliche Fülle seiner Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist, besonders aber für die Kunstgeschichte bei seinen Fachgenossen als Autorität ersten Ranges galt. Es ist demselben nicht vergönnt gewesen, seine zu großem Umfang angewachsenen wissenschaftlichen Aufzeichnungen dergestalt zu ordnen und abzuschließen, daß er sie noch selbst dem Druck hätte übergeben können; indessen hat er diese Papiere einem Freunde von bewährter Tüchtigkeit hinterlassen, welcher dieselben ihrem wesentlichsten Theile nach herausgeben wird. Von ihm läßt sich denn auch erwarten, er werde über das mannigfach bewegte Leben des Verstorbenen Ausführlicheres berichten, als hier geboten werden kann.

Karl Eduard von Liphart, geboren im August des Jahres 1808, wurde bei seinem Großvater auf dem Stammgute Rathshof in Livland erzogen. Dieser besaß eine reiche Bibliothek von Werken der französischen Encyklopädisten, von deren Lehren er ganz erfüllt war, so daß er, als er in Colmar studirte, zu Voltaire nach Ferney gepilgert war, der dieses Besuchs auch in seinen Briefen Erwähnung thut. Der erste Lehrer des jungen Liphart war ein Genfer, welchem Umstande es wohl zuzuschreiben ist, daß er von früher Jugend an das Französische wie seine Muttersprache beherrschte. Die Mathematik war es, durch die der Knabe besonders angezogen wurde und in der er es im vierzehnten Jahre schon so weit

[1]) Mit besonderer, nur der „Balt. Mon." ertheilter Genehmigung der deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, reproducirt aus dem soeben erschienenen Werke „Perspectiven. Vermischte Schriften von A. F. Graf von Schack." I. Band.

gebracht hatte, daß sein Lehrer dem Großvater erklärte, nun müsse man sich nach jemand anderem umsehen, denn der Schüler sei so weit wie der Meister. Von der ihn vielleicht zuletzt trocken bedünkenden Wissenschaft wandte sich der Knabe dem Zeichnen zu und betrieb es mit Leidenschaft. Sein Lehrer hiefür weckte in ihm auch den Sinn für Kupferstiche, die er schon damals eifrig zu sammeln anfing, namentlich Radirungen des Augsburger Thiermalers Riedinger, die in jener Zeit in Livland zu haben waren.

Als nach dem Tode des Großvaters das ausgedehnte Familiengut in den Besitz seines lange Zeit auf Reisen befindlich gewesenen Vaters kam, verbrachte er noch mehrere Jahre dort und empfing mannigfache weitere Anregungen, denn der Vater war ein Freund des Schönen und hatte im Auslande Gelegenheit gehabt, werthvolle Gemälde zu erwerben, wie sie im Beginne unseres Jahrhunderts noch leicht zu erstehen waren. Es befanden und befinden sich noch jetzt darunter eine schöne, nur leider theilweise übermalte heilige Familie von Andrea del Sarto, ein prachtvolles kleines Porträt von Franz Hals, sowie besonders eine Reihe trefflicher niederländischer Landschaften. Auch die Musik ward auf diesem Musensitze eifrig cultivirt und allabendlich wurden von jungen Tonkünstlern, unter denen sich auch der später berühmt gewordene Violinist David befand, Trios und Quartette der besten Meister ausgeführt. Die Nähe der Universitätsstadt brachte es mit sich, daß der junge Liphart häufig dorthin kam. Er lernte hier den später weltberühmten Chirurgen Pirogoff kennen und schloß mit ihm die innigste Freundschaft. Dieser giebt in seinen in russischer Sprache abgefaßten Memoiren die vortrefflichste eingehende Charakteristik des Wesens von Karl Eduard von Liphart, indem er namentlich die erstaunliche Bescheidenheit desselben bei seinem ausgedehnten Wissen betont.

Durch Pirogoff wurde in dem jungen Liphart der Sinn für Anatomie und ausübende Medicin, besonders Chirurgie geweckt, und, um sich dem Studium derselben hinzugeben, bezog er um die Mitte der zwanziger Jahre die Universität Königsberg. Hier lernte er Karl Ernst von Baer kennen, der schon vor langen Jahren von Alexander von Humboldt als der größte Naturforscher seiner Zeit gepriesen wurde, und wohl nur deshalb in weiteren Kreisen nicht den verdienten hohen Ruhm genießt, weil er den außerordentlichen Reichthum seiner Forschungen und Entdeckungen zum großen Theile in einer ungeheuren Menge akademischer Abhandlungen niedergelegt hat, welche gesammelt herauszugeben die Kaiserliche Akademie

von St. Petersburg sich gegenwärtig anschickt. Baer gewann bald große Zuneigung zu dem jungen Studenten, der ihm Zeit seines Lebens innig zugethan blieb und auch, als Baer später an die baltische Hochschule, endlich nach St. Petersburg versetzt wurde, in vielfältigem Verkehr mit ihm stand. Die Werke desselben bildeten bis an sein Lebensende Lipharts Lieblingsstudium. Bekanntlich ist Karl Ernst von Baer ebenso wie der Engländer Wallace schon vor Darwin auf die nach diesem benannte und unter seinem Namen so berühmt gewordene Entwicklungstheorie geführt worden, nur daß er, immer streng wissenschaftlich, hie und da einige Kautelen machte, um voreiligen Trugschlüssen vorzubeugen. Liphart schloß sich auch hierin seinem großen Lehrer und Freunde an, widmete aber zugleich solchen Studien lebhafte Aufmerksamkeit, die dieser auf ganz anderem Gebiete betrieb. Es sind dies höchst interessante und viel zu wenig bekannte Abhandlungen, die in das Gebiet der Archäologie fallen. In einer derselben zum Beispiel legt Baer mit höchst triftigen Gründen dar, wie der Schauplatz einiger Partien der „Odyssee" ganz anderswo zu suchen sei, als da, wo man ihn schon seit mehr als zweitausend Jahren zu suchen gewohnt war. Er behauptet nämlich, gestützt auf eine genaue Ortskenntniß der Nordküste des Schwarzen Meeres, die Bucht der Lästrygonen sei jene von Balaklava, die Halbinsel Krim das Land der Kimmerier. Außerdem erklärt er für das Local der Scylla und Charybdis nicht die Meerenge von Messina, sondern die Dardanellen. Andere solche Abhandlungen von nicht minderem Interesse beziehen sich auf die Lage des alten Ophir, welches Baer im fernen Ostindien sucht, auf die Handelswege der Vorzeit durch das Innere von Rußland und so weiter.

Doch ich habe der Zeit weit vorgegriffen und kehre zu den Universitätsjahren Lipharts zurück, um zu erwähnen, daß dieser sich von Königsberg zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin begab. Hier betrieb er hauptsächlich Chirurgie unter Dieffenbach, wurde aber zugleich bei der ihm eigenen Vielseitigkeit auf die Beschäftigung mit altdeutscher Literatur gebracht, deren Studium er unter der Leitung Haupts oblag. Aber bald zog ihn die bildende Kunst mehr als alles andere an, vorzugsweise die Malerei, in zweiter Reihe auch die Skulptur und Architektur. Er machte die Bekanntschaft des großen, durch sein bahnbrechendes Werk „Italienische Forschungen" berühmten Kenners Rumohr, der sich so hohe Verdienste um die Bildung des Berliner Museums erwarb und damals vom König von Preußen mit dem Ankauf hervorragender Bilder, besonders der altitalienischen Meister,

beauftragt war. Liphart benützte den Aufenthalt in Berlin zugleich zu Ausflügen nach Dresden, dessen unvergleichliche Gallerie er gründlich studirte, sowie nach Wien. Auch in München, dessen reicher Schatz von Gemälden, da seine Pinakothek noch nicht existirte, theils in einem Local unter den Arkaden, theils in Schleißheim aufbewahrt wurde, machte er während der Ferien einen längeren Aufenthalt.

Aber bald ließ ihm die Sehnsucht nach Italien nicht länger Rast im Norden; er begab sich etwa im Jahre 1833 dorthin, und man kann sagen, daß von genanntem Zeitpunkt an dieses Land seine zweite Heimath wurde, wenn auch unwillkommene Verhältnisse ihn nöthigten, verschiedene Male auf längere oder kürzere Zeit nach dem Norden zurückzukehren. Von allem was er jenseits der Alpen sah, war er zunächst wie berauscht, und da auch sein Sinn für Naturschönheiten ein lebhafter war, ruhte er nicht, bis er das Land mit Einschluß von Sicilien in seiner ganzen Ausdehnung selbst bis in abgelegene Theile hinein durchstreift hatte. Schließlich nahm er einen längeren Aufenthalt in Rom. Hier wurde er mit dem späteren Director des Städelschen Instituts in Frankfurt, J. D. Passavant, bekannt, der gerade mit Vorstudien zu seinem Werke über Rafael beschäftigt war, machte auch im Sommer 1835 mit demselben vereint eine Reise nach „der Kunststadt Italiens und der Welt", wie Heinrich Leo Florenz nennt. Der Aufenthalt dehnte sich zu vielen Monaten aus und wohl schon damals entstand in ihm der später verwirklichte Plan, sich ganz daselbst niederzulassen.

Hier war es auch, daß ich ihn im August dieses Jahres kennen lernte, indem der Zufall mich zu seinem Zimmernachbar in jenem Hause der Via Tornabuoni machte, in dessen unteren Räumen noch heute das Café Doney genau in dem Zustande wie damals besteht, und hier begann die innige Freundschaft, welche mich mit ihm durch sechsundfünfzig Jahre verbunden hat. Unter seiner Leitung lernte ich die Kunstschätze von Florenz zuerst genau kennen, und wir brachten jeden Vormittag damit zu, die Uffizien, den Pitti, die Akademie und die Kirchen zu durchwandern. Es herrschte damals noch, wenn auch nicht mit der Ausschließlichkeit wie zuvor die durch die sogenannten Nazarener in Aufnahme gebrachte einseitige Ueberschätzung der älteren Toscaner, namentlich des Fiesole. Nur Perugino, die älteren Mitschüler Rafaels, sowie den letzteren in seinen früheren Bildern, wie etwa der „Madonna Connestabile" (jetzt in St. Petersburg)

und der „Grablegung“ im Palast Borghese, ließ man gelten. Die späteren Werke des großen Urbiners, wie die „Madonna della Sedia“, wurden als Entweihung der echten religiösen Malerei perhorrescirt und gar von „Venetianern“ wendete man sich mit Entsetzen ab. Liphart stand noch etwas unter dem Einfluß dieser damals herrschenden Richtung. Die alten Fresken im Klosterhofe von S. Maria Novella, das Altarbild Cimabues in Santa Croce, die Wandbilder Fiesoles in San Marco erschienen ihm fast wichtiger als die Meisterwerke der vollendeten Kunst im Palaste Pitti. Doch machte er sich, ohne seine erste Liebe zu verleugnen später von dieser Einseitigkeit frei und erkannte das Gute selbst in der modernen deutschen und französischen Malerei mit Wärme an. In den Nachmittagsstunden machten wir weite Ausflüge zu Fuß in die herrliche Umgebung von Florenz, und ich erinnere mich eines solchen sehr genußreichen, aber anstrengenden, nach dem Lustschloß Pratolino, dem Aufenthalte der Bianca Capello mit der Kolossalstatue des Apennin. An anderen Tagen machten wir zu Wagen Excursionen in nahegelegene Städte, die ja sämmtlich von Bildwerken strotzen, so nach Prato und Pistoja, wo Liphart besonderes Wohlgefallen an den Terracotten der della Robbia fand. Schon in dieser Zeit nahm er die Gewohnheit an, die er später bis in seine letzten Lebensjahre übte, in einem Wägelchen, nur von einem Diener begleitet, der ihm beständig einen großen Stoß ihn gerade interessirender Werke nachschleppen mußte, auch die kleineren Orte Italiens zu besuchen und bis in ihre geringsten Einzelheiten zu studiren.

Ich selbst, noch im Beginne meiner Universitätsjahre, mußte nach Deutschland zurückkehren. Jedoch etwa zwei Jahre später hatte ich die Freude, Liphart in Berlin wieder zu finden, und dort verging kaum ein Tag, an welchem ich nicht stundenlang mit ihm vereinigt gewesen wäre. Er liebte es, mit Freunden nicht allein Kunstwerke zu betrachten, sondern auch Werke der Literatur, für die er eine Vorliebe hatte, gemeinsam zu lesen. So brachten wir die Vormittage häufig im Museum zu, wo ich auch dessen leitenden Geist, Herrn von Rumohr, näher kennen lernte. Gegen die Kunstausstellungen, die damals im Akademiegebäude stattfanden, und auf denen besonders die Bilder der Düsseldorfer mit überschwenglicher Bewunderung begrüßt wurden, hatte Liphart eine unüberwindliche Abneigung, und ich könnte höchst drastische, von Witz sprudelnde Aeußerungen von ihm über die Bilder eines Lessing, Bendemann, Theodor Hildebrand, Karl Sohn und so weiter anführen.

Für seine Neigung zu Naturgenüssen konnte ihm der Thiergarten höchstens im Frühjahr einige Nahrung bieten. Aber der Wandertrieb war in ihm so unausrottbar, daß er Excursionen in die Sandwüsten der Mark machte, um das, was sich von älteren Architekturwerken dort findet, zu betrachten. Einmal machte er mit mir auch einen Ausflug in den Harz und nach Goslar, sodann auf einer wenig befahrenen, aber interessanten Route durch Sachsen nach Meißen und Dresden, wo wochenlang die Gallerie täglich besucht wurde. Den Aufenthalt in Berlin suchte er sich dadurch angenehmer zu machen, daß er sich einige Zimmer seiner Wohnung zu einem kleinen Museum einrichtete, in welchem Gipsabgüsse einiger der vorzüglichsten antiken Statuen aufgestellt wurden. Hier verweilte er in den Morgenstunden ganz vertieft in den Anblick des Belvedereschen Torso oder der Venus von Milo. Was Berlin an geistigen Genüssen bot, ließ er sich überdies nicht entgehen. So oft ein gutes Drama oder unter der trefflichen Leitung Spontinis eine der besseren Opern gegeben wurde, fand man ihn in einem Sperrsitz; nur gegen das Ballet hegte er einen unüberwindlichen Abscheu.

Im Jahre 1839 vermählte Liphart sich mit einer Gräfin Bylandt, die, einer niederländischen Familie entstammend, bei ihrer Mutter in Köln wohnte. Durch diese Verbindung veranlaßt, siedelte er von Berlin an den Rhein über und schlug für eine Reihe von Jahren seinen Wohnsitz in Bonn auf. Hier pflog er eifrigen Umgang mit verschiedenen Gelehrten, machte auch die nähere Bekanntschaft von A. W. von Schlegel, der ihm große Zuneigung zeigte, und der, da er sich in seinem hohen Alter sehr vereinsamt fühlte, sich freute, ihn oft in den Abendstunden bei sich zu sehen. Von Bonn aus lernte Liphart auch die wichtigsten Architekturwerke am Rhein kennen.

Längst war es seine Sehnsucht gewesen, auch Spanien zu besuchen. Er hatte sich schon vielfach mit der Literatur dieses Landes beschäftigt und unter anderem ein höchst merkwürdiges Drama des Tirso de Molina, „El condenado por desconfiado“ — Der wegen seines Kleinmuthes Verdammte — in's Deutsche übertragen. Seine Arbeit schien mir so interessant, daß ich ihm lebhaft zuredete, sie zu veröffentlichen; allein er hatte eine große Scheu hievor und konnte sich nicht dazu entschließen. Im Jahre 1843 sollte endlich die projectirte Reise nach Spanien zur Ausführung gelangen. Zu seinem Begleiter wählte er den Grafen Bylandt, den jüngeren Bruder seiner Gattin. Obgleich der Karlistenkrieg beendigt

war, fanden doch noch häufige Unruhen und Militärrevolutionen, besonders im Norden und Westen des Landes, statt, und nur mit großer Mühe erreichten die Reisenden Andalusien, wo verhältnißmäßig Ruhe herrschte. Granada, wo sich damals im Umkreis der Alhambra selbst, nahe dem Palaste Karls V., ein kleines einfaches Wirthshaus befand, das Liphart und den Schwager aufnahm, entzückte ihn über alles, und er weilte wochenlang dort, auch Ausflüge in die Umgegend unternehmend. In Sevilla betrachtete er dann eingehend die dort vorhandenen Gemälde, besonders des Zurbaran und Murillo, kam aber zu der Ueberzeugung, daß keineswegs alle dort für Werke des letzteren ausgegebenen Darstellungen der auf dem Halbmond stehenden heiligen Jungfrau echt seien. Ueber Cordova ging es nach dem Hauptziel seiner Fahrt, nach Madrid, dessen Gemäldesammlung, die wohl als die reichste der Welt bezeichnet werden darf, er genau studirte. In den älteren Spaniern, sowie in Velasquez, den man in seiner ganzen Größe einzig dort kennen lernen kann, ging ihm eine neue Welt auf. Aber auch Murillo fand er hier so reich vertreten, wie nirgends sonst. Uebrigens bildeten für ihn die Italiener, an denen das Museum so reich ist, daß unter den anderen Gallerien nur die Uffizien und der Palast Pitti von Florenz, wenn man sie zusammennimmt, ihm darin gleichkommen, den Hauptgegenstand des Interesses, und er prägte sie sich dergestalt ein, daß er jede einzelne Figur in ihrer Stellung anzugeben wußte, auch der Uebermalungen, von denen wenige alte Bilder frei geblieben sind, zu erwähnen nicht vergaß. Ueber solche und andere heikle Punkte sind allerdings die Ansichten der Kunstkenner so getheilt, daß er darüber oft in Streitigkeiten verfiel.

Nach seiner Rückkehr aus Spanien entschloß sich Liphart sehr gegen seine Neigung, dem Andringen seines Vaters und seiner übrigen Verwandten nachzugeben und in seine nordische Heimath zurückzukehren. Von hier aus ward ihm die Gelegenheit, die vorzügliche Gemäldesammlung der Eremitage in St. Petersburg, sowie die ehemals in München gewesene des Herzogs von Leuchtenberg zu besichtigen. Indessen, wer einmal die Wonne des südlichen Himmels gekostet hat, den zieht es immer dorthin zurück, und so kam Liphart zu oft wiederholtenmalen wieder auf längere Zeit in ihm mehr zusagende Klimate. Auf einer dieser Reisen fand er bei einem Aufenthalt in Frankfurt den ihm seit früh bekannten vorzüglichen, auch durch Uebersetzungen aus dem Deutschen berühmten russischen Dichter Joukovski.

Was ihn zuletzt bestimmte, den Aufenthalt in Livland definitiv aufzugeben, war die wankende Gesundheit seines jüngsten Sohnes Ernst, der schon in früher Jugend ein großes Talent für die Malerei zeigte und später besonders im Porträtfach und im Copiren alter Gemälde Vorzügliches geleistet hat. Im Jahre 1868 machte dieser damals erst zwanzig Jahre alte, aber schon als Künstler bewährte Jüngling in meinem Auftrage mit dem trefflichen Porträtmaler Franz von Lenbach eine Reise nach Madrid und lieferte dort ausgezeichnete Copien nach Velasquez und Murillo für meine Gemäldegallerie, denen er später in Paris noch einige nach Giorgione und Tizian hinzufügte.

Karl von Liphart ließ sich mit seiner Gattin und diesem seinem Liebling dauernd in dem ihm seit früh so theueren Florenz nieder. Hier glaubte die hochgebildete, besonders für die Malerei begeisterte Großfürstin Marie von Rußland in ihm einen geeigneten Erzieher für ihren Sohn, den Prinzen Sergius von Leuchtenberg, zu finden, und er siedelte daher auf ihren Wunsch nach dem ihr gehörigen Lustschlosse Quarto bei Florenz über. In Folge ihrer Aufforderung begleitete er sie auf Reisen nach Rom und Neapel und ebenso etwas später nach Paris und London, wo den Kunstsammlungen des Louvre und in England nicht nur der Nationalgallerie, sondern auch den überaus reichen, für Privatleute immer nur schwer zugänglichen Kunstschätzen der englischen Aristokratie ein eingehendes Studium gewidmet wurde. Sein Zögling fiel später noch in jungen Jahren bei einem Kampfe im Kaukasus, und auch die Großfürstin wurde nicht lange nachher unvermuthet durch den Tod abgerufen. Nun begann Liphart in Florenz von neuem das Leben, das er dort schon in seinen jungen Jahren geführt. Jeden Sommer machte er in einem Wägelchen Ausflüge nach Nord- und Mittelitalien, und wenn er von einem werthvollen Bilde hörte, das selbst in einem entlegenen Orte zum Vorschein gekommen, ließ es ihm keine Ruhe, bis er es in Augenschein genommen. Der vorzügliche Geschichtschreiber der italienischen Kunst, Cavalcaselle, wurde sein Freund und gesellte sich ihm nicht selten zu solchen Excursionen. Lipharts Ruf als größter Kenner der Kunstschätze von Florenz stand so fest, daß die Herren und Damen aus regierenden Häusern sich an ihn zu wenden pflegten, um durch ihn in deren Kenntniß eingeführt zu werden.

Etwa seit dem Jahre 1885 begann leider seine Gesundheit zu wanken. Eine Schwäche in den Beinen und ein sich in heftigem Husten äußerndes Brustleiden bannten ihn gewöhnlich das ganze Jahr an sein Zimmer. Ein

Glück noch war es, daß seine Sehkraft ihm in voller Schärfe erhalten blieb; und so beschäftigte er sich in seiner Wohnung der Via Romana andauernd mit der Ordnung seiner Manuscripte, mit Schriftwerken der verschiedenen Literaturen und mit der Betrachtung seiner überaus reichen Sammlung von Kupferstichen und Photographien. An Tagen, wo es ihm besser ging, erfreute es ihn, sich stundenlang mit seinen Freunden unterhalten zu können, und diese erstaunten über sein fast beispielloses Gedächtniß, mit welchem er Thatsachen aus den verschiedensten Wissenschaften, wie sie nur wenigen Fachgelehrten so genau bekannt waren, besonders aber die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit in allen ihren Details so genau festhielt, daß er jeden Augenblick einen Kathedervortrag darüber hätte halten können. Dabei war er stets in die Tagespolitik auf's genaueste eingeweiht.

Noch einmal, im Sommer 1890, raffte er sich so weit empor, daß er glaubte, einen Ausflug nach Venedig unternehmen zu können. Hier hatte ich zum letzten Male die Freude seines täglichen Umganges zu genießen. Er schien in der herrlichen Lagunenstadt neu aufzuleben, besichtigte noch einmal in der Akademie, deren Treppe er freilich nur mit Anstrengung erklimmen konnte, seine Lieblingsbilder und brachte im übrigen fast den ganzen Tag in einer Gondel zu, die ihn bald hierhin, bald dorthin, nach dem Lido, nach Murano oder Torcello trug. Aber der herannahende Winter mahnte ihn zur Heimkehr nach Florenz. Bewegt nahm ich von ihm Abschied, und meine bangen Ahnungen gingen nur zu bald in Erfüllung. Nachdem drei Tage zuvor seine treue Lebensgefährtin ihm vorangegangen, schloß am 15. Febr. 1891 ein sanfter Tod seine Augen.

Adolf Friedrich Graf von Schack †*). Der Mann, welcher das Schah-Nameh aus dem Persischen, den Raghuwamça aus dem Indischen übertragen, welcher grundlegende Werke, wie: „Die Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" und „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien" verfaßt, eine lange Reihe eigener Dichtungen veröffentlicht, die bemerkenswertheste aller Privatgemäldegallerieen geschaffen, die halbe Erde bereist und zehn Sprachen völlig beherrschte, — dieser Mann war eine große reiche Welt für sich, eine Einzigkeit im Hochsinne des Worts! — Geboren am 2. August 1815 zu Schwerin, wurde Schack auf dem Familiengute Brüsewitz durch Hauslehrer erzogen. Einen besonders wohlthätigen Einfluß übte auf den geistig

*) Aus einem Nekrolog, der uns kurz nach dem Tode des Grafen Schack zur Verfügung gestellt wurde, damals aber wegen Raummangels nicht publicirt werden konnte. D. Red.

überaus regsamen Knaben die Gouvernante seiner Schwestern, Hedwig Dragendorff aus, jedenfalls eine bedeutende Frau. Seine weitere Ausbildung fand er dann auf dem Pädagogium in Halle, dem Gymnasium in Frankfurt, (wo sein Vater mecklenburgischer Bundestagsgesandter war) und den Universitäten Bonn, Heidelberg, Berlin. Bereits in seine ersten Jünglingsjahre fallen zahlreiche kleinere Ausflüge nach verschiedenen bedeutenden Punkten Deutschlands und größere Reisen nach Paris, der Schweiz, Süd-Frankreich und Italien. Auch mit einer Reihe mehr oder weniger berühmter Staatsmänner, Gelehrten, Künstler kam Schack vom Knabenalter an in fortwährende Berührung. Otto Nicolai, der reichbegabte Musiker, hilt sich vorübergehend in Brüsewitz auf, Achim von Armin kreuzte den Weg des strebenden Schülers in Halle, Arthur Schopenhauer, Clemens Brentano und den Fürsten Pückler sah er häufig in Frankfurt, Lassen und A. W. von Schlegel hörte er in Bonn. Während seines Aufenthalts in Paris lernte er Börne, auf einem Ausfluge nach Schwaben Justinus Kerner kennen. Später wächst die Zahl der bedeutenden Menschen, zu denen Schack in länger oder kürzer währende Beziehungen trat, naturgemäß von Jahr zu Jahr. Wenn wir Napoleon III, Isabella II, Bismarck, Mazzini, Alexander von Humboldt, Mendelssohn, Wagner, Liszt, Victor Hugo, Uhland, Möricke, Geibel, Böcklin, Lenbach nennen, so greifen wir nur, gleichsam zufällig einige Wenige heraus. Im übrigen verlief Schacks Leben äußerlich still und harmonisch. Nach einer kurzen Wirksamkeit beim deutschen Bundestag in Frankfurt am Main und als mecklenburgischer Bevollmächtigter in Berlin siedelte er auf Wunsch des Königs Max ganz nach München über, wo er einen Theil des Jahres zu verleben pflegte, den anderen Theil entweder in Spanien und Italien oder auf größeren Reisen, welche sich mehrere Male bis nach Afrika und Klein-Asien ausdehnten, zubringend. Zwei dieser größeren Reisen unternahm er als Begleiter des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Hin und wieder verbrachte er auch einige Monate auf dem unter Verwaltung seines jüngeren Bruders stehenden Familiengute Brüsewitz. Seit mehreren Jahren schwer an den Augen leidend und in letzter Zeit völlig erblindet, ist Adolf Friedrich Graf von Schack im April dieses Jahres in Rom gestorben.

Von dem elementar sein ganzes Innerste beherrschenden Drange nach Wahrheit und Schönheit, nach Wissen und Schaffen beseelt und durch eine unermüdliche Arbeitskraft, bei sonst schwächlicher Constitution, gefördert, übersetzte Schack nach Erlernung des Persischen, Arabischen, Indischen bereits in jugendlichem Alter, die „Heldensagen des Firdusi" in wahrhaft muster- und meisterlicher Weise, übertrug und bearbeitete altindische Götter- und Büßerlegenden („Stimmen vom Ganges,") Kalidasas „Raghuwamça," den morgenländischen Liebesroman „Medschnun und Leila," endlich des Portugiesen Allmeida-Garret epische Dichtung „Camoens," dichtete, unbeirrt durch die Abneigung des Vaters und der Verwandten gegen eine solche „nicht standesgemäße" Thätigkeit,[1]) ernste und humo-

[1]) Er selbst sagt in dem hochinterressanten autobiographischen Werke „Ein halbes Jahrhundert" (Band I, Seite 38:) „Mein Vater theilte die in Deutschland sehr verbreitete, mir von jeher unverständliche Meinung, es sei für einen Adeligen unpassend, einen andern Beruf zu erwählen als den der Bewirthschaftung eines

ristisch-satirische Romane in Versen („Lothar" — „Durch alle Wetter" — „Ebenbürtig,") Dramen („Gaston" — „Atlantis" — „Timandra,") aristophanische Lustspiele („Die Kaiserboten" — „Cancan,") tiefsinnige Mysterien in epischer und dramatischer Form („Nächte des Orients" — „Heliodor" — „Sirius" — „Weltmorgen,") sang Lieder zum Preise der Natur und der Liebe („Gedichte" — „Lotosblätter") und erhabene Hymnen auf alles Große, Schöne, Ewige („Weihgesänge") — und schuf endlich, seinen Reichthum, sein Wissen und seinen guten Geschmack in großartigster Weise in den Dienst der Kunst und der Oeffentlichkeit stellend, die nach ihm benannte Gemäldesammlung in München! Daß er es auch in der Musik weiter brachte als so mancher Dilettant und als Interpret sowohl Beethovenscher Sonaten als auch glänzender Bravourstücke von Thalberg und Liszt bedeutend war, sei hier nur beiläufig erwähnt.

Die Meinung mag wohl berechtigt sein, daß Schack als Originalpoet nicht „in's Volk" habe dringen können: ein kühler Hauch weht uns, trotz aller Farbenpracht der Schilderungen, aller Größe der Gedanken, aus vielen seiner Schöpfungen entgegen. Wir erkennen freudig das große Talent an, werden aber von der dämonischen Macht des Genies nicht erschüttert. Am höchsten stehen unter Schacks eigenen Werken darum die reinen Gedankendichtungen, vor allen seine wunderbaren „Weihgesänge;" wer dieses Hymnen- und Liederbuch einmal zur Hand genommen, der reißt sich nicht leicht wieder davon los. Wie Andachten, auf morgenröthlich glänzenden Berggipfeln dem Geiste der Menschheit dargebracht, wie Orgelton und Glockenklang, wie Chöre der Seligen in der Höhe erklingt hier in lauten, gewaltigen Rhythmen oder in zarten, sehnsüchtigen Klängen das Hohe Lied vom ewigen Ringen und Streben der Menschen, von ihrem Entstehen, Erblühen und Reifen bis in eine nur geahnte herrliche Zukunft hinaus:

„Dann feiern wir das Fest, wo schon auf Erden
Die Menschen mit den Göttern sich vermählen;
Gebrochen ist der alte Fluch; wir werden
Wie Du[1]) allmächtig und unsterblich sein!"

Landgutes, den des Soldaten oder etwa eine juristische, Hof- oder diplomatische Carrière, und demnach sei es auch von Uebel, sich mit Studien zu beschäftigen, die nicht unmittelbar für die Verfolgung eines solchen Berufs nützlich wären. Es ist bei dieser Ansicht unfaßlich, wie eine Stelle bei einem Gericht, wo man vielfach mit den unteren Volksklassen verkehren oder Verbrecher verhören muß, einem Manne von edler Geburt eine angemessenere Stellung bieten soll, als eine Professur der Philosophie, der Geschichte, der Philologie oder anderer Fächer, die dem Geiste eine wahrhaft würdige Nahrung bieten. Noch unerklärlicher erscheint die bei der deutschen Aristokratie vielfach verbreitete Ansicht, es sei für ihre Mitglieder ungeziemend, als Schriftsteller oder Dichter aufzutreten, während doch Kaiser, Könige und Königinnen durch litterarische Leistungen ihren Kronen noch höheren Glanz zu verleihen suchten."

[1]) Eros, als kosmogenischer Gott bei Hesiod, als Symbol der hohen reinen Liebe bei den Platonikern.

Von einem solchen Hohenpriester des Ewigmenschlichen, welches auch das Ewiggöttliche ist und sich uns auf Erden als Wissenschaft, Kunst, Liebe offenbart, konnte man nur hohe und reine Gedanken, tüchtige und edle Thaten erwarten. Für Genelli, Feuerbach und viele andere Künstler ist Graf Schack ein Engel der Rettung aus drückendster Lebensnoth gewesen, Böcklin und Lenbach haben ihren Ruf zu allererst ihm zu verdanken gehabt, durch seine gelehrten Schriften, seine Uebersetzungen und eignen Werke aber hat der Verewigte nach unzähligen Richtungen hin fördernd, anregend und befruchtend gewirkt.

Wahrlich dieser Mann war einer der Wenigen unsrer schwächlichen Uebergangszeit, vor dem man Ehrfurcht haben konnte! Daß er aber ein solcher war, daß eine Erscheinung dieser Art heute überhaupt noch möglich — ist der beste Trost für alle Geistesfreien, Zukunftsgläubigen, Einsamen, welche in dieser verworrenen Zeit der Massenwirkungen jeder Art nach großen Individualitäten suchen.

Die Insel Mohn.

Eine Skizze aus der baltischen Inselwelt.

Wer jemals auf der Seefahrt von Riga nach Reval, auf der Strecke zwischen Arensburg und Hapsal, früh morgens die kleine Insel Paternoster mit ihrem hochragenden Leuchtthurm passirt hat, dessen Blicken bietet sich zur Linken ein freundliches Bild dar. Von der gegenüberliegenden Seite aus winken dem Beschauer saubere, weißgetünchte Häuser mit rothen Dächern und blanken, im Sonnenlichte glitzernden Fensterscheiben entgegen. Auf dem Bollwerk am Strande herrscht reges Leben: gilt es doch, die Böte zum Ueberfetzen von Passagieren und Fracht, woran es hier selten fehlt, in Bereitschaft zu setzen. Denn der Hafen von Kuiwast, in dem wir Anker geworfen haben, ist nicht nur der Hauptverkehrspunkt der Insel Mohn[1]) — derselbe vermittelt auch einen Theil der Handelsbeziehungen zwischen der östlichen Hälfte Oesels und dem Festlande.

Die Insel Mohn — auf welcher wir den geneigten Leser der „Baltischen Monatsschrift" zu landen bitten — nimmt unter den Eilanden unseres Inselbezirkes, durch den Ehstlands Westen umsäumt wird, der Größe nach den dritten Platz ein. Denn mit seinen etwa $3^1/_2$ Quadratmeilen[2]) wird es an Umfang nur von Oesel (mit 47 Quadratmeilen) und von Dagden (mit 18 Quadratmeilen) übertroffen. Im Jahre 1881 betrug die Einwohnerzahl 5428 Menschen, von denen 2489 Männer und 2939

[1]) Die Schreibweise „Mohn" (sonst auch „Moon") empfiehlt sich schon wegen der ehstnischen Bezeichnung für unsere Insel „Muhhu-maa".

[2]) Genau umfaßt Mohn 169 Quadratwerst, 34 Dessätinen und 2000 Quadratfaden. Ueber die Größe der einzelnen Privatgüter und Kronsbesitzungen sowie über sonstige auf praktische Verhältnisse bezügliche Dinge giebt das treffliche Livländische Verkehrs- und Adreßbuch für 1892/93 Auskunft.

Frauen waren. Die Hauptmasse der Bevölkerung ist griechisch-orthodox, etwa 1/6 ist noch heute lutherisch.

Politisch gehört die Insel zum öselschen (arensburgschen) Kreise Livlands und bildet einen eigenen Kirchspielsbezirk. Der weitaus größere Theil Mohns gehört der Hohen Krone und zwar sind es die Güter: Ganzenhof, Hellama, Kappimois-Grabbenhof, Mohn-Großenhof und Tamsal. Die Privatbesitzungen befinden sich ausschließlich an der Ostküste der Insel. Es sind dies die Güter: Kuiwast (Baron Buxhöveden), Magnusdahl (v. Rennenkampff) und Peddast (Baron Stackelberg). Ferner gehört zu Mohn noch die kleine, 1 2/3 Quadratwerst umfassende Insel Schildau im großen Sunde (v. Wahl gehörig), welche von 5 griechisch-orthodoxen Bauerwirthen bewohnt wird. Eigene Gebiete bilden ferner das lutherische Pastorat, wie auch die den Geistlichen der beiden auf Mohn befindlichen orthodoxen Kirchen zugetheilten Landstücke auf den Kronsgütern Hellama und Kappimois. Bodenbeschaffenheit, Klima, Thier- und Pflanzenwelt der Insel sind im Wesentlichen dieselben wie auf dem benachbarten Oesel[1]: der Fliesboden Mohns, welcher an manchen Stellen nackt zu Tage tritt, ist nur von einer dünnen Humusschicht bedeckt und gilt in Folge dessen der Boden unseres Eilandes für weit weniger ergiebig, als die Aecker des gegenüberliegenden Kirchspiels Peude im benachbarten Oesel. Allerdings ist hierbei nicht zu übersehn, daß gerade die Osthälfte Oesels an Fruchtbarkeit des Bodens die übrigen Theile dieser Insel übertrifft. Sehr fühlbar macht sich auf der Insel der Mangel an Wald. Zwar ist von Seiten der Regierung ein Landstück im Innern mit Nadelwald besät worden, doch haben derartige Versuche nicht die gewünschten Resultate ergeben und sind auch später nicht fortgesetzt worden. Von den Mohnschen Privatgütern besitzt den meisten Wald das Gut Peddast, in welchem sich auch eine bedeutende Anzahl Eichen befindet. Doch erreichen dieselben hier nicht jene Größe und Schönheit, wie an manchen Punkten Oesels. Es leuchtet ein, daß der Mangel an Wäldern im Verein mit der Abwesenheit größerer Wasserläufe — die kleinen Rinnsale trocknen im Sommer oft ganz aus — der Dürre großen Vorschub leistet und den ohnehin kargen Boden noch mehr angreift. Den größten Theil Mohns aber nehmen noch heut zu Tage jene mit Wachholderbüschen bewachsenen, von Schafheerden bevölkerten Haiden ein, welche der Landschaft sowohl hier, als auch in vielen Theilen

[1]) Vgl. F. Schmidt, Blicke auf die Geologie von Ehstland und Oesel. (Balt. Monatsschr. Bd. 32.)

Oesels ein eigenthümlich eintöniges Gepräge verleihen. Gute Heuschläge liefern besonders einige kleinere, unbewohnte Inseln, von denen Paternoster im großen Sunde und Suurlaid in einer Bucht des kleinen Sundes die namhaftesten sind.

Als besonderer Vorzug der Thierwelt Mohns vor derjenigen Oesels mag hervorgehoben werden, das ersteres Eiland frei von Wölfen ist; denn noch bis vor Kurzem konnten diese Raubthiere als Landplage der baltischen Hauptinsel gelten und wenn sich auch in letzter Zeit ihre Anzahl verringert haben mag, so sind die Wölfe doch, trotz großer Anstrengungen, noch lange nicht als ausgerottet anzusehn. Dagegen wird Mohn wegen seines Reichthums an Füchsen und Hasen alljährlich im Herbst von öselschen Jagdliebhabern heimgesucht, steht doch schon von Altersher das Mohnsche Revier als das gelobte Land des insularen Waidmannes im besten Rufe. Einen wenig erfreulichen Bestandtheil der Thierwelt Mohns bilden die zahlreichen Schlangen, unter welchen die giftige Kreuzotter durch ihren Biß sowohl Menschen als Thieren gefährlich geworden ist. Dagegen ist sehr zu bedauern, daß die einst in baltischen Landen berühmte insulare (sog. „öselsche") Klepperrace jetzt kaum mehr rein angetroffen werden soll. Doch erfreuen sich immerhin noch heute die öselschen und Mohnschen Pferde eines wohlverdienten Rufes. Zäh, kräftig und genügsam bilden diese Thiere ein treffliches Kreuzungsmaterial und wir glauben, daß ein jeder, welcher, von solchen Rossen gezogen, über den zu allen Jahreszeiten gut fahrbaren Fliesboden der Mohnschen Poststraße dahingerollt ist, diese Postfahrt zu den minder unangenehmen seines Lebens rechnen wird. Allerdings nur so lange er im Wagen sitzt. Denn sobald der Reisende, am kleinen Sunde beim Dorfe Wachtna angelangt, dem Wagen entstiegen ist und die Reihe an ihn kommt, jenes unförmliche Boot, den sogenannten „Prahm", welches den Verkehr zwischen Oesel und Mohn vermittelt, zu besteigen, betritt er eine andere Welt: demjenigen aber, welcher Interesse für Kulturgeschichte hat, ist es beschieden, hier einen Blick in Communicationsverhältnisse zu thun, wie sie seit Jahrhunderten, unberührt von nivellirenden Einflüssen, bis auf den heutigen Tag bestanden haben. Doch hat auch für diese Reliquie baltischen Verkehrswesens wohl bald die letzte Stunde geschlagen; denn der Bau des Sunddammes zwischen Oesel und Mohn ist nur eine Frage der allernächsten Zeit — ein Unternehmen, über dessen Vorgeschichte schon seit Jahren viel gehandelt worden ist und dem wir Alle im Interesse unsres Archipels das beste Gelingen wünschen wollen. Als stummer Zeuge

einstiger Kämpfe steht noch heute an der Ostküste der Insel ein langgestreckter Wall da — der sogenannte „Bauerberg" am kleinen Sunde, weithin sichtbar das Flachland überragend. Denn gleich den andern „Kylegunden" des ehstnischen Inselandes (wie z. B. Peude und Wolde) hatte auch Mohn seine Landesfestung,[1]) in welcher die Bevölkerung bei feindlichen Einbrüchen Schutz suchte. Es ist dies wohl jene Burg Mone, durch deren Eroberung im Jahre 1227 der erste Grund zur Unterwerfung Oesels unter den livländischen Staat gelegt wurde. Die Insel — in den Urkunden Mone, auch Mona genannt — hat in der Folgezeit die wechselvollen Schicksale Oesels getheilt. Denn schon in den ersten Zeiten haben die Besitzverhältnisse auf der Insel Oesel sich häufig geändert. — Zuerst kam Bischof Gottfried von Oesel am 29. Juni 1228 mit dem Schwertbrüderorden dahin überein, daß der dritte Theil Oesels, Mohns und anderer Inseln seines (des Bischofs) Landes dem Orden zugehören sollte, welcher Vertrag vom Bischof Heinrich durch Urkunde vom 28. März 1235 genehmigt wurde; in gleichem Sinne waren Bischof Nicolaus von Riga, Rath und Bürgerschaft dieser Stadt sowie Ordensmeister Volquin am 20. Dec. 1234 mit einander übereingekommen. Obwohl nun durch Vertrag vom 28. Febr. 1238 der Orden dem Bischof Heinrich von Oesel den vierten Theil Mohns überließ, erhielten doch die Ordensbrüder durch den Vergleich vom 20. März 1254 die ganze Insel Mohn wieder zurück. Fortan hat das Eiland unter der Verwaltung eines Ordensvogtes gestanden, welcher im Schlosse zu Peude residirte; nachdem aber diese Veste durch die aufständischen Ehsten im Jahre 1343 zerstört worden war, wurde an Stelle desselben das Schloß Sonneburg („die Sühneburg") am kleinen Sunde erbaut. Hier saßen denn auch ferner die Ordensvögte, zwar noch auf öselschem Boden, aber im Angesichte Mohns, dessen Bewohner der Ueberlieferung nach regen Antheil am Aufstande genommen hatten. — Als nun am Ausgange der livländischen Selbständigkeit im Jahre 1564 der letzte Vogt von Sonneburg — Lüdinghausen-Wolff — das Schloß dem Könige Friedrich II. von Dänemark überlieferte, fiel auch Mohn an die dänische Krone. Zwar gerieth im Jahre 1575 durch einen Angriff des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg Sonneburg mit seinem Gebiet, vorübergehend in die Hände der Schweden, doch gelang es bald dem tüchtigen

[1]) Ehstnisch Maalin = Landburg, Ehstenburg. Bekanntlich ist der alte Volksname der Ehsten = Maarahwas Landvolk und erst neuerdings durch das litterarisch-conventionelle Eestirahwas verdrängt worden.

dänischen Statthalter von Oesel, Jürgen Ungern, das Verlorene wieder an Dänemark zurückzubringen. Auch in der Folge ist Mohn, welches nun für mehrere Jahrzehnte Grenzland zwischen den schwedischen und dänischen Besitzungen Livlands geworden war, von feindlichen Einfällen während der dänisch-schwedischen Kämpfe nicht ganz verschont geblieben. Der Zug des schwedischen Obersten Hans Maydell gegen Oesel im Juni 1611 hatte zwar die Ueberrumpelung Mohns zur Folge, doch mußten die Schweden diesmal zurück, da sich die Unterbefehlshaber Maydells weigerten, über den Sund nach Oesel zu setzen. Erfolgreicher dagegen war der zweite Ueberfall der Schweden im Herbst 1611, durch welchen sowohl Mohn als die Osthälfte Oesels den Dänen entrissen ward. Doch entsagten die Schweden im Jahre 1613 allen ihren Ansprüchen auf die Vogtei Sonneburg mit Gebiet und so hatte sich denn, wie ganz Oesel, so auch Mohn bis zur definitiven Besitznahme durch Schweden im Frieden von Brömsebro 1645 eines ungetrübten äußeren Friedens zu erfreuen. Im Jahre 1710 wurde dann Mohn dem russischen Reiche einverleibt und die Insel ist bis auf den heutigen Tag von feindlichen Einfällen verschont geblieben, wenn man von einigen englischen Seeleuten absieht, welche während des Krimkrieges auf Mohn landeten, um Lebensmittel zu erstehn.

Seinen Namen soll Mohn von dem skandinavischen mään „Dachfirst" haben; vgl. Rußwurm, Eibofolke I, p. 66. Diese Ableitung erscheint durchaus ansprechend und einleuchtend in Ansehung dessen, daß auf der nordwestlichen Küste der Insel sich eine steile Strandpartie (hier und in Oesel „Pank" genannt) befindet, welche dem von Nordwest kommenden Seefahrer zuerst in die Augen fällt und nach welcher die Insel dann benannt worden wäre. Daß noch andere unserer Inseln skadinavische (altnordische) Namen tragen, ist bekannt, wie überhaupt die mannichfachen Spuren, welche die nordgermanischen Sprachen in den westfinnischen Idiomen zurückgelassen haben.

Uebrigens spiegeln noch die heutigen Besitzverhältnisse auf Mohn in gewissem Sinne die Geschichte dieses Eilands wieder. Der livländische Orden hat nämlich auch hier, wie in seinen andern livländischen Besitzungen dem Anscheine nach die directe Verwaltung des unterworfenen Gebietes der Verlehnung an Vasallen vorgezogen. Zwar sind im öselschen Theile der Vogtei Sonneburg einzelne Güter an Vasallen vergeben worden — wie z. B. Thomel an die Schulmanns — doch scheint der Orden auf den unmittelbaren Besitz Mohns Werth gelegt zu haben, weil die Insel sich

wie ein Keil zwischen die festländischen und insularen Besitzungen des öselschen Bischofs schob. Wir wissen, daß erst der dänische Statthalter auf Oesel, Christoph Walkendorf, im Jahre 1566 das Gut Peddast (ehstnisch noch heute Norra-Moisa) dem Johann Knorring verliehen hat. Peddast ist bis 1768 in den Händen der Knorring geblieben und war mehr als zwei Jahrhunderte lang das einzige Privatgut auf Mohn. Denn erst 1794 wurde durch die Kaiserin Katharina II. dem General und nachmaligen Grafen Friedrich Wilhelm v. Buxhöwden das Gut Magnusdahl verliehn; auf diesem Gute hatte der neue Besitzer am 14. Sept. 1750 das Licht der Welt erblickt. Von den Söhnen Mohns ist er derjenige, welcher es an äußern Ehren am weitesten gebracht hat. Denn Friedrich Wilhelm von Buxhöwden hat als russischer Feldherr in den Kriegen gegen Frankreich und Schweden zu Anfang dieses Jahrhunderts eine sehr bedeutende Rolle gespielt; er ist auch unter Anderm Generalgouverneur in Riga gewesen. Er starb 1811. Ferner ist im Jahre 1797 durch Senatsukas auch das Gut Kuiwast in den Privatbesitz des Staatsraths Peter Diwow übergegangen; es ist dann späterhin an die Familie von Buxhöwden gelangt. Kuiwast hat jenem Peter Wilhelm von Buxhöwden (geb. 1787 zu Magnusdahl, gest. zu Kaiwast 1841) gehört, welcher sich als öselscher Landwirth bedeutende Verdienste um sein kleines Heimathland erworben hat und auch weitern baltischen Kreisen durch seine „Geschichte der Provinz Oesell" vortheilhaft bekannt ist. Die übrigen, im Besitze der Krone verbliebenen Güter werden durch Arrendatore verwaltet. Uebrigens befinden sich fast alle evangelisch-lutherischen Bewohner der Insel auf den Domänen, während die Bevölkerung der Privatgüter durchaus griechisch-orthodox ist.

Die Bevölkerung Mohn's gehört heutzutage mit Ausnahme einer geringen Zahl Russen und Deutscher dem ehstnischen Stamm an. Rußwurm vermuthet, daß auch auf Mohn einst Schweden gesessen haben. Einige Ortsnamen, wie Rotsiwerre und Koggowa an der Westküste, sprechen für eine solche Annahme. Auch sollen sich hier der Tradition zufolge Schweden aus Dagden nach der Pestzeit niedergelassen haben. Doch fehlen directe Zeugnisse für das einstige Vorhandensein schwedischer Bewohner auf Mohn, während in Oesel die Schworbe und ein Theil des Kirchspiels Pyha (unter Vettel) von Schweden bewohnt gewesen sind. Jedenfalls muß betont werden, daß der ehstnische Bewohner Mohns im äußeren Habitus und Character Züge aufweist, welche ihn durchaus von seinen

öselschen und ehstländischen angrenzenden Stammesgenossen unterscheiden. Der Mohnenser ist oft hochgewachsen, hellblond, von edler und freier Haltung, — ein tüchtiger, kühner Seemann und bei Gelegenheit ein verwegener Schmuggler, welcher auf seinen kleinen Schiffen nach Finnland, Schweden und Memel segelt, um Branntwein, Schießpulver und anderes Gut einzuschwärzen. Zwar befinden sich an den Hauptpunkten der Insel Grenzhäuser, welche mit Militär, Böten und allem Nöthigen reichlich versehen sind: doch soll noch heuzutage mancher Mohnenser sein Glück im Paschergewerbe versuchen, — selbstverständlich unter größeren Gefahren, als dies vor dreißig und mehr Jahren möglich war. Es muthet einen fast an, als ob im Volkscharacter der Inselehsten noch ein Rest des Geistes jener öselschen Seeräuber lebendig sei, welche bis in's dreizehnte Jahrhundert hinein die Ostseeküsten verheerten.

Trotz des kärglichen Bodens der Insel gilt die Bauerschaft Mohns für verhältnißmäßig wohlhabend. Die Dörfer machen, ungeachtet der primitiv-einfachen Bauart, einen saubern und angenehmen Eindruck auf den Besucher. Besonders für die Stranddörfer wirft der Strömlingsfang in ergiebigen Jahren einen schönen Nebenerwerb ab. Alljährlich zieht ein bedeutender Theil der jungen Männer Mohns nach Liv- und Ehstland, um dort besonders als Grabenschneider Verwendung zu suchen, eine Art der Arbeit, welche auch die Ehsten von Oesel und Dagden über das Meer führt. So kommt es denn, daß im Sommer ein großer Theil der Feldarbeit ausschließlich den Frauen zufällt. Es gewährt ein hübsches und farbenreiches Bild, diese Frauen und Mädchen in ihren buntgestreiften Röcken, die Mädchen stets baarhäuptig, mit kurzgeschnittenem, flachsblondem Haar, die Frauen ein kleidsames, weiß und roth gestricktes Barett auf dem Haupte, auf Feld und Wiese schaffen zu sehen. Die flinken und leichten Bewegungen der kräftigen Gestalten lehren uns, daß diese Arbeit ihnen gut von Statten geht. Leider kommt die hübsche Nationaltracht der Männer, der braune Rock mit weißem Kragen, die Kniehosen, die hohen Strümpfe und Schuhe, sowie der Hut immer mehr ab. An Stelle der alten, schmucken Tracht aber tritt allmählich jene wenig malerische Nachahmung der städtischen Gewandung, welche auf dem Festlande meist schon das alte Kostüm verdrängt hat. Nur die Pastel wird sich wegen ihrer praktischen Vorzüge voraussichtlich noch lange als Fußbekleidung unserer Insulaner erhalten. Diese leichte und bequeme Fußbekleidung hat gewiß das Ihrige dazu beigetragen, dem Mohnschen Bauer einen freien, elastischen

Gang zu verleihen. Wie überall, so hängt auch auf unserm Eilande das schöne Geschlecht mit besonderer Zähigkeit an der alten Volkstracht — wohl in der richtigen, wenn auch vielleicht häufig unbewußten, Erkenntniß, daß dieselbe kleidsamer, bequemer und billiger ist, als die dem launenhaften Wechsel der Mode unterworfene Toilette ihrer ehstländischen Mitschwestern.

Die Sprache des Mohnschen Insulaners ist ein Unterdialekt des sogenannten Reval-Ehstnischen. Am nächsten steht das Mohnsche Ehstnisch dem Dialekt, welcher im östlichen Theil von Oesel, besonders im Kirchspiel Peude, gesprochen wird. Mit dem Peudeschen Ehstnisch theilt der Mohnsche Dialekt seine am Meisten in die Augen fallende Eigenthümlichkeit: wir meinen die Wiedergabe des langen a (in der Schrift aa) durch oa: so sagt der Mohnenser für maa „Land" moa, für ei saa ei soa u. s. w.

Die jedenfalls sehr alte, lutherische Kirche von Mohn befindet sich gerade in der Mitte der Insel und ist von gothischer Bauart[1]). Der Thurm ist erst im Jahre 1764 zugebaut worden. Wann aber die Kirche selbst erbaut worden ist, entzieht sich leider unsrer Kenntniß. An der Hauptthür der Kirche ist die Jahreszahl 1617 angebracht, die Kanzel ist mit dem Datum 1628 versehen. Das jetzige Pastoratsgebäude ist 1834 errichtet worden. Unter dem Kircheninventar sei als Kuriosum ein silbernes Taufbecken erwähnt, dasselbe ist ein Geschenk der Wittwe Margaretha von Vietinghoff, geb. Glück, einer Tochter des bekannten Propstes und Pastors zu Marienburg und Pflegeschwester der Kaiserin Katharina I. Als verwittwete Gattin des Kapitäns von Vietinghoff war Margaretha Glück im Jahre 1731 Nutznießerin der Mohnschen Kronsgüter Großenhoff, Magnusdahl, Nurms und Ganzenhoff. Das älteste Kirchenbuch von Mohn reicht von 1704—1709. Von 1709—1761 existiren aber keine Kirchenbücher, da der Brand von 1761 dieselben vernichtet hat. Unter den Predigern, welche auf der Insel gelehrt haben, sei besonders Gottlieb Alexanders von Schmidt Erwähnung gethan: er hat von 1822—1871 auf der Insel seines Amtes gewaltet und ist auch öselscher Superintendent gewesen. Er war der Vater der weiland Professoren Oskar und Alexander Schmidt; „als Zeichen ihrer Liebe und Anhänglichkeit an die Mohnsche Kirche" haben die Nachkommen des verewigten Superintendenten im Jahre 1872 dem Gotteshaus zwei prächtige Altarleuchter

[1]) Die obigen, wie eine Reihe der folgenden Daten sind einer Serie von Artikeln Körbers: „Wanderung durch Oesels Vergangenheit und Gegenwart" entnommen (Arensburger Wochenblatt von 1876).

verehrt. Das gastliche Pfarrhaus von Mohn aber steht noch heute im besten Andenken bei der älteren Generation Oesels — auch hat so mancher ältere Bauer des Eilandes noch heute dem alten Pastor eine pietätvolle Erinnerung bewahrt und mit Stolz gedenkt der Mohnenser der beiden bedeutenden Gelehrten, welche im einsamen Pfarrhause dieses entlegenen Winkels baltischer Erde das Licht der Welt erblickt haben.

Bevor wir von der Insel scheiden, dürfen wir nicht vergessen, bei einer besonderen Merkwürdigkeit derselben zu verweilen: wir meinen das Dorf Koggowa mit seinen 8 Freigesinden. Die Bewohner von Koggowa, welches am kleinen Sunde liegt, gelten für die wohlhabendsten der Insel. Dieser Wohlstand der Mohnschen Freibauern beruht auf der Belehnung ihrer Vorfahren mit $2^1/_2$ Haken Landes durch den Ordensmeister Walter von Plettenberg, dd. Wolmar, Sonnabend nach Reminiscere (2. März) 1532. Die bezügliche Urkunde[1]) ist abgedruckt in den „Mittheilungen für die Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands" Bd. III, p. 115—116. Riga 1845. Diese Belehnung Plettenbergs ist auch fernerhin von seinen Regierungsnachfolgern — sowohl während wie nach der Ordensherrschaft — bestätigt und erweitert worden; die Originale der einschlägigen Documente befinden sich noch heute in den Händen der Koggowaschen Bauern. Die bisherige Verpflichtung dieser „Landfreien", die Post über den kleinen Sund nach Oesel zu bringen, ist erst in diesem Jahre (1894) aufgehoben worden. Die Freibauern tragen alle den Familiennamen Schmul (ehstn. Mul) und sind sämmtlich evangelisch-lutherisch. Der Name Koggowa soll vom skandinavischen „kogg" Schiff, Boot, abgeleitet sein, wie Rußwurm (Eibofolke I, § 146) vorschlägt, welcher auch eine schwedische Abkunft dieser Bauern für möglich hält. Heut zu Tage unterscheidet sich der Koggowasche Wirth in Tracht, Sprache und Lebensweise keineswegs mehr von den übrigen Stammesgenossen seiner Heimathinsel. Die freie und selbstbewußte wenn auch höfliche Art, mit welcher der Mohnsche Freisasse selbst dem gesellschaftlich Höherstehenden gegenübertritt, macht einen durchaus wohlthuenden und vertrauenerweckenden Eindruck. In regen geschäftlichen und und verwandtschaftlichen Beziehungen stehen die Bewohner Koggowas zu den 5 lutherischen Wirthen der kleinen gegenüberliegenden Insel Kuiwast, welche aber zum Kirchspiel Johannis auf Oesel eingepfarrt ist. Geographisch

[1]) . . . „wye . . . geuenn gonnenn vnnd vorlenenn hannskhenn deme oldestenn vnnd alle ssynenn Rechtenn warenn Eruenn derde haluenn haken Landes ann deme cleinenn Sunde."

und ethnographisch aber gehört dieses Eiland durchaus zu Mohn, von welchem es ein schmaler Meeresarm, der im Sommer bequem zu durchwaten ist, trennt.

Nun sind aber die Mohnschen Freibauern nicht immer, trotz der mannigfachen Bestätigungen ihrer Privilegien, ungekränkt im Besitze derselben verblieben. So sei denn am Schlusse dieser Skizze, noch folgende Urkunde, deren Original sich noch heute im Besitze der Freibauern befindet, angeführt. Das Schriftstück ist auch culturhistorisch interessant als Illustration der Verhältnisse hier zu Lande während der letzten Jahre schwedischer Verwaltung.

Ihro Königl. Maytt. zu Schweden
Meines allergnädigsten Königes, Verordneter Landshöffding über die Province Oesel und Stadt Arensburg.
Engelbrecht Mannerburg.
Herr zu Bremerfeldt und Torry.

Füge hiemit zu wißen, daß Nachdenmahlen der gewesene Heermeister Wolter von Plettenberg Ao. 1533 durch ein versiegeltes Pergemeen Brieff denen jetzigen, frey oder Post-Bauern Ihre Vorfahren auf $2^1/_2$ Hacken Landes wohnende im Dorffe Koggowa auf Mohn, unter andern einen Heuschlag auf ein Holm in dem kleinen Sunde, Heinsahr genandt, Erblich zu besitzen vergönnet, welchen Brieff der Teutsche Ordens Vogdt von Sonnenburg Lydinghausen v. Wulff genandt, Ao 1565 in allen Clausulen solchergestalt bestätiget, daß Ihnen auch die dem Hause schuldige so genandte Plegeration[1]) gantz erlaßen werden solte; welche Privilegia der Königin Christina damahls verordneter General-Gouverneur Seel. Herr Gustaff Kurck 1669 bestetiget hat; Sô haben doch gedachte Koggowasche Frey und Post Bauren klagend vorgebracht, welcher gestalt der alhier gewesene Arendator Obrist Lieutn: Friedrich Johann v: Brandt nicht allein vor 5 Jahren Gewaltsahmer weise obgedachten Heuschlags Holm Ihnen abgenommen, sondern auch die so genandte plegeration so darinnen bestehet, daß von Brandt und sein Gefolg, die im Sommer herumb geritten, heiten zu schneiden, haben diese Bauren ihnen Tractiren und ein Gesöff und Schmaus geben müssen, und ob sie zwar offtmahlen darüber bey dem gewesenen Landshöffding Örneklan Klagbahr worden, so hat es doch nichts verfangen wollen, weiln Er des Arendatoris Brandten

[1]) Verpflegungsration.

Schwieger Vater wahr; daher nun solche von dem Arendatore verübte Straffbahre eigenwilligkeit wieder Ihro Königl: Maytt: Gnädigste Verordnungen Läufft: Alß haben obliegenden Ambts halber offtgedachte Koggowasche 2½ Hacken Post-Bauren hiemit nicht allein Ihren vorigen Possesß von dem Heuschlage auf dem Holm Heinsahr restituiren, sondern auch von obgedachter verpflegung erlaßen sollen, So daß Niemand hinführo sich unterstehen soll, Ihnen in Ihren Rechtmäßigen Besitz des oftgedachten Heuschlages zu Turbiren, noch befugt, bey dem heitenschneiden, die sogenandte Plegeration zu fordern, bey vermeidung der darauf erfolgenden Straffe. Gegeben auf Grossenhoff und Insul Mohn den 19. Aprilis Anno 1702. E. Mannerburg.

(Das Original nebst einer beglaubigten Copie vom 8. Januar 1737 befindet sich im Besitz der Koggowaschen Bauern.

R. von Stackelberg.

Baltische historische Literatur.

Außer der Schrift Dr. A. v. Bulmerincqs über den „Ursprung der Stadtverfassung Rigas", mit deren Inhalt die Leser durch die Besprechung C. Mettigs im vierten Heft dieser Zeitschrift bekannt gemacht worden sind[1]), ist im letzten Halbjahr auf dem Gebiet der baltischen historischen Literatur manches andere Beachtenswerthe zu Tage getreten. Ueber einige, und zwar die werthvolleren, dieser Publicationen soll in Folgendem kurz berichtet werden.

Beginnen wir mit den Veröffentlichungen derjenigen gelehrten Genossenschaft, welche schlechthin als baltischer Geschichtsverein zu gelten hat — der „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands." Das um die Jahreswende an die Mitglieder vertheilte, aber auch durch den Buchhandel zu beziehende erste Heft des XVI. Bandes der „Mittheilungen aus der livländischen Geschichte" (Riga, N. Kymmel 1893) stellt einen stattlichen Band von 336 Seiten dar und bringt drei Arbeiten. Mit der bei Weitem umfangreichsten, den „Liv-, Ehst- und Kurländern auf der Universität Königsberg in Pr., Th. I", bringt August Seraphim einen sehr dankenswerthen Beitrag zur baltischen Bildungsgeschichte für die Jahre 1544 bis 1710 und stellt eine Fortsetzung bis zum Jahre 1800 durch Dr. G. Otto in Aussicht. Die

[1]) Referent muß freilich bemerken, daß er seinerseits in der Lösung der Hauptfrage weder Bulmering, noch Mettig beizustimmen vermag, und verweist bezüglich seiner Beurtheilung des Ursprungs der Rigaschen Verfassung auf die von ihm gelieferte Anzeige in Nr. 191 der „St. Petersburger Zeitung"; seines Erachtens muß eine genauere Würdigung aller in Betracht kommenden Momente zu dem ganz anderen Resultat führen, daß Rigas älteste Verfassung im Wesentlichen nicht eine markt- sondern eine markgenössische gewesen sein wird.

Namen der 915 Balten, welche in dem jetzt bearbeiteten Zeitraum der Königsberger „Albertina“ angehört haben, hat Seraphim direct aus der Originalmatrikel ausgeschrieben, sie mit den ihm bekannt gewordenen sonstigen Lebensnachrichten versehen und diesen Stoff in einer 50 Seiten umfassenden Einleitung nach verschiedenen Richtungen hin untersucht. Gegen Ende heißt es: „Eine große Anzahl von Staatsmännern, Predigern, Juristen, Landesbeamten unserer Heimath dankt im 16. und besonders im 17. Jahrhundert ihre Bildung der Albertina, und so manchen bekannten Namen finden wir darunter, Männer, die im Guten oder Bösen in der Geschichte des Landes eine bleibende Bedeutung erlangt haben; so finden wir, um nur einige zu nennen, neben Herzog Jacobs hervorragendem Staatsmann Melchior Foelkersahm auch Otto Schenking, den Renegaten und Führer der Gegenreformation; Magnus Nolde, den Gegner Herzog Wilhelms; Martin Gise, den Demagogen aus der Zeit der Rigaschen Kalenderunruhen, u. A. .... Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die Männer, deren Namen auf den folgenden Blättern verzeichnet stehen, einen nicht unerheblichen Antheil an der geräuschlosen, aber segensreichen Culturarbeit haben, die sieben Jahrhunderte in unserer Heimath hat geleistet werden können.“ — Ferner bietet Dr. Fr. Bienemann jun. eine gleichfalls umfangreiche Studie „Zur Geschichte und Kritik der hist.-politischen Schrift „von Eroberung der Hauptstadt Riga 1621““, welche von jeher den Darstellungen der Belagerung Rigas durch Gustav Adolf als vornehmste Quelle gedient hat. Speciell mit dem vierten, dem wichtigsten Theil derselben, der den doppelten Titel führt „Des Rahtes Replicationschreiben, drin solche Dedition (sc. Rigas) justificirt wird“ oder „Apologia oder Verantwortungsschreiben E. E. Raths“, befaßt sich Bienemann in eingehender Weise mit Zugrundelegung vieler seither unbenutzter Archivalien und der inhaltlich von einander abweichenden Redactionen, indem er nicht nur den ursprünglichen Verfasser in der Person des Syndicus Johann Ulrich ermittelt, sondern auch die ganze Genesis der höchst werthvollen officiösen Veröffentlichung darlegt und sich schließlich dahin äußert, daß ihre „Benutzung im Grunde erst durch Vergleichung der abweichenden Texte und die Verwerthung von Ulrichs Notanda ermöglicht“ werde. — Im dritten Aufsatz „Zur Geographie Alt-Livlands“ bespricht Friedrich v. Keußler einige Abschnitte aus Dr. A. Bielensteins großem Werk „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert“, welche namentlich die Aus-

breitung der Aa-Landschaft Tolowa, beziehungsweise die zu ihr gehörigen Gebiete behandeln. Von Letzterem mehrfach angegriffen, sieht er sich in die Lage versetzt, *seine* über obige Fragen in den früheren Bänden der „Mittheilungen" vertretenen Ansichten ausführlicher zu begründen, und hat die Genugthuung gehabt, daß Dr. Bielenstein nach dem Protokoll der im December v. J. stattgehabten Jahressitzung der Lettisch-Literärischen Gesellschaft diesen Ausführungen beigestimmt hat. Endlich liefert Keußler den Nachweis, daß die weithin insbesondere als Leinwandhändler bekannten Pebalgschen Letten aus einer Vermischung mit im vorigen Jahrhundert dorthin angesiedelten großrussischen Bauern aus dem Jaroslawschen Gouvernement hervorgegangen sind.

Auch die „*Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1893*" (Riga, W. F. Häcker 1894 — S. 162) enthalten Mittheilungen und kleinere Arbeiten, die hier aber um so weniger angeführt zu werden brauchen, da sie fast sämmtlich bereits durch die Rigaer Tagespresse bekannt geworden sind. Besonders hervorgehoben zu werden verdient der Bericht des Bibliothekars über die begonnene systematische Inventarisirung der reichhaltigen Handschriftensammlung der Gesellschaft, und erwähnt sei, daß den diesmaligen „Sitzungsberichten", wie vor zehn Jahren, ein zusammenfassendes Verzeichniß aller im letzten Decennium gehaltenen Vorträge und verlesenen Zuschriften beigefügt ist.

Nach längerer Zeit hat die „Ehstländische Literärische Gesellschaft" wiederum ein Heft ihrer „*Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands*" erscheinen lassen (Heft 4 des IV. Bandes; F. Kluge 1894 — S. 357 bis 476). An erster Stelle veröffentlicht Dr. Fr. *Bienemann* jun. „Das Tagebuch des Generals von Hallart über die Belagerung und Schlacht bei Narva 1700". Der aus Holstein gebürtige Gen.-Lieutenant Ludwig Nic. Freiherr von Hallart, ein erfahrener Kriegsingenieur, war einige Wochen vor der denkwürdigen Schlacht von König August II. von Polen an Peter den Großen gesandt worden, um die Leitung der Belagerungsarbeiten zu übernehmen, gerieth aber in der Schlacht, welche am 19./30. Nov. stattfand, mit vielen anderen in die schwedische Gefangenschaft; erst 1705 soll er freigekommen sein. Dann trat er durch Patkuls Vermittelung in russische Dienste und hat u. A. an der Schlacht bei Poltawa und an der Belagerung Rigas theilgenommen. Von der Kaiserin Katharina I. mit dem Gute Wolmarshof beschenkt, ist er 1727 im Alter von fast 68

Jahren gestorben und in der Kirche zu Wolmar begraben, wo noch sein Epitaph zu sehen ist. Offenbar durch die Beziehungen seiner herrnhutisch gesinnten Gemahlin zu dem General-Major und Landrath Balth. Baron Campenhausen ist Hallarts „Tagebuch" auf das Gut Orellen gelangt, dessen gegenwärtiger Besitzer Landrath von Campenhausen die Herausgabe gestattet hat. Es beginnt mit dem 5./16. September 1700, an welchem das sächsische Belagerungscorps Riga verließ, und reicht bis in den Sommer 1701; versehen ist es mit einem „Plan Narvas, wie solches vergeblich belagert", und hinzugefügt wird ein Schreiben Hallarts an den König von Polen „d. d. Narva, den 6. Dec. Anno 1700". Eine „Einleitung" und ein „Nachtrag" orientiren des Näheren über die sehr bedeutsame Edition. — Aus dem Nachlasse des weil. wirkl. Staatsraths Dr. J. W. Dehio werden sodann „Berichtigungen und Nachträge zu den Mittheilungen über die Medicinalverhältnisse Alt-Revals" geboten, welche in früheren Heften erschienen waren, und Eugen v. Nottbeck publicirt das „Fragement einer Revaler Chronik". Dasselbe enthält nicht unwichtige Aufzeichnungen „wohl eines Rathsgliedes" über Rechtsfälle und Ereignisse, die für die Stadt von besonderem Interesse waren, ist in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts niedergeschrieben und greift bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück. — Den Schluß bilden die „Jahresberichte der ehstländischen literärischen Gesellschaft für 1890—91, 1891—92 und 1892—93"; gedacht wird daselbst auch der am 10. Juni 1892 begangenen Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens.

Von Gotthard v. Hansen, dem derzeitigen Verwalter des selten reichhaltigen Revaler Stadtarchivs, liegt seit einigen Wochen ein Buch vor, das den Titel führt „Aus baltischer Vergangenheit. Miscellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv" (Reval, F. Kluge 1894 — S. 160). Im „Vorwort schreibt der Verfasser: „Da ich bei meinen seit sieben Jahren fortgesetzten Ordnungsarbeiten im Revaler Stadtarchiv auf viele interessante, bisher unedirte Archivalien stieß, schrieb ich einen Theil ab und hielt über dieselben Vorträge in der ehstländischen literärischen Gesellschaft. Mehrseits aufgefordert, diese gesammelten Actenstücke durch den Druck zu veröffentlichen, gab ich den Wünschen nach, und so entstand diese Brochüre, die die mannigfaltigsten Themata aus der baltischen, insbesondere Revalschen Vorzeit enthält. Wenn ich einige wenige, nicht direct auf Alt-Livland bezügliche Artikel hinzufüge, so war ich der Ansicht, durch das Nichtbekanntsein derselben im Auslande entschuldigt zu sein." Obige

Angaben sind jedoch nicht erschöpfend. Z. B. ist die Erzählung von den „Mönchen und dem Ordensmeister Wilh. Fürstenberg in Fellin" der „Historia Livonica" des Dionysius Fabricius entnommen und an vielen anderen Stellen werden die jedenfalls nicht im Stadtarchiv vorfindlichen Quellen überhaupt nicht angedeutet, wie es andererseits nothwendig gewesen wäre, dort Anführungsstriche zu setzen, wo der Wortlaut der Vorlage wiedergegeben ist. In allen diesen Dingen muß jetzt der Leser zu Combinationen seine Zuflucht nehmen, was sich doch mit Leichtigkeit hätte vermeiden lassen! Der reiche Inhalt der „Miscellaneen" hat in erster Linie culturgeschichtliche Bedeutung, wenngleich Vieles in das politische Gebiet hinüberspielt. Von großem culturgeschichtlichem Interesse sind vor allem die Kapitel über „Altlivländische und Revalsche Kleiderordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts", über „Revalsche Hochzeitsordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts", über „Taufordnungen" und manches andere. Werthvoll in anderer Beziehung sind namentlich die beiden Berichte über „Die Schlacht bei Narva 1700". Hingewiesen sei auch auf das Kapitel „Reval nach dem Pestjahre 1710", auf „Drei Briefe Martin Luthers" aus den Jahren 1530 bis 1533[1]), welche die Anstellung eines Superintendenten und eines Schullehrers betreffen, und auf die „Reime" des Franz Konnyes, des Bräutigams der unglücklichen Barbara von Tiesenhausen. Im Ganzen handelt es sich um 31 Abschnitte in Prosa und 16 Gedichte, alle sehr verschiedenen Umfangs.

Auch Kurland ist letzthin mit zwei namhafteren Veröffentlichungen hervorgetreten, von welchen die eine einer ganz neu entstandenen wissenschaftlichen Vereinigung angehört. Am 22. Februar hat sich nämlich zu Mitau innerhalb der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur nnd Kunst" eine „Section" für Genealogie, Heraldik und Sphragistik gebildet, welche bei ihrer Constituirung 46 und am Ende des Jahres schon 86 Mitglieder zählte, und schon im ersten Jahre ihres Bestehens hat dieselbe in geschmackvoller Ausstattung ein 108 Quartseiten umfassendes „Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik" erscheinen lassen (Mitau, J. F. Steffenhagen u. Sohn 1894), das mit mehreren Beilagen, Wappendarstellungen und genealogische Tabellen enthaltend, versehen ist. Bei den regen Beziehungen, welche nachgerade bei uns zwischen den Geschicken der

[1]) Wie übrigens Referent nachträglich bemerken will, sind diese Briefe bereits veröffentlicht worden in der Gelegenheitsschrift „Luther an die Christen in Livland" S. 20 f. (Riga, 1866, Druck der Livl. Gouv.-Typographie).

alteingesessenen Familien und des Landes und der Städte Schicksalen jeder Zeit bestanden haben, müssen kritische Bearbeitungen der Familiengeschichten auch der allgemeinen baltischen Geschichte in hervorragender Weise zu Gute kommen, und das macht sich bereits in der vorliegenden Ausgabe geltend. Vor allem gilt dies von der eingehenden und verdienstlichen Arbeit des Freiherrn Eduard v. Fircks über „die Bühren in Curland I", jenes schon im 16. Jahrhundert in herzoglichen Diensten stehende Geschlecht, welches im 18. Jahrhundert mit Herzog Ernst Johann (Reichsgraf v. Biron) den kurländischen Fürstenthron besteigen sollte; interessant ist u. a., was über den lange erfolglos geführten Kampf der Bührens um die Aufnahme in das kurländische Indigenat erzählt wird. Von den anderen Aufsätzen mögen wenigstens die Titel der umfangreicheren genannt werden: Frh. Alex. v. Rahden, der Vorsitzende der „Section", hat „Das Stammbuch Christophers v. Sacken" (1577—1618) bearbeitet, Max v. Spiessen „Die Familie Grothus in Westfalen"; L. Arbusow giebt „Nachrichten über Thomas Cardinal", einen herzoglichen Beamten des 16. Jahrhunderts u. s. w. Genaueres über die erstjährige Wirksamkeit der jüngsten baltischen historischen Genossenschaft melden die „Sitzungs-Berichte", welche das „Jahrbuch" einleiten.

Aeußerlich unscheinbarer, aber sachlich bedeutsamer ist eine fast gleichzeitig erschienene Publication des kurländischen Ritterschafts-Comités, das „Curländische Ritterbuch" (Mitau, J. F. Steffenhagen u. Sohn 1893). Beigefügt ist eine sehr instructive Abhandlung des Freiherrn Eduard von Fircks „Zur Geschichte der Ritterbanken und des Ritterbuches in Curland". Dieselbe berührt zunächst die Frage nach dem Ursprung des Adels im alten Livland (hier ist die Oesel-Wiekfche Ritterschaft übersehen worden, während irrthümlicher Weise von einer Ritterschaft des Bisthums Reval die Rede ist); dann wird gezeigt, wie speciell in Kurland der Streit mit den Herzögen Friedrich und Wilhelm auch den Anlaß gegeben hat zur Abfassung einer Matrikel (des „Ritterhauses"), mit welcher im Jahre 1620 begonnen worden ist, und des Weiteren erfahren wir viel Interessantes über die Stellungnahme der schon geschlossenen Ritterschaft zu den Nichtrecipirten und die daraus resultirenden endlosen Streitigkeiten; erst seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, heißt es, wurde man in der Aufnahme williger. Bezüglich der Stiftisch-piltenschen Ritterschaft wird lediglich gesagt, daß sie „ziemlich um dieselbe Zeit wie die kurländisch-semgallische sich zu einer Corporation zusammengeschlossen

und ihre Ritterbanken gehalten" habe. Beide Ritterschaften sind bekanntlich erst im Jahre 1819 vereinigt worden. — Der officielle Text umfaßt ein „Verzeichniß sämmtlicher zum kurländischen Indigenatsadel gehörigen Geschlechter" in der zeitlichen Reihenfolge ihrer Eintragung und „Das curländische Ritterbuch in alphabetischer Ordnung". Im zuletzt genannten Abschnitt finden sich bei den 337 Geschlechtsnamen genauere geschichtliche Angaben in fünf Rubriken: 1. über die Classe und das Datum des bez. Ritterbanks-Abschieds; 2. über die spätere Inscribirung in's Ritterbuch zufolge der Kirchspiels-Beschlüsse vom 10. Mai 1841; 3. über das Datum der sonstigen Receptionen in Kurland und Pilten; 4. über die Herkunft, die Adelsdiplome und Standeserhöhungen; 5. über Senatsukase, die Anerkennung sonstiger Titel betreffend. Speciell für die vierte Rubrik sind neuere genealogische Forschungsresultate herangezogen worden. Die Bezeichnung „baltischer Uradel" bei einigen Familien bedeutet, daß diese Geschlechter am frühesten in Alt-Livland nachzuweisen sind und ihre Namen, wenn nicht auch die Ritterbürtigkeit, in den baltischen Landen gewonnen haben (z. B. v. Koskull, v. Lieven, v. Patkul u. s. w.); als Grenze gilt nicht das in Deutschland angenommene Jahr 1350, sondern die Zeit der Auflösung des Ordens. Bezeichnend ist die Thatsache, daß weit über ein Drittel (d. h. 144) der dem kurländischen Indigenatsadel angehörigen Familien bereits während der Ordensherrschaft in Alt-Livland ansäßig gewesen ist. F. Ke.

Ende Juni 1894.

Zuschrift an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr von Tideböhl!

So lange die „Erinnerungen an Edith Rahden", ihrer Ueberschrift entsprechend, nur „Für Wenige" zugänglich waren (denn die russische Ausgabe ist weder im Buchhandel, noch in einer Zeitschrift erschienen), — hielt ich es für unstatthaft mit der Berichtigung einiger Ungenauigkeiten in dieser Studie hervorzutreten.

Nachdem aber die „Baltische Monatsschrift" die deutsche Uebersetzung dieser Erinnerungen im 4. Heft d. J. publicirt hat, erachte ich nun jene Berichtigung für durchaus angemessen.

Bei der im Allgemeinem richtigen, höchst anerkennender Beurtheilung der hervorragenden Persönlichkeit meiner verstorbenen Schwester — hat der ungenannte Autor jener Erinnerungen — am Schluß seiner Ausführungen leider einer gewissen Tendenz gehuldigt, die nicht ohne Rückwirkung auf die Genauigkeit des Mitgetheilten geblieben ist.

Dem entsprechend muß ich folgendes bemerken:

Gewiß nicht allen orthodoxen Freunden von Edith Rahden that es weh, daß nicht die Schönheit der griechischen Leichenfeier ihrem letzten Wege die Weihe gab, sondern vermuthlich nur denjenigen, die unter dem Deckmantel der Freundschaft proselytische Zwecke verfolgten. Auch konnte dem Pastor, den ich oft am Sterbelager meiner heimgegangenen Schwester gesehen, das Bild des Erlösers und der Mutter Gottes durchaus nicht verdächtig erscheinen, weil der würdige Pastor die tiefe religiöse Gesinnung E. Rahden's, die über jeden Glaubenswechsel durch fremde Eingebung oder fremden Einfluß weit erhaben war, — genau kannte und an der Verstorbenen hochschätzte.

Schließlich sei noch hinzugefügt, daß die sterblichen Ueberreste meiner Schwester auf dem Kirchhof zu Peterhof nicht einsam zwischen einer Menge überwucherter Gräber, sondern im Familienbegräbniß neben den Ruhestätten unserer Eltern — zur Erde bestattet worden sind.

Indem ich an Sie, geehrter Herr, die gefällige Bitte richte, diese Zeilen in das nächste Heft der Baltischen Monatsschrift aufnehmen zu wollen, ersuche ich Sie, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung entgegenzunehmen.

St. Petersburg, 16. Mai 1894.

Olga von Timroth, geborene Baronesse von Rahden.

Corrigenda:

In dem Art.: „Das Baltische Dichterbuch."

Seite 249 Z. 12 v. o. l. Pierce statt Pierre.
„ 250 „ 11 „ „ „ drei statt zwei.
„ 251 „ 9 „ u. „ Lohmann statt Lohman.
„ 251 „ 11 „ „ „ Nationaldichter statt Dichter.

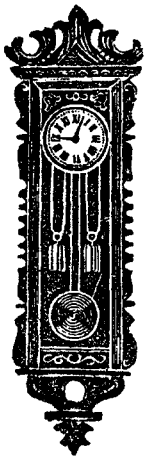
In dem Art.: „Nietzsche, der Philosoph der Gegenwart."

Seite 314 Z. 12 v. u. l. Philosophen statt Pvilosophen.
„ 322 „ 1 „ „ „ Geadelten statt geadelten.
„ 323 „ 15 „ „ „ daß statt das.
„ 324 „ 10 „ „ „ älterer statt seltener.
„ 326 „ 16 „ „ „ kleine statt keine.
„ 329 „ 8 „ o. „ an „sich"" ... Was statt an „sich" ... „Was.
„ 331 „ 5 „ „ „ Ueber die moralischen statt Ueber moralischen.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Adalb. G. Berg,

Riga, Scheunenstr. № 18,



Riga.

empfiehlt in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen:

[6] 4.

Taschenuhren

in Gold-, Silber-, Nickel- u. oxydirt. Sahlgehäusen.

Ferner:

Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-, Schwarzwälder-, Reise- u. Jahres-Uhren.

Uhrketten, Breloques

neuester Façons, in **Gold, Silber, Doublé, Nickel, Talmi, Stahl, Bronze** und **Seide.**

Musikwerke

verbesserten Systems von 4 bis 6 Stücke spielend.

Musik-Werke

zum Drehen für Kinder, von 1 Rubel 50 Kopeken an.

NB. Reparaturen werden unter Garantie solide und billigst ausgeführt.

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse Nr. 9, Riga,

im Hause der Sparkasse.

Paletotstoffe zu Herren-, Damen- und Kinder-Paletots.

Cheviot, Craisé, Kammgarne, Tuche und **Buckskins** in allen Farben, zu Pelzbezügen, Rotonden, Regenmänteln, Promenadenkostümen, sowie auch zu Herren- und Knabenkostümen geeignet.

Flanelle zu Damen- und Kinder-Kleidern.

Futterflanelle und Kammgarnfutterstoffe

in grosser Auswahl.

Seiden-Peluche, Wollen-Peluche und Astrachan.

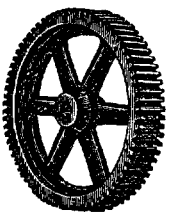
Sämmtliche Damen-Confectionen

für die gegenwärtige Saison werden nach den neuesten Modellen und auf **Bestellung prompt und reell ausgeführt.**

J. Holländer,

Riga, Kalksrasse Nr. 9, Riga,

[6]–5. im Hause der Sparkasse.



Maschinen
Apparate
Geräthe
Techn. Consum-Artikel
Feuerspritzen
Pumpen
Metalle etc.

jeder Art.

Hugo Hermann Meyer,
RIGA.

Bei Neuanschaffung wäre eine Preisanfrage zu empfehlen.

[6]—6.

J. Jaksch & Co., Riga.

En gros. **Feste Preise.** En détail.

Porzellanmalerei u. Glas-Graviratelier.

Grösste Auswahl und Lager von

Porzellan-, Fayence u. Crystallservices,

Alfénide,

Petroleumlampen und Bronce-Beleuchtungsartikeln,

Uhren, Musikwerken u. Zubehör.

Agentur für

Spiegel-Glas, belgisches Fenster-Glas,

Mosaik-Fussböden.

[6]—6.

Unser Bismarck

von

C. W. Allers.

[12]—8.

14 Lieferungen à 1 Rbl. 20 Kop.

Der Schöpfer des berühmt gewordenen Prachtwerkes „Fürst Bismarck in Friedrichsruh" bietet hier ein neues Werk, zu dem er lange gesammelt hat und das alle Vorzüge der so ansprechenden Allers'schen Darstellungsweise mit seiner lebenswahren und gemüthvollen Auffassung in sich zu vereinigen verspricht.

Bestellungen nimmt entgegen

Riga. **N. Kymmel's Buchhandlung.**

---

[12]—9.

Die Buchhandlung

L. Hoerschelmann

Riga, Weberstraße Nr. 6,

empfiehlt sich zur Lieferung

in- und ausländischer Bücher und Zeitschriften,

neu und antiquarisch.

Auf Wunsch bibliographische Auskünfte, Ansichtssendungen, Probenummern von Zeitschriften 2c.

Günstigste Bezugsbedingungen für auswärtige Käufer.

Kataloge gratis — schnellste Besorgung — Porto zu Selbstkosten.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthsch. Werke.

Mein **landwirthschaftliches Bücherverzeichniss,** 1890 erschienen, **120 Seiten stark,** steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch **seltene** Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

☞ Für eine **vollständige** Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als **I. Preis die Anerkennung I. Grades,** gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

[12]—7.

Die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft von Landwirthen
des livländischen Gouvernements
in Firma: [12]—8.

„Selbsthilfe“

(vormals Livländ. Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse 2.

Vertreterin des Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämmtlichen Meierei-Geräthen und Utensilien,

wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen, Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

Vertreterin der renommirten Firma

Ruston Proctor & Co. in Lincoln

für

Locomobilen und Dampfdreschmaschinen.

Niederlage von sämmtl. landwirthschaftl. Maschinen,

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Säemaschinen, Mähmaschinen, Göpeldrescher, Reinigungsmaschinen etc.

Düngemittel, wie: **Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomasschlacke.**

Kraftfutter, wie: **Lein-, Hanf-, Sonnen- und Cocoskuchen, Weizenkleie und Malzkeime.**

Eisen, Ketten, Hufnägel und Drahtnägel.

Landwirthsch. Sämereien: wie: **Rothklee, Thimoty, Bastardklee und sämmtliche Grassaaten.**

Salz und Heringe.

Petroleum und Maschinenöl.

Feuerspritzen und Jauchepumpen, Hanfschläuche, Lederriemen etc. etc.

An- und Verkauf von Getreide und Saaten.

Дозволено цензурою. Рига, 29 Іюля 1894 г. — N. Ruetz Buchdruckerei, Riga.

Friedrich Nietzsche, der Philosoph der Gegenwart.[1])

II.

Friedrich Nietzsche ist als der Sohn eines sehr wohlhabenden Landpfarrers vor ungefähr 46 Jahren geboren und hat seine Erziehung in der berühmten sächsischen Fürstenschule Pforta erhalten. Es ist bekannt, wie ausgezeichnet diese Schule organisirt ist und daß besonders der angehende Philolog kaum irgendwo eine bessere Vorbereitung für das Studium des classischen Alterthums erhält. Andererseits mag die Abgeschlossenheit von der Bewegung unseres modernen Culturlebens, zumal wenn das Elternhaus des Zöglings sich auch nicht in der Stadt befindet, zur Folge haben, daß die aus der Schule Entlassenen nicht gehörig präparirt auf der Universität in das Getriebe der Wirklichkeit eintreten. Die letzten Enden und äußeren Resultate von Errungenschaften unserer Bildung, Technik, socialen Entwickelung und Verkehrssteigerung lernt das Kind der Großstadt in einem Alter kennen, wo die Kraft des Intellects noch zu schwach ist zu der neugierigen Frage nach dem Ursprung und Zusammenhang dieser glänzenden Schlußergebnisse. Sich dieser Ergebnisse zu bedienen — zu telegraphiren, für Arbeitersyndicate zu stimmen und in Actien zu speculiren — wird so früh, wenn nicht zur That so doch zu einem gewohnten Gedanken, daß auch später, wenn die geistige Kraft vorhanden wäre um zurückgreifend Stufe für Stufe die lange Entwickelung zu verfolgen, wir zu stumpf geworden sind um die großen Gedanken mit dem Eifer, den sie verdienen, zu durchlaufen und den ganzen Reiz der Spannung und Erhebung des Gemüths nachzuempfinden, die ursprünglich diese Etappen des europäischen Fortschritts begleitet haben. Daß in solcher Gleichgiltigkeit und Seichtigkeit ein Nachtheil moderner

[1]) Vgl. S. 313 ff. dieses Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift."

Erziehung liegt, wird gewiß gern zugegeben werden; dennoch ist andererseits darin zugleich ein Correctiv gegen die Schroffheit des Uebergangs anzuerkennen, den derjenige verhängnißvoll durchmacht, der während der ganzen Schulzeit, von dem geschäftigen Treiben der Wirklichkeit wenig berührt, in einer Idealwelt die erhabenen Grundlagen aller Humanität kennen gelernt hat und dann auf der Universität oder anderswo mit einem Male in den Strudel des actuellen Lebens geräth: fast unvermittelt dem Eindruck des Neuesten ausgesetzt, was menschlicher Scharfsinn oder menschliche Narrheit zustande bringen. — Hier liegt eben die Gefahr nahe, daß diese neue Welt von Tagesereignissen, Tagesberühmtheiten und ephemeren Aufregungen auf den Jüngling gar zu anziehend oder gar zu abstoßend wirkt; in beiden Fällen also ihre Wichtigkeit von ihm überschätzt wird. Derartige Erwägungen werden durch die Lebensschicksale so mancher Zöglinge der Fürstenschulen, die später mit der zudringlichen Gegenwart nicht fertig zu werden wußten, bestätigt; sie wären hier aber überflüssig, wenn sie nicht auch — wie uns scheint — auf Nietzsche Anwendung fänden; wenn nicht auch in seinen Werken und in seinem Leben sich vielfach Spuren zeigten, daß er in höherem Grade seiner Zeit angehört, als dem Weltphilosophen geziemt. — So sehr Nietzsche selbst von sich das Gegentheil behauptet, so ist doch nicht zu verkennen, daß das „Moderne" auf ihn einen übermäßigen Einfluß geübt hat, Eintagsfliegen ihn beunruhigen, kleine Vorfälle in der Politik, vorübergehender Lärm in der Literatur ihm für wichtige Symptome der Richtung gelten, welche der Weltlauf eingeschlagen hat. Was ein zungenfertiger Abgeordneter im Reichstag sagt, was ein Privatdocent in der Hitze seines Ehrgeizes an unvorsichtigen Vererbungstheorien aufstellt, die zuletzt erschienenen Romane; kurz: was die Zeitung morgens und abends bringt, hat Antheil an der Weltanschauung unseres Gelehrten. Wo kämen auch sonst bei Nietzsche die fast an Circusreclame erinnernden Büchertitel, die picanten Spitzmarken seiner Capitel und einzelnen Aphorismen her? Schließlich seine Lebensweise . . . Doch darauf kommen wir noch zurück.

Schon im Jahre 1868 hatten einige philologische Arbeiten von Nietzsche in der Gelehrtenwelt solches Aufsehen erregt, daß er, damals noch Student, — zum Professor der altclassischen Philologie auf die Universität Basel berufen wurde. Er nahm den Ruf an und wirkte dort als Professor — mit längeren Unterbrechungen, die er zu Reisen benutzte — bis 1879. Von der Universität Leipzig erhielt er, ohne je eine Prüfung bestanden zu haben, den Doctortitel **honoris causa**. Dies alles spricht für die hohe und frühreife Begabung

so wie auch für die Leistungsfähigkeit unseres Philosophen; besonders wenn man bedenkt, daß ihn außer den Vorlesungen über Philologie und Philosophie auch die Musik viel in Anspruch nahm; denn er war nicht nur ein leidenschaftlicher Freund dieser Kunst, sondern hat auch mehrere vierhändige Compositionen veröffentlicht. Dagegen scheint ihn Schwäche der Augen und Kurzsichtigkeit an lebhafterer Theilnahme für die bildenden Künste gehindert zu haben. Quälende Kopfschmerzen, die sich ziemlich regelmäßig einstellten, waren die Veranlassung, daß Nietzsche im Jahre 1879 seine academische Thätigkeit aufgab und sich von da an ausschließlich mit seiner Philosophie beschäftigte. Nun begann für ihn ein unstätes Wanderleben in Italien und den Alpen: in Rom, Genua und auf Capri, meist aber in kleinen klimatischen Curorten, wie Ruta, Nopallo und Sils-Maria sind die Werke entstanden, die er jetzt veröffentlichte. Mehr auf Spaziergängen als am Schreibtische wurden die fast immer sehr kurzen Aufzeichnungen, aus denen sie bestehen, gemacht; und Nietzsche rühmt die wohlthuende Einsamkeit, welche ihm sowohl entlegene Touristenherbergen als riesige Allerwelt-Hotels gewährten. Die Kopfschmerzen sollen sich nun bald gebessert und ihn ganz verlassen haben; seine Productivität aber stieg mit jedem Jahre. Da erfolgte im Januar 1889 in Turin eine für Alle unerwartete Katastrophe: Nietzsche wurde plötzlich wahnsinnig. Man brachte ihn zuerst nach Jena in ein Irrenhaus; da aber bei der Gehirnlähmung an der er leidet, keine Hoffnung auf Heilung vorhanden ist, so befindet er sich jetzt bei seiner Mutter, der verwittweten Pastorin Nietzsche in Naumburg und wird von ihr gepflegt.

Es war entschieden ein Unglück für Nietzsche, daß er so jung und so wenig vorbereitet Professor wurde und über eine Menge schwieriger Autoren zu lesen hatte, die er unmöglich schon alle im Orginal studirt haben konnte. In der That macht es den Eindruck, als wenn er sich oft damit begnügt hätte seine philosophischen Kenntnisse aus zweiter Quelle zu schöpfen: aus Handbüchern, die nicht nur die Ideen der Denker wiedergeben, sondern auch zur Bequemlichkeit ein rasches Urtheil über sie liefern. Nietzsche ist wirklich sehr belesen und er hat auch über jeden Philosophen sein kräftiges Sprüchlein bei der Hand; dennoch können wir uns des Eindrucks nicht erwehren als ob er außer Schopenhauer nur wenige große Philosophen von Anfang bis zu Ende studirt habe; und zwar deßhalb, weil er sich sonst so Manches erspart hätte. Er trägt gewisse Gedanken als seine eigene tollkühne Erfindung, ja als etwas bisher Unerhörtes vor; er wünscht sich Glück zu dem Wagniß, das darin liege; er zweifelt daran, daß die Geisteskraft seiner Zeitgenossen

hinreichen werde, ihm auf solche Höhen zu folgen und ahnt nicht, daß er dabei Dinge ausspricht, die schon vor ziemlich langer Zeit bedeutende Philosophen unseres Jahrhunderts wie z. B. Lotze und Fechner mit weniger Prätension vorgebracht haben. Auch in Eduard von Hartmanns ersten Werken hätte er einige seiner späteren Gedanken wiederfinden können. Ja noch mehr! Manche sehr nahe liegende Einwände gegen lange geglaubte Wahrheiten, welche Nietzsche macht und als wichtigen Fortschritt in der Bekämpfung der „moralischen Vorurtheile" ansieht, sind nicht nur schon in alter Zeit ebenso vorgebracht, sondern auch nachher wiederum endgiltig widerlegt worden; und die Welt ist entschieden nicht ganz so sehr in Vorurtheil und Irrglauben versunken, als es unserem Philosophen scheint.

Freilich besteht ein großer Unterschied zwischen der Art, wie ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling — um eine Weltanschauung ringend und bei den Weisen den Schlüssel zum Räthsel des Lebens vermuthend — philosophische Werke studirt, und der Art wie ein Professor, der seine Weltanschauung mehr oder weniger im Pult geborgen haben muß, — ex officio, mit Ehrfurcht aber ohne Aufregung die alten Bücher „kennen lernt" oder die neuen durchmustert, um ihnen in seinem System ihren Platz anzuweisen oder ihre Schwächen gelegentlich kritisch zu beleuchten. Auch unseren Philosophen hat wohl oft sein Amt zu diesem abgekürzten akademischen Verfahren genöthigt; woher wir seinen Anhängern nicht beistimmen können, wenn sie von dem „enormen Kreise seines philosophischen Wissens" sprechen. Das andere, was sie an ihm rühmen, die ungeheuere Lebenserfahrung, läßt sich ebensowenig aus seinen Werken ersehen. Zu dem schier unerschöpflichen Reichthum an frappirenden Bemerkungen über das Seelenleben scheinen ihm mitunter nicht Menschen von Fleisch und Bein, sondern abenteuerliche Schattenbilder, Figuren aus den von ihm gelesenen Romanen Modell gesessen zu haben. Nach Rittergeschichten für die reifere Jugend und blaustrümpfischen Lieblingshelden schmeckt es z. B., wenn bei ihm der „wahrhaft große Mensch" sich immer in dem Triebe nach Macht, in Kraftstücken und Gewaltthätigkeiten Luft macht. Die Erfahrung des Lebens zeigt doch, daß in Wirklichkeit die höchsten Geister in der Mehrzahl der Fälle andere Züge an sich tragen, daß sie gar nicht so sehr nach Macht begehren, sondern — froh, wenn man sie ungeschoren läßt — ohne Sprünge und Explosionen ihr Werk verrichten und in verhältnißmäßiger Bedürfnißlosigkeit das eigentliche Arcanum der so theuren Selbstständigkeit sehen. Weder Vorgesetzte noch Untergebene wollen sie haben. — Um Menschenkenner zu werden und gesunde Erfahrungen zu

sammeln ist wohl auch kaum eine Lebensweise so ungeeignet, wie das Touristenleben, das Nietzsche führte. Nichts als Reisende, Sommerfrischler, Curbedürftige, Ferien-Genießende, den Alltagspflichten Entzogene, nichts als Menschen in Ausnahmezuständen umgeben den Touristen und liefern das Material für sein Studium. Nicht nur der Engländer, sondern auch jeder von uns kehrt auf Reisen und in der Fremde andere Seiten seines Wesens heraus als zu Hause; und das ansässige Volk benimmt sich ebenfalls gegen den flüchtigen Gast anders als gegen den einheimischen. Allein, vielleicht irren wir uns! Wenn nicht zum Einsammeln des Stoffes für empirische Psychologie, so könnte doch möglicher Weise zum Philosophiren selbst dieses Leben, wie Nietzsche es führte, — sorglos, durch keine Pflicht und keinen Beruf gebunden, durch keinen weltlichen Ehrgeiz in bestimmte Bahnen gewiesen — die günstigsten Bedingungen bieten. Das Asyl der Freiheit ist ja gewiß dem Philosophen ein noch viel kostbareres Gut als dem Weltkinde; und wir entfernen uns wohl nicht von der Wahrheit, wenn wir die großartige Verwegenheit des Denkens, die unseren Philosophen auszeichnet, ebenso wie bei Schopenhauer zum Theil auf seine materielle und gesellschaftliche Unabhängigkeit zurückführen. Jedenfalls aber wird die wechselnde Scenerie, die den Reisenden umgiebt, die bunte Mannigfaltigkeit der Menschen und Dinge, an denen er vorübereilt, beigetragen haben zu der spielenden Lebendigkeit und sinnlichen Fülle seines Stiles. Nicht ohne Grund spöttelt Nietzsche über die Schriftsteller, die mit eingedrücktem Bauche vor dem offenen Tintenfaß sitzen um dort aus sich die Gedanken herauszuziehen. Wo soll Schopenhauers „Dachkammerphilosoph", dem Nacht für Nacht dieselbe Lampe an demselben dürftigen Schreibtische scheint, die Abundanz, die nie versiegende Bilderrede, die packende Gegenständlichkeit und natürliche Grazie der Diction hernehmen; da doch auch in seinen — wie in John Locke's — Intellect keine Vorstellung hereinkommt, sie sei denn zuvor in den Sinnen gewesen? — Indeß abgesehen von diesem für das Wesen der Sache am Ende nicht sehr wichtigen Vorzug des Stiles, ist immerhin solch ein Philosophenleben, wie Nietzsche es führte, unendlich weit von dem Ideal des Weisen entfernt, welches uns aus dem classischen Alterthum überliefert wird. Alles das was Nietzsche, wie wir gesehen haben, vom Leben verlangte: Härte, Strenge, Zwang, vor allem Gefahr, Lebenslagen, mit denen nicht zu spaßen ist, feindliches Zusammenprallen der Leidenschaften, Thaten und Unthaten — das alles wird eigentlich auf keine Weise besser umgangen und vermieden, als bei diesem sorglosen Wanderleben eines reichen Touristen. Und alles, was

seinen Widerwillen und seine Verachtung erregt: der Heerdeninstinct und das sociale Zusammenhalten, die gutmüthige Zahmheit der Menschen, welche bewirkt, daß niemand etwas zu fürchten braucht, schließlich die durchaus demokratische Steigerung der Industrie und Erleichterung des Verkehrs: — dies alles ist gerade nöthig um dem Touristen ein solches Leben erst zu ermöglichen. Von der paradiesischen Unthätigkeit und den Vorkehrungen, sich die praktischen Sorgen fern zu halten, welche heutzutage — freilich nur für Geld — zu haben sind, hat sich nicht einmal Diogenes geschweige denn Sokrates oder Plato eine Vorstellung gemacht. Zu ihren Zeiten waren noch zur Befriedigung der schlichtesten, elementarsten Bedürfnisse besonders darauf gerichtete Willensimpulse, wenn nicht gar Handanlegung erforderlich; während bei uns, trotz Vermehrung der Bedürfnisse, ein großartig mechanisirter Geschäftsbetrieb mehr leistet als einst das Märchen dem Schlaraffenlande andichtete; so daß z. B. mit einer Zahlung am Billetschalter nicht nur Eisenbahn und Dampfboot ihre Maschinen für uns in Bewegung setzen, sondern auch ein complicirter Beamtenapparat uns sorgsam und ungefährdet an den Wundern der Natur und Kunst vorbei die bequeme Rundreise erleben läßt. Man sieht also wohl: kein Denker der alten Zeit hat so wenig gestört durch niedere praktische Erfordernisse, so ganz ausschließlich sich seinem inneren Beruf, dem Philosophiren widmen können, wie Nietzsche. — Dennoch schleichen sich Zweifel ein, ob wirklich ein solches Leben die besten Bedingungen zum Philosophiren im großen Stile, zum Schaffen einer moralischen Weltanschauung bietet; denn von welchem realen Untergrunde, von welcher selbstdurchkosteten und erlittenen Wirklichkeit werden schließlich die hohen allgemeinen Gedanken, die das System des grübelnden Weisen ausmachen, abstrahirt; wenn nicht das Leben, den eigentlichen Text liefert, zu dem alles Philosophiren der Commentar ist. Daß dieses Leben an äußeren Begebenheiten, Wechselfällen und Katastrophen arm sein mag, hindert — wie wir an Kant sehen — gewiß nicht den Denker von providentieller Berufung im engen Kreise seiner Pflichten und Sorgen die ewigen Gesetze der menschlichen Seele zu belauschen; aber wenn dem jugendlichen Denker alles: Amtspflichten, Geschäfte und Familiensorgen, überhaupt alle naturgemäßen Plagen des Daseins fehlen, so wird — fürchten wir — das unausgesetzte Philosophiren und theoretische Moralisiren, wie Nietzsche es seit dem dreißigsten Jahre trieb, ein Commentar sein, zu dem es keinen Text giebt. — Diesen Eindruck macht in den späteren Werken die endlos spielende Zweifelsucht unseres Philosophen, die bisweilen sich selbst über-

gipfelnd ihr eigenes Ziel aus dem Auge verliert; so daß nicht nur der Werth der Wahrheit und die Pflicht nach ihr zu forschen in Frage gestellt, sondern schließlich auch die Berechtigung des Zweifelns wiederum bezweifelt wird u. s. w. Wenn Nietzsche sich dennoch einen positiven Geist nennt und gegen die Zumuthung wehrt, Skeptiker zu sein, und wenn er dazwischen wieder, wie in ahnungsvoller Vision der Zukunft, sagt: „Es könnte zur Grundbeschaffenheit des Daseins gehören, daß man an seiner völligen Erkenntniß zu Grunde ginge, — so daß sich die Stärke eines Geistes darnach bemäße, wie viel er von der Wahrheit gerade noch aushielte," („Jenseits von Gut und Böse" p. 61) so machen solche Stellen zusammengehalten mit einigen ominösen Aeußerungen aus dem Privatverkehr es begreiflich, wie manche auf die Ansicht gekommen sind, Nietzsches Geistesrichtung habe nothwendig in Wahnsinn auslaufen müssen. Thatsächlich liefern nun seine Werke keinen Anhaltspunkt für diese Meinung: im Ganzen genommen, zeigen die späteren an Klarheit, Consequenz und Besonnenheit nur Vorzüge gegenüber den früheren. Da auch die sogenannte erbliche Belastung von den Verwandten und Freunden des Philosophen in Abrede gestellt wird, so mag wohl die Angabe seiner Anhänger richtig sein, daß bei fortwährender geistiger Anstrengung nur der übermäßige Gebrauch von Schlafmitteln — besonders von Chloral — die Gehirnlähmung herbeigeführt hat. Hierauf kommt es aber auch nicht so sehr an; denn wir besitzen hoffentlich die Fähigkeit, den Werth der Gedanken unabhängig von der Person und deren Schicksal zu schätzen.

Von Nietzsches Werken sind — wie schon angedeutet — nur die ersten: „die Geburt der Tragödie" und die „Unzeitgemäßen" einigermaßen fest gefügt und innerlich geordnet; die übrigen bestehen aus Aphorismen, von denen jeder — ob kürzer oder länger — ein für sich apart verständliches und anziehendes Ganze bildet. Selten nimmt ein Aphorismus auf den vorhergehenden Bezug; selten ist einer länger als zwei oder drei Seiten; viele umfassen nur ein paar Zeilen. Besonders merkwürdig ist der Stil des „Zarathustra": er besteht wohl auch größtentheils aus kurzen Sprüchen, zwischen denen gelegentlich mit einigen Worten eine Art von Erzählung fortgeführt wird; er ist aber dabei in einer Sprache abgefaßt, welche am meisten an die „großen Propheten" des Alten Testaments und bisweilen auch an die Apokalypse des Johannes erinnert: freilich nicht an das Original, sondern an die besondere Manier, wie Luther sie übertragen hat, mitsammt dem langweiligen „und . . . . und . . . . und" nebst hin und wieder eingestreutem „Sela!" — Dies Buch hielt Nietzsche für sein

„bestes", und einen Brief, den er nach seiner Vollendung an einen Freund richtete, glaube ich so deuten zu dürfen, daß er wünschte, von nun an alle seine weiteren Werke in diesem Tone zu halten. Glücklicherweise hat er es nicht gethan. Auch mit dieser Leistung muß übrigens Nietzsche den Geschmack der Zeit getroffen haben; denn es sind in den letzten Jahren kleine Brochuren erschienen, die in Form und Inhalt offenbar diese Zarathustrasprüche nachahmen und auch die häufigen Derbheiten und die Versuche, aus der Rolle zu fallen, nicht scheuen. Wie sehr aber unser Philosoph mit seinen übrigen Werken — wahren Anthologien von Geistesblitzen: jedes Stückchen ohne Vorstudium in einer freien Viertelstunde genießbar — das Gepräge der neuesten Gegenwart und ihrer Liebhabereien an sich trägt, braucht nicht ausdrücklich begründet zu werden und ergiebt sich nebenbei auch aus der Ungeniertheit, mit der manche Schriftsteller schon jetzt aus Nietzsches Reichthum an Esprit sich die Taschen füllen. Es ist indessen auch abgesehn von der Rücksicht auf Reiz und Bequemlichkeit für sich und das Publicum nicht unerklärlich, wie ein Mann von so gediegener humanistischer Vorbildung darauf kam, für seine tiefsten Ideen diese unwissenschaftliche Form zu wählen. Viele philosophische Gedankengebiete sind jetzt so durchforscht und allgemein bekannt, daß oft ein kurzer Hinweis darauf, ja ein einziges Wort — wie die Stichworte: Optimismus, Sociologie, Evolution — genügt, um ganze Ketten von Theorien und Problemen bei dem Leser in Erinnerung zu bringen. Und dem Schriftsteller, der immer originell sein will, der nur das niederschreibt, worin er von allen seinen Vorgängern abzuweichen glaubt, gestatten die Aphorismen an Stelle des behutsamen schrittweisen Vordringens, sich solcher Miniaturbilder und zahlreicher Kunstpausen, die den logischen Zusammenhang abreißen, als Abbreviaturen der Rechnung zu bedienen. Nichtsdestoweniger gewährt die folgerechte Gliederung und wissenschaftliche Anordnung des Stoffes doch dem Verfasser die beste Selbstcontrolle gegen Trugschlüsse und Lücken; sie allein weist jeder neuen Behauptung gleich im System eine Stelle an, wo sie sich mit scheinbar oder wirklich ihr entgegenstehenden Thatsachen auseinanderzusetzen hat, wo sie der Prüfung ihrer Triftigkeit nicht aus dem Wege gehen kann; und schützt so auch den Leser vor logischen Ueberrumpelungen. Wohl aus diesem Grunde, also um der Redlichkeit willen gegen sich und andere, haben wirklich originelle Geister — wie Kant und Lotze — nicht Anstand genommen, ihre neuen Ideen in althergebrachte Schemata und Classificationen zu zwingen.

Die flüchtige Skizze von Nietzsches Schicksal und Lebensweise, wie wir sie vorausgeschickt haben, gestattet noch Streiflichter auf einige Sonderbarkeiten, die, ganz abgesehen von dem philosophischen Zusammenhange, an seinen Schriften auffallen. Wohl nur bei einem Leben, das so ganz von fremdem wie selbstgeschaffenem Zwange frei, den eigenen schwärmerischen und excentrischen Neigungen folgt, konnte diese curiose Verehrung der Geheimnisse wie bei einem religiös-mystischen Träumer sich einnisten. Denn er, der geschworene Feind aller Vorurtheile, schwelgt förmlich in dem Gedanken, daß man vielleicht noch so Vieles nicht weiß, daß es möglicherweise so viel Verborgenes giebt; er sehnt sich nach dem, was nicht nur geheimnißvoll ist, sondern auch immer so bleiben soll, überhaupt nach raffinirt gesteigerten Zuständen, wie nach einem Stimulans, ähnlich jenen krankhaft überreizten Naturen, auf welche nur noch starke Gifte wirken. Hierher gehört sein „dionysischer" (mitunter auch — ich weiß nicht weßhalb? — „halkyonischer") Taumel in einem eigentlich doch ziellosen Kraftgefühl und einer verschwenderischen Lebensüberfülle, die er ganz unbefangen auch der übrigen Menschheit zuschreibt; während in Wirklichkeit sie nur die Ausnahme bildet, und es nützlicher gewesen wäre zu lehren, wie der Mensch in der Lage, welche die Regel bildet: in der Drangsal des Lebens und dem Mangel haushalten mag. Unser Philosoph verfährt eben wie der Satte, der den Heißhunger anderer nicht begreift. In gesundem Zustande ist dem Menschen auch nicht das Unergründliche und Unerforschliche interessant, sondern wir untersuchen die Dinge um zu erfahren, was „dahinter" steckt, und erst was unserer Vernunft zugänglich ist, scheint uns werthvoll, weil wir uns seiner bemächtigt haben. — Bei solchen Dispositionen des Gemüths mußte Nietzsche wohl im Kampf gegen die herrschenden Tendenzen des Jahrhunderts ungefähr in die Lage eines Redners kommen, der vor einer Versammlung seine ernsthafte Meinung mit dem vollen Bewußtsein der Erfolglosigkeit verficht: die gewisse Aussicht, daß er doch nicht durchdringen werde, macht ihn zu Uebertreibungen und Paradoxieen geneigt: bei der Vergeblichkeit seines Beginnens kommt es ihm auf Einiges zu viel in der Schärfe seiner Formulirungen nicht mehr an. Nicht alles, was er sagt, ist ernst zu nehmen; manches ist bloß gymnastisch, als Fechterstreich gemeint. Und überhaupt spricht man ja zu Harthörigen laut, bisweilen so laut, daß man heiser wird.

III.

Dieser neuen Philosophie, die man kurzweg „Individualismus" nennt, ohne übrigens hiermit einen besonders glücklichen und unzweideutigen

Terminus gefunden zu haben, scheint folgender logische Gedankengang zu Grunde zu liegen.

Nietzsche glaubt sich vor eine Alternative gestellt: auf der einen Seite stand der seinem Naturell widerstrebende Pessimismus nach Schopenhauers Lehre, welcher praktisch zur Askese, Selbstentäußerung und Mitleid mit allen Geschöpfen führt; auf der anderen Seite stand ein ebenso entschlossener und rücksichtsloser Optimismus, für den sich zu entscheiden aber noch kein Philosoph gewagt hatte. Fato urgente that Nietzsche diesen Schritt und nahm die Folgen auf sich. Daß ein solcher Optimismus für die Menschheit möglich sei und sogar wirklich existirt habe, das schien ihm eine gewissermaßen vorphilosophische Epoche zu bezeugen: nämlich das griechische Alterthum bis zur Zeit des Aeschylus mit dem Glanze seiner Kunst und dem Jubel des dionysischen Geistes. Das Maaßhalten der Griechen, bemerkt Nietzsche in der „Morgenröthe", entsprang aus der beständigen Besorgniß: „daß ich mich nur nicht zu glücklich fühle!" — So verfocht er denn einen Optimismus, der das Leben freudig bejahte und für höchst begehrenswerth hielt. Diesem Standpunkte der Selbstverherrlichung des Individuums mit seinen Trieben und Neigungen widersprach nun aber die unleugbare Thatsache, daß die große Mehrheit der Menschen nicht in Glück und Freude lebt, sondern höchst unglücklich ist: besonders die Siechen, Kranken, Unbegabten und sonst Hilflosen. Es mußten daher, um diesen Widerspruch zu heben, alle diese nicht zur kraftvollen Selbstbejahung prädestinirten Wesen als Ballast weggeräumt, aus der Menschheit, an die Nietzsche sich wendet, eliminirt werden. Das geschieht dadurch, daß nur der „große Mensch" und seine Forderung für werthvoll erklärt werden. Alle die unbedeutenden, niedrig stehenden, stumpfen, verkümmerten Existenzen, alles, was „Masse" heißt, kommt nicht in Betracht. In diesem Sinne wird gelehrt, Völker seien Umwege der Natur um zu sechs oder sieben großen Männern zu kommen. Wollte nun der Philosoph das, was als vorübergehende Stimmung bei so manchem Menschen vorkommen wird, eben die Idee, daß nicht die Starken und Herrlichen um der Kleinen und Häßlichen willen, sondern umgekehrt die Kleinen um ihretwillen da sind, — wollte er dies — meine ich — consequent durchführen, so mußte ihm noch ein Zweites auffallen, daß nämlich die eigentlich sittliche Befähigung eines Menschen mit dem sonstigen Glanz und der Kraft seiner Persönlichkeit nach, der bisherigen Auffassung wenig zu thun habe; denn es war gar zu offenbar, daß die edelsten Eigenschaften: Mitleid, Sanftmuth, Herzensgüte, Liebe,

Gerechtigkeit gar nicht immer bei den Glücklichen und Starken, sondern ebenso oft bei den Armen, Elenden und Gebrechlichen zu finden sind. So war die Frage nicht zu umgehen, wohin Nietzsche dasjenige rechne, was man bis jetzt am Menschen die „Güte" genannt hatte, ob zu den Eigenschaften, die dem Triebe zur Macht absolut förderlich sind und daher gesteigert und erhalten werden sollen, oder zu denen, die nur von bedingtem Werth sind und ebenso oft als Schwäche erstickt werden müßten. Consequenterweise hat er sich für das Letztere entschieden und kommt so zu seiner „Herren- und Sklavenmoral", die er nur mißverständlich für eine philosophische Entdeckung hält, da sie doch eigentlich — so hoch auch ihr Werth sein mag — nur eine historische Studie ist. Denn mit welchen Ausdrücken man auch die Begriffe „gut", „böse" und „schlecht" zu umschreiben und zu definiren sucht; es wird immer darauf herauskommen, daß das eine das „Sein-sollende", das andere „das Nicht-sein-sollende" ist; und Nietzsche steht gar nicht, wie er glaubt, jenseits von gut und böse; er setzt nur an die Stelle von „gut" und „böse" andere Namen. Dasjenige, wodurch das Leben gesteigert, das große Individuum gefördert wird, das ist für ihn das Sein-sollende. In vereinfachter Formel: das Sein-sollende = Cultur des aufsteigenden Lebens = gut (in der Sprache der Herrenmoral) + böse (in der Sprache der Sklavenmoral); das Nicht-sein-sollende = décadence = schlecht (in der Sprache der Herrenmoral) + gut (in der Sprache der Sklavenmoral). Allein die Moralisten hatten ja bisher gar nicht behauptet, in ihrer Philosophie die im wirklichen Leben hier und da bei dieser oder jener Gesellschaftsschicht vorkommende Werthungsweise menschlicher Handlungen und Gesinnungen abzubilden; sondern diesen schwankenden, thatsächlichen Aeußerungen des empirischen Gewissens eine geläuterte, dem Wechsel entzogene Lehre entgegen zu setzen. Es ist nun wichtig, daß ohne diese Umwerthung der bisherigen sittlichen Werthe Nietzsche nicht zu dem Ideal der gewaltigen Persönlichkeit, in dessen Anschauung er sich begeistert, zu dem „großen bösen Menschen" gelangen konnte.

Wenn man in Gedanken den Versuch macht, Nietzsches Vorschläge über das naturgemäße Verhalten der Starken zu den Schwachen actuell durchzuführen, so drängt sich vor allem ein Protest auf: wir alle sind ja im Kindesalter schwach, elend, hilflos und unfähig. Wie läßt sich also ermitteln, wer einmal groß und mächtig wird und zur Steigerung des Typus „Mensch" beiträgt, wenn nicht ein bedeutender Theil der Starken und Gesunden seine besten Kräfte darauf verwendet, um den Schwachen und

Kranken als Pfleger, Wärter und Erzieher zu helfen. Die spartanische Gepflogenheit des Aussetzens in das Schilf des Eurotas ist nicht unbedingt zu empfehlen, denn hätte man z. B. dem Giacomo Leopardi, der sein ganzes Leben lang sehr schwach und schwer krank war, in der Jugend diesen freundlichen Beistand versagt, so würde unfehlbar ein noch ärgeres Siechthum und ein noch früherer Tod ihn verhindert haben, uns die Werke zu hinterlassen, an denen auch Nietzsche den Stempel hoher Genialität bewundert. — Dennoch scheint uns, daß solche praktische Einwände weniger auf einen Grundirrthum des Philosophen, als vielmehr auf eine Lücke hinweisen, an deren Ausfüllung — durch einige einschränkende Zusätze zu seinen Lehren — ihn vielleicht nur das Unglück, das ihn betroffen, verhindert hat.

Auch bei der jetzt zu unternehmenden Prüfung der Folgerungen, deren diese kühne Philosophie benöthigt, wird alle Sentimentalität und sittliche Entrüstung füglich bei Seite zu setzen und die kalte Analyse eines Macchiavello zum Muster zu nehmen sein. Auf diesem Wege wollen wir versuchen Nietzsche zu begreifen, eingedenk der Worte seines großen Lehrers: ist die Wahrheit ein Skandal, so geschehe der Skandal und die Wahrheit werde gesagt!

Damit, daß Nietzsche eine Moral der Macht und nicht des Glückes lehren will, hat er natürlich nur einen Wortstreit angeregt; denn es ist klar, daß nur der nach Macht strebt, dem diese Aussicht Befriedigung verspricht; die Befriedigung des Willens ist aber das jeweilige Glück, mag es sonst bestehen worin es wolle, mag es einem anders gearteten Willen noch so unbegreiflich erscheinen. Es kommt eben darauf an, worin ein jeder sein Glück sieht, und die Macht ist nur eine Species des Glückes. In ähnlicher Weise versucht Max Stirner alle Wohlthaten, die man anderen erweist, auf Egoismus zurückzuführen: „Weil ich aber die kummervolle Falte auf der Geliebten Stirn nicht ertragen kann, darum, also um meinetwillen, küsse ich sie weg. Liebte ich diesen Menschen nicht, so möchte er immerhin Falten ziehen, sie kümmerten mich nicht; ich verscheuche nur meinen Kummer.“ („Der Einzige und sein Eigenthum“. 1845.)

Gerade über das, was zu erfahren das Interessanteste wäre, über die Arten und Gestaltungen der Macht, die das Ziel des großen Zukunftsmenschen bildet, fehlen bei Nietzsche positive Angaben; nur in der „Götzendämmerung“ p. 116 heißt es: „Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs.“ So sind wir also darauf

angewiesen, aus dem sonstigen Inhalt seiner Werke denknothwendige Folgerungen über die höheren Entwickelungsphasen des „großen Menschen" zu ziehen. Es fragt sich, was der Zukunftsmensch, wenn er das Ziel seines Willens — die Macht — erlangt, damit anfängt? In der Pflege von Kunst und Wissenschaft wird er nicht aufgehen; denn erstens ist für Nietzsche die Wissenschaft von secundärem Werthe, der Gelehrte, der „wissenschaftliche Mensch" ein ziemlich untergeordnetes Wesen, ein „bloß nützliches" Werkzeug in der Hand des großen Mannes der That; und zweitens bedarf es auch zur Förderung von Kunst und Wissenschaft gar nicht besonderer Machtentfaltung; — im Gegentheil: solche Beschäftigungen verlangen eher eine gewisse Zurückgezogenheit, also einen Verzicht auf Macht. Daß auch in den grobsinnlichen Genüssen der ideale Mensch nicht den Zweck seines Daseins erblickt, darüber ist Nietzsche mit uns allen einig; und da zur ausschließlichen Beschäftigung mit sich selbst die große Gewalt überhaupt unnütz wäre, so bleibt nur die Macht im eigentlichen Sinne übrig: die möglichst umfassende Macht über andere Menschen. Diese muß den Uebermenschen irgendwie befriedigen, seinem Willen genugthun. Mag es auch, wie unser Philosoph andeutet, ein schmerzvolles Glück sein, er wird es doch dem Gegentheil, der Ohnmacht vorziehen. Hier ist nebenbei daran zu erinnern, daß auch die härteste Selbstsucht nicht ganz der Rücksicht auf andere entrathen kann. Es liegt eben in der geselligen Natur des Menschen, daß der Eindruck des Wohlgefallens oder Mißfallens, den wir auf andere machen, viel weniger zu einer Quelle des Genusses oder Verdrusses für die anderen, als für uns selbst wird. Die Art und Weise, wie wir uns in ihrem Kopfe spiegeln, die Gedanken, die sie sich über uns machen, und ihre Anerkennung sind Gegenstand unserer Freude und unseres Aergers und werden so uns gegenüber zu einer Macht; zu einer Macht, die selbst den Herrn von seinen Sklaven in Abhängigkeit bringt; denn es würde, wie Lotze (Mikrokosmos II) sagt, selbst für den wüthendsten Negerfürsten nicht ausreichend sein, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu lassen, wenn nicht wenigstens noch der da wäre, der ihn fällt und durch solchen Gehorsam gegen jenen Wink diese That der Macht anerkennt. — Solche Erwägungen überzeugen davon, daß das menschliche Naturell einen völligen Egoismus ausschließt dank diesem socialen Instincte, der — zum Laster gesteigert — Eitelkeit genannt wird, aber nicht etwa bloß mehr oder weniger häufig vorkommt, sondern uns allen ebenso angeboren ist, wie das Bedürfniß nach Speise und Trank. In dem Ganzen der Naturbetrachtung

ist übrigens dieser Satz nur ein aus der Seelenkunde geschöpftes Beispiel für die allgemeinere Thatsache, daß jede Wirkung in Wahrheit eine Wechselwirkung ist: daß A also nicht auf B wirken kann ohne von B zugleich eine Rückwirkung zu erfahren.

So wird auch der Heros der Zukunft von den niederen Menschenmassen, die er beherrscht, niemals unabhängig sein, er wird sich auch seiner Macht über den Pöbel nur so lange wirklich erfreuen, als die Unterthanen sich nicht wie unbeseelte Massen oder Naturkräfte verhalten, sondern wenigstens die Möglichkeit des Ungehorsams nachgeblieben ist. Allein abgesehen davon, daß aus diesem Grunde der „große Mensch" nicht so ganz Selbstzweck wird, wie es vorausgesetzt war, muß doch sein Wirken auf die anderen irgend welchen Inhalt haben und in irgend welcher Richtung erfolgen; denn Macht in abstracto als leere Möglichkeit des Wirkens giebt es ebenso wenig wie es nicht Bewegung „an sich" giebt, sondern nur Bewegung in bestimmter Richtung und mit bestimmter Geschwindigkeit. Unmöglich können wir nun annehmen, der Uebermensch werde seine Gewalt darin bethätigen, die anderen zu vernichten und in ihrer Entwicklung zu hemmen, ihnen zu schaden; denn er ist ja der „Werthe-schaffende", der das Leben steigert und inhaltsvoller macht. Die Wirkung auf andere ist also in moralischer wie politischer Hinsicht nicht als verderblich, sondern als irgendwie heilbringend zu denken. Mag auch der Starke nicht die augenblickliche Lust, nicht das materielle Gedeihen der gegenwärtigen Generation im Auge haben, es bleibt doch nichts anderes übrig als anzunehmen, daß er es gut dabei meint und etwelche, wenn auch in ferner Zukunft gelegene Förderung, Erstarkung, ein aufsteigendes Leben der anderen erzielen will. — Wo sind wir hiermit angelangt? — Bei dem Bekenntniß, daß auch die Thätigkeit des Uebermenschen auf den Nutzen anderer gerichtet, er also nicht mehr Selbstzweck ist, sondern ein Mittel, das um andrer Willen da ist. Daß aber die Zwecke werthvoller sind als die Mittel liegt im Begriff. Hiermit wäre Nietzsches Philosophie zu dem Gegentheil des Zieles gekommen, zu dem sie sich aufmachte. Jetzt ist es auch nicht von besonderer Bedeutung, ob man annimmt, daß die „Heerde", die Masse der Plebejer das Feld für die Thätigkeit des Genies bildet, oder ob er nur die Möglichkeit im Sinne habe, daß in Zukunft wieder einmal große Menschen entstehen können. Jeder Einzelne wirkt dazu daß in Zukunft andere kommen können, jene anderen wieder ebenso, und der Zweck jedes noch so großen Menschen liegt dann außer ihm selbst. Wo bleibt also der Werth dieser ganzen

Kette von Nullen? Die relativen Werthe müssen doch endlich ein Ende haben und ihre Rechtfertigung in dem Gewinn eines absoluten Werthes finden. — Sollte jedoch schon das bloße Vorhandensein aller dieser hochgearteten Individuen, auch nachdem sie selbst gestorben sind und obgleich sie nur für andere gewirkt hatten, einen unbedingten Werth bedeuten; sollte die Thatsache allein, daß eine solche Reihe von Prachttypen einmal da gewesen ist, den Preis ausmachen für die Kraftentfaltung bei der Entwicklung der Menschheit; so könnte das nicht für ein sterbliches Wesen gelten, das auf der Weltbühne mitspielt und nachher nichts davon weiß, sondern nur für einen außerweltlichen Zuschauer. Der mag vielleicht seine Freude und einen hohen ästhetischen Genuß darin finden, daß der Aufschwung beziehungsweise der Niedergang unseres Geschlechts gerade so fortschreitet; daß die Stadien des Weges, die Schlüsse der Scenen und Acte gerade durch das Auftreten solcher Helden signalisirt werden. Bei diesem Sternenfluge, diesem Wechsel des Standpunktes der Betrachtung wird Nietzsche uns freilich nicht folgen: ihn reizt nicht das Ueberirdische und jede Beziehung zu einem Jenseits hat er abgebrochen; daß er von unzähligen unsterblichen Seelen spricht und die menschlichen Triebe und Affecte so benennt, hat wohl jeder Leser nur als rhetorische Floskel aufgefaßt; oder sollte wirklich jemand mit seiner Sehnsucht nach Unsterblichkeit darin bescheidenen Trost finden, daß die Liebe und der Haß, die Großmuth und der Neid, die in ihm wohnen, auch in alle Zukunft immer dort vorkommen werden, wo es menschenähnliche Wesen giebt? Die Gattung von Unsterblichkeit, die Unsterblichkeit der von uns gedankenmäßig erzeugten Beobachtungsresultate, klingt echt platonisch; es ist die Unsterblichkeit abstracter Begriffe und noch schattenhafter als die von den Materialisten gepriesene Unverlierbarkeit der Kraft und Unzerstörbarkeit der Stoffatome, aus denen unser Leib aufgebaut ist. In wie viel freudigere Erregung muß uns erst die Gewißheit versetzen, daß auch alle die Dreiecke, Zahlen und Parallellogramme unsterblich sind; denn nicht nur in menschlichem Fühlen und Sinnen, überall, wo die Anschauungsformen „Raum" und „Zeit" gelten, werden sie auferstehen. — Wenn es nun aber das gemeinsame Schicksal aller Ethiken ist, die wie Nietzsches Philosophie nicht bloße Genußlehren sein wollen und doch mit der Metaphysik keinen Berührungspunkt haben, — daß jeder um eines anderen willen da ist, der andere wieder für einen anderen, schließlich keiner für sich etwas bedeutet und das letzte Ziel uns so zu sagen unter den Händen verschwindet; — so brauchen wir uns

hierdurch noch nicht irre machen zu lassen und Nietzsches bisherige Weltanschauung für werthlos zu erklären. Es wäre ja möglich, daß er bis hierher consequent und richtig verfahren ist und nur in dem eigensinnigen Verschmähen jeder Anknüpfung an ein Jenseits sein Mangel besteht; dann könnten wir die fehlende Spitze an sein System ansetzen, indem wir seine Gedanken auf unsere Weise zu Ende denken. Thun wir dies und kehren wir zu unserem hypothetischen Beobachter zurück, der von „außen" den Lauf der Weltentwickelung zu eigenem Ergötzen verfolgt; so ist zu fragen, welche Verbindlichkeit ein solches Fundament der Moral, das Niemandem auf Erden jetzt und in alle Ewigkeit Nutzen bringt, für uns Menschen (Uebermenschen oder Nichtübermenschen) haben kann? So wenig wir uns für die Idee begeistern werden, hier unser irdisches Wohlsein dafür hinzuopfern, daß die Wesen auf dem Planeten Jupiter in ihrem geistigen Fortschritt gefördert werden, auch wenn wir wüßten, daß sie der Förderung viel würdiger sind als wir; — eben so wenig sehen wir uns verpflichtet die olympische Neugier eines aus dem Jenseits herüberblickenden Zuschauers zu befriedigen; aber freilich eben so wenig wird man uns gewöhnlichen Menschen auch einbilden können, wir seien nur dazu da, um — vindice nullo — als Culturboden zur Erzeugung künftiger Zarathustras zu dienen. — Diese Fiction eines translunarischen Zuschauers möge man nicht für eine müßige Grille und Spielerei halten: sie ist die verborgene Voraussetzung nicht nur für das Verständniß von Nietzsches Moral, sondern auch für einige der bedeutendsten philosophischen Systeme, deren Nachwirkungen noch jetzt in dem Reiche der Wissenschaften zu spüren sind: es wird auch dort dem Weltproceß der Verlauf so vorgeschrieben, als ob es bei dem Durchmachen des ganzen reichen Menschenlebens mit seiner Qual und seinem Glück nicht darauf ankäme, wie ihnen, den lebendigen Seelen dabei zu Muthe ist, sondern wie sich diese ganze Procedur als vorbedachtes Cermoniell von Jenseits betrachtet ausnimmt. Es ist, als ob die Philosophen ihre Begriffsdichtung vor dem Spiegel ersonnen hätten; sie wollen sich selbst gerne wiedersehen, oder wenigstens ihr System; sie tauschen in der Einbildung die Rolle, versetzen sich also selbst an die Stelle eines solchen Zuschauers, betrachten nicht als Menschen, sondern von dieser excentrischen Position aus den Weltproceß im Lichte ihrer Lehre; und siehe! sie finden alles sehr gut. Bewußtermaßen hat ja kein Philosoph diesen Standpunkt der Eitelkeit eingenommen, aber seine Erwähnung ist hier doch insofern gerechtfertigt, als — wenn ich nicht irre — auch Nietzsches ganzer Heroencultus und

der enorme Werth, den er der Erzeugung dieser Prachtexemplare beilegt nur durch eine solche uneingestandene, von ihm selbst nicht bemerkte phantastische Verwechselung der moralischen Situation mit der ästhetischen zu Stande kommt. Ist es doch eine ganz gewöhnliche Selbsttäuschung, daß man glaubt philosophische Fragen durch künstlerische Conception zu lösen. — Mit all diesem ermüdenden Wenn und Aber ist nun nichts weiter bewiesen, als daß Nietzsches Lehre als Ganzes sich nicht halten läßt; denn wenn das Leben des großen Individuums nicht völliger Selbstzweck ist, so bleibt nichts übrig, als alles das, was so energisch abgewehrt wurde: die sanften Tugenden des Mitleids und überhaupt die Selbstlosigkeit — weil zur Förderung fremden Wohles unumgänglich — wieder in Gnaden aufzunehmen. Daß etwas aber zugleich Mittel und Selbstzweck sein könne — („wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten") — ist nur unter der verschwiegenen oder ausgesprochenen Voraussetzung eines metaphysischen Weltganzen denkbar, welches nicht bloß zusammengerathen ist, sondern planvoll zusammengehört.

Hierdurch darf die Schätzung des Philosophen indes nur wenig beeinträchtigt werden. Welches System ist denn schon von der Nachwelt in Bausch und Bogen für richtig erklärt und angenommen worden! Nichtsdestoweniger könnte also an den Leistungen Nietzsches in manchen wichtigen Einzelheiten ein bleibender Werth anzuerkennen sein, und die günstigste Gelegenheit zu zeigen, daß dies wirklich der Fall ist und sein Verdienst um die großen Probleme des Menschenlebens hervorzuheben, bietet der Vergleich mit seinem Antipoden, dem Grafen L. N. Tolstoi, den wir in dem nächsten Abschnitt versuchen wollen. Gregor von Glasenapp.

Otto Arnold Paykull.

Von Otto Sjögren.

Uebersetzt von Dr. A. Bergengrün.

Die vorliegende Biographie Paykulls ist schon 1881 im ersten Jahrgang der schwedischen historischen Zeitschrift (Historisk Tidskrift utgifven af Svenska historiska föreningen genom E. Hildebrand) erschienen. Erst in der allerletzten Zeit scheint man bei uns der schwedischen historischen Literatur eine grössere Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen. Bisher ist ihr die Beachtung, welche sie für die livländische Geschichte verdient, nicht zu Theil geworden. So ist denn auch die Sjögrensche Biographie Paykulls neben manchem Anderen, auf die Geschichte Livlands Bezüglichen, das sich in der genannten schwedischen Zeitschrift findet, bisher unbekannt geblieben. Das seit dem Erscheinen von Anton Buchholtz' Beiträgen zur Lebensgeschichte Patkuls neu belebte Interesse für Patkul und seine Zeit wird die Veröffentlichung der Biographie Paykulls, des Zeitgenossen und Leidensgefährten Patkuls, in deutscher Uebertragung an dieser Stelle rechtfertigen. Die Uebersetzung ist wortgetreu. Was ich an Erläuterungen, die einem weiteren Leserkreise nicht unlieb sein werden, Bemerkungen und Zusätzen, vornehmlich in den Anmerkungen, hinzugefügt habe, unterscheidet sich durch kursiven Druck von dem Texte der Sjögrenschen Arbeit. Sjögrens von der unsrigen abweichende, man könnte sagen schwedische Beurtheilung und Verurtheilung Patkuls ist zu bekannt, als dass ein besonderer Hinweis im Texte auf jede einzelne Stelle, an der sie auch in dieser Arbeit zu Tage tritt, so in den einleitenden Worten und in einer Anmerkung zum Jahre 1701, wo von der Verwechselung Paykulls mit Patkul die Rede ist, nöthig wäre. Diese orientirende Bemerkung mag genügen.

Die Citate Sjögrens habe ich, soweit es möglich war, nachgeschlagen und verglichen. Doch sind mir hier am Orte nicht alle von Sjögren angeführten Werke zugänglich gewesen.

An einzelnen Stellen wird die Uebersetzung schwerfällig und undeutsch klingen. Es sind das meist wörtliche Anführungen aus einer Zeit, deren Ausdrucksweise im Schwedischen nicht weniger als im Deutschen an sich unbeholfen und wenig präcise war. *A. Bergengrün*

Riga, Juli 1894.

Neben Patkul trat beim Beginn des Nordischen Krieges noch ein anderer Livländer, O. A. Paykull,[1]) bei den Feinden Schwedens in Dienst; auch sind sie beide in die Gewalt des Siegers gerathen und haben in demselben Jahre den Tod durch Henkershand gefunden. Doch haben sie sonst nichts Gemeinsames mit einander; weder in ihren Absichten, da der eine seinen Rachedurst stillen, der andere nach bestem Vermögen seine allerdings streitige Unterthanenpflicht zu erfüllen suchte; noch in ihrer Thätigkeit, da der eine, ein schlauer Diplomat, mit der Feder im Kabinet arbeitete, der andere, ein ehrlicher Krieger, seinen Dienst im Heere nahm; nicht einmal in ihrem unglücklichem Schicksal, da der eine im Netze seiner eigenen Intriguen gefangen wurde, der andere sich mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfeld ergab. Der erstere fiel wie ein überführter Verbrecher, der letztere als Opfer einer bis auf die Spitze der Abgeschmacktheit getriebenen Rechtsauffassung. Von den Geschichtsschreibern der Folgezeit ist Paykull nicht blos infolge des ähnlich lautenden Namens mit Patkul oft verwechselt worden, sondern er hat auch, gleich wie dieser und mit noch weniger Grund, als Vertreter des mit Schweden unzufriedenen Theils des livländischen Adels gelten müssen. Durch das nachstehende Lebensbild soll gezeigt werden, wie wenig berechtigt es ist, die beiden merkwürdigen Männer zusammenzupaaren.

Die Familie Paykull gehört eigentlich zu den deutschen Adelsfamilien Estlands und stammt aus dem alten Hause Türpsal.[2])

---

[1]) O. A. v. Paykull schrieb er sich in den Briefen an Dahlbergh. Gleichzeitige und spätere Autoren haben abwechselnd seinen Namen Paykul, Paikull, Paikul, Paikel und Peikel geschrieben. Die schwedische Schreibweise Paijkull (richtiger Paijkülł) hat ihren Grund in der livländischen Sitte *(sic)* bei Namen das u und y mit Punkten zu versehen.

[2]) Hupel Nord. Misc. St. 15. *(Im 15. Stück der Nordischen Miscellaneen habe ich weder über die Familie Paykull noch über Türpsal etwas finden können und vermag daher die Angabe Sjögrens nicht zu kontroliren).* Eine bestätigte Stammtafel ist dem Introduktionsgesuch Karl Paijkulls im Ritterhausdeput. — Protocoll für 1755 Seite 723 beigefügt (Stockholm Ritterhausarchiv). Aus ihm ersieht man, daß Clas Paijkull (welcher um 1625 lebte) zwei Söhne hatte: Jürgen (Stammvater des schwedischen freiherrlichen Zweiges) und Fabian (verm. mit Ursula von Weingarten, welche um 1629 lebte). Des letzteren Söhne waren Friedrich Reinhold P. (Lieutenant) sowie zwei andere, deren Vornamen nicht aufgegeben sind. Einer von diesen letzteren kann O. A. Paykulls Vater gewesen sein.

Ihren letzten Ursprung hat sie der Tradition nach in Westfalen. In Livland soll sie nach Stjernman[1]) schon um 1400 ansäßig gewesen sein. Ein Zweig des Geschlechtes stieg in der schwedischen Zeit zu bedeutender Stellung empor: Jürgen Paijkull, geb. zu Reval 1605, als General in den schwedischen Freiherrnstand erhoben (introducirt unter Nr. 33), wurde 1654 Reichsrath und starb 1657. Dieses freiherrliche Geschlecht erlosch jedoch schon mit dem Sohne, dem Rittmeister Jürgen Paijkull, welcher 1676 in der Schlacht bei Lund fiel. Der adlige Zweig, in Livland ansäßig, versank in Unbedeutenheit. Ein Major Georg Diet. Paykull und ein Kapitän Johann Otto Paykull dienten in Karls XII. Heer.

Die zugänglichsten Angaben für seine frühere Lebensgeschichte hat O. A. Paykull selbst in seiner Vertheidigungsschrift an das Svea-Hofgericht[2]) hinterlassen. Er wurde um 1662 geboren, als ganz Livland eben durch den Frieden von Oliva definitiv unter die Gewalt Schwedens gekommen war; durch die Geburt war er mithin faktisch schwedischer Unterthan. Daß er sich aber in der Folgezeit als solchen nicht ansah, sich auch nur ungern als solchen ansehen konnte, hatte jedoch seine guten Gründe: der Vater hat nämlich niemals der schwedischen Regierung den Treueid geleistet, und dasselbe ist auch mit dem Sohne der Fall gewesen. Fünfzehn Jahre alt, verließ der junge Paykull sein Vaterland um „sein Glück an fremden Orten in der Welt" zu suchen. Wegen der Armuth des Vaters bezog er einige Zeit hindurch die Zehrpfennige von dem Bruder seiner Mutter. Sachsen wurde jetzt sein zweites Vaterland. Schon im ersten Jahre (1677) fand er eine Anstellung als Page[3]) am sächsischen Hofe; er trat alsdann in die Garde

---

[1]) *Matrikel öfwer Svea Rikes Ridderskap och Adel. Stockholm 1781. Friherrar Nr. 33.*

[2]) General Paykulls Erklärung über die wider ihn im Svea-Hofgericht geltend gemachte Forderung des Oberfiskals (Stockholm, Königl. Bibliothek, Manuscriptensammlung).

[3]) Journal de Pierre le gr. 135. Die Angaben von J. C. L. (der deutsche Herausgeber von Hagens Bericht über Patkul), daß er zuerst in brandenburgischen Diensten war, sind unrichtig.

Hagens „Nachricht von der Hinrichtung Joh. Reinh. von Patkul" ist mit Erläuterungen herausgegeben worden von J. C. L., Pr zu Br., Göttingen 1783. Mir liegt dieselbe Ausgabe nur mit verändertem Titel vor, auf dem der Herausgeber sich nennt: J. C. Lindes, Past. zu Brrome. — Diesen Titel finde ich weder im Shriftstellerlexikon, noch bei Winkelmann verzeichnet.

Johann Georgs II. und diente auch unter Johann Georg III.[1]). Einige Zeit (um 1681)[2]) verbrachte er auch in französischen Kriegsdiensten, aber er kehrte nach Sachsen zurück, wo er endlich zum Obersten befördert wurde. Paykull betrachtete sich nun ganz natürlich als sächsischen Unterthan, obgleich er allerdings niemals förmlich von der Unterthanenpflicht entbunden worden ist, mit der er, weil in einem unter der Krone Schweden stehenden Lande geboren, nach der strengen Auffassung der Zeit, an dieses Reich gekettet war. Mit seines Vaters Tod (1684) mag er das letzte Band, welches ihn an Livland fesselte, als zerrissen angesehen haben. Mit des Vaters Gut erbte er auch dessen geschäftliche Verwickelungen, welche er zu ordnen unternahm. Bald darauf (1686) heirathete er in Sachsen die Tochter des damaligen Obersten, späteren Generallieutenants Minkowitz und scheint mit ihr eine bedeutende Mitgift erhalten zu haben, welche ihn in den Stand setzte, sich mit den Gläubigern des Vaters zu vergleichen. In Brabant *(sic)* befriedigte er seine Vettern aus dem Hause Düker, welche Forderungen an den Vater hatten, und reiste darauf (1692) nach Livland, um sich durch den Verkauf des Gutes einigermaßen zu decken und sich mit den übrigen Gläubigern endgiltig abzufinden. In einer Unterredung mit dem Untergouverneur Soop erklärte er, daß er seinen Wohnsitz im Auslande aufgeschlagen habe und an die Rückkehr nach Livland nicht mehr denke. Die Schlußabrechnung fand nun unbehindert statt. Es gelang Paykull das Gut für 5500 Thaler zu verkaufen und er erlegte als Ausländer dem üblichen Brauche zufolge den 10. Pfennig der Kaufsumme.

Kurze Zeit darauf verließ Paykul den sächsischen Kriegsdienst und kaufte sich (1694) ein Gut in der Mark Brandenburg.[4]) In Berlin soll

---

[1]) *Johann Georg II. und Johann Georg III. Kurfürsten von Sachsen 1656—1680 und 1680—1691.*

[2]) Er diente nämlich zusammen mit Burensköld, welcher das Jahr 1681 in französischem Dienste verbrachte (Svenskt Biogr. Lex. ny följd II 233).

[3]) J. C. L *(indes)* berichtet also fälschlich, „daß Paykull durch die Liquidationskammer seines Gutes verlustig ging."

[4]) Bernouilli erzählt in seiner Biographie Paykulls (Anhang zu Patkuls Berichten *III, 326,*) er habe Nachforschungen nach dem Namen und der Lage des Gutes anstellen lassen, aber ohne Erfolg.

Da Kelch (II, 72) nun Paykull den „Colberger-General" nennt, so thut er es möglicherweise, weil das Gut in der Nähe dieses Ortes lag. Im Svenskt Biogr. Lex. Artikel O. A. Paijkull *VIII, S. 76,* steht infolge eines Druckfehlers „1699" anstatt des hier richtig gegebenen „1694."

er, vermuthlich 1696, mit dem damals landflüchtigen Patkul zusammengetroffen sein und ihn dem alten Feldmarschall Flemming vorgestellt haben, mit dessen Sohn,[1]) dem Günstlinge des Königs, Patkul seitdem in mannigfache Berührung kam.

Bald darauf erfolgte die Wahl *des Kurfürsten* Friedrich Augusts *von Sachsen* zum Könige von Polen. Patkul, schon in gutem Einvernehmen mit dem jungen Flemming, arbeitete mit steigendem Eifer, um das gegen Schweden gerichtete Angriffsbündniß zu Stande zu bringen, dessen Vorspiel in den fürstlichen Kanzleien von Statten gehen mußte. Unter den Lockmitteln, welche er anwandte, nahm die Vorspiegelung einer im livländischen Adel herrschenden Unzufriedenheit mit Schweden einen wichtigen Platz ein. Um dieser Vorspiegelung von vorn herein einen Schein der Wahrheit zu geben, suchte er möchlichst viele Livländer zum Eintritt in den Dienst König Augusts zu bereden. Der in Patkuls Hochverrathsproceß verwickelte, darauf entwichene Officier Löwenwolde wurde in einem seiner Promemoria (von 1698) als geeigneter Agent in Vorschlag gebracht, um die livländische Ritterschaft zu „sondiren" und heimlich aufzuwiegeln, und nahm ohne Bedenken einen solchen Auftrag an. In demselben Promemoria wurde dem Könige auch gerathen „den Oberst Paykull in seinen Dienst zu nehmen, welcher bei dem Unternehmen große Dienste leisten könne."[2]) Patkul dürfte hierbei die livländische Herkunft des ihm Vorgeschlagenen, welche seiner Verwendung eine scheinbare Bedeutsamkeit geben sollte, mehr in Rechnung gezogen haben, als etwa sein Feldherrngeschick, das noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sich zu bewähren. Paykull erhielt die Aufforderung in den sächsischen Dienst wieder einzutreten; daß er ihr Folge leistete, läßt sich wohl mehr aus seinen früheren langjährigen Beziehungen zu den sächsischen Kurfürsten sowie aus dem Verlangen nach Thätigkeit und Auszeichnung erklären, als aus irgend einer Unzufriedenheit mit der schwedischen Regierung, welche ihm wohl eben so fremd wie er ihr war.

---

[1]) ***Muss heissen: Neffen. Heinrich Heino von Flemming geb. 1632, † 1706, sächsischer und brandenburgischer Feldmarschall. Sein Neffe Jakob Heinrich geb 1667, † 1728, sächsischer und polnischer Cabinetsminister und Feldmarschall, erst in brandenburgischen Diensten, unter Johann Georg IV sächsischer Oberst uud Generaladjutant. Als Gesandter August des Starken in Warschau verschaffte er durch geschickte Unterhandlungen 1697 seinem Herrn die polnische Krone.***

[2]) Büschings Magazin XV, ***284 Memorial v. 2 Jan. 1698.***

Im sächsischen Heere wurde Paykull sofort zum Generalmajor befördert und bis zu Flemmings Ankunft mit dem Oberbefehl über die Truppenmacht (4 Regimenter, 2500 Mann[1])) betraut, welche an der kurländischen Grenze unter dem Vorwande versammelt wurde, bei der Anlage eines Kriegshafens in Polangen zu helfen, thatsächlich um nach Patkuls Vorschlag ohne Kriegserklärung Riga hinterlistig zu überrumpeln. Die Truppen rückten weiter durch Kurland, nun unter dem Vorwande von Mißhelligkeiten, die mit den „kurischen Junkern" entstanden seien, und Paykull nahm sein Hauptquartier in Janischek. Aber Rigas Generalgouverneur, der alte Erik Dahlbergh, ahnte zeitig genug das wahre Ziel. Ueberdieß war er einigermaßen gewarnt von dem schwedischen Gesandten im Haag, Liljeroth[2]), sowie von der kurländischen Herzogin. Die Darstellung dieses Ueberrumpelungsversuches und des Antheils Paykulls an demselben lassen wir hier nach Dahlberghs Relation[3]) an die schwedische Regierung, als der Hauptquelle, folgen.

Im December 1699 begannen verschiedene sächsische Officiere und andere ausgeschickte Kundschafter aus dem Lager in Janischek sich in Riga einzufinden unter dem Vorwande, Wechselgeschäfte zu erledigen und Proviant einzukaufen. Dahlbergh erinnerte sofort daran, daß sie keine Pässe hätten, und sandte den Oberst Wrangel an Paykull mit dem Ersuchen, die Officiere mit Pässen zu versehen, damit sie von anderen Fremden unterschieden werden könnten, welche „allerhand Excesse verübten". In dem Schreiben vom 14./24. December versprach Paykull dieses Begehren zu erfüllen und hielt zugleich darum an, daß man, „um den Desertionen unter den königl. Truppen zuvorzukommen vice versa gewisse mesures ergreife", wobei er sich erbot, darüber persönlich in Riga mit Dahlbergh Raths zu pflegen. Es war hierbei vielleicht erfinderisch genug ausgedacht, daß die Kundschafter, welche ihr Spiel mit „allerhand Excessen" nicht länger treiben konnten, es von nun ab in der Eigenschaft von Deserteuren

[1]) *Nach Buchholtz Beitr. zur Lebensgesch. Patkuls 141 waren es 4 Regimenter Dragoner u. 3 Regimenter Infanterie = 7000 Mann.*

[2]) Schreiben vom 6. Dec. 1699 Beilage zu Dahlberghs Relation. *(Vergl. die folgende Anm.)*

[3]) Relation om polska infallet i Litland. Stockholm Reichsarchiv. (Livon. 227.) Diese zum mindesten in ihren Beilagen wichtige Quelle ist bis hiezu von den Autoren, welche die Geschichte Karls XII. geschrieben haben, wenig benutzt worden: Nordberg, Adlerfeld, Limiers und Lundblad haben sie garnicht zu Rathe gezogen und Fryxell wahrscheinlich auch nicht.

fortsetzen sollten. In seiner Antwort vom 17. December nahm Dahlbergh Paykulls Vorschlag an[1]) und hieß ihn willkommen. Aber er überließ diesen Brief absichtlich nicht dem von Paykull gesendeten Boten, welchen er gleich wieder heimkehren ließ, sondern schickte ihn mit einem Fähnrich, welcher zugleich Ordre erhielt, sich über die Zahl und Stellung der sächsischen Truppen zu unterrichten und bei seiner Rückkehr darüber Bericht zu erstatten. Dieser führte die beiden Aufträge ordentlich aus und brachte auch eine Antwort von Paykull vom 19./29. Dec.[2]) mit, welche Dahlberghs höfliches und loyales Verhalten dankbar anerkannte, seinem Wunsche Ausdruck gab „einem wegen seiner extraordinären Meriten so hoch renommirten und zugleich wegen seiner sonderbahren honnesteté und civilité so sehr gerühmten großen General seine unterthänige reverence zu machen, und denselben seiner vor Ihme habender veneration persöhnlich und mündlich zu versichern", aber zugleich beklagte, daß von dem Staroſten Oginsky die verdrießliche Nachricht eingegangen sei, ein großer Theil des litauschen Adels unter Sapieha sei im Begriff, „einen Roccosch, welches mann auf teutsch nicht anders als eine Rebellion nennen kan, gegen den König zu formiren", weswegen er sich mit allen seinen Truppen bereit halten müsse, um bei der Unterdrückung der Empörung sofort mitzuwirken. Das war ein neuer Vorwand, um die Truppen dort stehen zu lassen, während man die für die Ausführung des Anschlages bestimmte Zeit abwartete. „Obwohl", äußerte Dahlbergh über diesen Brief, „veranlaßt durch die in obligeanten Termen in ihm conteſtirte sincerité, man sich fast imaginiren sollte, daß bemeldeter Generalmajor als eingeborener Livländer und Vasall Sr. Kgl. Majestät nicht capabel sein sollte, unter einer schmeichelnden Feder ein verschmitztes und falsches Herz zu verbergen, so hat man doch in der Folge klärlich wider alles Vermuthen penetriret und in der Offerte selbst erfahren, wie sehr man sich in dieser aus seiner sincère conduite gefaßten

[1]) *Zur Geschichte des Ueberrumpelungsversuches ist die neueste Darstellung bei Buchholtz: Beiträge zur Lebensgesch. Patkuls S. 141 ff. zu vergleichen. Dahlberghs Relation hat Buchholtz allerdings vorgelegen; aber die Beilagen hat er nur theilweise gekannt.*

Wrangels Sendung wird bei Buchholtz nicht erwähnt; nach ihm schrieb Dahlbergh an Paykull zum ersten Mal am 14./24. Dec. 1699 und Paykull antwortete darauf am 19./29; nach Sjögren ist letzteres schon die zweite Antwort Paykulls auf den zweiten Brief Dahlberghs vom 17./27. Ueberhaupt ist Sjögren in den folgenden Abschnitten ausführlicher als Buchholtz.

[2]) Beil. A. *zu Sjögrens Aufsatz.*

guten opinion frustrirt hat, weil er mit der im obengenannten Briefe vorgegebenen excuse und mitgetheilten ouverture von dem durch den Feldherren Sapieha gegen die sächsischen Truppen vorbereiteten sogenannten Rokosch oder Generalaufgebot kein anderes Absehen gehabt hat, als uns damit zu aveugliren, um den festen Vorsatz, uns zwischen Weihnachten und Neujahr auf eine falsche, betrügerische und hinterlistige Art zu überrumpeln, desto glücklicher nach ihrem Wunsche exequiren und bewerkstelligen zu können".

Einige Tage vor Weihnachten traf der von seiner Sendung nach Rußland zurückgekehrte Oberst Carlowitz in Riga ein, wo er höflich empfangen wurde; bei seiner Abreise gab er vor, in 6 Wochen wiederkommen zu wollen, um eine neue Gesandtschaftsreise nach Rußland anzutreten, und bat um freie Passage für sein Fuhrwerk, welche auch bewilligt wurde. Inzwischen glaubte Dahlbergh auf seiner Hut zu sein zu müssen. Zu seiner Kenntniß gelangte, daß eine Menge Brücken und Sturmleitern[1]) verfertigt würden, besonders in Herbergen,[2]) einem Gute des Majors Vietinghof, wo Patkul sich zufällig aufhielt, und es begann sich das Gerücht von einem bevorstehenden sächsischen Einbruch in Livland zu verbreiten. Mitte Januar (1700) erhielt Dahlbergh durch einige Ueberläufer die Nachricht,[3]) daß Paykull und Carlowitz mit den hervorragendsten sächsischen Officieren einen Kriegsrath gehalten hätten, nach dessen Schluß die Regimenter Ordre bekommen hätten, mit 36 Schuß pro Mann und Mundvorrath für 4 Tage aufzubrechen, wobei 5—600 Schlitten zusammengebracht seien, auf welchen die Soldaten, als Bauern in weiße Röcke von Wadmal gekleidet, befördert werden sollten; der Zug solle über die hart gefrorene Düna nach Riga gehen, dessen Wachen man an den Stadtthoren überraschen wolle. Aber die starke Kälte, auf welche man gerechnet hatte, verhinderte das Unternehmen, indem mehr als 300[4]) von den auf dem Marsch Begriffenen Hände und Füße abfroren; da man überdies Riga wohlbewacht fand, mußte das Unternehmen für dieses Mal aufgegeben werden und die Truppen kehrten unverrichteter Dinge zurück.

Ohne Kenntniß davon, daß man in Riga von dem mißglückten Attentate wußte, ließen die Sachsen das Gerücht von einem geplanten Aufbruch der Truppen nach Mitau aussprengen. Dahlbergh aber, der sich

---

[1]) *stormslangar.*

[2]) *Der Name des Gutes bei Buchholtz 142 nicht genannt.*

[3]) Aufsage der beedenn Sachsischen Deserters so den 16. Jan. bey der Reuter wacht angehalten worden sein. Beilage B. *zu Sjögrens Aufsatz.*

[4]) *200 Mann nach Buchholtz 143.*

nicht irre führen ließ und ebenso wenig seinen Gegnern einen Vorwand zu Feindseligkeiten geben wollte, befahl gleichsam in Ausführung des mit Paykull getroffenen Uebereinkommens, eine Reiterwache an der Grenze aufzustellen[1]) „um dem Desertiren zuvorzukommen," und ermahnte zugleich seine untergebenen Befehlshaber „alle Dispute und bronierie mit den Sachsen zu vermeiden, damit ihnen ihrem Wunsch und Begehren nach keine Ursache zu einem Mißverständniß gegeben werde." Nun sandte Paykull wieder ein Schreiben (vom 3./13. Febr.[2]), vermuthlich in der Absicht allen Argwohn zu beseitigen, in der That aber machte er seinem Mißmuth über die verfehlte Speculation allzu deutlich Luft und verrieth ein verzweifeltes Bemühen, in einer erdichteten Begebenheit, ja in den Vorsichtsmaßregeln selbst, welche schwedischerseits getroffen wurden, den gewünschten Vorwand zum Kriege zu suchen: „Man hat nicht allein in Riga und anderwärts dergleichen präparatoria, als sonsten niemahlen geschehen, ja nicht weniger, als wan man stündlich einen würcklichen Feind vermuthete, gemachet, die Wälle mit Mauren und piquen, Sensen und Morgensternen, welches kaum in würcklichen Belagerungen geschiehet, besetzet .... Ja man ist so weit gegangen, daß man gar espions in Unsere Quartier geschicket .... Alle diese und dergl. demarches haben mich zwar sehr befremdet, jedoch habe ich es alles dahin passiren lassen wollen, biß endlich ich innen geworden, daß man auch durch Thätlichkeit die gegen uns hegende üble intention zu verstehen zu geben sich bemühe." Dann beklagte er sich darüber, daß 6 sächsische Deserteure in Riga zurückbehalten würden und daß das Detachement, welches zu ihrer Einholung ausgesandt war, nicht in die Stadt gelassen worden sei: es war ein Mittel den kurz zuvor mißglückten Ueberrumpelungsversuch zu bemänteln. Zum Schluß forderte er, daß die zurückgehaltenen Deserteure sofort entlassen werden sollten.

Kurze Zeit darauf erhielt der Oberst Wrangel von dem in Patkuls Hochverrathsproceß verwickelten, nachher aus Riga entwichenen Lieutenant

---

[1]) *Nach Buchholtz 143 geschah das schon Mitte oder Ende December 1699.*

[2]) Das Original unter den Beilagen zu Dahlberghs Relation, eine Kopie in krigshist. handl. (Stockholm riksarkivet Livon. 599). Gedruckt in Livonica fasc. I, 3—5. Nordberg *Konung Karl den XII Historia. Stockholm 1740,* I, 66; *Deutsche Ausgabe von Heubel, Hamburg 1745—51, I. 118,* giebt an, daß nach einem später eingetroffenen Berichte Paykull den Brief auf Patkuls Rath geschrieben haben soll; I, 71 *(Deutsche Ausg. I, 125)* sagt er, daß Patkul ihn geschrieben habe.

Löwenwolde zwei Briefe, datirt Mitau, den 4. und 6. Febr.[1]) Sie waren darauf berechnet, Dahlbergh vorgelegt zu werden und Gerüchte auszusprengen, welche die Vertheidiger Rigas einschüchtern und die heimlichen Feinde Schwedens ermuthigen sollten. Gleichsam im Vorübergehen streifte er die Mittheilung, daß die Russen rüsteten, daß Brandenburg damit umgehe 4000 Mann dem Zaren zu überlassen, ja daß auch die sächsischen Truppen demselben Ziele zustrebten: alles das jedoch nur als loses Gerücht. In der That, hieß es, wollten die Sachsen, den eingetroffenen Nachrichten zufolge, nach Pilten aufbrechen, und die Kurländer seien schon in Furcht, „daß man ihnen noch eine Contribution abzwingen wolle". Ein sächsischer Lieutenant hätte wohl geäußert „es möge nun kurz oder lang dauern, schließlich solle es doch Riga und Livland gelten", aber darüber könne man nichts sicheres wissen, zumal die Sachsen noch zu schwach wären, so lange sie mit den fremden Truppen noch nicht vereinigt seien. In dem anderen Briefe berichtete er, daß der erwähnte Aufbruch, wie es heiße, sich blos auf 120 Mann beschränke, welche „den Deserteuren die Grenze verlegen sollen"; der Herzog von Kurland und die Ritterschaft seien mißvergnügt und suchten sich darüber zu beschweren. Weit entfernt davon sich durch diesen mit schlauer Findigkeit zusammengestoppelten Brief irreführen zu lassen, konnte Dahlbergh in ihm nur einen weiteren Wink in Bezug auf die Absichten der Sachsen finden.

An Paykull expedirte er am 7. Febr. eine ausführliche und gefällige Antwort, in welcher er zeigte, daß die getroffenen Anstalten nicht ungewöhnliche wären und keine Drohung in sich schlößen; die 6 Deserteure, erklärte er, hätten die Stadt nicht passirt; wenn aber solche kämen, so sollten sie nicht minder als zuvor prompt extradirt werden. Von dem jetzt im sächsischen Hauptquartiere eingetroffenen Flemming langte nichtsdestoweniger am folgenden Tage ein Schreiben[2]) von gleichem Inhalt wie das Paykulls an, auf das er sich auch bezog; dabei wurde angedeutet, daß man auf Grund des Gerüchtes, daß ein finnländischer Truppentheil die rigasche Garnison verstärken und einen Ueberfall des sächsischen Lagers unternehmen solle, sich genöthigt sehe, entsprechende Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um die Grenze zu sperren; „obwohl", schreibt Dahlbergh in seiner Relation, „der ganzen ehrenhaften und rechtlich gesinnten Welt das Urtheil überlassen

[1]) *Diese Briefe kennt Buchholtz nicht.*

[2]) *Nach Buchholtz 144 datirt vom 8. Febr., eingetroffen am 9.*

bleibt, ob diese vorgewendeten und gegen alle Ehre und Redlichkeit streitenden listigen und leichtfertigen Gründe als sufficiente für den Beginn eines Krieges bei irgend einem ehrlichen Menschen in consideration kommen." In seiner Antwort an Flemming *vom 9. Febr.* widerlegte er inzwischen „in höflichen Termen" die Beschuldigung, zu irgend einem Mißverständniß Anlaß geboten zu haben.

Bald darauf folgte die Ausführung des Ueberrumpelungsversuches,[1]) welchen Carlowitz dadurch vorbereitete, daß er für seine Frachtschlitten die Erlaubniß, Riga zu passiren, erwirkte. In auffallend große mit Stroh und Matten bedeckte Schlitten wurden eine Menge Grenadiere, 3000 Faschinen, 2 Kanonen und die zur Ueberrumpelung dienlichen Waffen und Geräthschaften hineingestopft; ein Stück hinter den Schlitten schlichen 80 Dragoner einher und weiter fort auf anderem Wege eine größere Abtheilung unter Paykulls Befehl; zuletzt kam die Hauptmacht, bei welcher sich Flemming und Patkul befanden. Beim Dorfe *(sic)* Olai stieß der Zug auf einen schwedischen Reiterposten unter dem Rittmeister Dieterichs. Der Betrug wurde entdeckt, es entstand ein Tumult, aber die Reiter wurden nach kurzem Kampfe von den herbeieilenden Dragonern übermannt.[2]) Dieterichs gewann inzwischen Zeit einige Leute mit der Nachricht von dem Ueberfall nach Riga zu schicken, bevor er mit den anderen Ueberlebenden gefangen fortgeführt wurde. Paykull, zu dessen Abtheilung er geführt wurde, ritt sofort auf ihn zu und fragte ihn, wie er sich habe erdreisten können, mit so wenig Volk Widerstand zu leisten, und welchen Weg die Reiter, welche nicht gefangen worden seien, eingeschlagen hätten. Der Mittheilung Dieterichs, sie seien nach Riga gesendet „um über die Bagage zu rapportiren", wollte Paykull keinen Glauben beimessen. Der Marsch wurde eine Stunde lang fortgesetzt, bis man das Blitzen der von den Wällen Rigas abgefeuerten Allarmschüsse sah und ihr Knallen hörte. Nun bemerkte man deutlich, daß der Anschlag mißglückt war und hörte von Dragonern die Aeußerung: „Wir sollten diesen Morgen in Riga sitzen und

---

[1]) *Die folgenden Details finden sich bei Buchholtz nicht; Kelch II, 72 und 73, hat sie auch nicht, obwohl er Dahlberghs Relation gekannt zu haben scheint.*

[2]) Fryxells Angabe *(Berättelser ur Svenska Historien*, XXI, 144) daß „die Grenadiere gefangen genommen und alles zusammen nach Riga geschickt wurden, ist, wie es nach Dieterichs Rapport scheint, unrichtig, wo ausdrücklich die Zurückkunft der Schlitten erwähnt wird. (Dahlberghs Relation Beilage B. 10.)

den Kommandanten über die Mauer werfen, aber nun ist der ganze Anschlag verdorben." Sie zogen deswegen ab und griffen statt dessen später am Tage, und zwar mit größerem Erfolge, die Kobronschanze an.[1]) Nun schickte Dahlbergh nach Stockholm einen Rapport über den Friedensbruch der Sachsen.

Zur selben Zeit, da Flemming das Manifest anschlagen und verbreiten ließ,[2]) daß der König von Polen zu den Waffen gegriffen habe, um dem von den Schweden in Aussicht genommenen Einbruch in Litauen zuvorzukommen, und nun die Bevölkerung Livlands in Schutz und Schirm nehme, setzte er auch einen anderen Brief (vom 19. Febr.) an König August auf, dem er über das Mißtrauen und die Ungefälligkeit klagte, welche von schwedischer Seite den friedlich auftretenden Sachsen erzeigt worden seien. Er habe, schrieb er, den Generalmajor Paykull zur Rechenschaft gezogen, um zu ergründen, ob von seiner Seite irgend ein Anlaß zu solchem Mißtrauen gegeben worden sei; aber dieser habe sich völlig gerechtfertigt und erhärtet, daß Riga ohne den geringsten Anlaß von unserer Seite auf Kriegsfuß gesetzt wurde. Natürlich war dieser Brief weniger dazu bestimmt, in seinem Original den König August aufzuklären, als, im Druck verbreitet, die Massen irrezuführen.[3])

Dahlberghs am 3. März ausgefertige Aufforderung an alle, welche schwedische Unterthanen waren, aber bei den Feinden Schwedens Dienste genommen hatten, schleunigst, bei Gefahr höchster Ungnade des Königs sich wieder unter die schwedischen Fahnen zu stellen, wurde von Paykull nicht beachtet, welcher nun, nachdem Flemming am 16. März[4]) mit Patkul nach Polen abgereist war, den Oberbefehl über die in Livland bleibenden Truppen erhielt. Dahlbergh erhielt am 19. und 22. April zwei Briefe[5]) von

[1]) *Nach Buchholtz 145 und Kelch erfolgte der Zusammenstoss bei Olai in der Nacht vom 11. auf den 12. Febr., die Einnahme der Kobronschanze am 14. Febr. 4 Uhr Morgens.*

[2]) *Datirt vom 10./20. Febr. 1700. Buchholtz 148.*

[3]) *Zur Orientirung sei daran erinnert, dass Dahlbergh am 15./25. Febr. die Vorstädte Rigas abbrennen liess, woran sich eine gereizte Korrespondenz mit Flemming knüpfte. Riga wurde nun blokirt, da den Sachsen die Mittel zu erfolgreichem Bombardement oder einer ordentlichen Belagerung fehlten. Ein harter Schlag für Riga war die am 13./24. März erfolgende Kapitulation von Dünamünde, das in Augustusburg umbenannt wurde.*

[4]) *25. März (5. April) nach Buchholtz 154.*

[5]) Im Original unter den Beilagen zu Dahlberghs Relation.

Paykull, welcher für die englischen Unterthanen und deren Bagage um freie und ungehinderte Abreise aus Riga nachsuchte. Dienstfertigkeit gegenüber den Seemächten ging über den Rahmen des von Patkul für König August entworfenen politischen Programmes hinaus. Dahlbergh machte hier keine Schwierigkeiten und ordnete freie Passage für die englischen Unterthanen an, jedoch immer für einen zur Zeit.

Durch ein befestigtes Lager bei Neuermühlen und die Besetzung von Salis und Ronneburg sperrte Paykull die Kommunikation mit Riga auch von der Landseite ab. Aber von Stockholm war nach dem Eintreffen von Dahlberghs Rapport an die unter Otto Vellingks Befehl stehenden finländischen Truppen der Befehl ergangen, schleunigst zum Entsatze Rigas aufzubrechen; binnen Kurzem waren diese Truppen, 10,000 Mann, zur Hälfte Reiterei zur Hälfte Fußvolk, marschfertig und rückten in Livland ein. Paykull ließ nun das Lager bei Neuermühlen weiter befestigen, in der Nähe von Jungfernhof eine Pontonbrücke über die Düna schlagen (24.—26. Apr.) und von beiden Seiten des Stromes eine große Masse Vieh und Proviant zum Unterhalt der Mannschaft zusammenschleppen.

Unterdessen rückte das finnländische Heer immer näher. An der Spitze der Vortruppen passirte Maydel mit 3200 Mann Wolmar.[1]) Paykull rückte aus seinem Lager aus und nahm mit der Hauptmacht eine vortheilhafte Stellung bei Schmiesingsmühle und Jungfernhof ein, wo er den Angriff erwartete. Um diese Zeit (am 2. Mai) kam nach Riga über Hamburg ein königliches Schreiben (avocatoria), vom 3. April, in dem der König verhieß, daß er seinen in Livland geborenen Unterthanen, welche sich zum Feinde und dessen Genossen geschlagen haben, seine Gnade nicht verschlossen habe, wenn sie sofort wieder zum Gehorsam zurückkehrten, aber für den entgegengesetzten Fall verurtheilte er sie zum Verlust von Leben, Ehre und Gut. Paykull, der dieses Schreiben nicht beachtete, konnte doch aus ihm unschwer ersehen, welches Schicksal ihm bevorstand, wenn er mit den Waffen in der Hand von den Schweden gefangen wurde.

Ein solches Mißgeschick schien schon damals nicht undenkbar. Am 5. Mai ließ Maydel die von Sachsen und Kosaken besetzte Stellung bei Kupfermühle stürmen,[2]) welche er ohne Schwierigkeit eroberte, und gleichzeitig traf Dahlberg Anstalten, um durch Kanonenböte und Minen die von

[1]) *28. April (8. Mai) Kelch II, 89.*

[2]) *Kelch II, 90.*

Paykull über die Düna gelegte Pontonbrücke zu zerstören. Hatten diese Anstalten glücklichen Erfolg, so entkam vermuthlich nicht ein Mann aus dem sächsischen Heere. In der letzten Stunde noch wurde Paykull davon unterrichtet und erkannte die Gefahr. Mit größter Hast begann er daher schon an demselben Tage den Troß, das Vieh und einen Theil der Truppen über die Brücke zu führen. Am folgenden Tage stürmte Maydel die Stellung bei Schmiesingsmühle; die Sachsen und Kosaken, auf Vertheidigung jetzt nicht weiter bedacht, flohen in größter Verwirrung der Brücke zu, nachdem sie noch 10 Kanonen versenkt hatten, welche aber später doch von den Schweden herausgezogen wurden. Während dessen stürzte sich das ganze sächsische Heer eiligst auf die Brücke. Die Finnländer, welche dicht nachdrängten, um die Hauptstellung zu nehmen, fanden das befestigte Lager vollständig verlassen: das Essen war noch warm auf dem Tische und die Feldkessel standen auf dem Feuer; aber die Sachsen, für die die Mahlzeit zubereitet war, „waren alle davon gelaufen".

Ein Augenzeuge konnte gleich darauf Dahlbergh berichten, „wie hastig und in welcher Angst und Schrecken dieser prahlerische Feind seine Retirade auf die andere Seite der Düna genommen habe, nachdem er selbst die Brücke hinter sich demolirt und die Anker, mit denen sie befestigt war, abgehauen hatte, seine in Neuermühlen stehenden Geschütze in's Wasser geworfen und solchergestalt sich in größter Hast durch die Flucht salvirt." Maydels Leuten, welche von Dahlberghs Vorbereitungen gar keine Kenntniß gehabt zu haben scheinen, kam die übereilte Flucht der Sachsen ganz unbegreiflich vor. In dem von dieser *(schwedischer)* Seite verfaßten Bericht[1]) über den Verlauf des Ereignisses heißt es: „Es muß wohl unter ihnen eine terreur panique ausgebrochen sein, da sie ohne den geringsten Widerstand so plötzlich von ihren Posten flohen, die sie doch nicht ohne viele Arbeit zu ihrer großen avantage befestigt hatten, daß sie den Braten am Spieß und das Essen auf dem Tische und ihre zusammengerafften Vorräthe hinter sich zurück bleiben ließen."

Auf der anderen Seite der Düna sammelte Paykull unterdessen wieder seine Truppen. Er hatte Zeit dazu, weil Vellingk mit der Hauptmacht erst einige Tage später anlangte und die finnländischen Vortruppen

[1]) Kurtze Nachricht Von dem, was bey Annäherung J. K. M. von Schweden aus Finnland . . . . in Liefland gesandten Armée . . . passiret . . . . 2 Bl. 4°. *(Stockholm* kongl. bibliotekets samling af samtidas berättelser om Sveriges krig. *Vergl. Winkelmann Nr. 6018.)*

vor der Ankunft desselben nichts unternehmen konnten. Der unverdrossene Maydel machte wohl, so gut es ging, Anstalten zum Uebergang, aber Paykull begegnete ihnen durch eine eifrige Kanonade vom anderen Ufer her und durch das Feuer der Musketiere, welche aus Böten im Fluße schossen.

Nach Vellingks Ankunft am 18. Mai begann man Fahrzeuge für den Uebergang herzustellen und besetzte, obwohl nicht ohne Widerstand von Seiten der Sachsen, das wichtige Dalholm *(Dahlen)*[1]. Aber jetzt erhielt Paykull Verstärkung aus Litauen und vereinigte sich mit den vom Prinzen Ferdinand geführten kurländischen Truppen, der auch nominell den Oberbefehl übernahm.[2] Dahlbergh drang immerfort auf den Uebergang über die Düna. Vellingk ging ihm vorsichtig aus dem Wege und schützte Mangel an Lebensmitteln als Grund hierfür vor. In einem Briefe an den König[3] erklärte dagegen Dahlbergh: „Mithin bin ich verursacht, in Unterthänigkeit an die Hand zu geben, wie ganz und gar unrichtig dieses Vorgeben sein muß, wofern E. M. allergnädigst geruhen die veritablen Ursachen zu diesem versäumten Uebergang unserer Armee an den Feind genau untersuchen zu lassen, da er *(d. Feind)* beides: schwach und in solcher consternation ist, und mehr zur Flucht und Desertion als zum Stehen und Fechten disponirt ist".

Anfang Juli traf König August[4] und mit ihm das sächsische von Steinau geführte Hauptheer ein. Wahrscheinlich damals und als Belohnung für seine Verdienste um die Rettung seines Heeres aus drohender Vernichtung sowie um die Verhinderung des vom Feinde betriebenen Flußüberganges wurde Paykull zum Generallieutenant befördert.[5]

[1] *24. Mai (3. Juni) Kelch II, 93.*

[2] Limiers, Hist. de Charles XII (III, 121). *Zu diesen Ereignissen hat Buchholtz 155 u. 156 einige Sjögren unbekannte Briefe Dahlberghs u. Paykulls angeführt.*

[3] Der Brief, von dem nur der Anfang erhalten ist, ist gedruckt bei Floderus: handlingar rörande till K. Karl XII historia. *Stockholm 1819—26. 4. 8°.* (IV, 17, 355—64). Zu seiner Rechtfertigung schrieb Vellingk einen Brief an Fabian Wrede, gedruckt bei Wieselgreen: De la Gardiska Archivet. *Stockholm 1831—43. 20. 8°.* (XIII S. 184).

[4] *Ueber Augusts Ankunft vergl. Buchholtz 160.*

[5] *Im 13. Jahrgang (1893) der Zeitschrift Historisk Tidskrift hat Sjögren Buchholtz' Beiträge zur Lebensgesch. Patkuls angezeigt. Auf Seite 84 des Abschnitts „Öfversikter och granskningar" bedauert er, dass Buchholtz die vorliegende Biographie Paykulls nicht gekannt hat; er hätte dann Paykulls plötzlichen Rück-*

Nach König Auguſts Ankunft wurden ſofort Anſtalten zu einem neuen Einbruch in Livland getroffen. Am 19. Juli ging das ſächſiſche Heer bei Uexküll über die Düna (5 Meilen von Riga). Das finnländiſche Fußvolk zog ſich nun nach Riga zurück und die Reiterei ſetzte über die Aa.[1]) Die Sachſen zogen nun wieder in Jungfernhof ein und beſetzten das von den Finnländern verlaſſene Lager bei Dreilingshof *(jetzt Dreilingsbusch)* in der Nähe von Riga; dort wurden Freudenſalven abgegeben und von der Kobronſchanze und Dünamünde beantwortet. Raſch rückten ſie nun näher zur Stadt heran, welche im Auguſt von mehreren Seiten[2]) beſchoſſen wurde. Man ſchickte Streifcorps in das Land um zu heeren und Proviant zu ſchaffen. Ein Brief von dem Befehlshaber eines dieſer Streifcorps an Paykull, welcher mit im Lager vor Riga war, wird im ſchwediſchen Reichsarchiv aufbewahrt;[3]) darin wird rapportirt, daß 100 Stück Hornvieh und 150 Schafe erbeutet worden ſeien, worauf weitere Ordre begehrt wird. Dieſer Brief war datirt vom 2. September. Am 3. September kam der Franzoſe Heron nach Riga um in Auguſts Auftrage um einen Stillſtand nachzuſuchen,

zug nicht so unbegreiflich gefunden und Vellingks Vorsicht nicht so scharf getadelt. In der That hat Buchholtz von Dahlberghs Anstalten zur Zerstörung der Pontonbrücke nichts gewusst und auch von den Verstärkungen, die Paykull damals erhielt, erwähnt er nichts.

Sjögrens Anzeige giebt, worauf hier nebenbei hingewiesen sei, auch eine kleine Ergänzung zu Buchholtz' Mittheilungen über den Process des Ritterschaftssekretärs Reutz. Dagegen erlaube ich mir, bei dieser Gelegenheit ein Versehen Sjörens in der genannten Anzeige zurechtzustellen. Buchholtz hat S. 30 u. 31 nur die Vermuthung ausgesprochen, dass Patkuls Erziehung nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie im „Unvorgreifl. Bedencken wegen Information eines Knaben von Condition" niedergelegt sind, geleitet worden sei. Sjögren schildert aber die Erziehung Patkuls so, als ob das „Unvorgr. Bedencken" speciell eine Instruktion für seinen Hauslehrer war und kommt zu dem Schluss, dass die Erziehung von Anfang an darauf ausging, die Fähigkeiten in ihm zu entwickeln, welche er später als Politiker und Stilist so glänzend an den Tag gelegt habe.

[1]) *Vergl. den ausführlichen Bericht bei Kelch II, 112 ff. Danach marschirten die Sachsen auf dem linken Dünaufer bis Thomsdorf, gingen hier auf das rechte Ufer nach Pröbstingshof hinüber und warfen die ihnen daselbst u. an der Oger entgegentretenden Schweden nach Uexküll zurück. Die schwedische Infanterie zog sich dann nach Riga, die Kavallerie u. Artillerie über die Aa nach Rujen zurück.*

[2]) Kelch II, 118—120.

[3]) Biogr. Paykull *(sic)*. In dieſem Briefe finden wir ihn zum erſten Mal Generallieutenant titulirt. Gedruckt Beilage C *zu Sjögrens Aufsatz.*

der einige Tage darauf abgeschlossen wurde und dem der eilige Abzug der Sachsen aus Livland auf dem Fuße folgte; das war eine Wirkung der Nachricht vom Abschluß des Friedens zu Traventhal *am 18. Aug. 1700 zwischen Schweden und Dänemark.*[1])

In der berühmten Dünaschlacht vom 9. Juli 1701 waren es eigentlich Paykulls[2]) und des Herzogs von Kurland Truppen, welche auf dem Riga gerade gegenüber liegenden Ufer den Kampf begannen; Steinau mit der Hauptstärke, getäuscht durch Meijerfeldts Scheinbewegung gegen Kokenhusen, in dieser Richtung abgerückt. Eben weil ein Uebergang der Schweden gerade vor Riga selbst am wenigsten zu erwarten war und der herkömmlichen Berechnung zuwiderlief, war das sächsische Heer auf ihn am wenigsten vorbereitet. Dazu kamen die zweckmäßig gebauten Ueberfahrtprähme der Schweden und das Gelingen des durch die Windrichtung begünstigten Kunstgriffes, durch den Rauch von angezündetem feuchten Stroh und Dünger die Anstalten vor den Augen des Feindes zu verschleiern. Die mehr als einmal ausgesprochene Behauptung, daß Paykull absichtlich

---

[1]) *Einige Zeit darauf gingen die Sachsen, nachdem sie noch am 17. Okt. Kokenhusen erobert hatten, nach Kurland und Litauen in die Winterquartiere. Riga war frei. Im Frühling 1701 zogen sich die Sachsen unter Steinaus Oberbefehl wieder näher nach Riga heran, ohne jedoch eine Blokade zu versuchen, und stellten sich schliesslich Riga gegenüber auf dem linken Ufer der Düna auf. Im Sommer 1701 rückte Karl XII von Dorpat kommend zur Vertreibung der Feinde heran. Er schickte ein Reiterdetachement unter General Meijerfeld gegen Kokenhusen und eine Abtheilung Infanterie gegen Dalholm (Dahlen), sodass Steinau im Ungewissen blieb, wo der König den Uebergang über die Düna forciren wolle.*

[2]) Kort berättelse om den härliga seger och framgang etc., sowie die deutsche Uebersetzung: Kurzer Bericht von der Siegr. Action. ***Ausser den Anführungen bei Winkelmann, auch Stockholm*** kongl. Bibliot. samling af samtidas ber. am Sv. krig.) Kelch II, 215 und Nordberg I, 163, ***deutsche Ausg. I, 258,*** haben richtig Paykull als Befehlshaber genannt, Livonica fasc. VIII, 10 steht infolge eines Druckfehlers oder einer Verwechselung Patkul. Adlerfeld ***Historie militaire de Charles XII 1700—1709. Amsterdam 1740.*** I, 133. ***(Deutsche Ausgabe mit Zusätzen, Frankfurt und Leipzig 1740—42. I, 150)*** wiederholt den Irrthum, auch Voltaire mit Hinzufügung der Phrase, daß Patkul hier „mit dem Schwert in der Hand sein Vaterland gegen Karl XII. vertheidigte, nachdem er mit der Feder dessen Rechte gegen Karl XI. vertheidigt hatte" (dreifache Unwahrheit). Gadebusch wiederholt auch den Irrthum, Liv. Bibl. II, 329, berichtigt ihn aber in Jahrb. VII, 12. Nichtsdestoweniger wird er von Fryxell (XXI, 151) ja sogar in Sarauws 1881 erschienenem Buche: Die Feldzüge Karls XII. S. 67 wiederholt.

einen Theil der Schweden habe herüber kommen lassen, um sich dann mit gesammelter Macht auf ihn zu werfen,[1]) kann darum schwerlich vor einer näheren Untersuchung bestehen. Schon der frühen Morgenstunde wegen konnte der Feind noch nicht ganz bereit sein. Die ganze Ueberfahrt über den Fluß nahm nicht mehr als eine halbe Stunde in Anspruch und erst, als die Prähme sich in der Mitte des Flußes befanden, wurden sie von der feindlichen Seite entdeckt; da erst wurden die sächsischen Truppen allarmirt,[2]) und wie rasch sich diese auch geordnet haben mögen, — schwerlich konnten sie damit schon fertig sein, bevor eine große Anzahl Schweden hinübergesetzt worden war. Die Salven der sächsischen Artillerie brachten den ersten Gruß dar. Als dann die Sachsen „mit klingendem Spiel und in guter Ordnung", also in einer Verfassung, welche Zeit brauchte, um überhaupt möglich zu sein, heranrückten, war die schwedische Infanterie schon bereit, sie mit mörderischen Salven zu empfangen, und die Reiterei, mit herkömmlicher Verwegenheit einzuhauen, alles mit der Wirkung, daß der erste Angriff glücklich zurückgeschlagen wurde. Steinaus Rückkunft ließ einen glücklicheren Erfolg des zweiten Angriffs hoffen; doch dieser wurde ebenso siegreich zurückgeschlagen, besonders als sich die Schweden der von den Sachsen aufgeführten „Sternschanze" bemächtigt und die genommenen Kanonen gegen den Feind gerichtet hatten. Noch einmal machte Steinau einen wüthenden Angriff, nachdem er eine weite Schwenkung nach links vorgenommen hatte, um dem Feuer aus den eroberten Schanzen auszuweichen; auf dem rechten Flügel der Schweden waren es dieses Mal hauptsächlich die Trabanten und das Leibregiment, welche sich um den Sieg verdient machten. Vielleicht war es dieser letzte und heißeste Streit, in dem beide, Steinau[3]) und Paykull, verwundet wurden und aus dem Kampfe geführt werden mußten.

---

[1]) Nordberg I, 163, *(d. Ausg. I, 258)* Lundblad I, 129 not. Fryxell XXI. Dagegen wird diese Auffassung von Saraum bestritten.

[2]) *Kelch II, 213 sagt im Gegensatz dazu ausdrücklich, dass vor der Abfahrt „dem Feinde der obhandene Anschlag dergestalt kund worden war, dass alles bey demselben allarmiret war und die Truppen sich häufig zusammenzogen."*

[3]) *Nach Kelch II, 217 sass der Gen. Lieut. Spens ihm „eine gute Weyle mit dem Degen in den Rücken." Adlerfeld Deutsche Ausg. I, 150 sagt, Steinau habe eine gefährliche Wunde am Arm bekommen, „dessgleichen auch der Gen. Lieut. Patkul (verwechselt mit Paykull), der sich anfänglich nach Mietau bringen liess."*

Zunächst wurde Paykull durch diese Wunde von weiterer Betheiligung am Feldzuge abgehalten. Er erbat und erhielt mittlerweile den förmlichen Abschied. Die Furcht vor der Nachrechnung, welche seiner wartete, wenn er in die Hände des Königs von Schweden fiel, kann das ihrige dazu beigetragen haben. Ihm ging bald genug eine kräftige Mahnung zu: auf des Königs Befehl wurde vor dem Svea-Hofgericht eine Klage gegen die livländischen Officiere angestrengt, welche „im Dienste des Königs von Polen seien und den Avocatorien S. Kgl. Mt. nicht gehorcht haben." Durch Erkenntniß vom 17. Dec. 1702 wurde er nebst einigen anderen zum Tode verurtheilt, „weil er nach des Königs gnädigem Gebot den Dienst beim Feinde nicht verlassen habe."[1])

Paykull zog sich auf sein Gut in Brandenburg zurück.[2]) Das konnte für ihn gewiß ein sprechender Grund sein, den Kriegsdienst sogar für immer aufzugeben, auch wenn er das über ihn verhängte Todesurtheil nicht fürchtete. An dem Verlangen, kriegerischen Ruhm zu gewinnen und sich auszuzeichnen, fehlte es ihm, wie es scheint, keineswegs; aber dieser Krieg, in dem die Schweden bereits ein so furchtbares Uebergewicht gewonnen hatten, konnte ihm wenig Hoffnung erwecken. Seine angeborenen Neigungen drängten ihn mächtig in eine andere Richtung. Paykull war eine wissenschaftlich veranlagte Natur; sein fügsamer, duldsamer, wißbegieriger Charakter machte ihn zweifelsohne geeigneter für Studierzimmar und Laboratorium als für Lager und Schlachtfeld. In der Kriegswissenschaft, Rechtsgelehrsamkeit und Theologie war er wohl bewandert; aber ganz besonders zog ihn seine Neigung zu den Naturwissenschaften und hier fesselte ihn wieder am meisten die Experimentalchemie; und wie es mit vielen Naturkundigen dieser Zeit der Fall war, suchte auch er auf den Wegen der Mystik zu praktisch nützlichen Erfindungen zu gelangen.

Die Alchemie, die im Mittelalter und zu Beginn der neueren Zeit so viele Köpfe beschäftigte, wurde noch nicht zu den abgethanen Wissenschaften gerechnet. Die Geldnoth, welche die Kriege mit sich brachten, trieb die Fürsten dazu, es mit außerordentlichen Mitteln zu versuchen, um ihre leeren Schatzkammern wieder zu füllen. Insonderheit verschmähte sie König August nicht. Böttcher, von ihm eine Zeit lang in gefänglichem Gewahrsam gehalten, wandte vergebens seine „Tinktur" zur Herstellung des sehnlichst

[1]) Svea-Hofgerichts-Archiv, Sachen aus d. J. 1702. Litt. A.
[2]) Nordberg I, 600 not., *d. Ausg. I, 606 n.*

verlangten Goldes an. Paykull bildete sich schließlich ein, das Geheimniß besser enträthselt zu haben und der rechte Inhaber der einträglichen Kunst der Goldmacherei zu sein. Ein polnischer Officier mit Namen Lubinski hatte sich nämlich in Korinth von einem im Sterben liegenden griechischen Priester die Zubereitung der wichtigen Tinktur anzeigen lassen. Von diesem Officier lernte Paykull sie zu Beginn d. J. 1705 kennen. Die Bestandtheile der Tinktur hat er niemals mitgetheilt. Zur Tinktur gehörte ein feines Pulver, das wegen seiner Flüchtigkeit mit anderen Stoffen, wie Antimon, Schwefel und Salpeter, „figirt" werden mußte; zu einer Quinte des so zubereiteten nnd zusammengesetzten Pulvers kamen 6 Quinten Blei, woraus dann Gold werden sollte.[1]) Wahrscheinlich hat Paykull selbst an die wunderthätige Macht seiner Tinktur geglaubt. (Schluß folgt.)

[1]) U. Hjärnes Bedenken über die Kunst Gold zu machen, welche Gen.-Lieut. Paykull zu besitzen vermeint. (Mscr. Königl. Bibl. in Stockholm). Gedruckt bei Gjörwell: Det svenska bibliotekot 10 (S. 220—37.) Aus der Einleitung zu Berzelius' Chemie.

Gerhardt von Reutern.[1])

IV.

Frankfurt am Main.

Im Frühjahr 1844 erfolgte Reuterns Uebersiedelung nach Frankfurt, wo ihm ein vom Director Veit versprochenes Zimmer im deutschen Ordenshause (der Oesterreichischen Regierung gehörig) nach längeren Unterhandlungen zum Atelier eingeräumt wurde. Mit den gleichfalls im Deutschen Hause arbeitenden Malern Veit, Jhle, von Strahlendorff, Ballenberger, Settegast, Becker, Grimaux, Luntenschütz, unterhielt er gute Kameradschaft. Den größten Genuß aber empfand er im Verkehr mit seinem zu mehrwöchentlicher Anwesenheit beim Bundestage in Frankfurt berufenen Freunde Radowitz, in dessen Gesellschaft es ihm zum ersten Male in den fünfundzwanzig Jahren ihrer Bekanntschaft vergönnt war, einen und denselben Ort zu bewohnen. Die Theestunde vereinigte regelmäßig die Freunde Abends an Reuterns gastlichem Tisch und dabei durfte auch Joukovsky, der Dritte in jenem Freundschaftsbunde, nicht fehlen. Von der durch keinerlei Mißton von Außen getrübten Gemüthsstimmung Reuterns in jener Zeit zeugt unter Anderem ein eigenhändig verfaßtes Blatt, welches er am 24. October n. St. 1844 auf den Geburtstagstisch seiner Frau legte und das wir hier folgen lassen:

„Heute vor neunundzwanzig Jahren waren wir zum ersten Male an Deinem Geburtstag zusammen. Ich brachte dir auch Blumen, weißt Du es noch? Die Worte: „das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt," begleiteten mein Suchen und löseten in Wohllaut auf den unaussprechlichen Zustand meines Herzens! — Fünf Jahre später

[1]) Vgl. S. 294 ff. u. 333 ff. dieses Jahrganges der „Balt. Mon."

führte ich Dich heim. Und nun haben wir schon vierundzwanzig Jahre in der Ehe miteinander gelebt und allerlei erlebt. Summa summarum: ich bringe Dir wieder einen Strauß, und Schillers Worte wohllauteten wieder in meinem Herzen; es war auch bewegt, aber nicht so ahnungsvoll und stürmisch. Damals war es der Morgen unseres Lebens! Jetzt schon gegen Abend wissen wir, was der Tag brachte, und schaffen noch ein wenig, bis es vollends Abend wird. Wir kennen einander mehr; wir erkennen uns selbst besser und Alles hat uns zu Christo geführt. Das ist das Beste! Das ist der Zweck dieses Daseins! Und wenn die Nacht kommen wird, uns zu bedecken, so werden wir versammelt zu Denen, die ruhen, und reifen, die ruhen dem neuen Morgen entgegen, die reifen und sich entfalten sollen zu dem herrlichen Lichte Seines Friedens, Seiner Heiligkeit! O heiliger Geist! Du kommst und bist bei uns; Du lehrest uns und führest uns, wie Christus seine Jünger! Vollende uns und lasse Niemand der Meinigen zurück! Amen!"

Seine Hauptarbeit im Deutschen Hause betraf die Fertigstellung des Engels in dem lebensgroßen Bilde: „das Opfer Isaaks", zu welchem er die ganze Zwischenzeit hindurch sich durch ernstliche Studien vorbereitet hatte. Die Nothwendigkeit, stehend mit gehobenem Arme an diesem Bilde zu malen, griff jedoch seine Gesundheit so sehr an, daß er schon nach kurzer Zeit, anstatt dem begonnenen Werke alle seine Kräfte zu widmen, kleinere Arbeiten, bei denen er sitzen und die Hand aufstützen konnte, vornehmen mußte. Von dem größten Einfluß auf seine Gemüthsstimmung waren die unter Director Messers gediegener Leitung während dieses Winters vom Frankfurter Cäcilienverein aufgeführten Oratorien Händels und Bachs, aus denen Reutern für seine nunmehrige Kunstrichtung mannigfache Anregung schöpfte. Zu Hause ließ er sich dann von seinen Töchtern ebenfalls aus jenen Oratorien seine Lieblingsarien vorsingen und durch diese Melodien für seine Arbeiten begeistern. Er schreibt darüber seinen Verwandten nach Livland: „Auf Händel wenden wir uns in der Musik zurück und haben glückliche Stunden, und eine tiefe edle Richtschnur geht auch für meine Kunst und für unsere Seelenwelt daraus hervor. Nach und nach werden wir uns zu anderen Alten verbreiten und so dem modernen Unfug entgehen. Wer in Italien studirte, brachte eine Erfahrung mit. Wir aber hier sind ausgesetzt der gewöhnlichsten Naturauffassung und sehen Nichts Großes und wahrhaft Schönes. Wie ich mein jetziges Bild, einen Blick in den Himmel und die alttestamentliche Geschichte, werde ausführen

können, ohne diesem Stoffe wehezuthun, weiß ich noch gar nicht! Die Liebe in Auffassung und Durchführung reicht dazu gewiß nicht allein hin. Auf jeden Fall wird dies eine Arbeit für Jahre sein, und es ist schon bald zwei Jahre angefangen, dazwischen aber anderthalb Jahre unterbrochen gewesen. Jetzt geht es mir umgekehrt, als vor einigen Jahren! Ich habe zu vielen Stoff! Neben obigen steigen Landschaften auf, z. B. zwei Compositionen, die ich in den letzten vierzehn Tagen zeichnete, da ich nicht hinauskonnte u. s. w. Vergleiche ich mit Händel, so scheint dies Alles von demselben Charakter unserer Zeit angeweht, der Vergänglichkeit prophezeit; und es ist traurig, für die Verwesung zu arbeiten. Doch tröstet mich der Gedanke, daß es damit, wie mit den Beschäftigungen der Kinder, ist. Nicht was sie machen, freut den Aeltern, sondern daß sie sich üben und nicht Zeit zu Unarten dadurch haben. Es ist nöthig auf der Pilgerreise des Menschen!"

Der Winter von 1845 auf 1846 versprach endlich wieder eine ungestörte Arbeitszeit zuzulassen. Angeregt von Steinle und anderen Frankfurter Künstlern, entwarf er eine Bleistiftzeichnung zu einem Madonnenbilde mit Christuskind und Johannes in einer offenen Halle, sowie später eine Farbenskizze davon mit Benutzung lebender Modelle (seiner Tochter Elisabeth und seiner beiden jüngsten Söhne). Vielfachen Antrieb zu eigenem Schaffen gaben überdies die in jenem Winter von den Künstlern des Deutschen Hauses veranstalteten Compositionsabende. Man versammelte sich hierzu einmal in der Woche und besprach eine für diese Abende zu liefernde Vereinsaufgabe, an deren Ausführung Reutern sich in seiner Bescheidenheit anfänglich nicht ohne Zagen betheiligte. Jedoch, ermuthigt durch das freundliche Entgegenkommen seiner erfahreneren Mitarbeiter, lieferte auch er nicht unbedeutende Zeichnungen. Wir besitzen von ihm werthvolle Compositionen über folgende, den vereinigten Künstlern aufgegebene, Themata: „Judas Maccabäus," „der heilige Sebastian," die Bekehrung des Paulus" und „die Sage vom hürnenen Siegfried." Namentlich letztere Zeichnung hatte ihn besonders begeistert und ist auch als ganz ausgezeichnete Leistung anzusehen. Ueber dieser Thätigkeit der er sich mit dem größten Genusse hingab, vergaß er gleichwohl nicht, seine größeren Oelbilder weiterzufördern.

Nachdem er im Sommer 1846 seine Gesundheit im Nordseebade Blankenberghe gestärkt hatte, ging er endlich auch an seine große Composition, für deren Mitte, in Abänderung des früheren Entwurfs, nunmehr

eine Kreuzigung mit Kirche und Sakramenten zur Darstellung gebracht wurde. Mittelst eines Modells zeichnete er den Gekreuzigten und verzagte beinah an der Möglichkeit, die hehre Aufgabe in würdiger Weise zu lösen. „Mit einem so äußerlichen Zeichnen," ruft er aus, „habe ich diese heilige, Alles, was uns trösten kann, bedeutende Gestalt hingestellt, und bin fast nur im Aeußerlichen geblieben! Ach mein Vater im Himmel, gieb daß ich Ihn besser erfasse und tiefer erkenne und Sein Werk mir so vollkommen zueigenmache, daß ich am Ende meines Lebens, Deinen gekreuzigten Sohn im Herzen gestaltet und herrschend, abscheiden kann!" Diese und ähnliche Arbeiten beschäftigten ihn ununterbrochen während des Winters von 1846 auf 1847.

Das Jahr 1848 begann für Reutern mit der Untermalung des Madonnenbildes im Anschluß an den früheren Entwurf desselben in Bleistift. Er componirte, nachdem er sich bei einem Landschaftsmaler Funk, späterem Professor der Kunstschule in Karlsruhe, gehörig dazu vorbereitet hatte, eine Landschaft für obiges Bild, während er durch ein hartnäckige Erkältung verhindert war, sein Haus zu verlassen. Diese Arbeiten indessen konnten bei der allgemeinen Unruhe, welche in Folge der Februarrevolution zu Paris sich auch in den meisten Städten diesseits des Rheins bemerkbar machte, keine anhaltenden sein. Für's erste war freilich von einem Aufstande der Bevölkerung in Sachsenhausen nichts zu befürchten, da die ganze Bürgerschaft unter der Anführung conservativ gesinnter Männer sich einmüthig gegen den Andrang auswärtiger Ruhestörer bewaffnet hatte. „Unsere Sachsenhäuser Truppe," schreibt Reutern seinen Verwandten, „kommt vor unser Haus und sendet mir vier Mann, um zu melden, daß sie uns gegen jede Störung schützen wollten. „Schlafe Se nur ganz ruhig; ganz Sachsehause wocht und werd Se verthaidige!" Ich versicherte die guten braven Leute meiner vollkommenen Zuversicht auf sie, und daß wir nirgends lieber und sicherer wären, als hier bei ihnen." Die allgemein hervortretende Unhaltbarkeit der politischen Zustände in Deutschland aber gaben ihm sowohl, als Joukowsky genügenden Grund zu Befürchtungen aller Art und die Veranlassung, ernstlich daran zu denken, Frankfurt zu verlassen und Anstalten zur Rückkehr in's Vaterland zu treffen. Die Ankunft jedoch Josephs von Radowitz, welcher als Abgeordneter von Westphalen zur Volksvertretung in die Paulskirche erwählt worden war, bewog die Freunde, ihren Entschluß nochmals reiflich in Erwägung zu ziehen. Da voraussichtlich für die in Deutschland sich aufhaltenden Fremden

zunächst keinerlei Gefahr vorhanden war, so entschied sich Reutern dafür, wenn auch ohne seinen Schwiegersohn, zu bleiben und den Sommer, so weit thunlich, für Landschaftsstudien zu benutzen. Auch sollte, wo möglich, im folgenden Herbst der Abraham allendlich zum Abschluß gebracht werden.

„Es sieht schlimm aus wegen der Volksversammlung auf der Pfingstweide," notirt er in seinem Tagebuch. „Verschwörung gegen die Rechte der Nationalversammlung. Am 18. September geh' ich nach dem Paulsplatze; tobende Massen in den Straßen; der Platz von preußischen Truppen besetzt, die in der Nacht aus Mainz berufen worden. Nach ein Uhr muß ich schon über eine Barrikade steigen, sehe eine am Fahrthor bauen, sehe einen Angriff der Oesterreicher mit dem Bajonett auf die Insurgenten und deren Flucht an mir vorüber. Ich gehe nun, um über den Fluß zu fahren, und bei Tische hören wir das Schießen. Es kommen Artillerie und Kavallerie von Darmstadt auf der Eisenbahn Abends an, und nach einem halbstündigen Waffenstillstande greifen die Rebellen wieder an. Nun Kartätschen, nach und nach sechs Schüsse, später um neun Uhr noch zwei; nach einigen Stunden der Nacht ist der Kampf weiter weg, bis der Sieg entschieden war. Die Stadt ist gerettet aus der furchbaren Wuth der Rebellen! Gott hat geholfen durch die braven Truppen!" Eine directe Folge der so eben geschilderten Auftritte für Reutern war der Verlust seines Ateliers im Deutschen Hause, welches in eine österreichische Kaserne umgewandelt wurde. Statt dessen konnte er zu seiner nicht geringen Freude einigen seiner Kunstgenossen in der von Joukovsky (der nach Baden-Baden übergesiedelt war) verlassenen Beletage seiner Wohnung, als Ersatz für die ihnen abgenommenen Ateliers, passende Arbeitsräume anbieten. Hier nun fand er nach all' den Störungen die ersehnte Ruhe wieder, um an den neuerdings wiederum aufgenommenen Compositionsabenden sich zu betheiligen, und lieferte dafür unter Anderem eine Bleistiftzeichnung, auf welcher der Hunger nach Dantes dreiunddreißigstem Gesang der Hölle dargestellt war.

Die vier ersten Monate des folgenden Jahres 1849 wurden unausgesetzt dem Abraham gewidmet, sodaß er zu Ende April die Freude hatte, das größte und bedeutendste unter seinen Bildern vollendet auf der Staffelei stehen zu sehen. Es wurde, nachdem davon eine photographische Aufnahme gemacht worden, im Städelschen Institut ausgestellt, wo es allgemein auch bei fernerstehenden Personen das lebhafteste Interesse erregte, sodann aber nach Berlin geschickt, um ebenfalls für einige Tage ausgestellt und

dem Könige von Preußen in Sanssouci gezeigt zu werden. Von Berlin endlich ward es an seinen Bestimmungsort befördert und später auf Allerhöchsten Befehl in der Kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg im Saale russischer Künstler aufgestellt. Der officielle Katalog der Eremitage (III. Band, II. Ausgabe, 1887, Seite 92) zählt das Bild unter № 1584 auf. In seinen täglichen Aufzeichnungen aus jener Zeit finden wir gelegentlich der Absendung desselben folgende Bemerkung von seiner Hand: „Wird es in Petersburg interessiren? Ich werde wohl nie Etwas tüchtigeres zu Stande bringen! So lange ich male, hängt meine ganze Seele an den Bildern und ich sinne Tag und Nacht über ihre Verbesserung. Sind sie dann hingeschickt, so sollte ich ihr weiteres Loos aus meinem Herzen streichen. Ich diene und danke meinem Kaiser mit solchen Werken, so gut ich kann. Wäre ich nicht Maler, so diente ich mit irgend Etwas anderem meinem Kaiser, und das tägliche Geschäft ginge auch mit dem Tage unter. So ist's nicht: der Künstler denkt, für die Zeit und Nachwelt zu arbeiten, — und das macht mich empfindlicher, als einem Soldaten oder Kanzellisten geziemt. Ich möchte doch meinen Nachkommen Etwas rühmliches hinterlassen! Doch das sind alles Eitelkeiten!"

Der Director der königl. Gemäldegallerie in Berlin Dr. G. Fr. Waagen äußert sich im preußischen Staatsanzeiger vom 9. September n. St. 1849 über Reuterns Arbeit, wie folgt: „Dieser in alter und neuer Zeit von so vielen großen Malern und Bildhauern behandelte Gegenstand ist hier in der entschieden realistischen Weise aufgefaßt, worin Meister, wie Michelangelo da Caravaggio und Rembrandt, so Ausgezeichnetes geleistet haben. Ja, in der Behandlung der Formen, in der meisterlichen, naturwahren Durchbildung aller Theile erinnert es auffallend an einige der besten Bilder des Ersteren; in der Composition aber zeigt es viel Verwandtschaft zu einer denselben Gegenstand behandelnden Radirung des Rembrandt. Dessenungeachtet ist es weder dem einen, noch dem andern dieser Meister nachgeahmt, sondern trägt durchhin das Gepräge einer bedeutenden künstlerischen Eigenthümlichkeit. Es zeigt eine Erhebung des Gefühls, ein Durchdringen des geistigen Gehalts der Aufgabe, welche man bei dem Caravaggio vergebens sucht, und ist der Composition des Rembrandt wieder in Rücksicht des Geschmacks weit überlegen. Auf dem mit einer brennend rothen Decke, mit spangrünem Futter überbreiteten, in den einzelnen Scheiten sehr fleißig ausgeführten Holzstoß, sehen wir den entkleideten Isaak, einen schönen blonden Knaben, so ausgestreckt, daß die Unterbeine in das Bild hinein

mit großem Geschick verkürzt sind. Die Hände gebunden, den vom Vater abgewendeten Kopf, welchen die trefflich individualisirte Linke des Abraham leicht niederhält, auf dem Rande des Holzstoßes, erwartet er den tödtlichen Streich von der väterlichen Hand. In den schönen Zügen des Knaben liest man neben der Ergebung in sein Schicksal die seinem Alter so natürliche Lust am Leben, und unwillkürlich fliegen die Augensterne nach der Seite, von welcher er den Streich erwartet. Der eigentliche Brennpunkt des Bildes aber ist der Kopf des hinter dem Holzstoß stehenden Abraham, eines mächtigen jüdischen Greises in einem gelblichen Gewande. Eben soll die erhobene Rechte mit dem scharfen Opfermesser das furchtbare Gebot Jehovahs vollziehen. Da fühlt er seinen Arm von dem des Engels umklammert. Sein Angesicht wendet sich nach oben, um die die Erfüllung seiner schweren Pflicht hemmende Gewalt zu schauen. In den bleichen Zügen liest man den schweren Kampf des Vaterherzens, aber auch die Kraft, aus diesem Kampf als ein gehorsamer Knecht seines Gottes hervorzugehen. Unvergleichlich spricht sich in dem ganzen Ausdruck, namentlich in dem unwillkürlich geöffneten Munde, das Staunende, das Ueberraschte aus, womit sein Ohr in diesem Augenblick die ihn von so schrecklichem Opfer befreienden Worte des Engels vernimmt. Es ist, als ob er, um diese Botschaft des Heils mit seinem ganzen Wesen in sich aufzunehmen, außer den Ohren auch noch des Mundes bedürfte. Mit dieser so wahren und ergreifenden Darstellung des geistigen Gehalts steht nun aber die Durchbildung auf derselben Höhe. Vortrefflich ist die Zeichnung des stark verkürzten Kopfs; außerordentlich, ungeachtet des vollen Lichtes, worin er genommen, das Plastische der einzelnen Theile; höchst porträtartig — individuell in einem soliden Impasto die Ausführung, zumal der Stirn, der Augen, des weißen Haares und des langen, in den einzelnen Haaren wiedergegebenen, Bartes. Der Kunstfreund hat hier den wohlthätigen Eindruck, daß der Künstler mit seltener Energie nicht geruht, bis er das Bestrebte vollständig erreicht hat. Der aus dem düster bewölkten Himmel herabfahrende Engel, in violettem Gewande und schönbunten Flügeln, ist, hier mit sehr stark verkürztem Gesicht, wie meist bei dieser Vorstellung, mehr als Motiv für Das, was in dem Abraham vorgeht, aufgefaßt. Er weist lebhaft auf den Widder, der sich mit dem Gehörn in einem Gebüsch verwickelt hat. Daß die Wirkung des Ganzen ungemein schlagend und lebendig ist, bedarf nach Vorstehendem wohl kaum der Versicherung. Obgleich ich von jeher ein abgesagter Feind jener kalten, negativen, zersetzenden Kritik gewesen bin,

welche in unseren Tagen so beliebt ist, und aus vollem Herzen dem Ausspruche Winckelmanns beistimme, daß es von einer ungleich höheren geistigen Bildung zeugt, das Echte, Schöne und Tüchtige eines Kunstwerks mit Wärme zu empfinden, als einzelne Mängel daran mit Selbstgefälligkeit hervorzuheben, kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Wirkung des Bildes harmonischer sein würde, wenn in der Localfarbe des Fleisches vom Isaak minder der kalte Ton des Modells festgehalten worden wäre. Was verschlägt aber dergleichen bei einem in allen wesentlichen Theilen so ausgezeichneten Kunstwerk, welches durchhin den Ausdruck einer edel fühlenden und mit dem Einsetzen seiner ganzen tüchtigen Kraft schaffenden Persönlichkeit trägt?"

Zu ferneren Aeußerungen über jenes Gemälde gehören die gewichtigen Worte Peters von Cornelius, welche Radowitz aus einem an ihn gerichteten Brief desselben, datirt Berlin den 29. August n. St. 1849, Reutern mittheilte: „Nachdem der Boden der verlorenen Tradition in der Kunst durch schwere Kämpfe und große Opfer von den edelsten und höchstbegabtesten Talenten deutscher Nation wiedergewonnen war, lag es in der Natur der Sache und der Männer, daß sie denjenigen Theil des wiedereroberten gelobten Landes mit eifriger Strenge bewachten. Man hielt an dem Typischen und Symbolischen instinktartig fest. Indem man sich freiwillig in einen gewissen Kreis bannte, vermied man mit jungfräulicher Scheu, jene Höhe zu erstreben, auf welcher sich die größten Genien des sechszehnten Jahrhunderts mit so großer Freiheit und Macht bewegten. Auf diesen Punkt nun seit dreißig Jahren angelangt, halte ich es im Allgemeinen für eine bedenkliche Sache dort unbeweglich verweilen zu wollen, ohne endlich einer Art von Schematismus anheimzufallen. Eine größere Annäherung an die Natur halte ich für unumgänglich nöthig. In Herrn von Reuterns Bild ist nun ein großer Schritt nach dieser Seite hin geschehen, und ich begrüße diese Erscheinung mit aufrichtiger Freude! Wenn er sich bemüht, mit diesem Natursinn den traditionellen Boden nicht zu verlieren, so wird seine Erscheinung für die Entwickelung unserer Kunst von großer Bedeutung sein."

Hieran knüpfte Reutern noch folgende Betrachtungen, die wir seinen täglich im Kalender gemachten Bemerkungen entnehmen: „Ausgegangen bin ich vom Studium und tiefen Eingehen in die Natur; meine weiteren Schicksale und Erfahrungen haben mich zum Herrn geführt; aus diesem Stande meines Herzens ist das Bedürfniß gekommen, wie in Allem, so auch

in meiner Arbeit, dem Herrn zu nahen und alle meine Zeit auf diesen einzigsten Gegenstand hin zu sammeln! Dadurch entstand meine Composition: Abraham, die Mutter unseres Herrn und was ich Alles noch möchte. Abraham ist nun zuerst vollendet worden. Ein gewagtes Unternehmen! Ich zagte oft und arbeitete mit Leidenschaft. Ich hatte viel zu streiten für die Art seiner Behandlung mit großen Künstlern und meinen theuersten Freunden. Ich tröstete mich bei dem Gehörten mit meiner Beschränktheit, die mich nicht ließ aus dem eigenen Geleise gehen, und eilte, Alles zu vergessen, über und über in meine schwere Aufgabe versenkt. So wurde der Abraham vollendet und erregte große Theilnahme in Frankfurt, Berlin und in der kunstliebenden Welt. Aus Cornelius Urtheil nehme ich den größten Trost. Nun verstehe ich mich besser; ich erkenne meinen Weg bestimmter und werde seine Mahnung nicht vergessen. An dem großen Bau unserer neuen Kunstepoche bin ich auch ein Stein. Wenn Gott hilft, soll dieser Stein noch fester werden! Ich bin in Gefahr, Hochmuth zu fühlen, daß ich nicht zu den nichtigen, vergänglichen Erscheinungen der Zeit gehöre. Ich will aber darauf nicht achten, sondern Gott bitten nnd vertrauen, daß er mich wird züchtigen und stärken zu rechter Zeit, damit ich nicht verderbe, was Er Gutes gab, — mehr noch, daß er es leiten möge in Seinem heiligen Plan und Rathschluß! Denn wir Menschen alle sind Lehnsträger des Herrn und Jedermann hat Ihm in seinem Theil zu dienen. Wenn Abraham auch künftig Nichts gelten sollte, so weiß ich nun doch, was er werth war und was ich soll!"

Nicht zu übersehen ist weiter, was er in Betreff der lobenden Urtheile über seine Kunstleistung den livländischen Verwandten schrieb: „Ich nehme daraus für meinen Weg eine Kraft und Richtung, die mir bisher ganz fehlten. Ich weiß, daß ich fest und getreu vorzugehen habe. Bisher suchte ich zagend Rath und Hülfe bei Allen und machte es nicht, wie die Anderen, blos weil ich es nicht konnte, weil Niemand aus seiner Haut herauskann, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Diese Unfähigkeit ist nun mein Glück, und was ich schaffte, mußte wohl so sein und ist eine Fügung von oben. Die Zeit baut. Der Bau ist den einzelnen Steinen des Baues unübersehbar. Sie fügen sich zum Ganzen, und ich bin nun auch ein Stein dieses Baues, ein nothwendiger Stein! Oft dachte ich, ich sei gar keiner. Ach, wie oft habe ich an mir verzweifelt! Nun plötzlich ist mir Aufschluß geworden; ich weiß, was ich soll, und Gott, der die Geschichte der Menschheit entwickelt, hat mich auch darin gewollt und deshalb

ausgerüstet. Es ist ein großer Schritt, ein Schritt, der die Brust eines Mannes schwellen kann!" Wir haben bei diesem Bilde länger verweilen zu müssen geglaubt, einestheils weil es, nach Reuterns eigenem Geständniß, sein Hauptwerk war, anderntheils aber da es bei so competenten Fachmännern, wie gezeigt worden, die vollste Anerkennung gefunden, deren keine seiner späteren Leistungen in dem Maaße theilhaftig wurde.

Die dringende Aufforderung seines Schwiegersohnes, ebenfalls nach Baden-Baden überzusiedeln, bewog ihn, im Mai des genannten Jahres seine Frankfurter Existenz aufzulösen, trotzdem daß sie ihm wegen der ihm daselbst vergönnt gewesenen ungestörten Arbeitszeit so theuer geworden war, und mit seiner Familie an ersteren Ort zu ziehen. Beim Abschiede schenkten ihm die Maler des Deutschen Hauses, zum Andenken an die genossene Gastfreundschaft, ein Album, in welchem Einer den Andern in Bleistift porträtirt und die Zeichnung mit entsprechenden Versen versehen hatte. Der Deckel dieses Albums war von den Frauen der Künstler schön gestickt und zeigt die Initialen G. und C. v. R. Zunächst ging Reutern nach Bönigen am Brienzer See. Hier konnte er während dreier Monate die nöthige Muße für umfassende Studien nach der ihn umgebenden lieblichen Natur finden. Die malerischen Punkte des Berner Oberlandes lieferten den Stoff zu seinen damals entstandenen Schweizerbildern. Er componirte zunächst „die Sängerinnen im Boot," eine Gruppe der drei hübschen Wirthstöchter aus der Böniger Pension Schuhmacher im hellsten Sonnenschein, und dann „ein Mädchen unter einem Nußbaum am See," ein dunkel gestimmtes Bild. Ueberdies pflegte er mit dem Maler Alexander von Kotzebue nach dem benachbarten Iseltwald auf dem Wege zum Gießbach hinauszupilgern, wo Tage lang sehr eifrig nach der Natur gezeichnet wurde. Um die Mitte Septembers vereinigte er sich mit Joukovsky in Baden-Baden. Dort ging er in einem neben seiner Wohnung im Hause des Herrn von Herzer an der Lichtenthaler Allee eingerichteten Atelier an die Bearbeitung eines Seitenbildes seiner großen Composition, das die Versuchung des Herrn in der Wüste als Gegensatz zum Sündenfall zum Gegenstand hatte, und führte dasselbe in Aquarell mit Benutzung der in der Schweiz gemachten Felsenstudien aus. Die beiden erwähnten Schweizerbilder übertrug er in vergrößertem Maaßstabe auf die Leinwand, um sie zu untermalen; auch vollendete er das fünfte Exemplar der „Mutter mit dem schlafenden Kinde." Außerdem kam das Porträt einer jungen, der Malerei ergebenen Dame, einer Fürstin von Hohenlohe-Langenburg,

als Geschenk für ihre, Reuterns Familie befreundete Mutter zu Stande. Seinen Empfindungen beim Schaffen obiger Werke giebt er in einem Briefe folgende Worte: „Wenn ich ein Bild anfange, oder wenn es mir kommt, — schönster Moment! Wenn es in's Werk gesetzt wird, — der thätigste; wenn ich daran male, — gute, befriedigte, auch sorgliche Tage; wenn es zusammengestellt ist, — demüthige Erkenntniß des Verfehlten oder Unzureichenden! Wenn ich es zeigen soll, ist mir unwohl zu Muthe, und ich werde davon unnützer Weise erregt. Ist dies vorbei, so bin ich, wie verletzt. Die ganze Hingebung an die Arbeit und das erreichte Resultat sind in keinem Verhältniß zu einander. Es ist und bleibt mir der Acker Adams, der ihm mit Frucht auch Dornen trägt. Es ist kein Spielwerk, sondern Beruf!"

Auch den Sommer 1850 brachte er theilweise in Bönigen, zum Theil aber, des schlechten Wetters im Berner Oberlande halber, in Clarens am Genfersee zu, und förderte dabei seine Schweizerbilder um ein Beträchtliches. Der hierauf folgende Winter führte, wie das Jahr vorher, die Freunde im freundlichen Baden zusammen, wo Reutern im Essenweinschen Hause eine geräumigere Wohnung bezog, in welcher sich auch ein Atelier vorfand. Zum Arbeiten in demselben kam er jedoch weniger, weil er durch die ihn vielfach in Anspruch nehmende Geselligkeit, namentlich die Verlobung und nachfolgende Trauung seiner dritten Tochter Charlotte mit dem Herrn Julius von Wulf-Adsel, von seinen Beschäftigungen mitunter auf längere Zeit abgezogen wurde. Hierzu gesellte sich die Sorge um seine beiden jüngsten Söhne, welche fernerhin eines geregelten Schulunterrichtes nicht entbehren konnten. Er hatte ihnen nämlich denselben während seines letzten Frankfurter Aufenthaltes im dortigen Gymnasium nicht bieten zu dürfen geglaubt, wegen der unter der Schuljugend seit dem Jahre 1848 herrschenden, mit seinen Ueberzeugungen nicht übereinstimmenden, Ideen der Neuzeit. Somit richtete er sein Augenmerk auf die Blochmannsche Anstalt in Dresden, welche ihm vor allen anderen Schulen als besonders zuverlässige Erziehungsanstalt gepriesen worden war. Nicht minder versprach er sich in künstlerischer Hinsicht von dem Umzuge an diesen Ort, außer dem reichhaltigsten Material in den Gemäldesammlungen daselbst, noch viel Ersprießliches durch den Verkehr mit seinen alten Düsseldorfer Freunden, den Professoren Julius von Hübner, Bendemann, Schnorr von Karolsfeld, welche zur Zeit in Dresden wirkten.

Der Aufenthalt in Dresden, wohin die Familie im Juni 1851 wegen der Erziehung der jüngsten Söhne übergesiedelt war, hatte für Reutern

speciell nicht den Erfolg, den er sich in künstlerischer Hinsicht versprochen hatte. Er konnte das Klima in Dresden nicht vertragen. Schon nach 3 Monaten ging er nach Baden und kehrte von da in die gewohnten Frankfurter Verhältnisse zurück. In einem seiner Briefe finden wir darüber Folgendes: „Wie ein seit 1849 aufgescheuchter Adlerhorst, schweben und suchen wir ein sicheres dauerndes Plätzchen, wo wir uns niederlassen. Die Winde und Unruhen haben uns weit nach Nordosten verschlagen. Wir haben zwar eine gute Schule gefunden, aber enorm theuer; und außer derselben ladet uns doch Nichts ein, länger zu bleiben, wenn die Jahre des Lernens vorüber sind. Einladend, vertraut dagegen, Allem lieben nahe ist Frankfurt! Und wenn einer dabei verliert, so bin nur ich es als Künstler! Hülfsmittel geringer; ich kenne sie ja! Aber das Klima, ein großes Hülfsmittel für den alten Mann zum Arbeiten! Und im Sommer diese Nähe von Willingshausen, auch für meine Kunst! Ich war immer geneigt für das Nahe, für Frankfurt."

Nachdem also an der Hanauer Chaussee in dem sogenannten Schützenhause vor dem Allerheiligenthore eine passende Wohnung nebst einem Atelier in der Nähe aufgefunden und die beiden Söhne wieder im Gymnasium untergebracht worden, war Reuterns erste Arbeit in diesem neuen Heim eine Bleistiftzeichnung nach dem Bilde: „die Frau mit dem Kinde am Grabe," für ein Album bestimmt, welches die Düsseldorfer Künstler ihrem hochverehrten Lehrer Schadow zu seinem fünfundzwanzigjährigen Directorjubiläum am 30. November n. St. darbringen wollten. Es gereichte ihm zu nicht geringer Freude, auch seinerseits dem Manne, der auf seine Entwickelung als Künstler einen so vorwiegenden Einfluß ausgeübt, ein Erinnerungszeichen geschickt zu haben. Zu Weihnachten 1851 überraschte er seinen Schwiegersohn, dessen leidender Zustand Grund zu ernstlichen Besorgnissen gegeben und häufige Besuche der Reuternschen Familie in Baden-Baden verursacht hatte, mit einer kleinen Landschaftscomposition, welche eine Sennhütte im Berner Oberlande darstellt.

Nachdem das Osterfest des Jahres 1852 noch einmal die drei Freunde vereinigt gesehen hatte, verschlimmerte sich Joukovskys Augenleiden und zugleich nahmen seine Körperkräfte in dem Grade ab, daß ein nahe bevorstehendes Ende zu befürchten stand. Als Reutern am 27. April n. St. sich nach Baden aufmachte, fand er seinen Schwiegersohn nicht mehr am Leben. Der Schmerz über sein Hinscheiden, die Trauer über den Verlust dieses in den letzten eilf Jahren ihm so nahe gestandenen Freundes,

von dem er bekannte, es hätte keinen Augenblick in jener Zeit gegeben, an welchem er nicht in Liebe seiner gedachte, drückte zu tief auf Reuterns Seele, als daß er das Gleichgewicht seiner Stimmung bald hätte wiedergewinnen können. Als das herbste Leid einigermaßen überwunden war, begab er sich im Sommer des genannten Jahres zu seinen Verwandten nach Willingshausen, um in der ansprechenden und an trostreichen Erinnerungen für ihn so reichen Umgebung dieses Ortes durch Wiederaufnahme seiner Beschäftigungen, neben physischer Erholung, zugleich Ruhe für seine verwundete Seele zu finden. So begann dort die Uebermalung des Bildchens: „die Strickerin im Profil," mit dem Saal des Willingshäuser Schlosses im Hintergrunde, und ward „die Kleinkinderstube" bis auf wenige Retouchen, welche er später während des Winters in Frankfurt nachholte, vollendet. Darauf stellte er beide Gemälde im Anfang des folgenden Jahres 1853 im Städelschen Institut aus und sandte sie über Berlin, wo sie ebenfalls für einige Zeit ausgestellt wurden und allgemeine Anerkennung fanden, nach St. Petersburg, um dem Großfürsten Thronfolger und dessen Gemahlin dargebracht zu werden. Die Bilder befinden sich jetzt in der Ferme des Kaiserlichen Lustschlosses Alexandrie zu Peterhof. Bei Alledem war es aber für ihn besonders schmerzlich, der Ueberführung der anfänglich auf dem Badener Friedhofe beigesetzten sterblichen Ueberreste seines Schwiegersohnes nach St. Petersburg nicht beiwohnen zu können. Aus seiner ländlichen Einsamkeit heraus ruft er dem Andenken des Freundes nach: „Im Walde sieht's gerade, wie im Leben, aus. Die Besten unter den Alten sind weg; leere Stellen veröden den Raum und hin und wieder steht noch ein alter Freund einsam unter jüngerem Nachwuchs. Die mächtigen Eichen, an denen ich unter dem Winde stand oder in deren Höhlung beim Wintersturm ich Schutz fand, um den Anblick der erhabenen Einsamkeit ruhig zu genießen, sind dahin und kaum noch ihre Stelle zu erkennen an einem breiten Kranz von Wurzeln. Ein Naturkind grämt sich darüber; ein Kind der Offenbarung aber weiß, daß Alles Natürliche vergänglich ist und daß das Samenkorn in die Erde fallen und verwesen muß, um die neue, die rechte schöne Pflanze zu bringen, deren Wachsthum herrlich ist und ewig bestehen kann vor Gott!"

Im Sommer 1853 beschäftigten ihn dann ebenfalls in Willingshausen vornehmlich zwei Compositionen, für die er die Modelle unter den dortigen Bauern wählte. Die erstere, „ein Mägdlein, welches auf dem Kirchhof ein Kreuz schmückt," ist, nach seiner eigenen Erklärung, „eine melancholische

Composition und soll spielend den Tod ausdrücken; aber, wie Leid und Freude Gesang werden können dem Poeten, so bin ich dabei auch froh und eifrig gewesen, weil in voller Thätigkeit. Nun muß dazu ein Pendant kommen, das Leben, „und wenn er gleich stürbe, die Auferstehung ist gewiß!““ Diese zweite Composition stellt eine Communion in drei charakteristischen Gestalten in der Willingshäuser Kirche dar.

Unter solchen Beschäftigungen traf ihn am Weihnachtstage 1853 die Nachricht von dem Tode seines im September, wie er bereits wußte, schwer erkrankten Freundes Radowitz dennoch unerwartet und erschütterte ihn tief. In Radowitz verlor er seinen bewährten, seit sechsunddreißig Jahren mit ihm engverbundenen, Lebensgefährten, die Zuflucht seines Herzens in jeder wichtigen Angelegenheit, wie er von ihm sagte.

Die schweren Leiden seiner Frau, von denen sie im November 1854 durch den Tod erlöst wurde, die stete Gemüthsbewegung, dabei gichtische Schmerzen und Schlaflosigkeit hielten Reutern das ganze Jahr 1854 vom Arbeiten ab. Erst im März des nächsten Jahres 1855, nach all' den Erschütterungen seiner Seele, worunter der allerfühlbarste Schlag sein bisher ungetrübtes Familienleben durch den Verlust der treuen Lebensgefährtin nach vierunddreißigjähriger glücklicher Ehe betroffen hatte, fand er die Kraft zum Malen wieder. Und da war es ein kleines Stillleben, welches er seiner jüngsten Tochter auf den Geburtstagstisch legte: Lovely, das Hündchen seiner verstorbenen Frau, vor einem Blumentisch mit einem Kanarienvogelbauer. Noch aber schien die Zeit des Ausruhens von den Aufregungen der jüngsten Zeit nicht gekommen zu sein. Aus Moskau trafen beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand seiner Tochter Elisabeth ein. Er begab sich zu Anfang des Juni mit seinen drei jüngsten Kindern auf den Weg nach Rußland und mußte hierzu den beschwerlicheren Landweg wählen, weil eine Seereise durch die augenblicklichen Kriegsverhältnisse unmöglich gemacht worden war. Nach dem Besuch des Grabes seines Freundes Radowitz in Erfurt ging er nach Livland zu seinem Bruder Karl, welcher das Ritterschaftsgut Wiezemhof zur Arrende hatte, und entschied sich auf der Durchreise durch Dorpat, wo sein zweiter Sohn bereits seit dem Vorjahre das Universitätsstudium beendigt hatte, nun auch den dritten die Hochschule daselbst beziehen zu lassen. Er selbst aber setzte mit seiner Tochter und dem jüngsten Sohne, welcher entschiedene Vorliebe für eine Künstlerlaufbahn bezeigte, die Reise über St. Petersburg, wo er vom Kaiser empfangen

wurde, fort. Nach fünfwöchentlichem Verweilen in Moskau bei seiner kranken Tochter Joukovsky, kehrte er dann wiederum nach Frankfurt zurück.

Seine nächste Sorge war nun der künstlerischen Ausbildung seines Sohnes Christoph gewidmet, welcher vor und auch nach der Moskauer Reise, unter Professor Steinles Leitung, zur größten Freude des Vaters bisher mit Erfolg gezeichnet hatte. Ganz besonders lieb war ihm der Gedanke an die künftige Künstlerlaufbahn dieses Sohnes. Im Frühling 1856 brachte er ihn nach Düsseldorf, wo Schadow, bei Durchsicht von Christophs Studienheften, besonders aber der Federzeichnungen nach der Natur, die der angehende Künstler seinem künftigen Lehrer vorlegen konnte, eine ausgesprochene Befähigung desselben für die Malerei erkannte und ihm die willfährigste Unterstützung seinerseits zusagte. Nach äußerst genußreich im Kreise seiner ehemaligen Kunstgenossen verlebten Pfingsttagen, ging Reutern mit seiner jüngsten Tochter im Juli nach Bönigen, wo er sich indessen diesmal nicht der erhofften Muße und passenden Gemüthsstimmung für die Beendigung seiner unvollendet gebliebenen Schweizerbilder erfreute. Ueber Willingshausen in's Winterquartier nach Frankfurt zurückgekehrt, ereilte ihn die, wenngleich nicht unerwartete, so doch nicht minder schmerzliche Nachricht von dem Tode seiner Tochter in Moskau.

Der Sommer 1857 endlich brachte ihm nach all' den schweren Erlebnissen und ununterbrochen auf einander folgenden Verlusten der letzten Zeit die Freude, sämmtliche noch lebende Kinder und Großkinder bei Gelegenheit der Taufe seines Großsohnes, Adolfs von Wulf, in Wiesbaden versammelt zu sehen. Aus dieser Zeit stammt ein lebensgroßes Porträt seines Sohnes Basil und ein unvollendetes kleineres Gemälde, auf dem das glückliche Zusammensein der Familie durch eine Gruppe aller anwesenden Glieder derselben verewigt werden sollte. Als aber seine Kinder ihn theilweise verlassen und er im Frankfurter Atelier seine gewohnte Ruhe wiedergefunden hatte, ging er, erfrischt und gestärkt durch die Eindrücke der verlebten Monate, an die Beendigung seiner mehrerwähnten Schweizerbilder und hatte die Freude das Baumbild, zu Anfang des nächstfolgenden Jahres 1858 fertig auf der Staffelei stehen zu sehen. Mit ganz besonderem Eifer und erneuter Arbeitslust machte er sich danach an sein Madonnenbild. Es ward denn auch nach angestrengtester Arbeit im Juni desselben Jahres in der Höhe von circa drei Fuß vollendet, worauf es, in einen architektonisch ausgeführten Goldrahmen eingefügt, für einige Tage auf die Frankfurter Ausstellung gegeben und sodann, zugleich mit dem vorher genannten Baum-

bilde, nach St. Petersburg abgesandt werden konnte. Hier wurden beide Gemälde von seinen Söhnen in Empfang genommen und nach Peterhof befördert, um dem Kaiser dargebracht zu werden. Gegenwärtig befinden sie sich in der Ferme von Alexandrie.

Gestärkt durch eine Kur in Wildbad schickte er sich am Schluß des Jahres an, auch das zweite Schweizerbild, „die Sängerinnen im Boot", zu vollenden. Da erhielt er ganz unvorbereitet die erschütternde Nachricht von der schweren Erkrankung seines jüngsten Sohnes in Düsseldorf an einem acuten Lungenleiden, welchem derselbe einige Tage darauf im Alter von einundzwanzig Jahren erlag. Mit diesem letzten Schlage, der den schwergeprüften Greis betraf, war nun auch die beglückende Aussicht, in dem begabten Jüngling seine eigenen künstlerischen Bestrebungen fortleben zu sehen, dahingeschwunden! Es bedurfte der ganzen, Reutern eigenen, Glaubensstärke, um den mit dem Fehlschlagen dieser innigsten, sein Alter erhellenden, Hoffnung verbundenen Schmerz aus der Hand Gottes willig hinzunehmen und demüthig zu ertragen.

Im März 1859 gelang es Reutern, obgleich ihm nach dem Erlebten eigentlich die Lust am Malen fehlte, endlich sein Bootbild fertigzustellen. Späterhin machte er einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Willingshausen und untermalte das Abendmahlsbild nach dortigen Modellen; letzteres ist jedoch nicht mehr fertig geworden. Ein Rendez-vous im Herbste dieses Jahres mit seinen alten, auf einer Badereise begriffenen, Dienstkameraden, den Generalen Georg von Helffreich und Frommhold von Sivers, in Schlangenbad brachte ihm nach den, wie wir oben gesehen haben, fast unausgesetzt ihn verfolgenden Prüfungen einige Erquickung. Die leider nur zu kurzen Tage des Zusammenseins der drei ehemaligen Krieger gestalteten sich durch die Erinnerung an gemeinsam erlebte interessante Episoden und den Austausch ihrer in den verschiedensten Lebensführungen gesammelten Erfahrungen zu einer höchst genußreichen Zeit und zogen ihn momentan wenigstens von den ihn je mehr und mehr beschleichenden trüben Gedanken ab. Trotz einer durch diese Anregung in seinem Gesundheitszustande eingetretenen Besserung und der damit Hand in Hand gehenden erhöhten Gemüthsstimmung, hatte er sich indessen im Winter von 1859 auf 1860 über eine zunehmende Schwäche der Sehkraft seines rechten Auges bitter zu beklagen und die hierdurch bedingte Unfähigkeit, sich mit seiner Kunst weiter zu beschäftigen, lastete schwer auf ihm. Dies brachte eine allgemeine Ver-

stimmung zu Wege, unter welcher sein ganzer Organismus sichtlich zu leiden begann. Die dagegen angewandten Mittel, so der wiederholte Gebrauch von Schlangenbad und der Aufenthalt an verschiedenen schönen Punkten der Schweiz in den Jahren 1862 und 1863 beruhigten zwar seine erregten Nerven auf Augenblicke, gaben ihm jedoch den Schlaf nicht wieder zurück. Auch blieb sein geschwächtes Auge ein stetes Hinderniß, sich der Oelmalerei hinzugeben, wenn es gleich das Zeichnen mit Kohle und Kreide auf grauem Papiere ermöglichte. Auf diese Weise sind die im Winter 1861 ausgeführten, einen Sturm im Walde und die Ruine von Unspunnen bei Interlaken darstellenden, zwei Cartons gewissermaaßen als die letzten Compositionen seiner Hand zu betrachten. Beide Zeichnungen geben den Ausdruck der schwermüthigen Stimmung wieder, welche ihm der Zustand seiner nunmehr erlahmten Kraft zum Bewußtsein brachte!

Mit dem Jahre 1864 überkam ihn sein altes Nervenleiden in verstärktem Maaße, sodaß an irgend eine anhaltende Beschäftigung seinerseits gar nicht zu denken und er meist nur auf die von seiner Tochter ihm gebotene Lektüre aus Geschichtswerken und Belletristik angewiesen war. In seinem Zustande, der sich durch die Lähmung der ganzen rechten Seite in Folge eines Schlaganfalls noch verschlimmert hatte, traten nur während der wärmeren Jahreszeit momentane Erleichterungen ein, wozu die Besuche theilnehmender Freunde und Bekannter nicht unwesentlich beitrugen. Insbesondere war ihm der Umgang mit dem ehemaligen Rector des Frankfurter Gymnasiums, Dr. Vömel, angenehm, da er ihm aus den Psalmen und dem Buche Hiob vorlas und hieran eine dem Seelenzustande des Kranken angepaßte Betrachtung zu knüpfen pflegte. Auch berührte ihn äußerst sympathisch seine Ernennung zum Ehrenmitglied und Meister des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt, wodurch, wie es in dem vom 24. Juli n. St. 1864 aus Goethes Vaterhause ausgestellten Diplome heißt, „sein Wirken und seine Verdienste eingetragen sind in das Buch der Ehren des deutschen Volks, dessen höchster Stolz und Ruhm besteht in Thaten des Geistes, in der Veredlung der Menschheit durch Wissenschaften, durch Künste und allgemeine Bildung."

Im neuen Jahre 1865 wiederholten sich die Schlaganfälle. Die Lähmung schritt dabei stetig fort: er konnte das Bett nicht mehr verlassen. Am 22. März n. St. entschlief er sanft, umgeben von seinen Angehörigen.

Zahlreiche Freunde und Bekannte geleiteten unter dem Vortritt des viele Jahre hindurch mit Reutern innig verbundenen Seelsorgers, des Pfarrers Anton Wehner, die Leiche auf den Sachsenhäuser Kirchhof, wo sie neben dem Grabmale seines jüngsten Sohnes bestattet ward. Ein in rothem Sandstein von dem Bildhauer Nordheim künstlerisch ausgeführtes Monument mit dem Porträtmedaillon des Verewigten und, als Sargschrift, dem von ihm selbst gewählten Lieblingspsalme 103, Vers 1—4, bezeichnet die Stelle, wo er inmitten seiner ihm vorangegangenen Angehörigen ruht.

Nachdruck verboten.

Vermählt.

I.

Welch süßer Traum in Deinen Armen
Ruft neu mich in die Welt zurück,
Voll strömt in freundlichem Erbarmen
In's todtgeglaubte Herz das Glück.

Wie könnt ich jemals frei Dich geben
Da Alles hin zu Dir mich drängt,
Du hast zu viel von Deinem Leben,
Von Deiner Liebe mir geschenkt.

O gieb dem seligen Gedanken,
Dem Traum der Träume Fleisch und Blut,
Nicht flücht'ge Stunden laß Dir danken,
Verzehren soll auch Dich die Glut.

Im Innersten sollst Du entbrennen,
Gefangen geben Herz und Sinn
Dem Fühlen ganz und dem Erkennen,
Daß ich Dir Herr und Heiland bin.

II.

Seit mein Herz sich voll ergeben
Dir und ewig Dir
Streif ich alles fremde Leben
Mühelos von mir.

Acht' der Stimmen, die mich riefen
Nicht, zu fremder Welt,
Mag mich nur in Dich vertiefen,
Einzig Dir gefellt.

Jahr um Jahr aus öder Wildniß
Heller Frühling bricht
Und Dein wunderſelig Bildniß
Schenkt den Tagen Licht.

Was nur je im Reich der Sinne
Funkelt, blüht und lenzt,
Hat im Feuertrunk der Minne
Mir Dein Mund kredenzt.

Und ich fühl's wie unter Thränen
Sich die Zeit erfüllt,
Fühl es wie Dein tiefſtes Sehnen
Mir entgegen ſchwillt,

Daß zugleich ſich mir vermähle
Mit dem Leib und Blut,
Deiner ganzen reichen Seele
Ungetheilte Glut.

III.

Wirr vom Leben umgetrieben
Steh auch ich gebannt,
Und mein Denken und mein Lieben
Ruht in Deiner Hand,

Wähnte Alles längſt verloren,
Tief getaucht in Nacht,
Und nun preiſ' ich, neugeboren,
Deines Geiſtes Macht,

Du nur konnteſt mich erlöſen
Von dem Grau, dem Nichts —
Und es ward Dein mildes Weſen
Quelle mir des Lichts.

Bilder, blaß und unverſtanden
Haſt Du voll beſeelt,
Und ich fühl mit weichen Banden
Mich dem All' vermählt,

Sänftigteſt die bittern Schmerzen —
Und auf Dein Gebot
Wuchs die Liebe groß im Herzen —
Treu bis in den Tod.

Selbſt zu ungeahnten Fernen
Lenkſt Du kühn die Schau,
Schmückſt mit räthſelhaften Sternen
Mir des Himmels Blau,

Biſt mir einzig Luſt und Sonne
Die den Pfad erhellt,
Biſt mein Leiden, meine Wonne,
Biſt mir Gott und Welt!

IV.

(Mit einem durch die Erinnerung geweihten Ringe.)

Nicht um zu danken und zu werben,
Nur um zu huld'gen und zu weih'n
Soll nun für Leben und für Sterben
Dies theure Pfand Dein eigen ſein!

Von tiefſter Liebe mag es zeugen
In der mein Herz zu Dir entbrennt
Und Alles, was ihm werth und eigen
Allein mit Deinem Namen nennt!

Guido Eckardt.

Aus alter Zeit.

Von Fr. Hunnius, Probst in Maholm.

Ein Einband in Schweinsleder, eine alte vergilbte Handschrift ist eigentlich nur etwas für Kenner. Gewöhnlich geht man an solchen Raritäten ziemlich gleichgültig vorüber. Diesmal aber blieb mein Auge doch an einer von sehr feiner, geübter Hand gemachten Aufzeichnung in meinem Archiv haften. Zumal der Inhalt eine sehr blutige Geschichte behandelte, einen verheerenden Krieg, den der Schreiber dieser Aufzeichnung selbst erlebt hatte. Ich kam in eine feierliche Stimmung, wenn ich mir vorstellte, daß dasselbe Buch, das ich in der Hand hielt, vielleicht von dem Mg. Scholbach, der es vor 237 Jahren eingerichtet, melancholisch zusammen geklappt sein könne, nachdem er seinen Vergleich der Zerstörung Maholms mit der Zerstörung Jerusalems niedergeschrieben hatte.

Ich glaube, daß der von mir ausgewählte Theil der Memorabilien des M. Scholbach wohl der Veröffentlichung werth ist und einige historische Bedeutung beanspruchen kann. Vor Allem, was er von dem Einfall der Russen in's Maholmsche Kirchspiel sagt, ist wichtig, dann aber auch ist seine Notiz über die Fürstin von Pernau interessant. Um beides verständlich zu machen, möchte ich eine Schilderung der damaligen Verhältnisse voranschicken, soweit ich sie kennen zu lernen vermochte und dann Scholbachs Aufzeichnungen selbst folgen lassen.

In einer Unterredung, die die Königin von Schweden kurz vor ihrer Abdankung mit dem polnischen Gesandten hatte, sagte dieser: der König von Polen und dessen Republik werden ihren Nachfolger Carl Gustav X nicht als König von Schweden anerkennen. Die Königin eilte ihm zu erwidern: Ihr Vetter Carl Gustav werde Johann Casimir mit dreißigtausend Zeugen beweisen, daß er rechtmächtiger König von Schweden sei. Bald nach seinem Regierungsantritt erfüllte sich diese Voraussage und die glücklichen Erfolge der schwedischen

Waffen in Polen reizten das benachbarte Rußland auch seinerseits die Waffen gegen das übermächtig werdende Schweden zu erheben. Im Jahre 1656 brach ein großes russisches Heer in Livland ein, näherte sich Riga und begann endlich dessen Belagerung. — Als schwedische Reiter das russische Lager beunruhigten, wurden sie dabei vom Grafen Heinrich von Thurn ermuntert, der von den Russen getödtet wurde. Der Lieutenant von Buddenbrock wollte dessen Leiche aus den Händen der Feinde befreien, entkam aber nur mit genauer Noth dem eignen Untergang. Endlich gelang es doch den Schweden sich der Leiche des Grafen zu bemächtigen, aber ihr fehlte der Kopf. Am 25. August erschien ein russischer Parlamentär vor dem Thor von Riga mit einem Brief an den Grafen de la Gardie, der Brief wurde den Russen wieder zurückgeschickt. Der Parlamentär brachte aber auch ein Kästchen, in dem, in ein seidenes Tuch geschlagen, der Kopf des Grafen von Thurn lag. Dessen Wittwe Johanna Margaretha, Markgräfin von Baden-Durlach empfing den Kopf und ließ dem Ueberbringer eine Erkenntlichkeit reichen.[1])

Ich meine, daß diese Frau jene „Fürstin von Pernau" gewesen ist, von der M. Scholbach als Hofprediger und Beichtvater vocirt zu sein angiebt. — Graf Heinrich von Thurn ist offenbar der Sohn des aus dem Böhmischen Aufstand bekannten Grafen Mathias von Thurn und seiner Gemahlin Magdalena von Hardeck. Nachdem Graf Mathias von Thurn bei Steinau von Wallenstein gefangen worden war, hielt seine Gemahlin Hof in Pernau.[2])

Riga wurde von den Russen nicht bezwungen, das russische Heer zog weiter und eroberte Kokenhusen, auch Dorpat fiel in seine Hände. Im Jahre 1657 dauerten die Feindseligkeiten fort, es wollte den Schweden nicht gelingen, mit den Russen zu einem Frieden zu kommen. Ja, Graf de la Gardie entschloß sich die Russen im eignen Lande anzugreifen. Er ging mit 1800 Reitern und 1200 Dragonern ohne alles Fußvolk bei Wask-Narva über die Narowa und drang bis nach Odow vor. Die Bewohner heuchelten Furcht vor den Schweden, aber bald sammelte sich ein großes russisches Heer, Graf de la Gardie ging eilig nach Ehstland zurück. Ein russisches Heer von 4000 Mann folgte ihm auf dem Fuß über die Narowa nach Wierland. Hier wurde von den Russen ganz Allentacken verwüstet, drei Kirchspiele verheert, die schönen, steinernen Kirchen in Jewe, Maholm, Luggenhusen sowie einige hölzerne Kirchen um Narva herum verbrannt.[3])

[1]) Nach Gadebusch.
[2]) Olearius p. 45.
[3]) Gadebusch.

Dieser russische Einfall erstreckte sich nur bis zum Sembach, der das Maholmsche vom Wesenbergschen Kirchspiel trennt. Hier kehrten die Russen wieder um, und gingen nach Rußland zurück.

Solches erlebte Mg. Scholbach, der eben in Maholm Pastor geworden war. Er entfloh mit Hülfe des Besitzers von Poeddes nach Finnland und kehrte im folgenden Jahr nach Maholm zurück. Das Nähere darüber wird sein eigner Bericht geben. Scholbach ist von großer Bedeutung für Maholm gewesen. Von den vier Predigern vor ihm, die Schweden gewesen zu sein scheinen, ist kaum mehr als der Name bekannt. Er schuf erst geordnete kirchliche Verhältnisse, die Kirche wurde wiederhergestellt, das Pastorat wurde aufgerichtet. Manche noch heute vorhandene Einrichtungen auf demselben stammen von ihm. Er hat den Besitzstand der Kirche, die Grenzen der Ländereien, die Zahlungen und Zuwendungen an die Prediger genau angegeben. Rastlos thätig, hat er sich im Jahre 1672, zwei Jahre vor seinem Tode, eine Familiengruft in der Kirche nahe dem Altar erworben. Der Grabstein findet sich noch heute im Chor der Kirche und es steht auf demselben: Dieser Stein und diese Stelle gehört mir M. Michael Scholbach und meinen Erben erb und eigen 1672. Ihm folgten als Prediger bekannte deutsche Namen: Johannes Wartmann, Mg. Arnold von Husen, Tobias Schonert, zu dessen Zeiten der Nordische Krieg wieder verwüstend über das Land ging. Nach diesen einleitenden Ausführungen lasse ich die Aufzeichnungen Scholbachs selbst folgen.

Jehowa juwa!

Anno 1656 den 20. Decembris ist der Seel. Pastor Hr. Elias Gräntzien in Gott dem Hrn Seelig endschlafen, dem Gott der Herr eine sanfte Ruhe in der Erde verleihen, und am jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung zum ewgen Leben bescheren wolle!

An seine Stelle bin ich M. Michael Scholbach, Revaliae-Livonus, anno 1657 d. 19. Mai zum Pastoren bei genannter Kirchen legitime vociret und vom Herrn Episcopo Joachimo Iheringio confirmiret worden.

In der königlichen Stadt und Festung Narva hatte ich dem lieben Gott gedienet bei 11 Jahr an der deutschen Gemeine, da mich der leidige Neid so lange verfolgte, bis ich selber meinen Dienst daselbst resigniren, Haus und Hof verlassen und die Nyensche Vocation ungern (weil mein Gnädigster König im Reiche nicht anzutreffen, noch um Recht anzurufen war)

bei der deutschen Gemeine, die da versammelt war, annehmen mußte. Als ich auch daselbst in Nyen dem grundgütigen Gott nach den geringen Gaben, welche mir verliehen waren, aufs treulichste gedient und der löblich deutschen Gemeine bis anderthalb Jahren vorgestanden, daß auch ipsa invidia mir nichts anders als gutes wird nachzusagen wissen, fiel leider der Moskowiter daselbst ins Land und ward sowol ich als meine lieben Zuhörer von dannen vertrieben, daß wir kaum mit dem Leben davon kamen und nicht allein die Stadt sondern auch das ganze Land nach uns ruinirt und eingeäschert ward, worüber ich mit den lieben Meinigen nach Reval mich begeben und andre Promotion von dem lieben Gott erwarten mußte. Darauf erhielt ich obgedachte Vocation von den hochedelgeborenen, gestrengen, groß achtbaren, festen und mannhaften Hrn Kirchspiels-Junkern und Eingepfarrten des genannten Kirchspiels St. Nicolai zu Maholm, welche waren 1) Hr Hans Engdes, Erbherr auf Poeddes und des Fürstenthums Ehsten hochbetrauter Landrath, 2) Hr Herman Wrangel von Addinal, 3) Hr Jürgen Uexküll von Angern und Oerthen, 4) Hr Major Johann Müller von Kunda, 5) Hr Dettloff Sommer Pfandhalter auf Waschul, 6) Hr Heinrich Döhnhoff auf Kappel, 7) Hr Niels Baghuwut auf Sauern, 8) Frau Margarete von Lewolde, sel. Hrn Herman Büllingshausens von Paddas hinterlassene Frau Wittib, 9) Margareta Lanting sel. Hrn Salomon Raben nachgelassene Frau Wittib auf Wartz, 10) Hans Behrens Amtsverwalter wegen der beiden Hoch-Gräfl. Güter Malla und Afsergen. Welche Vocation auch anno 71 die hochwohlgeborne Frau Gräfin Syria Bielck, des Erlauchten Hoch und Wohlgeborenen Hrn Grafen und sel. Feldherrn Hrn Gustaw Horns nachgelassene Frau Wittwe mit consens des hochwohlgeborenen Herrn Baronis und Ober-Kammerherrn Hrn Niels Bielke selber eigenhändig confirmiret und bekräftigt hat.

Kaum daß ich von meines sel. Hrn Antecessoris Begräbniß ein (nach Pfingsten) der Frau Wittiben zum besten bis Michaelis aufgewartet, auf dem hochadlichen Hof Paddas gewohnt und von den Hrn Kirchspiels Junkern auch andern Eingepfarrten mein reichlich Einkommen und Unterhalt gehabt, fiel der grausame Feind der Moscowiter an diesem Orte wieder ins Land und machte Alles bis an die Semmsche Brücke wüst und kahl, worüber ich mit meinen lieben Kirchspielsleuten und 3 Söhnen abermal reiß aus nehmen und davon fliehen mußte. Aber habe Gott zuerst und hernach dem hochedelgeborenen Hrn Landrath Hans Engdes zu danken, welcher einige Wagen nach mir sandte, mich und die meinigen an den Maholmschen

Strand abholen ließ und mit sich auf seine Fracht-Schute hinüber nach Finnland nahm, wo selbst die Hochedelgeborne Frau sel. Hrn Hartwig Nödings nachgelassene Frau Wittwe auf Lahoska (nicht anders als wie die Wittwe zu Sarepta den Propheten Elias auf und annahm) mich zu sich holen ließ und uns alle also versorgte, daß wir's nicht genug rühmen können: Jesus wolle es ihr und den ihrigen auch allen meinen Wohlthätern hier zeitlich und auch dort ewiglich an Leib und Seele wieder belohnen! Nachdem der Winter verflossen und sowohl der Pohl als auch der Muscowiter aus dem Land wieder gewichen war, die grausame Pest auch durch Gottes Gnad und Allmacht aufgehört hatte, begab ich mich mit den lieben Meinigen wieder nach Reval und strandete mit einer finnischen Schute unter Wolffund, jedoch half uns Gott der Herr abermal davon: und kamen endlich gegen Pfingsten wieder nach der Maholmschen Kirche. Aber was für Elend wir für uns funden, ist nicht zu beschreiben. Die edle Kirche, die zuvor wohlgebauet war, lag wüste, keine Thür, kein Stuhl, kein fenster, auch kein eisen Nagel war mehr darinnen zu finden, die Gräber waren mit Feuer zersprengt und die Todten beraubet, die Glocken hinweg geführet, das Pastorat eingeäschert, die Dörfer und Höfe umher verwüstet, summa die Zerstörung Jerusalems war allda vor Augen gleichfalls zu sehn. Die nächsten Bauern wollten vorgeben, als wenns der Feind Alles gethan hätte, aber es war vielmehr zu beweisen, daß sie es selber nach des Feindes Abzug selber verrichtet: ein Part strafte Gott deswegen und sie elenden Todes sterben mußten, die meisten leben noch, Gott mag es ihnen vergeben und weil die Patronen dazu still schweigen, selber dermaleins an solche Kirchen-Störer seine Rache sehen lassen.

Weil aber gleichwohl gepredigt und der Gottesdienst verrichtet sein wollte, mahsen die meisten Bauern, die noch am Leben waren, sich von allen Orten wieder versammelt hatten, achtete ich es nicht und mich die Hochwohlgeborne Fürstin von Pernau zu ihrem Beichtvater vocirte auch die Hrn Kirchspiels-Junkern von Ampel mich an ihre Kirche berufen hatten, über das auch einige von der Hrn Kirchspiels-Junkern selbst besorgten, daß ich bei solchem Ruin zu Maholm nicht würde leben können und mich daher gerne nach Kegel wollten befördert sehn, blieb viel lieber hierselbst und behalf mich, wie ich konnte, bald wohnte ich auf Malla, bald im Dorf Wörkül, am meisten im Dorf Waschel, woselbst ich eine Bauern-Riege innehatte und mich solange im Rauch aufhielt, bis der Sommer wieder herankam.

Corrigenda:

S. 444 Z. 2 v. u. l. Kienast statt Kuiwast.
„ 451 „ 20 „ o. „ Bonnyes statt Konnyes.
„ 451 „ 25 „ „ nach 22. Februar zu ergänzen 1893.
„ 452 „ 8 „ u. „ Ritterbuches statt Ritterhauses.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: R. Carlberg.

Otto Arnold Paykull.

Von Otto Sjögren.

Uebersetzt von Dr. A. Bergengrün.

(Schluß.)

Während sich Paykull auf diese Weise in der Goldmacherei und anderen Experimenten übte, verfolgte er doch zweifelsohne mit Aufmerksamkeit den wechselnden Verlauf des Krieges. Dem Anscheine nach hatte August durch die Wahl Stanislaus Leszczynskis zum Könige *(1704)* in Polen den Boden unter den Füßen verloren, thatsächlich wurde aber gerade dadurch sein Anhang daselbst vermehrt; die Fortschritte der Russen an der Ostsee, ihr geplanter Einfall in Polen ließen eine Wendung zum Besseren hoffen. Vermuthlich hat Patkul es nicht verabsäumt, diese Aussichten Paykull vorzuhalten und sie durch neue Vorspiegelungen zu steigern. Zunächst stellte nun der frühere Feldherr dem Könige August eine seiner Erfindungen zur Verfügung. Patkul lenkte die Aufmerksamkeit des Königs auf eine von Paykull erfundene Art Schneideeisen „Messerklingen," welche von ungeheurem Nutzen sein sollten; doch mußte die Anfertigung derselben geheim bleiben, damit der Feind nicht in den Stand gesetzt werde, sich diese wichtige Erfindung anzueignen. König August wurde auch bestimmt 200,000 derselben zu bestellen und soll zu dem Ende 100,000 Thaler angewiesen haben. Als Probe sandte Patkul Anfang Januar 1705 einige dieser „Messerklingen" an den Fürsten Golowin; in einem dieser Sendung folgenden Briefe[1]) an Golowin richtet er im Auftrage König Augusts an den Zaren die Aufforderung 300,000 solcher Klingen zu kaufen, sodaß beide Heere bei der bevorstehenden Vereinigung in Polen mit ihnen bewaffnet wären. Außer den Klingen sollten besonders konstruirte

[1]) (Bernouilli) Patkuls Berichte an d. Zaar. Cabinet XLVI. Dresden 25. Jan (5. Febr.) 1705.

Kanonen und Kartätschen zur Verwendung gelangen. Aus Besorgniß für die wichtige Erfindung führte Patkul seine Korrespondenz, soweit sie sich hierauf bezog, meistentheils in Chiffreschrift.

Das Verlangen nach einer mehr aktiven Theilnahme an den Ereignissen war jetzt bei Patkull wieder erwacht. König August plante einen Einfall in Polen, um den Russen, welche in Kurland und Lithauen standen, die Hände zu reichen.

Patkul, der lange für diesen Plan gearbeitet und nun seinem Ziele nahe gekommen zu sein glaubte, vermochte es ohne Schwierigkeit Patkull zum Wiedereintritt in den Dienst als General der Infanterie zu bewegen. Auch schickte er ihn im Februar 1705 mit einem Briefe[1]) an den Zaren, in welchem er zur Beschleunigung des Feldzuges in Polen mahnte und den Ueberbringer rekommandirte. Was die Person des Generals betreffe, schrieb er, so sei er Livländer; er habe wohl gedient und erfreue sich eines guten Rufes; insonderheit sei er in der Fortifikation und vielen anderen Wissenschaften wohl erfahren; er sei auch der, welcher dem Könige die Erfindung in Bezug auf die Klingen mitgetheilt habe. (Die letzten Worte in Chiffreschrift.) Am russischen Hofe, wo Patkull in seiner Eigenschaft als Livländer und Schwedenfeind auf eine gute Aufnahme rechnen konnte, soll er sich einige Zeit aufgehalten und „fleißig für König Augusts Bestes gearbeitet und geholfen haben, allerhand Anschläge gegen Polen und Schweden zu schmieden."[2])

Nach seiner Rückkehr wurde Patkull an die Spitze des kleinen sächsischen Heeres von 4000 Mann gestellt, welches nach Strombergs Ankunft aus dem Krakauschen Gebiete geflohen war, sich dann nach Brzesc zurückgezogen hatte und nun von da den Bug entlang weiter rückte[3]). In einem Handschreiben von König August wurde Patkull befohlen, durch Ueberrumpelung Warschaus den dort versammelten Reichstag zu sprengen und womöglich die

[1]) l. c. XLVIII. Dresden 10./21. Febr. 1705.

[2]) Kelch II, 513.

[3]) *August II von Polen hatte Ende 1704 Krakau verlassen und sich nach Sachsen begeben. Der Adel in Galizien, Krakau und Sandomierz, der bisher treu zu ihm gehalten, glaubte, dass er seine Sache selbst aufgebe, begann von ihm abzufallen und auf die Seite des Gegenkönigs Stanislaus Leszczinski überzutreten. Um diesem Umschwung den nöthigen Halt zu geben, liess Karl XII durch Stromberg die sächsischen Truppen aus Krakau vertreiben und durch den Kardinal-Primas Radziejowski zum 11. Juli einen allgemeinen Reichstag nach Warschau ausschreiben, auf dem Stanislaus gekrönt werden sollte.*

beabsichtigte Königskrönung Stanislaus' zu verhindern. Gegen Ende Juni begann er gegen die Weichsel vorzurücken; er vereinigte sich darauf mit den 40 Fahnen der litauischen Reiterei Wiesnowieckis und den 50 Fahnen der polnischen Kronarmee unter Chomentowski, insgesammt gegen 6000 Polen. Im Schrecken über seinen Anmarsch floh ein Theil der Reichstagsglieder auf die andere Seite; der Landmarschall Bronitz dagegen blieb zurück und nahm mit dem schwedischen Heere an dem nun folgenden Kampfe Theil.

Zum Schutze Warschaus wurde der schwedische Generallieutenant Karl Nieroth mit drei Reiterregimentern aus Gnesen entsandt. Er kam in den ersten Tagen des Juli an; Fußvolk unter Dahldorf rückte zu seiner Verstärkung heran. Als Vortrapp des erwarteten Feindes traf ein Theil von Augusts polnischer Reiterei unter Smigelski bei Praga ein; aber sein Versuch über die Weichsel zu gehen wurde von Nieroth zurückgewiesen. Am Schluß des Monats fand sich Paykull mit dem Hauptheere ein. Zwei kleine Rekognoscirungs- und Streifcorps, welche Nieroth auf das andere Ufer sandte, wurden sofort übermannt. Belebt durch diesen Erfolg, ging Paykull in der Frühe des 30. Juli mit dem ganzen Heere über die Weichsel, deren Wasserstand infolge der starken Hitze des Sommers bedeutend gesunken war. Der Uebergang erfolgte bei Sakrozin, ein paar Meilen oberhalb Warschaus. Als *der Oberst-Lieutenant* Klas Bonde, welcher mit 200 Reitern in der Gegend stand, dieses gewahr wurde, griff er die, welche den Fluß bereits überschritten hatten, sofort mit nur 26 Reitern an, ohne sich auch nur Zeit zum Sammeln seiner Leute zu geben; aber sie wurden umzingelt und niedergemacht. Als dann die Hälfte des Heeres übergesetzt war, wurden die Sachsen mit derselben Verwegenheit von den übrigen Reitern Klas Bondes angegriffen, welche nun nach dem Tode ihres Führers von dessen 3 Rittmeistern befehligt wurden; nach heftigem Kampf wurden 2 der Schwadronen niedergehauen oder zerstreut; der dritten glückte es sich durchzuschlagen; sie brachte Nieroth die Nachricht von dem Geschehenen. Die Sachsen schienen durch dieses Ereigniß eher entmuthigt als angefeuert worden zu sein; es zeigte ihnen, mit was für einer Art von Feinden sie es zu thun hatten. Aber Paykull, welcher schon den Sieg in Händen zu haben glaubte, fertigte an König August einen Eilboten mit einem Briefe ab, „in dem er mit vielen großen Worten berichtete, wie er nun sein Ziel erreicht habe, indem die Schweden verjagt und die Warschauer Versammlung gesprengt sei."[1]) In seinem Uebermuthe fügte er hinzu: „Ich hoffe in 14 Tagen

[1]) Nordberg I, 601, *n. Deutsche Ausg. I, 607, n.*

E. Maj. den wilden, rasenden, schwedischen Jüngling todt oder lebendig überliefern zu können." [1])

Nieroth, welcher am Nachmittage benachrichtigt wurde, daß der Feind den Fluß überschritten habe, brach so schnell als möglich auf und zog vom Lager aus an Warschau vorbei, um den Sachsen auf der anderen Seite, eine halbe Meile von der Stadt entfernt entgegenzutreten. Aber weil bei seiner Ankunft der Abend schon weit vorgeschritten war, so zog er sich etwas zurück und lagerte sich zwischen Warschau und dem Dorfe Rakowitz. Am anderen Morgen bei Sonnenaufgang ordneten sich seine Truppen auf offenem Felde zur Schlacht. Viele Einwohner Warschaus hatten sich auf die Stadtwälle begeben, um das blutige Schauspiel anzusehen.

Nierothş Streitmacht, welche knapp 2000 Mann zählte und demnach gegen eine fünffache Uebermacht zu kämpfen hatte, bestand aus den Reiterregimentern Småland, Oestgöta und Kruse; das erwartete Fußvolk war nicht eingetroffen. Die Reiter wurden zwei Mann hoch in nur einer Linie aufgestellt, um einer Ueberflügelung besser zuvorkommen zu können. Nieroth mit den Småländern bildete den rechten Flügel bei Warschau in der Nähe des Palais Lubomirsky, Kruse stand mit seinen Reitern in der Mitte und die Oestgötaer unter Burensköld dehnten ihre Linie bis Rakowitz aus.

Auf der entgegengesetzten Seite nahm Paykull mit seinen Sachsen zu Beginn der Schlacht die Mitte ein; sie waren in drei Linien aufgestellt, jede drei Mann tief, und „bildeten gleichwohl eine Front", schrieb er nachher, „welche doppelt so groß war als die des Feindes." Auf dem rechten Flügel stand die Kronarmee, auf dem linken Wiesnowieckis Reiterei.

Unverzagt rückten mittlerweile die Schweden heran, „so daß ich mich," schreibt Paykull, „über ihre Vermessenheit und Kühnheit verwunderte, meine Truppen encouragirte und ihnen zuredete, wie leicht es uns nun wäre den Feind zu schlagen und niederzumachen." In der Hoffnung die schwedischen Truppen zu umzingeln und nach kurzem Kampfe gefangen zu nehmen, ließ er nun seine beiden Flügel sich ausdehnen, um den Feind von beiden Seiten zu umgehen. Die Bewegung begann auf seinem rechten Flügel. Burensköld schob sich daher nach links vor um die Ueberflügelung zu verhindern, ebenso wie Nieroth und Kruse aus dem gleichen Grunde schnell nach der entgegengesetzten Seite den Sachsen entgegenziehen mußten. Paykull merkte nun, daß das schwedische Heer „sich fast mitten entzwei theilte, in der Mitte eine

[1]) *Nordberg Anmärckningar wid. . . Carl den XII. Historia. Kiöbenhavn 1754. S. 19.*

große Oeffnung lassend;" er ließ alsbald 6 seiner Schwadronen in die so geöffnete Lücke einbrechen und einen heftigen Seitenangriff auf Kruses Regiment machen, welches gleichzeitig auch in der Fronte angefallen wurde; es gerieth auch in Unordnung, wurde zum Theil zerstreut und büßte drei Standarten ein; aber es gelang ihm schließlich sich wieder zu ordnen. Unterdessen wurden die Sachsen von den Smäländern zurückgeschlagen, während die Litauer die letzteren umgingen und nach dem schwedischen Lager eilten. Bei Wola in der Nähe des Feldes, wo die Könige von Polen gewählt zu werden pflegten, suchte Paykull sein Volk aufs neue zu ordnen, während Nieroth sich gegen die Litauer wendete.

Gleichzeitig kämpften die Oestgötaer auf ihrem Flügel einen hartnäckigen Streit aus. Nach einem kurzen, aber heftigen Handgemenge jagten sie die Sachsen vor sich her in die Flucht, aber während der Verfolgung bekamen sie die Polen in den Rücken. Sie wendeten um, um diese zu vertreiben, aber unterdessen sammelten sich die Sachsen wieder und fielen nun ihrerseits den Oestgötaern in die Flanke. Es wurden darum ein paar Schwadronen zum Schutz gegen die Polen aufgestellt und die Sachsen wieder angegriffen. Da traf zum Entsatze Burensköld eine Kompagnie des Westgötaschen Fußvolks, 90 Mann unter Kapitän Kasle, ein; ihr wohlgezieltes Feuer zwang die Sachsen sofort zum Weichen; auch ein Theil von Kruses Regiment vereinigte sich mit den Oestgötaern, welche nun auf der Verfolgung bis nach Wola galoppirten.

Paykull hatte seine übrigen Truppen gesammelt und sah, daß er es jetzt nur mit einem Theil des schwedischen Heeres zu thun hatte; er hoffte erst diesen und dann den anderen schlagen zu können. „Aber Gott sei's geklagt," schrieb er nach der Schlacht an König August, „es ging dieses Mal fast schlimmer als vorher, indem der rechte Flügel wohl etwas ausrichtete, aber der linke, bei welchem ich mich selbst befand, lief davon, bevor noch der Feind sich recht genähert hatte, worüber ich dann gefangen wurde." Als er auf der Flucht hart bedrängt wurde, ohne Aussicht zu entkommen, warf er einige Briefe und Dokumente, die er bei sich trug, fort; doch wurden diese von den schwedischen Reitern aufgehoben. Paykull war rasch eingeholt und zwei Reiter hoben schon ihre Degen, um ihn niederzuhauen, als der Rittmeister Ridberg auf dem Platze eintraf. Paykull gab sich ihm zu erkennen und erzählte ihm, daß er mit Burensköld gut bekannt sei seit der Zeit, da sie gemeinsam in Paris dienten. Ridberg nahm seinen Degen in Empfang und führte Paykull mit sich, während die Oestgötaer das Feld

vom Feinde säuberten und dann davonsprengten, um Nieroth aufzusuchen, der die Litauer geschlagen hatte und einen Theil derselben in die Weichsel jagte. Endlich kehrte das siegreiche Heer unter dem Schall der Trompeten und Trommeln ins Lager zurück;[1]) eben dahin wurde auch Paykull als Gefangener gebracht.

So schimpflich endete der prahlerisch in Aussicht genommene Ueberrumpelungsversuch. Als Paykull zu Burensköld geführt wurde, sagte er zu ihm: „Bruder, ich hatte gehofft, dich heute gefangen in meinem Zelte zu sehen, als ich den kleinen schwedischen Haufen erblickte; aber das Kriegsglück ist schwankend, und an Stelle dessen hat die Feigheit meiner Truppen ihren Anführer zum Kriegsgefangenen gemacht." Er blieb die ersten Wochen seiner Gefangenschaft bei Burensköld und wurde von ihm „honnett gehalten."[2])

Am 29. Juli brach der König vom Lager bei Rawitz auf und unternahm einen Eilmarsch nach Krotoczin, wo der Sammelplatz für mehrere von verschiedenen Seiten herankommende Regimenter war. Paykull, dessen Beaufsichtigung damals Burensköld entzogen worden zu sein scheint, wurde unter strenger militärischer Bewachung dorthin abgeführt. Man unterzog ihn auch einer Visitation und fand bei ihm einen Brief, aus welchem man unter anderem erfuhr, daß der Zaar am 20. August mit 40,000 Mann in Warschau einzuziehen beabsichtigte, um in Verbindung mit den Sachsen das schwedische Heer dort einzuschließen *(sic)*. Karl XII, welcher schon damals an einen Einfall in Sachsen dachte, wurde durch diese Nachricht bestimmt nach Warschau zu marschiren, und verlegte sein Hauptquartier nach Blonie in der Nähe der Stadt.[3]) Paykull blieb fortwährend im strengsten Gewahrsam. Hierdurch beunruhigt sandte er dem Könige ein Schreiben, in welchem er, veranlaßt durch die Befürchtung, daß „seine geringe Person bei S. K. Maj. schlecht durch den Umstand empfohlen werde, daß er in Livland geboren sei," seine Lebensumstände auseinandersetzte, um zu beweisen, daß er nicht mehr als schwedischer Unterthan anzusehen sei. Zum Schluß ersuchte er den König, ihn um seiner Herkunft willen nicht härter als andere gefangene sächsische Generale zu behandeln[4].)

[1]) Utförlig berättelse om den mellan de sv. trupperna under gen.-lieut. Nieroth och de saxiska förehavda actionen vid Varsjav. Paykulls Brief an König August vom 2. Aug. 1705 (Beide in Stockholm Kön. Bibl. samling af samtidas berättelser om Sveriges krig). Kelch II, 514—16. Nordberg I, 601, 602 (*d. Ausg. I, 607, 608*). Adlerfeld II, 441—45 *(d. Ausg. II, 212—220)*.

[2]) Nordberg I, 602 *(d. Ausg. I, 608.)*

[3]) Adlerfeld II, 450 *(deutsche Ausg. II, 221)*

[4]) Kelch II, 517.

Indessen wurde beim Könige nur ausgewirkt, daß Paykulls Proceß, obwohl derselbe durch das Urtheil des Svea-Hofgerichts beendigt war, zu neuer Verhandlung demselben Gerichtshofe überwiesen wurde. Daß Karl XII seine Einwilligung hiezu nur widerwillig gab, geht doch aus dem Wortlaut derselben hervor. Durch Königliches Schreiben, datirt Blonie 1705 December 21, wurde nämlich das Svea-Hofgericht benachrichtigt, daß obwohl Paykull schon in contumaciam zum Tode verurtheilt sei, S. K. Maj. ihn doch einem neuen Verhöre unterziehen lassen wolle, „wobei er alle seine vermeintlichen Gründe wieder vorbringen möge.“ [1]) Indem so Paykulls Rechtfertigungsgründe im voraus als „vermeintliche“ bezeichnet wurden, gab man dem Hofgericht einen Fingerzeig, in welcher Richtung es seine Entscheidung treffen müsse.

Paykull wurde nun zu Anfang d. J. 1706 über Pommern nach Stockholm gebracht, wo sein Proceß in den gesetzlichen Formen vor dem Svea-Hofgericht wieder aufgenommen wurde. Ankläger war der neuernannte Fiskaladvokat Thomas Fehman, später bekannt als Aktor im Proceße gegen Görtz. Die Klageschrift hob hervor, daß Paykull, welcher durch seine Geburt schwedischer Unterthan sei, „den feindlichen Schild gegen S. K. Maj. und sein Vaterland getragen habe,“ dafür werde für ihn Verlust von Leben, Ehre und Gut beantragt. Als Rechtsbeistand erhielt der Beklagte auf eigenen Wunsch den Häradshöfding *(Amtsrichter)* Andreas Forßell, einen der gelehrtesten und fähigsten Juristen Stockholms [2]). Die wichtigsten Vertheidigungsgründe waren: daß Paykull ebenso wenig wie sein Vater, jemals den Königen von Schweden gehuldigt, daß er schon in jungen Jahren Livland verlassen habe und schon längst vor dem Beginne des Krieges im sächsischen Dienste gewesen sei und daß er, wie er eben nicht blos zufälliger Weise sondern beständig seinen Wohnsitz außerhalb Livlands gehabt habe, auch von den schwedischen Behörden als Ausländer dadurch anerkannt sei, daß er beim Verkauf seines väterlichen Gutes mit dem 10. Pfennig besteuert worden sei. Zu seinen Gunsten wurde auch § 12 der adligen Privilegien herangezogen. Das Hofgericht fand, daß diese Gründe, wenn auch nicht für eine Freisprechung ausreichten, doch schwerwiegend als „mildernde Umstände“ in Betracht kämen. Es entzog sich deshalb der Fällung des Urtheils und begnügte sich damit, in einem Gut-

[1]) Des Svea-Hofgerichts sentence u. Urtheil vom 14. Nov. 1706. (Kopie in Stockh. Königl. Bibl.)

[2]) Kelch II, 557.

achten diese mildernden Umstände zusammenzufassen und sie als Motiv zur Begnadigung der Prüfung des Königs anheim zu geben.

Die nach Faßmann[1]) von Zeit zu Zeit wiederholte Sage, daß August den von Paykull kurz vor der Schlacht bei Warschau geschriebenen Brief Karl gezeigt und daß dieser eigentlich erst durch diesen Brief in eine so unversöhnlich erbitterte Stimmung gerathen sei, welche der gefangene General mit seinem Leben entgelten mußte, klingt durch und durch kindisch. Solche Mittheilungen pflegte Karl, wenn sie nicht einen Wortbruch oder eine Gemeinheit aufdeckten, gar nicht zu berücksichtigen. Schon von Dahlbergh war Paykull als „Vasall" des Königs bezeichnet worden; im Avokatorium waren die Gründe ausgesprochen worden, die für seine Behandlung maßgebend sein sollten, und sie wurden durch das Urtheil des Hofgerichts von 1702 bestätigt. Wie ein verurtheilter Staatsverbrecher wurde er auch schon beim Beginn seiner Gefangenschaft bewacht. Wohl wurde die Wiederaufnahme des Processes angeordnet, aber in Ausdrücken, welche mehr das Bestreben, vor aller Welt das Verbrechen klar zu legen und die Strafe schnell zu vollziehen, als die Möglichkeit eines freisprechenden Urtheils errathen ließen. Das Hofgericht wagte nur Gründe anzuführen, welche für eine Begnadigung *(nicht für eine Freisprechung)* sprachen; aber auch sie waren Karl zuwider. Das schwedische Staatsrecht ruhte zu Karls XI und Karls XII Zeiten auf einigen wenigen, einfachen Grundsätzen; aber an diesen Grundsätzen hielt man mit eiserner Strenge fest und verfolgte sie unerbittlich bis in ihre äußersten Konsequenzen. Rücksichtslos wurden sie in dem Verfahren gegen Paykull auf die Spitze getrieben.

Auf Befehl des Königs verfaßte O. Hermelin eine Resolution[2]) in Anlaß des Umstandes, daß das Urtheil vom Hofgerichte dem Könige anheimgestellt worden war. Gleich am Anfang wurde als tadelnswerth hervorgehoben, daß das Hofgericht nicht bereits gemäß dem Königlichen Schreiben aus Blonie in der Sache geurtheilt und das Urtheil habe vollstrecken lassen; dieses um so mehr, als das Hofgericht „darüber nimmer im Zweifel sein konnte, daß der Grund und Sinn des Gesetzes klar genug seien, um Paykull für strafwürdig zu erklären; wir haben auch vormals den Königl. Räthen geantwortet, daß sie sich nicht über irgend eine Erläuterung des

[1]) *Leben u. Thaten Fr. Augusti Königs in Polen etc. Hamburg 1733.*

[2]) Der größte Theil des Koncepts hat sich erhalten; er wurde kürzlich *(vor 1881)* beim Ordnen der Hermelinschen Papiere gefunden und wird im Reichsarchiv zu Stockholm aufbewahrt.

Gesetzes äußern können, welches vorab klar und deutlich ist." Gegenüber der vom Hofgericht hervorgehobenen Vertheidigung Paykulls, daß er verzeihlicher Weise sich als Ausländer betrachten konnte, weil er in frühen Jahren das Reich verlassen habe (peregrinatio) und dann im Auslande verblieben sei (migratio), wurde geltend gemacht, daß er in seiner Eigenschaft als schwedischer Unterthan niemals von der Pflicht der Treue entbunden worden sei und ihm auch nicht verziehen werden könne, weil er die Waffen gegen seine rechtmäßige Obrigkeit ergriffen habe. Die Auswanderung aus dem Reiche sei allerdings zuläßig, „woraus aber nicht geschlossen werden darf, daß diese Auswanderer Macht hätten, ihre Obrigkeit und ihr Vaterland zu bekriegen; ja, wenn er los wäre von seinem früheren Eid und Pflicht, was zu sein Paykull gleichwohl nicht beweisen könne, so müßten doch die natürliche Liebe, die Wohlthaten, welche er daselbst in der Kindheit genossen, das Leben, welches er dort empfangen, ihn von jedem feindlichen Vornehmen gegen das Land, seine Obrigkeit und Einwohner abhalten." Der zu Paykulls Gunsten angezogene § 12 der adligen Privilegien, wurde erklärt, stehe mit dem Proceß in gar keinem Zusammenhang, „weil er sich nur auf diejenigen beziehe, welche voller Haß und Verachtung gegen das Vaterland dasitzen, aber gleichwohl sich nicht zum Kriege gegen dasselbe brauchen lassen, weshalb sie auch als Wildfremde gelten." Daß man von Paykull den 10. Pfennig gefordert, sei völlig in der Ordnung und hebe seine Eigenschaft als schwedischer Unterthan nicht auf, „weil das Gesetz dort in Uebung ist, kraft dessen derartige Abgaben erfolgen müssen, wenn Eigenthum aus dem Lande geführt wird; und dieses wird in vielen Orten und in Städten, so in Schweden wie anderwärts, beobachtet, ja auch wenn man von einem inländischen Orte zum anderen verzieht; aber daraus kann man nicht schließen, daß der Fortziehende dadurch von seiner Unterthanenpflicht befreit sei. Der Schlußsatz lautete: „Darum, wenn man das Gesetz und die Verordnungen den Gründen und Umständen entgegenhält, welche mildernde genannt werden, kann man unvorgreiflich nicht sehen, wie Paykull vom Hochverrath *(avogsköld = feindlicher Schild)* freigesprochen werden kann."

Dieses Schreiben mit dem direkten königlichen Befehl an das Hofgericht, das Todesurtheil zu fällen und unverzüglich ausführen zu lassen, hatte die beabsichtigte Wirkung. Am 14. November 1706 wurde das Urtheil des Hofgerichts verkündigt, durch welches Paykull Leben, Ehre und Gut verlor. Schon am selben Tage wurde der Kanzlei des Oberstatt-

halteramtes das versiegelte Exekutoriale übersandt, das an Oberstatthalter Graf Knut Posse adressirt war. Da dieser sich seit längerer Zeit in Sachsen im Lager befand, so wurde das Schreiben von dem Unterstatthalter Stjernhoff geöffnet, welcher Paykull sofort benachrichtigen ließ, daß er binnen drei Wochen seine Angelegenheiten zu ordnen und sich auf die Vollziehung seiner Strafe vorzubereiten habe.[1])

Das Verfahren des Hofgerichts zeugt von einem Billigkeitsgefühl, welches sich nur nothgezwungen den strengen Rechtsforderungen des Königs beugte. Dasselbe Gefühl scheint sich auch bei der Behandlung des Gefangenen geltend gemacht zu haben. Allerdings wurde er im Schmiedehofgefängniß in Haft gehalten, aber in einem besonderen Raum und unter der humanen Aufsicht des Obersten Hugo Hamilton. Die Angabe des dänischen Ministers, man habe ihn ins Zuchthaus unter Diebe und andere grobe Verbrecher setzen wollen, aber das habe Hamilton verhindert,[2]) kann man ungestraft in die Reihe so vieler anderen mehr oder minder wahrscheinlichen, meist herabwürdigenden Erzählungen stellen, welche von derselben Seite ausgegangen sind.

Zu den Personen, welche sich von Anfang an am meisten für Paykull interessirten, gehörten die alte Königin-Wittwe[3]) und die Herzogin Hedwig Sophie,[4]) welche auch in Bezug auf ihn am Hofe den herrschenden Ton angaben. Von beiden erging sofort an den König eine schriftliche Fürbitte um Gnade für den Unglücklichen. Gleichzeitig schrieb Hedwig Eleonore an den Oberstatthalter Knut Posse einen Brief, in dem sie unter Bezugnahme auf die Einreichung des Gnadengesuches Aufschub der Exekution forderte. Aber bevor noch das Gnadengesuch an seine Adresse gelangt war, erhielt das Hofgericht ein Königliches Schreiben mit der Aufforderung, das gefällte Urtheil unverzüglich zur Ausführung zu bringen. Einigen Aufschub glaubte man doch wagen zu können. Nun traf ein Brief Knut Posses aus Altranstädt vom 19. December an den Unterstatthalter Stjernhoff des Inhalts ein, daß der König nicht anders wisse, denn daß die Exekution

[1]) Svea-Hofgerichts Archiv, Sachen a. d. J. 1707, litt. E.

[2]) Schreiben des dänischen Ministers vom 20. Jan. 1706, bei Fryxell XXVII, 154.

[3]) *Hedwig Eleonore, Gemahlin Karl Gustavs X., Karls XII. Grossmutter. Karls XII. Mutter, Ulrike Eleonore, war schon 1693 gestorben.*

[4]) *Hedwig Sophie, Schwester Karls XII., vermählt mit Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp.*

schon angeordnet sei, woher denn befohlen werde, ohne Verzug dieselbe zur Ausführung zu bringen. Auf Grund dessen wurde auch der Schloßvogt sofort an Paykull mit der Meldung gesandt, daß er sich schnell auf den Tod vorbereiten solle. Aber man befand sich mitten im Weihnachtsfest und die Geistlichen entschuldigten sich, daß sie ihrer Weihnachtspredigten wegen keine Zeit hätten, den Gefangenen, so wie sich's gebührte, vorzubereiten, „ohnedieß sei es auch ungewöhnlich während so großer Festtage solcherlei actus zu vollziehen;" Paykull selbst begehrte gleichfalls Aufschub bis zum 7. Januar, dem Tage nach Epiphanias. Mit genauer Noth wurde dieses ausgewirkt. Am 7. Januar war der Stadtkapitän schon angewiesen, den Gefangenen zum Richtplatz auf Norrmalm führen zu lassen, und dem Scharfrichter angesagt, daselbst seines Amtes wahrzunehmen, als in neuer Veranlassung wieder ein Aufschub erwirkt wurde.[1])

Dem Obersten Hamilton gegenüber hatte Paykull die Behauptung ausgesprochen, daß er die Kunst Gold zu machen kenne und von ihm auch den Rath erhalten, er solle versuchen, sie als Mittel zur Rettung seines Lebens zu benutzen. Die Sache erregte sofort großes Aufsehen. Paykull durfte unter genugsamer Ueberwachung einige Proben seiner Fertigkeit veranstalten und man erzählte bald, daß er in Hamiltons Gegenwart mit Hilfe seiner geheim gehaltenen Tinktur aus Blei und anderen Ingredienzen 147 Dukaten angefertigt habe, welche seinem Golde ganz gleich sähen. Der gelehrte Urban Hjärne[2]) interessirte sich von Anfang an warm für den Gefangenen und seine Erfindung. Eine Medaille aus Paykulls Gold wird noch im Königl. Münzkabinet zu Stockholm aufbewahrt; sie zeigt auf der einen Seite Karls XII Brustbild, auf der anderen liest man die Inschrift: „Hoc aurum arte chemica conflavit Holmiae 1706 O. A. v. Paykull."[3])

Hamilton machte nun den Königlichen Räthen die Meldung, daß Paykull im Falle der Begnadigung sich verpflichte, der Königlichen Majestät

[1]) Underdånig besked hvarför executionen är kommen att uppehållas. (Svea-Hofgerichts-Archiv l. c.)

[2]) *geb. zu Nyen in Ingermannland 1641, † zu Stockholm 1723, studirte anfangs in Dorpat, dann in Schweden Medizin, war 1668 Inspektor der Feldhospitäler in Livland, 1684 Leibarzt des Königs u. der Königin Hedwig Eleonore, Direktor des chemischen Laboratoriums zu Stockholm, 1713 Präsident des Bergkollegiums.*

[3]) Hjärnes Gutachten sowie Gjörvells Anm. in Sv. Bibl. S. 120. B. E. Hildebrand Sveriges och Svenska konungahusets Minnespenningar I, 544.

jährlich 100,000 Reichsthaler zu liefern und überdies einen geborenen Schweden die Kunst der Goldmacherei zu lehren, wenn er nur, auch bei fortdauernder Gefangenschaft, sein Leben behalten dürfe. Fabian Wrede[1]) und mit ihm mehrere andere hielten die Erfindung für ein Phantasieprodukt oder für Betrug; einige meinten, „daß Paykull Schwefel oder Farbe aus Gold gezogen und dann mit derselben Farbe anderes Gold tingiert habe, so daß hier die Suppe theurer sei als das Fleisch;" andere meinten, daß er als Militär schwerlich die Kenntnisse erworben haben könne, welche erforderlich seien, um ein solches Ziel zu erreichen. Urban Hjärne, selbst dem Mystischen zugethan, verfaßte bald nach der Hinrichtung des Gefangenen seine Schrift über Paykulls Goldmacherei. Er begegnet hier den Einwürfen, welche erhoben worden waren; in Bezug auf den letztgenannten äußert er spitzig: „Gott, welcher diesen Segen giebt wem er will, haßt den Militärstand nicht so, daß er ihm nicht zu Zeiten[2]) etwas besonderes bescheeren könne." Die Reinheit der Motive bei solchem Einwurf wird in Frage gestellt, denn „der Neid nimmt hier im Norden allzusehr überhand zum Schlimmsten und Aergsten, indem er solches Alles für eitel Betrügerei und werthlos hält, meist damit sie nicht für leichtgläubig gehalten werden und so ihren großen Verstand leuchten lassen, wie sie mehr aufgeklärt als andere seien und man ihren Augen keinen blauen Dunst vormachen könne." Er sucht zu beweisen, daß Paykull wirklich im Besitze der Kunst Gold zu machen gewesen sei, und klagt bitter darüber, daß die wichtige Erfindung dem Reiche verloren gegangen sei.

Mehrere Versuche von Karl XII die Begnadigung des zum Tode Verurtheilten zu erwirken waren mißglückt; die Königin-Wittwe und die Herzogin hatten für ihn Fürbitte eingelegt; die Höfe in Wien, Berlin, Kopenhagen machten Vorstellungen zu seinen Gunsten. Paykulls Gattin suchte den König in Altranstädt auf; sie fiel vor ihm nieder, umfaßte krampfhaft seine Füße und flehte ihn weinend um Schonung an; Karl riß sich mit so großer Heftigkeit los, daß die Unglückliche dabei durch die Sporen verwundet wurde.[3]) Des Königs Antwort blieb immer dieselbe, daß um des Exempels willen das Urtheil gefällt und die Strafe vollzogen werden müsse. Ein letzter Versuch, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, wurde

[1]) *Schwedischer Reichsrath u. Reichs-Vormund.*

[2]) *under tiden.*

[3]) Nach der deutschen Bearbeitung von Hagens Bericht über Patkuls letzte Stunden wiederholt von Bernouilli und Fryxell.

mit Hilfe der Schätze gemacht, welche die Kunst und das Angebot des Gefangenen dem armen Staat zufließen lassen könnten.

Am 7. Januar, als die Vorbereitungen für Paykulls Hinrichtung schon getroffen waren, langte beim Unterstatthalter Stjernhoff ein Schreiben der Königin-Wittwe an, dem zufolge sie und die Herzogin „aus besonders wichtigen Gründen" einen Aufschub der Exekution veranlassen wollten, bis daß die letzten Befehle von S. Maj. eingetroffen sein würden, „indem wir," heißt es zum Schluß, „uns dessen sicher vertrösten, daß S. K. Maj. diese auf Unseren und J. K. H. Wunsch erfolgte Verzögerung nicht ungnädig vermerken werden." Der Unterstatthalter, welcher sich durch diesen Brief in „große Angst und Zweifel" versetzt sah, remittirte das Schreiben an das Hofgericht, welches auf eigene Verantwortung den Aufschub bewilligt oder zu demselben gerathen haben muß, weil er wirklich eintrat.[1]) Sofort wurde ein Kurier an den König abgefertigt, welcher die Nachricht von Paykulls Anerbieten und von der auf dieses gestützten Fürsprache der Königin-Wittwe und der Herzogin überbrachte. Die Antwort Karls XII ist bekannt und manche haben sie gerühmt: „Ich habe ihn nicht begnadigen wollen, obschon ich darum gebeten worden bin von Personen, welche mir lieb und werth waren; noch weniger thue ich es aus Eigennutz, um Geld zu gewinnen. Wenn Paykull auch den ganzen Brunkeberg in Gold verwandelte, so müßte er dennoch sterben."

Das Urtheil mußte nun vollzogen werden. Paykull bereitete sich gefaßten Sinnes auf den Tod vor und unterhielt sich mit den Geistlichen viel über theologische Gegenstände, besonders mit dem Hofprediger Norling, der zu seinem Seelsorger bestellt war. Von sich selbst sagte er, daß er „diese Todesstrafe billig leiden müsse, alldieweil er nicht zufrieden gewesen sei mit dem Segen, den Gott ihm mit der Tinktur bescheert, sondern durch ungebührliche Ambition sich habe verleiten lassen im Kriegswesen zu continuiren, wo er mit einem guten Gewissen in Ruhe hätte *(zu Hause)* sitzen müssen." Der 4. Februar 1707 war der Tag seiner Hinrichtung. Er fuhr schwarz gekleidet neben einem Geistlichen zum Richtplatz, wo er enthauptet wurde. Seine Leiche wurde sofort in einem nicht weit vom

[1]) Hedwig Eleonorens Brief vom 5. Januar; Stjernhoffs Schreiben an d. Hofgericht von 7. Januar (Svea-Hofgerichts-Archiv, Sachen aus d. J. 1707, litt. E.) Aus beiden Schreiben geht hervor, daß Hedwig Eleonore keineswegs irgend welche Verantwortung übernahm, wie Fryxell nach dänischen und französischen Depeschen berichtet.

Schaffot bereiteten Grabe beerdigt. „Als es zum Aeußersten ging," schreibt Hjärne, „war er in seiner unglaublichen Freimüthigkeit so resolvirt, daß er zu aller Verwunderung mit Freuden so schnell als er konnte zum Tode eilte." Die Stelle, an der sein Haupt fiel und in der seine Gebeine ruhen, heißt noch bis zum heutigen Tage „Paijkulls backe" *(Erde.)*

In Bezug auf Paykulls Vermögen *(gods)* konnte das gefällte Urtheil nicht vollstreckt werden. Fehman erkundigte sich freilich nach seiner Hinterlassenschaft im Auslande, erhielt aber den Bescheid, daß nichts dergleichen vorhanden sei, weil das, was Paykull hier hin *(hit)* mitgenommen hatte, von ihm fortgegeben und von geringem Werthe gewesen sei. Aber weil „in Sachsen und Brandenburg verschiedenes sowohl bewegliches als unbewegliches Besitzthum, welches ihm zugehört habe, zu finden sei," schlug er vor, dem Könige die Entscheidung zu überlassen, wie weit darauf gesetzliche Ansprüche gemacht werden sollen.[1]) Ein derartiger Beschluß wurde auch vom Hofgericht gefaßt. Aber die Antwort des Königs lautete, daß „weil das genannte Besitzthum nicht innerhalb der Grenzen Schwedens gelegen sei, sondern unter fremder Herrschaft, so wollen wir dasselbe nicht beanstanden, besonders weil es schwer halten wird etwas davon herauszubekommen." Später erging ein neues Schreiben Fehmans an das Hofgericht, in welchem gemeldet wurde, daß zwischen der Wittwe Paykulls und seinen übrigen Erben ein Streit über die Theilung des Nachlasses ausgebrochen sei, „woraus nothwendig folgen müßte, daß das Quantum und die Qualität des Besitzes bekannt werde, damit S. K. Maj. Hohes Recht an dasselbe ohne Beschwer und Mühe ausgesucht werden könne." Er beantragte deswegen, das Hofgericht möge den schwedischen Envoyé in Berlin, Lejonstedt, ersuchen, im Namen der Kön. Maj. Anspruch auf dasselbe zu erheben, bis des Königs Entscheidung eingeholt werden könne, besonders weil der Grund, weßwegen der König den Besitz nicht anfechten wollte, „verschwinden müsse, weil man auf obenerwähnte Art über ihn genügend Nachrichten erhalten könne."[2]) Dieser Antrag wird aber inzwischen keine weitere Maßregeln von Seiten des Hofgerichts herbeigeführt haben.

---

[1]) *Die Widersprüche und Unklarheiten der letzten Sätze fallen nicht dem Uebersetzer zur Last.*

[2]) Fehmans Memorial v. 7. Febr., Schreiben des Hofgerichts an den König vom 9. Febr., Antwort des Königs vom 26. Febr., Fehmans Memorial vom 19. Dec., — alle im Hofgerechts-Archiv zu Stockholm, Sachen a. d. J. 1707 litt. F.

Die ausgedehnten Kentniſſe, die Paykull beſaß, ſind von vielen Zeitgenoſſen gerühmt worden. Hjärne ſagt darüber: „Wie weit er in der Theologie gekommen iſt, das wiſſen die Geiſtlichen, die ihn zum Tode führten, zu erzählen; ebenſo in jure, wie ſein Advocat erzählen kann; was er in den Sprachen, beſonders lateiniſch und franzöſiſch vermochte, daß wiſſen die, welche ihn gekannt haben, zu erzählen; was er aber in der Naturwiſſenſchaft, beſonders in der Chymia gewußt hat, das kann ich, der in meinen alten Tagen in kurzer Zeit viel Gutes von ihm gelernt, am allerbeſten erweiſen."

Als Heerführer hat Paykull nur Niederlagen erlitten. Unter ungünſtigeren Verhältniſſen als er ſind doch nur wenige Heerführer aufgetreten: die Truppen, welche er unter ſich hatte, gehörten zu den ſchlechteſten, und die, welche er gegen ſich hatte, waren zu ſeiner Zeit die anerkannt beſten der Welt. Auch für ſolche Männer wie Schulenburg[1]) und Ogilvy,[2]) war es unter ſolchen Umſtänden unmöglich, Lorbeeren zu ernten. Es hat indeſſen doch den Anſchein, als wenn Paykull etwas von Schulenburgs methodiſcher Strategie eigen geweſen iſt, während ihm die Geſchwindigkeit der Eingebung fehlte, welche Karl XII in ſo ſeltenem Maße auszeichnete. Sein moraliſcher Charakter mit ſeiner Fügſamkeit und Gutmüthigkeit, ſeiner Ruhe und Geduld hat manches, was Theilnahme einflößt; aber ihm fehlten auch nicht ſeine Flecken. Den tückiſchen Anſchlägen der Hinterliſt vor Riga lieh er nur allzu bereitwillig ſeine Mitwirkung; von Prahlerei und Eitelkeit kann er ſchwerlich freigeſprochen werden; mit einer vielleicht edlen Ruhmbegierde miſchte ſich bei ihm vielleicht auch eine unedle Gewinnſucht. Sittenreinheit und Charakterfeſtigkeit leuchten jedoch überwiegend nicht nur in ſeinem Leben hervor ſondern mehr noch in der ſchlichten, männlichen Würde, mit der er dem Tode entgegen ging. Daraus iſt ihm ein Ruhm erwachſen, welchen ihm kein menſchlicher Richterſpruch hat nehmen können.

Karls XII Härte in dem Verfahren gegen Paykull kann nicht wohl verdammt werden, da ſie aus einer Rechtsauffaſſung entſprang, welche ſowohl er wie ſein Zeitalter theilten; auch möge er nicht allzu ſcharf getadelt

[1]) *Geb. 1661, † 1747, hervorragender Feldherr, der an allen grossen Kriegen seiner Zeit theil nahm, am nordischen, am spanischen Erbfolgekr. u. an den Türkenkriegen. 1702 u. 1705 wurde er von den Schweden bei Klissow u. Fraustadt geschlagen.*

[2]) *Russischer General im Nordischen Kriege.*

werden *(sic)*, wenn man bedenkt, daß auch Paykull, freilich im Auftrage eines höher Stehenden, einer beispiellosen That schändlicher Hinterlist und Betrügerei seine Mitwirkung lieh, welche der rechtschaffene König mit so tiefem Abscheu aufdeckte, sodaß er sich berufen fühlte, in einer für alle Zeiten warnenden Weise zu strafen.[1]) Aber wohl mag man beklagen, daß das summum jus der Gerechtigkeit durch eine unbeugsame Rücksichtslosigkeit über die Grenzsteine der Billigkeit hinaus in das Gebiet der summa injuria getrieben wurde.

[1]) *Som den rättrådige konungen med så djup afsky ertappat och kände sig kallad att på ett för all framtid varnande sätt straffa.*

Woher stammen die Rigenser?[1])

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?"

Fragt man einen Rigenser außerhalb Rigas, woher er stamme, so wird man in den meisten Fällen die Antwort erhalten: aus Riga. Diese Antwort ist jedoch für den größten Theil der Rigenser nicht zutreffend: wohl sind sie alle aus Riga her, kommen aus Riga, aber nicht stammen sie alle aus Riga. Was heißt stammen, herstammen? Das Zeitwort „stammen" ist sichtlich von dem Hauptwort „Stamm" abgeleitet. Es schwebt dem wortbildenden Volke beim Ausdruck des abstracten Begriffes „seinen Ursprung nehmen" das concrete Bild des Baumes vor, der auf dem Fundament der im Dunkel der Erde ruhenden Wurzeln sich sichtbar zuerst mit einem Stamme erhebt und von diesem aus in mannigfaltiger Verästelung nach allen Richtungen hin seine Zweige sendet. Und der Baum ist ein vortreffliches Bild für die menschlichen Geschlechter, deren Vorgeschichte sich auch den Blicken entzieht, und deren Glieder, mögen sie auch noch so sehr in die Weite gegangen sein, auf einen Mann zurückgehen, auf den, der zuerst den Geschlechtsnamen getragen. Fragen wir also einen Rigenser, woher er stamme, so hat er als Antwort nicht Riga, den Ort seines Aufenthalts, zu nennen, sondern den Ort, von welchem der Mann her war, der im „Stammbaum" der Familie der „Stammvater" ist, von dem die verschiedenen Familienglieder als Aeste und Zweige ausgingen. Nur diejenigen Rigenser werden folglich mit voller Berechtigung von sich sagen dürfen, daß sie aus Riga stammen, deren den Familiennamen zuerst tragender Ahnherr aus Riga her war; und solcher befinden sich vielleicht anderwärts mehr, als in Riga selbst. Hiernach hat es den Anschein, als wäre es unmöglich, die Frage „woher

[1]) Vgl. „Baltische Monatsschrift." Bd. 40 (1893) S. 285 ff.

stammen die Rigenser?" zu beantworten: wer sollte die Stammbäume oder Geschlechtsregister aller Rigenser durchstöbern? wer sollte die meist überhaupt nicht vorhandenen Familienlisten herstellen und bis auf den Stammvater zurückführen? Natürlich kann auf die Frage keine auch nur annähernd vollständige Antwort gegeben werden; aber doch sind uns einige Anhaltspunkte geboten, und zwar in den Familiennamen, die, manchem ihrer ahnungslosen Träger zur Ueberraschung, Kunde davon geben, wo des Geschlechtes Stamm wurzelte.

Schon insofern der Familienname als Wort einem bestimmten Idiom angehört, weist er auf die Herkunft des Geschlechtes. Heißt ein Mann Schmidt, so stammt er wohl aus einem Lande, in dem Oberdeutsch gesprochen wird, während er als Smed ein Niederdeutscher wäre, als Smith ein Engländer; derselbe Name ist in Frankreich Favre, Fabre, Lefèvre, in Italien Fabri, de Fabris; der Stammvater eines Kusnezow war ein Russe, eines Kowal ein Pole, eines Kalley ein Lette, eines Sepp ein Este. Doch nicht in allen Fällen leitet die Mundart, welcher der Name angehört, uns richtig, denn wir müssen uns die Entstehung der Familiennamen so denken, daß dieselben sehr oft nicht von den ersten Trägern selbst gewählt, sondern diesen von anderen, namentlich Verwaltungsbeamten, die bei einem schriftlichen Geschäftsabschluß eine Person möglichst genau bezeichnen wollten, als Zunamen gegeben wurden. So wäre es wohl denkbar, daß z. B. der Stammvater eines Schmidt ein nach Riga eingewanderter Pole war, der vom deutschen Rath der Stadt Riga den Zunamen „der Schmidt" erhielt, welcher letztere sich dann auf die Nachkommen des in Riga bleibenden Mannes als Familienname vererbte. Wir brauchen hier nur an die Einführung der Familiennamen bei unserem baltischen Landvolk zu denken, das zu einem großen Theil deutsche Namen trägt, ein Beweis dafür, daß die Stammväter unseres Landvolkes aus einem Lande stammen, in dem, wenigstens zum Theil, deutsch gesprochen wird, jedoch auch dafür, daß aus dem Namen nicht sicher auf die Nationalität des Stammvaters geschlossen werden kann.

Aber nicht nur die Mundart des Familiennamens bietet uns einen, wenn auch nicht immer sicheren, Anhalt bei der Bestimmung des Familienursprungs. Viele Familiennamen geben die Herkunft ihrer Träger an, indem sie geradezu einen Ort nennen. Es ist dies eine sehr zahlreiche Gruppe von Familiennamen, eine so zahlreiche, daß wir nach Betrachtung der in Riga vorkommenden Namen dieser Art wohl gar auf die Zusammen-

setzung der ganzen Einwohnerschaft Rigas schließen dürfen. Das Material für unsere Betrachtung liefere Krögers Rigasches Adreßbuch, und zwar die Ausgabe von dem für Rigas Entwickelung epochemachenden Jahre 1887/88.

Als sich das Bedürfniß herausstellte — und das geschah zuerst in den Städten, — eine Person neben dem Taufnamen, den sie vielleicht mit vielen theilte, noch durch einen Zunamen genauer zu bezeichnen, lag es nah, in diesem Zunamen den Ort zu nennen, an welchem die Person lebte oder gelebt hatte. Ein Mann, Namens Friedrich, dessen Haus am Teich lag, wurde Friedrich beim Teich genannt; vor der Stadt erhob sich ein Hügel, an dessen Fuß ein Bernhard hauste, welcher als Bernhard am Berg bezeichnet wurde; der an der Brücke wohnende Johannes wird in die Bürgerrolle eingetragen als Hans Brückmann; ein Heinrich ist aus Holland zugewandert, man heißt ihn Heinrich Hollander; ein aus Lübeck gekommener Konrad wird Konrad von Lübeck geschrieben; ein von seiner Ritterburg niedergestiegener Eberhard nannte sich nach seinem Horst Eberhard von Falkenstein.

Aus den angeführten Beispielen ist ersichtlich, daß wir zwei große Gruppen von Ortsfamiliennamen unterscheiden können, solche, die den Wohnsitz, und solche, die die Herkunft des ersten Trägers nennen, wollen wir sagen topographische und geographische. Die Ortsnamen beider Gruppen gehören zu den ältesten unter den Familiennamen, besonders die geographischen überall da, wo alter Adel mit Grundbesitz oder besitzliche Kaufleute aus der Fremde zuzogen und sich nach ihrem Besitz oder ihrer Heimath nannten. In diesem Falle ist Riga, in erster Reihe eine deutsche Handelskolonie, in zweiter Mittelpunkt für die nach damaligem Brauch durch Ritter bewerkstelligte Ausbreitung des Christenthums. Unternehmende, rasch zu Besitz gelangende Kaufleute und abenteuernde, sich in den Dienst der Kirche stellende Edelleute aus deutschen Landen, unter Gefahren und Mühsalen in der heidnischen Fremde gern der trauten Vaterstadt und der Burg der Väter gedenkend, schrieben und nannten sich, wo es nöthig wurde, naturgemäß am liebsten nach dem Ort ihrer Herkunft. Und der Rath, der die Liste der Bürger führte und den Zunamen hinzufügte, wo der Bürger selbst ihn nicht angab, bestand ja anfangs auch aus eben solchen Zugewanderten, denen es ebenso nahe lag, die zu notirenden Personen nach ihrer Herkunft zu nennen. — Schon in dem ältesten der Stadtbücher Rigas, dem „rigischen Schuldbuch," das uns eine stattliche Reihe von Einwohnern Rigas aus den Jahren 1286—1352 nennt, sind, gering

gerechnet, etwa zweihundert mit solchen Ortszunamen versehene aufgezeichnet. Unter ihnen sind besonders viele aus den jetzigen preußischen Provinzen Westfalen, Hannover, Sachsen, und ebenso aus Livland; in zweiter Reihe stehen die Hansestädte, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Pommern, Lippe, Schweden, Rußland, Estland; weniger Landeskinder weisen auf: Kurland, Ostpreußen, Rheinprovinz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen, Brandenburg, Dännemark; vereinzelt finden sich dann: de Ungaria, Polonus, de Anglia, Friso, Spaniul. Wir erhalten hierin ein ungefähr richtiges Bild von der Zusammensetzung der Einwohnerschaft und den Verbindungen Rigas in jenen alten Tagen. Daß die Hansastädte, Rigas Mütter, nicht an erster Stelle stehen, darf uns nicht wundern, denn abgesehen davon, daß der Name mancher Hansastadt unter den Städten der oben genannten deutschen Länder zu finden ist, können, da Familiennamen ursprünglich Unterscheidungsmerkmale gleichbenannter Personen sind, die einzelnen Städte auf dem Gebiete der Ortsfamiliennamen nicht mit ortreichen Ländern und Provinzen concurriren.

Welches Bild nun von Rigas Einwohnerschaft gewähren uns die jetzigen Familiennamen mit einer Ortsangabe? Betrachten wir diesmal die auch in Riga älteren geographischen Ortsnamen. Vorher muß aber im Interesse des Namenerklärers selbst auf mehrere Umstände hingewiesen werden, wo alle Kunst des Deutens versagt. Vor allem ist im Auge zu behalten, daß ein Ortsname nicht immer die Herkunft des Trägers zu nennen braucht: der erste Träger desselben ist vielleicht einmal in dem Lande, an dem Orte gewesen, er wußte von seiner Reise viel zu berichten, oder er stand mit dem Ort in besonders reger Handelsbeziehung, oder er hatte irgend eine Aehnlichkeit mit Leuten jenes Landes, oder was sonst zu solch einer Bezeichnung, die vielleicht nur ein Spitzname war, die Veranlassung gegeben haben mag; nicht sehr wahrscheinlich z. B. ist es, daß der im Schuldbuch erwähnte Spaniul ein stolzer Spanier gewesen. Als weiteres Hinderniß stellt sich dem Namendeuter die Thatsache in den Weg, daß die verschiedenen Sprachen die gleichen Lautcompositionen zur Bezeichnung ganz verschiedener Begriffe gebrauchen; der Familienname Irbit wird wahrscheinlich nicht bedeuten „der aus Irbit im Gouvernement Perm," sondern wird ein lettischer Name mit der Bedeutung „das Feldhuhnchen" sein, „der aus dem Irbit-Gesinde." Auch sonst concurriren oft vorschiedene Erklärungen desselben Familiennamens mit einander; Nicolai heißt eine Stadt in Schlesien, Sattler kann ein Mann aus Sattel sein, welchen

Namen mehrere Dörfer tragen. Ferner: Entdeckungsreisende und Gründer neuweltlicher Städte wählen zur Benennung der Oertlichkeiten gern Familiennamen berühmter Personen; thöricht wäre es z. B. anzunehmen, daß der Ahnherr der Familie Glasenap als Eskimo auf dem „Cap Glasenap" am Westende der Aljaska-Halbinsel in Nordamerika gesessen. Weiter ist zu erwähnen, daß geographische und topographische Namen nicht recht auseinanderzuhalten sind, da Oertlichkeiten ganz gewöhnlich nach charakteristischen Merkmalen ihrer Umgebung benannt sind: wer kann entscheiden, ob der Stammvater eines Mannes namens Buchholz aus einer Stadt Buchholz her war, oder ob sein Haus an einem Buchengehölz gestanden? Der Name Buchholz ist auch ein passendes Beispiel für noch ein Hinderniß bei der Erklärung der Ortsfamiliennamen: das mehrmalige Vorkommen desselben Ortsnamens; die „Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde" von Dr. Wilhelm Hofmann nennt 53 Ortschaften mit dem Namen Buchholz, sie alle haben für den in die Familiengeschichte der vielen Buchholz' nicht eingeweihten Namendeuter die gleiche Berechtigung, den ersten Buchholz beherbergt zu haben:

Ἑπτὰ πόλεις διερίζουσιν περὶ ῥίζαν Ὁμήρου.

Nach Anerkennung all der gemachten Einschränkungen wird der Leser nun wohl erwarten, die Ortsfamiliennamen Rigas vollständig zu vernehmen. Doch der Erklärer ist mit der Darlegung seines testimonii paupertatis noch nicht zu Ende. Denn abgesehen davon, daß er im Fach der Geographie sich nur als Bönhasen fühlt, wird ihm bei manchem Namen selbst der zünftigste Geograph nicht helfen können, da einerseits die Deutschen und nach ihnen die Letten, seit Alters auf Einzelhöfen sitzend, in ihren Familiennamen eine solche Fülle von Namen kleinster, unbedeutendster Oertlichkeiten bieten, daß selbst die genausten Ortslexika den Suchenden im Stiche lassen würden, da andrerseits die Namen der Ortschaften wie auch die Namen der Familien sich dem Wandel der Sprache nicht haben entziehen können, und da endlich in manchem Familiennamen sich der Name einer Ortschaft erhalten hat, die selbst schon lange vom Erdboden verschwunden, von der kein Geographiebuch mehr berichtet, von der nicht einmal mehr Ruinen auf das Leben der Gemeinde deuten, in welcher der erste Träger jenes Familiennamens gewirkt.

Immerhin bleibt des Sichern, des Wahrscheinlichen oder wenigstens Erwägenswerthen so viel, daß ich noch werde weglassen müssen, um nicht zu ermüden.

„Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!"

Es giebt ein Epigramm, welches die Zersplitterung Deutschlands und den Mangel an Nationalgefühl bei den Deutschen geißelt und also lautet:

„Ich bin Franzos!" „Engländer!" „Ich Russe!" — Und Sie, mein Verehrter?
„Schulze aus Meiningen, Herr! Dero ergebener Knecht!"

Diese bösen Verse haben in Riga nicht Recht, denn hier leben Leute, die sich Deutsch, Deutschmann, Deitschmann nennen, in polnischer abgeleiteter Form Nemtschinow, Nemizky, Nemzewitsch, in lettischer Wazet, wogegen Purswahzet, „der Moraſtdeutsche", ein Spottname für einen Letten ist, der gern ein Deutscher scheinen möchte. Zum Theil aber wird die Behauptung des Xenions durch die Familiennamen Rigas auch wieder unterstützt, denn kaum finden wir bei einem andern Volk — ein Zeichen treuer Anhänglichkeit an die engere nnd engste Heimath — eine derartige Berücksichtigung der Volksstämme und -stämmchen, wie beim deutschen. Man höre, was Riga an germanischen Volksstämmen in seinen Familiennamen nennt: Sachs, Sahs, Sax, Sacks, Saks, „der Sachse", einige von ihnen vielleicht estnische Namen mit der Bedeutung „der Deutsche"; Westphal nebst aus ihm entstelltem Westwall, „der Westfale"; Hesse und Heß, „der Hesse"; Döring, „der Thüringer"; Friese, Frese mit den Diminutiven Friesel und Fresing, „der Friese"; Flaming und Fleming, „der Flamänder"; Franke, Francke, Frank, Franck, Frankmann und das Diminutiv Fränkel, „der Franke"; Schwabe, „der Schwabe", nebst Lützelschwab, „der kleine Schwabe"; Bayer, Beier, Beyer und Beyermann, „der Baier"; endlich die Nordgermanen: Schwede nebst lettischem Sweedre, „der Schwede", und Normann, Norrmann, „der Norweger". Und dazu kommt noch eine ganze Reihe solcher, die nach dem Lande, der Provinz benannt sind und später genannt werden sollen. Nächst den germanischen finden wir slawische Volksstämme am meisten vertreten: Ruß, lettisch Kreews, Kreew, diminutiv Kreewing, „der Russe"; Chochlow und Chachlow von chochol „der Kleinrusse"; Pole, Pohle, Pol, Pohl, Pohlmann, lettisch Pohlis und Diminutiv Pohlith, polnisch Pohlowsky, Polowsky, russisch Poläkow, Polaekow, Poljäkow, Poljakow, Polakow, kleinrussich Poleko, „der Pole"; Tschisch, Cziesch, Czisch, Ziesc, „der Tscheche"; Kropath, „der Kroat"; Wende, Wendt, Diminutiv Wendel und Wendlin, „der Wende"; Kosakoff nebst Kosakoffky, Kosakowsky, Kosakewitz, Kosakewitsch, „der Kosak". Dem littau-lettischen Sprachstamm gehören an: Latwis, „der Lette"; Litowsky, lettisch Leite, Leit, Leitz statt Leitis, Diminutiv Leiting,

„der Littauer". Von Indogermanen finden sich außer den Genannten nur noch aus dem Westen der Franzmann, „der Franzose", und aus dem Osten Tscherkeß nebst Tscherkessow, „der Tscherkesse". Finnische Stämme sind wieder recht zahlreich da: Tschude, „der Tschude, Este"; Libet, wie im Lettischen „der Live" heißt, und Liven, „von den Liven"; Karelin, „der Karelier"; Tatarin und vielleicht Tatter, „der Tartar"; Turk, Turkow und Turetzky, „der Türke"; Ungar und Unger, „der Ungar"; Baschkirow und Baschkyrow, „der Baschkir"; Jakutowsky, „der Jakute". Als letzten nennen wir den Kitai, Kittai, den „Chinesen".

„Dem Land, wo meine Wiege stand,
Ist doch kein andres gleich."

Mit den Volks- und Stammesnamen eng zusammenhängend, oft kaum von ihnen zu unterscheiden, sind die Ländernamen, die wir an jene erste Gruppe anschließen wollen. Da haben wir den lettischen Namen Wahdsemneek, „der aus Deutschland". Als Angehörige des deutschen Reiches sind dann noch zu nennen: Preuß, Preiß, Preis, in lettischer Form Pruhs, in russischer Pruß, Prusow, in polnischer Pruschinsky und Pruschewsky, „der aus Preußen; Mark und Märker, „aus der Mark", und Neumark, „aus der Neumark", einer Landschaft in Preußen; Uckermann, „aus dem Uckerlande" in der Provinz Brandenburg; Suhrlandt, „aus dem Sauerlande" in Westfalen; Berg und Berger, „aus dem Herzogthum Berg"; Klever, „aus dem Herzogthum Cleve"; Salm, „aus dem Fürstenthum Salm" in Westfalen; Stolberg, „aus der Grafschaft Stolberg"; Masuhr, Masur, Masurewitsch, Masurewitz, „aus Masuren", dem polnischen Süden Ostpreußens; Schlese, Schloesing, Schlösing, „aus Schlesien"; Holstein, Holsten, Holst, „aus Holstein"; Mekelburg, „aus Mecklenburg"; Pfaelzer, Pfeltzer, Felzer, „aus der Pfalz"; Baar, „aus der Landgrafschaft Baar" in Baden; nicht, wie Baar, Berg, Stolberg und Salm, dem Schicksal der Mediatisirung verfallen sind Lippe, Reuß und Lichtenstein. — Es folgen die nicht zu Deutschland gehörigen Länder und Landschaften: Livonius und Liwaniez, „der Livländer"; Kurlandsky, „der Kurländer", nebst Oberländer, „aus dem kurischen Oberlande"; vielleicht Wieck, Wieckmann, Wiekmann, „aus der Wiek" in Estland; Polen, Pohland, Boland, „aus Polen"; Krimm, „aus der Krim"; Nyländer, Nyeländer, „aus Nyland" in Finnland.. Oestreich, Austreich und Austrich, „aus Oesterreich"; Böhme, Boehm, Böhm, „aus Böhmen"; Zagorsky und

Sagorsky, „aus Sagorien", einer Landschaft in Kroatien. Schweitzer und Sweitzer, „aus der Schweiz". March, „aus der March", einem Bezirk im Canton Schwyz; Wallis, „aus dem Canton Wallis". Hollander und Holländer, „aus Holland", nebst Friesländer und Frislander, „aus Friesland". Dänemark und Dännemark, „aus Dänemark", nebst Seeland, „aus Seeland". Pickardt und Picardt, „aus der Picardie"; Meuse, „aus dem Departement Meuse". Anatoljew, „aus Anatolien" in Kleinasien. Am weitesten her sind in dieser Gruppe Kaschmir und Japan.

Den Uebergang von den Ländernamen zu den deutlich von einer Stadt hergenommenen bilden diejenigen, bei denen man nicht erkennen kann, ob sie die Provinz oder die gleichnamige Hauptstadt derselben meinen. Astrachan, Kasansky, Moskowkin, Nowogrod, Pleskau, Kalugin, Twersky; Podolsky, Minsk und Minske, Witebsk; Plotzky, Augustowsky. Brandenburg und Brandenburger, Meiningen und Meiniger, Posner nebst Posnikow, „aus Posen", Oldenburg und Birkenfeld, „aus Birkenfeld", dem zu Oldenburg gehörigen Fürstenthum. Bern und Berner, „aus dem Canton oder der Stadt Bern"; Glarner, „aus dem Canton oder der Stadt Glarus". Salzburg; Halicki, „aus Halicz oder aus Halizien", was die ältere Form für Galizien ist. Vielleicht Bergner als der „aus dem Stift oder der Stadt Bergen in Norwegen", doch wahrscheinlicher ein Deutscher. — Hier wären noch viele Namen zu nennen, wenn man bedenkt, daß bei jüngeren Eintheilungen eines Landes Bezirke und Aemter am einfachsten nach der wichtigsten Stadt benannt wurden. Doch werden wohl in den meisten Fällen die Städte vor den Bezirken den Vorzug bei der Namenerklärung verdienen, da die Namen solcher durch Administrativbestimmungen geschaffener Landestheile unpopulär sind.

„Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt".

Die nach der Nationalität und dem Vaterlande Benannten kommen in Riga zum Theil in recht ansehnlicher Zahl vor; so z. B. weist der Name Heß resp. Hesse 23, Franke mit seinen Formvariationen 25 Adressen auf, als Polen sind dem Namen nach 35 Personen im Adreßbuch verzeichnet, u. s. w. Damit sind aber noch lange nicht alle Hessen, Franken, Polen u. s. w. erwähnt, denn bei weitem die meisten von ihnen werden nicht nach dem ganzen Lande, sondern nach einer Ortschaft im Lande genannt. Betrachten wir die Städte zuerst; bei der Zuzählung zu einem bestimmten

Lande habe die größere den Vorzug vor der gleichnamigen kleineren. Beginnen wir mit den Riga am nächsten liegenden Provinzen und Staaten.

Livland ist vertreten mit den Städtenamen: Wenden nebst den lettischen Zeese, „Wenden", und Zehsneek, „der Wendenser", Wollmer, „Wolmar" und Wolmerowitsch, „der Wolmaraner", Walk und Schloker. — Aus Kurland stammen: Mitawski, Liebau, Grobin und Grobien, Eisputten, „aus Hasenpoth", Goldinger, Zabel, Baldon und Baldohn. — Estland ist mit keiner einzigen seiner Städte vertreten. — Ebenso finde ich keine der Städte des Großfürstenthums Finnland. — Aus den littauischen Provinzen Rußlands stammen außer den bereits genannten Minsk und Witebsk noch folgende: Borissow nebst Borissowitsch; Braslauska, „aus Braslaw; Dombrowsky, „aus Dombrow"; Kamien; Keidan, „aus Keidany"; Moscheikin, „aus Moscheiki"; Pinsk, Pinsky, Pinzker, „aus Pinsk"; Polotzky; Poswol und Poswoll; Mereszcynsky, „aus Merecz"; Schawlow, „aus Schaulen"; Slutzkin, „aus Sluzk"; Stanislawow; Taurogg, „aus Tauroggen". — Es folge das Königreich Polen mit folgenden Städtenamen: Plotzky, Augustowsky; Baranow nebst Baranowsky; Constantinowitsch; Dobre; Grajewsky, „aus Grajewo"; Janikow; Janow nebst Janowsky; Klimontowitsch, „aus Klimontow"; Kock; Konstantinow; Kosow; Kowalow nebst Kowalewsky, „aus Kowal"; Krasnik nebst Krasnikow und Krassnikow; Adamow; Okunew; Makowsky, „aus Makow"; Rakowsky, „aus Rakow", und Rakoffsky; Sokolow nebst Sokolowsky und Sokolowitsch; Lukow nebst Lukowsky und Lukowitsch. — Auf Städte des übrigen russischen Reiches weisen folgende Familiennamen Rigas: Astrachan, Kasansky, Kalugin, Moskowkin, Nowogrod, Pleskau und Twersky nannten wir schon als Namen von Gouvernements. An sie schließen wir aus dem Gouv. Woroneſh: Bobrow nebst Bobrowsky, Pawlowsky, „aus Pawlowsk"; aus dem Gouv. Charkow: Choroschewsky, „aus Choroschewa"; aus dem Gouv. Jaroslaw: Danilow, Romanow nebst Romanowsky; aus dem Gouv. Kursk: Dmitriew nebst Dmitriewsky; aus dem Gouv. Tschernigow: Gluchowsky, „aus Gluchow", Sosnitzky, „aus Sosnitza"; aus dem Gouv. Wolhynien: Gorochow, Konstantinow, Koretzky, „aus Koretz"; aus dem Gouv. Podolien: Kamenetz und Podolsky; aus dem Gouv. Tula: Jefremow, Wenewitz, „aus Wenew", Nowoselsky, „aus Nowosil", Odojewzew, „aus Odojew"; aus dem Gouv. Orel: Jelec; aus dem Gouv. Bessarabien: Ismailow, „aus Ismail", Sorokin, „aus Soroki", vielleicht gar Akkermann; aus dem Gouv. Wladimir: Jurjew, Koworowsky, „aus Kowrow", Alexandrow; aus dem Gouv Twer:

Kaschin, Rschewsky, „aus Rschew"; aus dem Gouv. Nowgorod: Kirilow, Tichwinsky, „aus Tichwin"; aus dem Gouv. Tambow: Koslow nebst Koslowsky; aus dem Gouv. Kiew: Swenigorodcky, „aus Swenigorodka", Tscherkassow, „aus Tscherkassy", Wassilkow; aus dem Gouv. Orenburg: Troitzky, „aus Troitzk"; aus dem Gouv. Nishnij-Nowgorod: Wassil; aus dem Gouv. Rjäsan: Michailow nebst Michailowsky; aus dem Gouv. Cherson: Nikolajew und Nicolajew; aus dem Gouv. Wologda: Nikolsky, „aus Nikolsk; aus dem Gouv. Taurien: Orechow; aus dem Gouv. Wiatka: Orlow nebst Orlowsky; aus Kaukasien: Lori; aus Tobolsk: Beresow; aus dem Gouv. Pleskau: Noworschew; Podolsky aus dem Gouv. Moskau; Luga nebst vielleicht Lugawin aus dem Gouv. Petersburg. — Ueberblickt man die eben genannten russischen Familiennamen dieser Gruppe, so wird einem unbedingt die Uebereinstimmung mit Personennamen auffallen; man wird also gewiß eine ganze Reihe von ihnen aus dem Gebiet der Ortsfamiliennamen streichen dürfen. Ueberhaupt kommen unter den russischen Familiennamen Ortsnamen verhältnißmäßig nur in geringer Zahl vor, was sich einerseits daraus erklärt, daß in Rußland die Anhänglichkeit an den Ort nicht sehr stark ausgebildet zu sein scheint, die Ortschaften auch nicht so dicht gesät sind, wie z. B. in Deutschland, andrerseits aber daraus, daß dem Russen ein Name außer dem Tauf- und dem Vaternamen überhaupt noch als etwas Unnützes, Fremdes, bloß Anbefohlenes erscheint, weshalb ja auch zur Bildung der Familiennamen fast nur die Vaternamen verwandt worden sind und vor den Iwanow, Petrow, Pawlow und Wassiljew fast alles Uebrige verschwindet.

Welche Rigenser stammen aus Städten Deutschlands? Preußen, der führende Staat Deutschlands, eröffne die Reihe! Da sind die Ostpreußen: Königsberg, Memel, Rößler, „aus Rössel", Allenstein, Braunsberg, Friedland nebst Friedländer; die Westpreußen: Marienburger, Tietz nebst Tietzmann, Berent, Danziger; die Pommern: Poltzien, „aus Polzin", Bahn, Barth, Belgard, Bublitz, Damm, Gartz, „aus Garz", Köslin, Kolberg; der Holsteiner Kiel; die Brandenburger: Brandenburg und Brandenburger, Berlin, Sommerfeldt, Bernstein, Brückmann, „aus Brück", Friedeberg, Löwenberg und — ich mache keinen Kalauer — Kalau; die Schlesier: Breslau, Brieger, „aus Brieg", Goldberg, Grünberg, Hirschberg, Lewin nebst Lewinsky, Liebau, Löwen, Tostmann, „aus Tost", Schmiedeberg, Seidenberg, Silberberg, Rosenberg, Sagan; die Posener: Posner und Posnikow, Reisner und Reissner, „aus Reisen",

Sandberg, Bromberg; die Sachsen: Brückner, „aus Brücken", Herzberg, Hornburger, „aus Hornburg", Jessen, Magdeburger, Mansfeld, Mühlberg, Mühlhausen, Nordhausen, Trefurt, Wittenberg, Zeitz; die Hannoveraner: Dannenberg, Grund nebst Grundmann, Melle, Schnackenburg, Springe nebst Springer, Ultzen, „aus Uelzen"; die Westfalen: Arnsberg, Bielefeldt, Dorster, „aus Dorsten", Hagen, Hammer, „aus Hamm", Münstermann, „aus Münster", Witten; die Rheinländer: Emmerich, Essen, Klever, „aus Kleve", Koblenz, Langenberg, Stolberg, Stromberg, Wendel; die Hessen: Cassel und Kassel, Dietz nebst Dietzmann, Rosenthal, Wietzenhausen und Witzenhausen, Holzapfel, „aus Holzappel". — Es schließen sich an die zuletzt Genannten die nicht preußificirten Hessen: Friedberg, Hirschhorn, Müntzenberger, Offenbach, Oppenheim, Worms. — Das Königreich Sachsen hat hergesandt: Brand, Buchholz und Buchholtz, Burger, „aus Burg", Lauenstein, Meißner und Meisner, „aus Meißen", Oschatz, Dresden und Drehsden, Frauenstein, Freiberg und Freyberg, Geier, Hohenstein, Rochlitz, Schneeberg, Schwartzenberg. — Aus den mitteldeutschen Herzog- und Fürstenthümern stammen: Meiningen nebst Meininger, Rastenberg, Sonnenberg, Eisennack, „aus Eisenach", Eisenberg, Berka, Blomberg, Horn, Tanna, Schleizer, „aus Schleiz". — Mecklenburger Städter giebt's folgende: Malchin, Marloff, „aus Marlow", Roschtok, Stavenhagen und Wittenburg aus Schwerin und Schönberg nebst Schönberger aus Strelitz. — Aus Oldenburg stammt Oldenburg. — Ein Braunschweiger ist Blankenburg. — Auch Hanseaten finden sich: Hamburger, Lübeck, Bremer und Brehmer und vielleicht Brehm und Brehme; zu Bremen gehört auch Amt nebst Flecken Vegesack. — Aus Elsaß-Lothringen haben Mühlhausen, Zabern und Seltz den Weg nach Riga gefunden. — Städten Baierns entstammen: Anspach, Augsburg, Bernheim, Günzburg, Hofer, „aus Hof", Klingenberg, Kusel, Landsberg nebst Landsberger, Landau, Neuburg nebst Neuburger, Nürenberg, „aus Nürnberg", Oettingen, Roth nebst Rother, Weiden und Weyden nebst Weidner, Schweinfurth. — Auf Städte Württembergs weisen Hall nebst Haller, Herrenberger, „aus Herrenberg", Kalwer, „aus Kalw", Löwenstein, Rosenfeld, Scheer nebst Scheermann. — Als Städter aus Baden weisen sich aus: Freudenberg, Eppinger, „aus Eppingen", Kehl, Mosbach, Steinbach.

Von Städten Oesterreichs finden sich folgende Namen unter Rigas Familiennamen: aus Oesterreich ob der Enns: Ens und Greiner, „aus Grein"; aus Oesterreich unter der Enns: Stein nebst Steinmann

und Steiner; aus Salzburg: Salzburg; aus Tirol: Brixius, „aus Brixen"; aus Mähren: Saar, Sternberg, Stramberg; aus Galizien: Krakau, Lemberg, Tarnowsky, „aus Tarnow", Witkowsky, „aus Witkow"; aus Böhmen: Einsiedel, Neuhaus, Neumark, Politzin, „aus Politz", Prisen, Schönfeld, Bilinsky, „aus Bilin", Birckenberg und Birkenberg, Friedland nebst Friedländer, Graupner, „aus Graupen", Horowitz, Janowitz, Kaden nebst Kadner. — Aus Ungarn stammen: Eisenstadt, Gran, Durand; aus Kroatien: Kreutzer, „aus Kreutz".

Der Schweiz entstammen folgende Städter: Bern nebst Berner, möglicherweise, wenn auch unwahrscheinlich, Bulle nebst Buller, ferner Sion und Zürich. — Auf Schweden weist der Städtename Lund nebst Lundmann, auf Norwegen Bergner, „aus Bergen", auf Dänemark Rönne und Stegemann, „aus Stege".

An die Niederlande kann beim Städtenamen Grave gedacht werden; an Belgien bei Lier, Brüggemann, „aus Brügge", und Löwen.

Englische Städte finden wir in den Namen: London, Milton, Carlile, „aus Carlisl", George, March, Ramsay, Wells.

Frankreich ist mit folgenden Städtenamen vertreten: Paris, Lille, Mende, Remy, Seyssel, Thiers, Besse, Brest, Cordes.

Aus Italien finden sich: Roemer, Turin, Capaccio.

„Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab".

Wenn es schon unter den Städten nicht wenige gleichnamige giebt, weshalb es oft unmöglich ist, dem Träger eines Städtenamens seine ursprüngliche Heimath anzuweisen, so ist das bei den Dörfern natürlich noch häufiger der Fall. Fünfzig und mehr Dörfer gleichen Namens sind im Ortslexikon keine Seltenheit. Ebenso, wie bei den Städtenamen, soll auch hier dem größeren Ort, falls die Größe zu constatiren möglich gewesen, vor dem kleineren der Vorzug gegeben werden; ich bitte daher die Träger eines Dorfnamens, die über die Lage ihres Heimathsdorfes besser orientirt sind, den Fehler dem Wahrscheinlichkeitsrechner nicht zu hoch anzurechnen.

Namen von Dörfern Rußlands finde ich nicht viele unter den Familiennamen Rigas: Sawin nebst Sawinitsch aus dem Königreich Polen; Maletz, Goldowsky, „aus Goldow", Iwaschkewitsch aus dem Gouvernement Grodno; Okmian, „aus Okmiany", Pokroi, Remigolsky,

„aus Remigoly", Kowarsky, „aus Kowarsk", aus dem Gouv. Kowno; Solock, Bogdanow nebst Bogdanowitsch, Ilgin, „aus Ilghi", aus dem Gouv. Wilna; Korenin, „aus Koreni", aus dem Gouv. Minsk; Smolian, „aus Smoliany", aus dem Gouv. Mohilew; Karpow nebst Karpowsky und Karpowitsch, Andrussow, aus dem Gouv. Smolensk; Repkin, „aus Repky", Klimow, Kulagin, „aus Kulaga", aus dem Gouv. Tschernigow; Raschkoff, „aus Raschkow", Balin nebst Balinsky, Kublitzky, „aus Kublicz", aus dem Gouv. Podolien; Makarow, Obuchowsky, „aus Obuchow", Kanewsky, „aus Kanew", Korsun aus dem Gouv. Kiew; Senkow nebst Senkowitsch aus dem Gouv. Charkow; Jelensky, „aus Jeleniy", Kostina aus dem Gouv. Pleskau; Iwanowsky, „aus Iwanowskoje" im Gouv. Orel; Kusmin nebst Kusminitsch, „aus Kusmina" im Gouv. Tambow; Dratschewsky, „aus Dratschewo", Gouv. Wladimir; Gluschitzky, „aus Gluschitza" im Gouv. Wologda; Alexejew aus dem Gouv. Saratow; Muraschkin, „aus Muraschkino", Semenow nebst Semenowitsch aus dem Gouv. Nischnij-Nowgorod; Jerapolsky, „aus Jerapolsk" im Gouv. Moskau; Blumenstein und Blumenthal aus dem Gouv. Taurien. — Auf Finnland weist als Name eines Kirchspiels Karis.

Aus Schweden haben wir: Schloß Karlberg und Kirchspiel Karp; aus Norwegen die Dorfnamen Sell nebst Sellmann, Stange, Sund, Tiller und die Kirchspielnamen Land, Gran und Holt; aus Dänemark Sorgenfrei.

In Großbritannien und Irland finden wir von Rigas Familiennamen als Ortschaften wieder: Bradshaw, Brigg, Coats, „aus Coates", Gordon, Goring, Gower, Grade, Hay, Hill, Holt, Iken, Langford, Loudon, Mellis, Mitschell, „aus Mitchell", Penn, Ramsey, Rath, Roß, Row, Ruston, Winnal, Wood.

Belgien darf für sich vielleicht in Anspruch nehmen: Moll, Cordes, Footz, Gerding, „aus Gerdingen", Henis, Jette, Kain, Kessel nebst Keßler, Schelle, Somme, Wellin.

Den Niederlanden könnten zugewiesen werden: Appelius, „aus Appel", Beek, van Beuningen, Born, Empel, Eylandt, Joost, Keppel, Lith, Losser, Mademann, „aus Made", Nuth, Osch, Weller und Wellmann, „aus Well", Weltner, „aus Welten". — Luxemburger könnten Bechmann, „aus Bech", Eich, Wahl und Helmsing, „aus Helmsingen", sein.

Französische Dörfler scheinen die Ahnherren folgender Rigenser gewesen zu sein: Assas, Corny, la Croix, Lods, Lury, Mellé, Noë, Ruch, Segal, Sirach, Villebois. — Italiener sind Pescantini, „aus Pescantina", einem Dorf in Venezien, und à Campo. — Molinos aus dem Dorf Molinos bei Saragoza vertritt Spanien unter den Rigensern. — Aus der Schweiz lassen sich nennen: Blumenstein, Bollinger, „aus Bollingen", Buchs, Egger, „aus Egg", Eichberger, „aus Eichberg", Engelberg, Ettinger, „aus Ettingen", Frick, Heimberger, „aus Heimberg", Kiesen, Landenberg, Latsch, Lehn nebst Lehner, Meßner, „aus Messen", Neudorf, Neukirch, Risch, Rohrbach, Sattler, „aus Sattel", Sax, Schachner, „aus Schachen", Seedorf, Seen, Sils, Suhr, Thal nebst Thalmann, Trey nebst Treymann, Wallbach, Windisch.

Serbien sandte: Subarow, „aus Subar", Jagodinsky, „aus Jagodin".

Mit einer sehr großen Anzahl Dorfnamen sind Oesterreich-Ungarn und Deutschland vertreten. Zuerst Oesterrich-Ungarn! Aus Oesterreich ob der Enns stammen: Ahberg, Alandt, Altmann, Brammer, „aus Bramm", Diesenberg, Eck, Eidenberg, Forstberg, Frei, Freidenthal, Freundling, Goller, „aus Gollen", Gramberg, Gröning, Grünburg, Grundberg, Harr, Hernberger und Herrnberger, „aus Hernberg", Kaining, Kapping, Kochberg, Kriegen, Lambach, Lichtenegg, Lien, Luckmann, „aus Luck", Mühring, Müllberg, Neudorf, Oberländer, „aus Oberland", Ohmann, Preiß, Reniger, „aus Renigen", Riedel, Rinneberg, Roseneck, Sandel nebst Sandler, Seeling, Sieberg, Speer, Stangel, Uttendorff, Warter, „aus Wart"; — aus Oesterreich unter der Enns stammen: Anger, Baumgarten, Blank, Brunner, „aus Brunn", Erdberg, Grosschopf und Groschoff, „aus Groschopf", Grüning und Grünning, Harras, Hein, Henning, Karlstein, Klamer, „aus Klam", Kleinberg, Kott, Kreisberg, Kreiser, „aus Kreis", Kronberg, Kruth, Lilienfeld, Lunz, Masing, Melk, Penz, Perniz, Plank, Prein, Raming, Raßpach, Rattner, „aus Ratten", Reinthal, Reister, „aus Reist", Siering, Spitzmann, „aus Spitz", Stössinger, „aus Stössing", Straß nebst Straßmann, Stremberg, Tesdorff, Tiefenthal, Wegling; — Steiermärker sind: Alp, Alpe, Birn, Dörfling, Eckberg, Eisbach, Feldbach, Feldenhof, „aus Feldenhofen", Flach, Freiland, Franz nebst Franzius, Greil, Greim, Großberg, Kapeller, „aus Kapell", Kinder, „aus Kind", Laming, Landelius, „aus Landel", Langer, „aus Lang", Lankowitz, Laurenz, Libon, Lissing, Pack, Petschke, Plath,

Raß nebst Raßmann, Rein, Rudnizky und Rudnitzky, „aus Rudnitz", Roetscher, „aus Rötsch", Schloßberg, Seitz, Siesenberg, Sobath, Sommer, Stallbaum, Steindorf, Stübing, Teitz, Thalberg, Klaus, Kugelberg; — Kärnten sandte: Assing, Blut, Höflinger, „aus Höfling", Lack, Lassen nebst Lassenius, „aus Lassen", Laufenberg, Lautz, Neudorf, Schwager, „aus Schwag", Wießner, „aus Wießen"; — aus Krain kamen: Borst, Brückel, Doll, Drusche, Goba, Grische, Kauze, Kollmann, „aus Koll", Lerchendorf, Loschinsky, „aus Loschin", Lunger, „aus Lung", Sagorsky, „aus Sagor", Saplan, „aus Saplana", Seele, Stauden, Tschernitz, Wetscher „aus Wetsch"; — aus Salzburg: Euring, Glas, Imlauer, „aus Imlau", Schmieden, Schweineck, Schwemberg, Weiland; — aus Graz: Neuberg; — aus Istrien: Ports; — Tiroler sind: Bitzau, Bratz, Fennberg, Garten, Graf, Igels, Klim, Latz, Majon, Matsch, Maurach, Olle, Panberg, Paton, Pillmann, „aus Pill", Prutz, Rathfelder, „aus Rathfelden", Revo, Sarro, Tiers, Toß; — Dalmatiner sind: Galla, Plat, Trau; — aus der Militärgrenze stammen: Gerker, „aus Gerk", Krusewetsch, „aus Krusewicza", Kute, Lappat, Roch, Ruska; — aus Schlesien: Zuckow und Zukowitsch, „aus Zukow"; — aus Mähren: Benke, Bleich, Eulenberg, Gentsch, Jambowitz, Jentsch, Ketkowitsch, Laaß, Ladin, Liebe, Lipawsky, „aus Lipau", Lipow, Losch, Malikowsky, „aus Malikow", Orlowitz, Ostrowsky, „aus Ostrow", Paskowsky, „aus Paskow", Perlow, Peschkow, Pohl nebst Pohlmann, Polowsky, „aus Polow", Pruß, Raabe, Ratkowsky, „aus Ratkow", Rattay, Ritscher, „aus Ritsch", Rossitzky, „aus Rossitz", Rumberg, Saschin, „aus Saschina", Scharow, Strutzky, „aus Strutz", Swanow, Tein, Trubeck, Tschechowitsch, Turowitsch, Urbanowitsch, „aus Urbanow", Urinowitz, „aus Urinow"; Ustinow, „aus Ustin", Wachtel, Wallberg, Wiesenberg, Wiese nebst Wiesemann, Zakowsky, „aus Zakow", Zilinsky, „aus Zilin"; — auf Galizien weisen: Bykow, Bukowsky, „aus Bukow", Chronau, Dukowsky, „aus Dukow", Godycky, „aus Gody", Horbatschewsky, „aus Horbacze", Jaskowsky, „aus Jaskowa", Jedlicka, „aus Jedlice", Jurkowsky, „aus Jurkow", Kopkin, „aus Kopki", Krukel, Kulikow nebst Kulikowsky, Labowsky, „aus Labowa", Laske, Lissakow, Malowsky, „aus Malow", Milkowsky, „aus Milkow", Nadolsky, „aus Nadoli", Orzechowsky, „aus Orzechow", Piotrowsky, „aus Piotrow", Polen, Rabbe, Rudnicki, „aus Rudnik", Russin, Rykow, Sadowsky, „aus Sadow", Sieniawsky, „aus Sieniawa", Sinkow, Slivkin, „aus Sliwki", Smolnik, Soroko, Sosnowsky, „aus Sosnow",

Stanislaw nebst Stanislawsky, Surowsky, „aus Surow", Urmann, „aus Urman", Weremjenko, „aus Weremjen", Witlin, Witowsky, „aus Witow"; Woronetzky, „aus Woronetz", Woiciechowsky, „aus Woiciechow", Zurowsky, aus Zurow". — Folgende Familiennamen Rigas finden sich als Dorfnamen in Ungarn: Baar, Babin, Bank, Battar, Burda, Csejtey, „aus Csejd„ oder „aus Cseitha", Einsiedel, Foth, Grebitz, Gros, Guth, Inke, Kallenberg, Kaplun, „aus Kaplony", Karo, Kekmann, „aus Kek", Kermann, „aus Ker", Kofffky, „aus Koff", Krieger, „aus Krieg", Leß nebst Lesser und Leßmaun, Litke, Lukin, Mikulin, „aus Mikula", Nevermann, „aus Never", Pamukow, „aus Pamuk", Petz, Puchowsky, „aus Puchow", Rabe, Rima, Rum, Saß nebst Saßmann, Schütz, Skubin, Solt, Stillbach, Taback, Wiesner, „aus Wiesen", Zauka, Zaskowitsch, „aus Zasko", Antonius; — aus Siebenbürgen sind: Mon, Groß, Kant, Kundt, Petrotzky, „aus Petrotz", Remetzky, „aus Remete", Spring nebst Springer; — aus Kroatien stammen: Gosche, Pasnikow, „aus Pasnik", Puschinsky, „aus Puschina", Resnik, Rude, Selin. — Wenn uns jemand von unbekannten Dingen erzählt, zumal uns Namen nennt, die unsere Zunge nicht aussprechen, unser Gedächtniß nicht behalten kann, so sagen wir: das sind mir „böhmische Dörfer". Nun, folgende Namen, Familiennamen von Einwohnern Rigas, dürfen den Rigensern keine „böhmischen Dörfer" sein, obgleich sie wirklich Namen böhmischer Dörfer sind: Barau, Barochowitsch, „aus Barochow", Berkowitz, Bernsdorf, Borowsky, „aus Borow", Boschowsky, „aus Boschow", Brenn nebst Brenner, Budkowsky, „aus Budkow", Budowa, Butowitz, Dechterow, „aus Dechter", Dobrowsky, „aus Dobrowa", Dobschinsky, „aus Dobschin", Drewes, Drewnick, Dubitzky, „aus Dubitz", Dublinsky, „aus Dublin", Dukow, „aus Dub", Dubowitz, Eichwald, Eisenstein, Eule, Fleißner, „aus Fleißen", Grünwald und Grünwaldt, Hajkowicz, „aus Hajko", Himmelreich, Jeschinsky, „aus Jeschin", Jewanow, „aus Jewan", Kain, Kanin, Karlow nebst Karlowsky, Kastrowsky, „aus Kastrow", Kaut nebst Kauter, Kellner, „aus Kellne", Kettner, „aus Ketten", Kinitzin, „aus Kinitz", Klatzo, „aus, Klatzow", Knie, Kobro, „aus Koberow", Komarowsky, „aus Komarow", Kopitz, Koster, „aus Kost", Kozakowsky, „aus Kozakow", Kozeliowsky, „aus Kozel", Krall, „aus Krallen", Krassowsky und Krasowsky, „aus Krassow und Krasow", Krone, Krusischanowsky, „aus Kruściczan", Kurau, Kurschinsky, „aus Kurschin", Kutscher, Pern, Lan, Langfeld, Laschinsky, „aus Laschin", Laudon, Lawitzky, „aus Lawitz", Lessel, Lipinsky, „aus Lipin"

Lipkin, „aus Lipka“, Lipnizki, „aus Lipnitz“, Lissowsky, „aus Lissow“, Lisowsky, „aus Lisow“, Lukmann, „aus Luk“, Lust nebst Lustmann, Malkow, Markow nebst Markowsky, Martinow nebst Martinowsky, Matschkow und Matzkow, Mekler, „aus Mekl“, Melnikow, „aus Melnik“, Merklin und Mercklin, Mezholz, „aus Mezholez“, Neider, „aus Neid“, Neßler, „aus Nessel“, Niemzowitsch, Nikel, Padolsky, „aus Padol“, Palkowsky, „aus Palkow“, Panzer und Pantzer, Paß, Passern, Paulow, Perna, Petrinin, „aus Petrin“, Platz, Podskal, Pohlig, Pole, Polisow, „aus Polis“, Powitz, Prawikow, Prokop, Pschenitzky, „aus Pschenitz“, Ptizin, „aus Ptiz“, Radetzky und Radecki, „aus Radecz oder Radetsch“, Rascha, Rasowsky, „aus Rasow“, Ratschin nebst Ratschinsky, Rentsch, Ribinin, „aus Ribin“, Rikow, Ritter, „aus Ritte“, Rohl, Rohn, Rosendorf, Rosenstein, Rositzky, „aus Rositz“, Rusinsky, „aus Rusin“, Schaar, Schachow, Schekowitz, Schimanow, Schitin, Schönhof, Schwan, Sedlitzky, „aus Sedlitz“, Seeberg, Selau, Selzer, „aus Selz“, Seminsky, „aus Semin“, Skrey, Slibowicz, Steingruber, „aus Steingrub“, Stern nebst Sternmann, Sticks, Strachowitsch, Strahl, Sturz, Swetlow, Switkow, Wanowsky, „aus Wanow“, Welkan, Wilinsky, „aus Wilin“, Wilkowsky, „aus Wilkow“, Wittig und Wittich, Wittinsky, „aus Wittin“, Wolichow, Zernow, Zettel, Zirk nebst Zirkmann, Zitowitsch, „aus Zitow“. Wie deutlich spricht sich der Charakter Böhmens als zweisprachigen Landes in dieser Namenreihe aus! Diese Thatsache, daß man den sprachlichen, ja sogar mundartlichen Charakter aus einer längeren Reihe von Ortsnamen herausfühlen kann, muß schon neben dem Finden bekannter Familiennamen die beim Lesen so namenreicher Listen nöthige Geduld stärken; es sind das Oasen in der Wüste von Namen.

Mit den Dörfern Deutschlands beschließen wir diesen Abschnitt. Das Oesterreich benachbarte Baiern eröffne die Reihe: Benk, Berblinger, „aus Berbling“, Birk nebst Birkmann, Blaubach, Bocksberg, Boos, Bramberg, Breitenberg, Brumberg, Clausen, Dahn, Detenhof und Detenhoff, „aus Dettenhofen“, Ebersperger, „aus Ebersberg“, Eckenberg, Emsing, Eppstein, Ettinger, „aus Etting“, Feldheim, Gögginger, „aus Gögging oder Göggingen“, Guttenberg, Haberland, Hesselberg, Hochfeld, Hördt, Hoffleidt, „aus Hofleiten“, Hohl, Holach, Hopfe, „aus Hopfen“, Kahl, Kalling, Kellberg, Knopp, Kollberg, Kranzberg, Krawitz, Kreuzberg, Kreuzer und Kreuzmann, „aus Kreuz“, Krondorff, Krum, Kunstein, March, Lahm, Lauer, Legau, Lindberg, Lindenberg, Luger, „aus Lug“, Mailach, Mantel, Nagel, Offenberg, Penck

Pfuhl, Pulling, Ramsee, Ranzing, Rappenberg, Rasch, Reinhausen, Reis, Reiter und Reitmann, „aus Reit", Resler, „aus Resel", Rieger, Riemer, „aus Riem", Rumbach, Salzberg, Sam, Schauberg, Schlicht, Schwand, Schwanfeld, Schweineberg, Seelig, Stahl nebst Stahlmann, Stallbaum, Stebner, „aus Steben", Stegmann, „aus Steg", Steinfeld und Steinfeldt, Steinwender, „aus Steinwenden", Wachstein, Weinberg, Wetzel, Wimberg, Winder, „aus Wind", Wöhrmann, „aus Wöhr", Wolfsbach.— Württemberger sind: Erting, „aus Ertingen", Freudenstein, Gutenberg, Hochberg, Korb, Bach nebst Bachmann, Lehr nebst Lehrmann, Murr, Reichenecker und Reichnecker, „aus Reicheneck", Reisfeld, Rothfelder, „aus Rothfelden", Schön, Spiegelberg, Steinbrück, Streich nebst Streicher, Wain nebst Wainer, Warth. — An Badensern finden wir: Buchheim, Durbach, Eichel nebst Eichler, Graben, Palmbach, Rast, Wasser nebst Wassermann, Weiler, Weizen, Wiedner, „aus Wieden", Wollenberg. — Isenheim und Stiller, „aus Still", sind Elsässer. — In Sachsen finden wir: Gablenz, Gersdorff, Blasewitz, „aus Blasewitz", Bodenius, „aus Boden", Deubner, „aus Deuben", Grün nebst Grüner, Hauswald, „aus Hauswalde", Hirschfeld, Kemnitz und Kemniz, Lauterer, „aus Lauter", Lenz, Lestner, „aus Lesten", Lichtenberg, Lichtenstein, Lindenau, Marschütz, Michaelis, Morgenroth, Nauberg, Neukirch, Oppitz, Pannevitz, „aus Pannewitz", Papperitz, Pfannenstiel, vielleicht Poenigkau, „aus Ponickau", Polentz, Reichstein, Schoenerstaedt, Schweinfurth, Stahlberg, Thalheim, Wiedersperger, „aus Wiedersberg", Zinnberg. — In den sächsischen Herzogthümern liegen: Einberg, Helb, Körner, Legefeldt, Rosa, Scheibe, Thiessen, Wege; aus Borsch kam der Borschmann, aus Knau Knauer, aus Treben Trebner. — Dorfnamen aus Braunschweig sind: Bergfeldt, Lobach, Graver, „aus Grave", Lutter, Tanne, Wahle. — In Oldenburg finden wir: Berne, Damme, Eisen, Loy, Sage. — Aus Mecklenburg-Schwerin stammen: Below, Boddin, Boehlendorff, Bössow, Brunow nebst Brunowsky, Buelow, Burowsky, „aus Burow", Grambow, Helmer, „aus Helm", Klink, Klüßmann, „aus Klüß", Koelpin, Krohn, Krümmel, Krukowsky, „aus Krukow", Marnitz und Marniz, Neese, Parkowsky, „aus Parkow", Rambowsky, „aus Rambow", Ramm, Sabel, Satow, Schabowsky, „aus Schabow", Schutoff, „aus Schutow", Slate, Sukowsky und Sukoffsky, „aus Sukow", Walowsky, „aus Walow", Wiethow, Wolde nebst Woldemann. — Aus Mecklenburg-Strelitz sind: Feldberg, Gantzkow nebst Gantzko und Ganzko, Mentzendorf, Mirow, Schwichtenberg, Spohnholz, Zinowsky, „aus Zinow". — Hessen sind: Bieber, Brandau, Gronau,

Hahn, Hering, König, Offenheim, Reibach, Rendel, Ulfa. — Zum Schluß Preußen mit der weitaus größten Zahl von Dorfnamen: Aus der Provinz Hessen: Ahl, Besse, Dreyfeldt, „aus Dreifelden", Ellenberger, „aus Ellenberg", Epstein, Friede, Hinterwald, Katzenellenbogen, Kirchhof, Lorch, Rod, Salz, Spielberg, Streitberg, Tann, Wallenstein, Winkler und Winkelmann, „aus Winkel"; — aus Rheinland: Alsdorf, Alzen, Bauler, Beeck, Bendorf und Bendorff, Berk nebst Berkmann, Besch, Biber, Birkner und Birckner, „aus Birken", Birgel, Bockruht, „aus Bockerodt", Bockum, Bohl, Breit, Brenck, Brey nebst Breyer, Busch nebst Buschmann, Dorn, Eiche, Eicken, Eilenberg, Elten, Eltz nebst Eltzer, Essenberg, Essig, Felder und Feldmann, „aus Feld", Felser, Flachsberger, „aus Flachsberg", Freund, Goldenberg, Green, Großwald, Haas, Hähn, Haffner, „aus Haffen", Haken, Hardt, Harff nebst Harffer, Hecker, „aus Heck", Hehn, Herberg, Herwegh, Heydtmann, „aus Heydt", Holt, Holz nebst Holzmann, Huck, Hülse, Junker, Kalk, Kamberg, Kamp und Kampe nebst Kamper, Karstein, Kause, „aus Kausen", Kelberg, Kirsch, Kissel, Klauberg, Klewer, „aus Klew", Kloppmann, „aus Klopp", Knorr, Kohl, Kopp, Krahn, Kretzer, „aus Kretz", Kreutzberg, Kuhle, Kuhr, Lepp, Leye nebst Leyer, Licht, Linge, Lipp, Ludendorf, Mandel, Metzner, „aus Metzen", Morgen, Morr, Muß, Ney, Noll, Nitz, Oberkampf, „aus Oberkamp", Pafrad, „aus Paffrath", Perl nebst Perlmann, Quint, Rath, Reich nebst Reichmann, Rengert, Ringenberg, Roll nebst Roller und Rollmann, Salm, Scheel, Schleicher, „aus Schleich", Schnepper, „aus Schneppe", Schreck, Schroeter, „aus Schröt", Sehl, Sengbusch, „aus Sengebusch", Steinberg, Stock, Strauch nebst Strauchmann, Streit, Struck, Till nebst Tiller und Tillmann, Titz, Unterkirchner und Unterkircher, „aus Unterkirchen", Morbach, Welling, Wende nebst Wender, Weyer, „aus Wey", Winter, Wolf, Worm, Zander, „aus Zand"; — aus Westfalen: Ahle, Beck nebst Beckmann, Behling, Belke, Bigge, Blankenstein, Bossel, Brock nebst Brockmann, Bulder, Dahl, Dernen, „aus Derne", Dieke, Drohne, Dumberg und Duhmberg, Eder, Eigener, „aus Eigen", Einecke, Eisberg, „aus Eisbergen", Ester, Frölig, und Fröhlich, „aus Frölich", Geist, Gelling, Hasenkamp, Harthum, Haslei, „aus Haßley", Hege nebst Hegemann, Heller, Heppner und Hepner, „aus Heppen", Herzfeld, Hillner, „aus Hillen", Hiller, „aus Hille", Hoberg, „aus Hoberge", Horst, Kesber, „aus Kesbern", Kipper, Klee nebst Kleemann, Kleimann, „aus Klei", Knapp, Kratz, Kreischmann, „aus Kreisch", Kump, Kunst nebst Kunstmann, Mark, Lerche, Lindner, „aus Linden",

Lübbe, Mast, Mehring, Mentzel und Menzel, Mesten, Nachtigall, Neukirche, Nieländer, „aus Nielande", Poeppinghausen, Rahlenbeck, Rehmann, „aus Reh", Reisfeld, Rodde, Rohde, Rosenhagen, Schiel, Schnee, Tempelmann, „aus Tempel", Voß, Weiner, Wengemann, „aus Wenge", Werth, Winzmann, „aus Winz", Witte; und endlich erinnert eine Reihe Namen noch daran, daß der Stamm des baltischen Adels aus Westfalen her ist: Anrep, „aus Anreppen", Blankenhagen, Brackel, Budberg, Delwich, „aus Delwig", Mengden, „aus Mengede", Middendorf, Rahden, Staden; — ein Hohenzoller ist Gruel; — aus Hannover stammen: Basse, Beber, Behrensen, Bitter, Borstelmann, „aus Borstel", Bosse, Breese, Brink und Brinck nebst Brinkmann, Brockhausen, Campe, Dahlenburg und Dalenburg, Dalitz, Drehl, „aus Drehle", Dreyling, „aus Dreilingen", Edessen, „aus Edesse", Dyk, Endel, Gauer, „aus Gaue", Gravenhorst, Hasselhorst, Heede, Heine, Heise, Hertel, Hönisch, Holsten, Horneburger, „aus Horneburg", Hülsen, Ilter, „aus Ilten", Kalle, Koehr, „aus Köhren", Lauenberg, Lemke, Lilienthal, Lucht, Magnus, Malchau, Martfeld, Moor, Neindorf, Neuenkirchen, Neuland, Oberg, Okel, Osten, Ottersberg, Pohle, Radbruch, Rautenberg, Reine, Repke, Rhode, Rotenfeldt, „aus Rothenfelde", Sack, Sander, Schinkel, Sieber, Siecke nebst Sieckmann, Spahn, Straße, Strieper, „aus Striepe", Strohmann, „aus Stroh", Teich nebst Teichmann, Uttel nebst Utlmann, Willner, „aus Willen"; — aus Holstein: Behlau, Bendfelt und Bendtfeldt, vielleicht Bornhaupt, „aus Bornhöved", Bornholdt, Brohde, Einfeld, Grebin, Grube nebst Gruber, Heide nebst Heidemann, Holm, Köhne, „aus Köhn", Lieth, Mühlenberg, Neufeld, Pahlen, Puls, Reinfeld, Schacht, Schleuer, Siekmann, „aus Siek", Sprenger, „aus Sprenge", Steinburg, Stelling, Wischmann, „aus Wisch"; — aus Schleswig: Goldbek, Gulde, Högel, Hönning, Hoyer, Kropp, Lindeberg, Lindholm, Lundmann, „aus Lund", Rosenkranz, Stepping, Weltmann, „aus Welt", Wenning, Wykmann, „aus Wyk"; — aus Gudow in Lauenburg stammt vielleicht Gudowsky; — aus der Provinz Sachsen stammen: Arensberg, Ballhausen, Bergwitz, Breitenstein, Buch, Deutsch nebst Deutschmann, Elsing, Falken, Göbel, Griebner, „aus Grieben", Grützmann, „aus Grütz", Kerkau, Klinke, Knoblock, „aus Knobloch", vielleicht Köse, „aus Kösen", Kühndorff, Kugel, vielleicht Ments und Mentz nebst Mentzer, „aus Menz", Meyendorf, Parey, Preßler, „aus Pressel", Rößner, „aus Rössen", Rohr, Schwaneberg, Schantze, Tilsner, „aus Tilsen", Weißenborn, Wünsch; — Dorfnamen in Brandenburg sind: Bergholz, Berkholz, Borck, Brandt,

Britz nebst Britzmann, Dahlitz, Dölle und Dölen, „aus Döllen", Dreesche, „aus Dreesch", Drewer, „aus Drewen", Drewitz, Dubner, „aus Duben", Dubrowsky, „aus Dubrow", Elsholz, Friedenfeldt, „aus Friedenfelde", Ganz, Gohsen, Griesl, „aus Griesel", Grünfeld und Grünfeldt, Grünow, Grunow, Grunwald, Guhde, „aus Guhden", Hackenberg, Jamaiker, „aus Jamaika", Jordan, Kagell, „aus Kagel", Kalke, Kapan, „aus Kappan", Karzow, Keller nebst Kellermann, Kerkovius, „aus Kerkow", Kirschbaum' Kletzke, Klockow, Königstädter, „aus Königsstädt", Kotzen nebst Kotzer, Kruge, Kuhtz, Legel, Leißner, „aus Leißen", Lochow, Machnowitsch, „aus Machnow", Marquard, Mohr, Pirow, Porep, Redelien, „aus Reddelin", Rehfeldt, „aus Rehfeld", Reichenow, Rohrbeck, Schadewitz, Schadowsky, „aus Schadow", Schwanow, Seeren, Seidlitz, Silber nebst Silbermann, vielleicht Steffenhagen, „aus Steffenshagen", Stendel, Straube, Teuermann, „aus Teuer", Tornow, Tschernow, Vogelsang, Wildau, Zaue, Zellinsky, „aus Zellin", Zelser, „aus Zels", Zesch, Zichowsky; — in Pommern finden wir: Begrow und Beggrow, „aus Beggerow", Binz, Brunnow nebst Brunnowsky, Budowsky, „aus Budow", Butowitsch, „aus Butow", Dieck, Döbel nebst Döbler, Dragheim, „aus Draheim", Franzen und Frantzen, Gans, Geritz, Goerke und Goercke, Grasse, Güster, „ans Güst", Gumnitzky, „aus Gumnitz", Gust, Jatzkowsky, „aus Jatzkow", Jessinsky, „aus Jessin", Karkowitsch, „aus Karkow", Katzenowitz, „aus Katzenow", Katzow, Kentz, „aus Kenz", Kleist, vielleicht Klemm, „aus Klemmen", Kolzow, Kostin, Kummerow und Kummerau, Seltz, Landsdorf, Lankowsky, „aus Lankow", Lentschow, Lentz, Linde, Lüblow, Mitz, Maskowsky, „aus Maskow", Mellin, Nawitzky, „aus Nawitz", Nemitzky, „aus Nemitz", Nest, Parowsky, „aus Parow", Pampo, „aus Pampow", Rambowsky, „aus Rambow", Ramin und Rammin, Redel, Rehberg, Reitz, Rentz und Renz, Sabowitsch, „aus Sabow", Sager, Schnatowitsch, „aus Schnatow", Schorin, Schurow, Schwedenberg, Sehring, Seidel nebst Seidler, Silkowsky, Speck, Tootz, Vierecke, „aus Viereck oder Vieregge", Volz, Waldowsky, „aus Waldow", Wampen, Wieck nebst Wieckmann, Wiek nebst Wiekmann, Wolkow, Zickermann, „aus Zicker"; — schlesische Dorfnamen sind: Badewitsch, „aus Badewitz", Bartsch, Borin, Brune, Bruschewitz, Ecke, Eckersdorff, Ehrenfeldt, Eichholz, Glinietzky, „aus Glinitz, Grottky, Heiduck, Hummel, Jedlinska, „aus Jedlin", Kalinowsky, „aus Kalinow", Kamien, „aus Kamin", nebst Kaminsky, Kasimir nebst Kasimirsky, Kern, Kawall, „aus Kawallen", Klautsch, Kopatsch, Koppen, Koppitz, Kozlowsky, „aus Kozlow",

Kranz, vielleicht Kreuzdahl, „aus Kreuzthal", Kroitsch, Krug nebst Kruger, Kunitz, Kunzendorff und Kuntzendorff, Kurtwitz, Kuschewitz, „aus Kuschwitz", Loos, Marienfeld, Murowsky, „aus Murow", Paulwitz, Pilzer, „aus Pilz", Plaetz, Possener, „aus Possen", Radau, Raden, Raschwitz, Ratzen nebst Ratzner, Rauske, Reichwald, Reiher, „aus Reihe", Reinberg, Rosen nebst Rosener und Rosner, Rosenbach, Roßberg, Sacken, Salau, vielleicht Sawadsky, „aus Sawade", Saul nebst Sauler, Schadewald, „aus Schadewalde", Schlegel, Schönbrun, „aus Schönbrunn", Schummer, „aus Schumm", Spree, Stolz und Stoltz nebst Stolzer und Stoltzer, Strans, Stumberg, Suckau, Tempelfeld, Weizenberg, Weyde nebst Weydemann, Wischke nebst Wischker, Zahn, Zessel nebst Zeßler, Zirkwitz, Zobel; — aus der Provinz Posen stammen: Babkin, „aus Babki", Bednarsky, „aus Bednary", Behle, Boruchowitz, „aus Boruchow", Bronikowsky, „aus Bronikow", Bronowsky, „aus Bronow", Chmelewsky, „aus Chmelewo", Dembowsky, „aus Dembowo", Feuerstein, Friedenthal, Golejewsky, „aus Golejewo", Granowsky, „aus Granow", Grochowsky, „aus Grochow", Großdorf, Grünthal, Gutowsky, „aus Gutow", Jankow nebst Jankowski und Jankowsky, Jasinsky, „aus Jasin", Kabell, „aus Kabel", Karnow, „aus Karnowo", Kawitzky und Kawitschky, „aus Kawicz", Komorowsky, „aus Komorow", Kocialkowsky, „aus Kocialkowo", Kowalew nebst Kowalewsky, vielleicht Krolik, „aus Krol", Kwätkowsky, „aus Kwjatkow", Laskin, „aus Laski", Laube, Lenartowitsch, „aus Lenartowice oder Lenartowo", Lewitz nebst Lewitzky, Lippinsky, „aus Lippin", Lubanowsky, „aus Luban", Luginsky, „aus Lugi", Maslowsky, „aus Maslowo", Michalowsky, „aus Michalowo", Mjaskowsky, „aus Miaskowo", Mochel, Nitsche, Pinne, Pusch, Raczynsky und Raczinsky, „aus Raczyn", Radloff, „aus Radlow", Reklin, Schilling, Sulejew, „aus Sulejewo", Tomaschew nebst Tomaschewsky, „aus Tomaschewo", Turewsky, „aus Turew", Twardowsky, „aus Twardow", Wilde nebst Wildmann, Wroblewsky, „aus Wroblewo", Wyganowsky, „aus Wyganow"; — auf Dörfer in Westpreußen weisen folgende Namen: Baldau, Bartel, Barwig, Blumfeld und Blumfeldt, „aus Blumfelde", Brunau, Bruß, Dyck, Glinka, Grenz, Grunau, Jacubowsky, „aus Jacubowo", vielleicht Junger, „aus Jungen", Katz nebst Katzmann, Kieseling, Konsk und Konsky, „aus Kon", Krebs, Lehmberg, Leske, Lessensky, „aus Lessen", Lessnikow, „aus Leßnik", Lubiansky, „aus Lubianen", Mischke, Münder, „aus Münde", Peplin, Polken, Putz, Rehwald, „aus Rehwalde", Renneberg, Rompa, Rose, Ruhtenberg, Ruthenberg und Rutenberg, Seide nebst

Seider, Siemon, Steinborn, Szymkowicz, „aus Szymkowo", Tragheim, Wachsmuth, Wallenburg nebst Wallenburger, Weide nebst Weidemann, Wessel, Wittkowsky, „aus Wittkow"; — endlich die aus Ostpreußen: Baginsky, Balga, Baum, Baumgart und Baumgarth, Bense nebst Bensemann, Bergfriedt, „aus Bergfriede", Bledau, Bludau, Bredau, „aus Bredauen", Bundel, „aus Bundeln", Deppe, „aus Deppen", Dwarischkis, „aus Dwarischken", Dziengel, „aus Dziengellen", Fielitz, Forker, „aus Forken", Friedenberg, Fuchsberg, Goldstein, Grigoleid, „aus Griguleiten", Grünbaum, Grünhof, Guhse, „aus Guhsen", Hartwig, Heidenberg, Heydemann, „aus Heyde", Jedwillat, „aus Jedwilleiten", Jenner, „aus Jennen", Jodeikin, „aus Jodeiken", Kalweit und Kallweidt, „aus Kallweiten", Kaull, „aus Kaul", Kiehl und Kiehle, „aus Kiehlen", Korsch, „aus Korschen", Kuine, „aus Kuinen", Kutten, Kutze, „aus Kutzen", Laschensky, „aus Laschen", Laugall, „aus Laugallen", Leipmann, „aus Leip", Löwenthal, vielleicht Lottersbach, „aus Lotterbach", Marienhof, Milken, Mühlenthal, Olschewsky, „aus Olschewen", Peiser, „aus Peise", Posinger, „aus Posingen", Radwill, Retsch, Rogal, „aus Rogallen", Rosengarten, Rosenwald, „aus Rosenwalde", Schlepin, Schmelzer, „aus Schmelz", Schorell, „aus Schorellen", Schorschinsky, „aus Schorschinen", Sorgenfrei, Sperling, Spohr, Stamm, Stankus, Straschewitz, „aus Straschewo", Struve und Struwe, Thurau, Timber, Tolksdorff, Unruh, Wange, Warkall, „aus Warkallen", Wilken.

Ich bin selbst erstaunt, für so viele Rigenser das Heimathsdorf des Stammvaters gefunden zu haben. (Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

In der Fremde.

I.

Ich weiß was Liebes fern von hier,
Dort hinter Nebeln;
Aus Träumen winkt's und ſpricht's zu mir,
Singt leis von längſtvergangner Zeit
In waldesgrüner Einſamkeit —
Weit hinter Nebeln.

Weiß taucht das alte Herrenhaus
Aus grauem Nebel;
Die Schwalben fliegen ein und aus
Am Firſt, umrankt von wildem Wein,
Und wiegen ſich im Sonnenſchein
Hoch über'm Nebel.

Auf der Veranda ſchattenkühl
In grünem Nebel,
Sind ſtill vertieft in's Puppenſpiel
Goldlock'ge Kinder, während nah
Sein Pfeifchen ſchmaucht der Großpapa
In Rauch und Nebel.

Doch dort im Garten, mittagsſchwül,
Im Strahlen-Nebel
Gehn zwei umſchlungen, die ſich viel
Zu ſagen haben — und doch nichts
Zu ſagen wiſſen, froh des Lichts
Nach langem Nebel.

O Jugendzeit am Ostseestrand,
Weit hinter Nebeln!
O Herrenhaus im „Gottesland,"
Wo einst ich Sonne fand und Lieb, —
Ein bleicher Strahl davon nur blieb
Hier unter Nebeln!

II.

Ich wandre durch die große Stadt,
Bin heute hier und morgen dort,
Setz' mich zu Fremden, wenn ich matt,
Hör' fremden Laut und fremdes Wort.
Ich seh' Paläste goldgeschmückt,
Seh' Hütten, voll von Noth und Leid,
Fühl' mich in's Reich der Kunst entrückt
Und preis' die Größe meiner Zeit.
In ihren wilden Wirbel reißt
Mit droh'ndem Ernst und tollem Scherz
Die laute Weltstadt meinen Geist, —
Doch kühl und einsam bleibt mein Herz.

Wo silberstämm'ge Birken stehn
Am buntgeblümten Wiesenrand
Und helle Bächlein murmelnd gehn
Zum föhrendunklen Ostseestrand;
Wo auf die staub'ge Straße mild
Das weiße Kirchlein niederschaut,
Des Friedens und der Liebe Bild,
Vom nord'schen Himmel weit umblaut;
Wo herzlich ist ein jeder Gruß
Und tüchtig jeder Druck der Hand
Und Treu' verheißend jeder Kuß —:
Ist meines Herzens Heimathland! . . .

III.

Hier die Bank, auf der wir oft gesessen
Unterm blüthenvollen Fliederstrauch, —
In der Luft

Blüthenduft
Und ſehnſuchtsbang
Vom lauen Abendhauch
Verwehter Klang, —
Aber dort — ja dort — im Dämmerſchein —
Dort —? O, Gott, wie konnt' ich's nur vergeſſen!

Wehmuthvoll gedenken muß ich deſſen,
Was Dein lieber Mund mir oft geſagt,
Wenn, zwei-einſam,
Wir gemeinſam
Durch das abendrothe Land
Dorthin, wo das weiße Kirchlein ragt,
Gingen Hand in Hand;
Und ein Wort vor allen, ja ein Wort — ein Wort —
Welches? Gott, wie konnt' ich's nur vergeſſen!

Was ich einſt vor Jahr und Tag beſeſſen,
Als die Heimath noch mich warm umhegt,
Iſt mir fern,
Wie der Stern
Droben in der Unermeßlichkeit,
Deſſen bleicher Schein mein Herz bewegt
Wie ein Klang aus ſchön'rer Zeit,
Wie ein ſüßes Lied — ja welches — welches Lied?
Ach, ich hab' ſo viel, ſo viel vergeſſen! —

L. F.

Shakespeares Märchendramen

im Lichte christlicher Ethik.

Der Verfasser des folgenden Aufsatzes, Ernst Georg Engelmann, geb. zu Riga den 19. September 1799, gest. zu Mitau den 30. November 1882, war eine der originalsten und geisteskräftigsten Persönlichkeiten, die das baltische Land hervorgebracht hat. Zuerst Vorsteher einer Privatknabenschule in Riga, dann, seit 1828 nach einander Oberlehrer der Religion, der Geschichte, der griechischen Sprache und wieder der Religion, endlich Inspector am mitauschen Gymnasium, hat Engelmann viele Generationen von Schülern an sich vorüberziehn sehen und auf die Empfänglichen unter ihnen sehr anregenden Einfluß ausgeübt. Auch der Herausgeber der hier zum Abdruck gelangenden Blätter bekennt es gern und freudig, daß er seinem verewigten Lehrer und späteren Collegen tiefgehende Anregungen und bedeutsame Einwirkungen auf die Entwickelung seines geistigen Lebens verdankt. Leider hat Engelmann während seines Lebens fast nichts veröffentlicht und die vielfach gehegte Hoffnung, in seinem Nachlasse größere abgeschlossene Arbeiten vorzufinden, hat sich leider nicht erfüllt. Um so mehr freut sich der Unterzeichnete, der seit längerer Zeit mit der Lebensdarstellung des ungewöhnlichen Mannes beschäftigt ist, den nachstehenden in vollkommen abgeschlossener Form vorliegenden Aufsatz, der sich mit einigen andern Aufzeichnungen unter des Verewigten Papieren vorgefunden hat, der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Engelmann war einer der größten Bewunderer und Kenner Shakespeares, den er über alle neueren Dichter stellte. Auch nach all' dem Vielen, was schon über Shakespeare veröffentlicht worden ist, scheint uns daher dieser eigenartige, gegen Ende der 60-er Jahre niedergeschriebene, Beitrag zum Verständniß des großen Dramatikers von nicht geringem Werthe. Der Herausgeber ist überzeugt, daß der gedankenvolle Aufsatz seines ehrwürdigen Lehrers und Freundes vielen Lesern der Balt. Monatsschrift eben solchen Genuß und ähnliche Geistesanregung gewähren wird wie ihm selbst. Ein Aufsatz über Dante, der sich ebenfalls im Nachlasse befindet, wird vielleicht nächstens auch zur Veröffentlichung gelangen.

H. Diederichs.

Shakespeares Märchendramen.

Es ist ein selten lehrreicher Zusammenhang, der die drei Shakespeareschen Märchendramen verbindet: Sommernachtstraum — Sturm — Wintermärchen. Alle drei schärfen uns eine und dieselbe wichtige Lebenswahrheit ein — das erste in anmuthig gaukelnden, neckischen Bildern, das zweite in ernst warnenden, — das dritte in drohenden erschütternden.

Es ist eine unheilvolle Neigung der Menschennatur, das Sein dem Schein zu opfern. Wir verkümmern uns muthwillig und ohne Noth die reichen Schätze des Lebens, die uns der gnadenvolle Gott mit vollen Händen bietet, durch selbstgeschaffene Illusionen. Anstatt zu *leben* im Vollgenuß der Seligkeiten, mit denen unser Erdenwallen reichlich ausgestattet ist, verträumen wir die dazu zugemessene Zeit im Jagen nach selbstwählerisch ausgedachten, ausgeklügelten Herrlichkeiten, die uns wie bethörende Irrlichter immer tiefer und tiefer hinein in die Sumpfregion einer ewigen Ruhelosigkeit, einer lechzenden Unbefriedigung führen müssen! Was wir *haben*, was unser eigenster, befriedigendster Besitz schon *ist*, sehen wir nicht, beachten wir nicht und genießen wir darum nicht! — weil wir *suchen*, was wir nie *finden* werden, und nie finden können, weil es ein Wahn ist, eine selbstgeschaffene Illusion, keine Wesenheit, kein Dasein hat, nicht existirt. Illusionen des Scheines betrügen uns um die Wirklichkeit des Seins.

Im Sommernachtstraum schärft der Dichter diese Wahrheiten uns ein in einer Reihe bunt und drollig einander durchkreuzender Scenen. Wie in tollen Träumen werden selbstgeschaffene Wahngebilde zu angstvollen Wirklichkeiten gestempelt und verrinnen in Nichts, sobald die Bethörten zu ruhigem Bewußtsein erwachen; ein Bild der Alltagswelt, des gedankenlosen Treibens im Alltagsleben. Das Leben wird zum Narrenspiel, zur spukhaften Wahnregion, in dem keiner das Woher und Wohin auch nur ahnt — sobald der Mensch sich verlocken läßt knechtisch oder thierisch zu folgen den Irrungen des blinden Triebes, der sinnlichen Neigung, wie sie beide mit Naturgewalt ihn herrisch treiben und neigen.

Wo der Geist vergißt, daß es sein Beruf und sein Prärogativ ist, die Natur zu beherrschen, versenkt ihn diese in ein Traumleben, in welchem Vernunft und Bewußtsein, Gemüth und Charakter schwinden und der Bethörte aus Narrheit in Narrheit fällt. Getrieben von Täuschungen blinder Leidenschaft, von Gaukelspielen der Sinnlichkeit lebt er ein halb-

waches Launen- und Grillenleben, in welchem er nicht von innern, sittlich bewußten Seelenentschlüssen in Bewegung gesetzt wird, sondern von äußern Gewalten (im Drama: Die Elfen). Wie der Wind weht, so treibt es und neigt es den Wahnumfangenen; das Leben von dieser Seite schildert der Dichter im Sommernachtstraum. Vier neben einander hergehende Gruppen greifen, ohne von einander zu wissen, in einander hinüber auf seltsame Weise.

Die Hochzeit des Theseus ist der Mittelpunkt des Ganzen: drei andere Gruppen reihen sich an ihn an, und werden durch ihn äußerlich zu einem harmonischen Ganzen sinnreich vom Dichter verbunden: einerseits die tölpelhaft ästhetisirenden Handwerker mit ihren derben Händen und groben Köpfen, andererseits die überzarten, aber herz- und rücksichtslosen Elfen; und zwischen beiden, zwischen Elfen und Tölpeln, der mittlere Menschenschlag, wie er im Leben die Ueberzahl bildet, repräsentirt durch die beiden Liebespaare, leicht zugänglich der Bethörung des blinden Triebes und selbstsüchtiger Neigung.

Die Individuen dieser beiden Liebespaare sündigen in unbedachtem gewissenlosem Durcheinander an Hermias Vater und an einander. Sie gerathen dadurch erst in wunderliche Irrungen und dann unversehens, ohne es zu ahnen, in das Gebiet und die Gewalt der Elfen. Diese Elfen sind ein sauber gezeichnetes Bild jener angeblich höher Gebildeten, die für alles Schöne, Gefällige, Anmuthige entschiedene Befähigung haben, aber damit nur spielen, darin nur Genuß und Amüsement suchen, im entferntesten aber nicht Erweiterung, Bereicherung, bleibenden Gewinn für ihre unsterbliche Seele. Im Streben nach Genuß kommt ihnen Sinn und Geschmack für sittliche Ziele und Zwecke abhanden; zugleich herrscht in dem Elfenreiche eine ähnliche Verwirrung zwischen Oberon und Titania, die, wie ein Spiel des Zufalls, in die Verwickelungen der Alltagsmenschen hinüberschlägt. Die burleske Welt der ehrsamen kunstübenden Handwerker tritt nun einerseits in derbem Gegensatz auf zu dem zarten und duftigen Elfenleben; schroff steht hier das Plumpe, Grobe, Phantasielose neben dem Luftigen, Anmuthigen, Phantastischen. Beides hebt sich an einander heller, lebendiger heraus.

Andererseits ist die klägliche Tragödie der schauspielenden Tölpel eine ergötzliche Parodie zu Hermias und Lysanders Flucht. Sie handelt eben auch von dem kläglichen Schicksal zweier Liebenden, die um einander hinter ihrer Eltern Rücken im Mondschein werben. Unversehens verstrickt sich bald auch die Tölpelwelt in die Netze der sie unbewußt umgaukelnden

Elfenwelt, die sich mit ihrer ungezügeltsten Lust, ihren derbsten Neckereien an dem Handwerkerwesen- und Treiben jener reibt. Damit wird die Verwirrung allgemein; Zwielicht und Dämmerung eines wirren Traumlebens breitet sich über das Ganze aus. Es fehlt nur noch, daß Zuschauer oder Leser von den Fäden dieses Wahngewebes mitumsponnen und in den tollen Taumel mithineingerissen werden. Welchem empfänglichen Leser oder Zuschauer ist nicht bei der ersten Anschauung dieses meisterhaften dramatischen Bildes so zu Muthe gewesen, als beginne es bei ihm schon im Kopfe zu wirren und zu schwirren; und es wird wahrlich die ganze Geisteskraft in Anspruch genommen, sich in diesem Gewirr zurecht zu finden und zum richtigen Verständniß der meisterhaften Zusammenfügung dieser Gegensätze durchzudringen.

Kann man aber auch das Alltagsleben der gemeinen Wirklichkeit, wie es sich vor unsern Augen in unabläßigem Kreisen entwickelt, treuer und wahrer schildern, naiver und humoristischer geißeln? Wahrlich, der Schauspieler vom blackfriars-Theater hat gut gesehen und trefflich verstanden, was er gesehen hat.

Inmitten dieser bunten Verwirrung steht Theseus mit der ihn umgebenden Gruppe in ruhiger, besonnener Betrachtung des sonderbaren Getümmels: Der charaktervolle, aber einseitige Verstandesmensch, der die Dinge zwar richtig zu sehen weiß, wie sie sind, aber nicht hindurchzublicken versteht durch die Erscheinung bis zu den Hebeln dahinter, die das Ganze in Bewegung setzen, und darum nicht helfen kann. Treffendes Urtheil hat er, weil scharfen, unbeirrten Blick; aber die Intelligenz fehlt ihm, die bis zum letzten Grunde vordringt und ihm zum Verständniß verhilft.

Durch alle Illusionen unbeirrt, erblickt er das, was die Liebenden, geborne Dichter gelebt haben, als Kunst und erkennt in dem, was Kunst zu sein prätendirt, in dem Drama der Handwerker, nur wohlgemeinte, doch übelgerathne rohe Natur, aber die eigentlichen Störenfriede, die rechten Anrichter des ganzen Spektakels, die Elfen, spürt er nicht: die richtige Ansicht hat er wohl, die rechte Einsicht fehlt ihm doch.

Dieß Gemälde des alltäglichen Lebens faßt die Sache von der komischen Seite, dargestellt im Rahmen beschränkter harmloser Verhältnisse. Der durch das hier bezeichnete falsche Gebahren angerichtete Schaden ließ sich mit leichter Mühe ausgleichen. Das Alltagsleben bewegt sich in einfachen, im Grunde beschränkten Verhältnissen, die in demselben entstandenen Mißverhältnisse und Störungen lassen sich darum auch einfach in Ordnung

bringen, so bald nur einiger guter Wille und wohlmeinender Sinn vorhanden ist, es bedarf nur des Erwachens aus dem Traum der Illusionen eingebildeter Klugheit und das hat um so weniger Schwierigkeiten, je rechtzeitiger der rechte Wecker zu uns herantritt. So erwachen hier im Sommernachtstraum die handelnden Personen wie aus einem Schlaf der Ermüdung und haben von ihren Erlebnissen den Eindruck eines Traumes und mit dem wiederkehrenden Bewußtsein ist der richtige Sachverhalt für alle leicht hergestellt.

Für uns, die wir die im Drama geschilderten Vorgänge wie von außen her betrachten, hat der Dichter mit künstlerischer Absicht darauf hingearbeitet, das Drama wie einen Traum an uns vorübergleiten zu lassen, und warnt uns damit vor der Thorheit, das Leben mit seinen reichen Befriedigungen in unbesonnener Weise wie einen beängstigenden Sommernachtstraum zu verträumen. Das Stück selbst gehört, wie die beiden andern Märchendramen: der Sturm und das Wintermärchen, in die Gattung des Singspiels, des Pastorals, d. h. ist als Gelegenheitsdrama für Privataufführung zunächst bestimmt.

Ernster stellt sich die Sache im zweiten dieser Dramen, im Sturm. Auch hier führt uns der Dichter vor Allem in das luftige Reich der Elementargeister, doch mit den Wundern der unsichtbaren Welt verbindet er hier die sichtbaren Wunder der Natur und der Ferne in der damals neuentdeckten amerikanischen, oceanischen Welt, sammt den sich daran knüpfenden Abenteuern. Unter den Klängen der Geisterwelt, welche geheimnißvoll die entlegene Insel umrauschen, umweht uns Schiffs- und Seeleben, fremde Natur und Luft, sehen wir vor unsern Augen Reiseabenteuer, Verschlagung und Sturm, befremdet den überraschten Blick ein seltsames Ungeheuer, halb Mensch, halb Thier, mit Fischgeruch und Unsinn reichlich begabt, das mit seinem Namen, Caliban, an die sagenhaften Kanibalen erinnert, von denen jene Zeit viel und mancherlei zu erzählen wußte.

Aber der Mann, der sich hier sein Leben durch selbstgewählte Illusionen verkümmert hat, hat auch in Folge dessen über weite Kreise unsägliches Unheil heraufbeschworen und seelenverderblich auf Andre gewirkt. Nicht mehr auf beschränktem Raume, in harmlosen Verhältnissen, wie im Sommernachtstraum, bewegen sich die Vorgänge dieses Dramas, nicht so einfach sind hier die Störungen. Hier haben die Illusionen, von denen sich die Hauptperson hat bethören lassen, eine Reihe von Verwickelungen ernsterer

Art und umfassenderer Tragweite herbeigeführt und haben ihn in diese hilflose Lage versetzt auf der von allem menschlichen Verkehr abgeschiedenen Insel.

Prospero, der entthronte und nach dem menschenleeren Eiland, der damals sogenannten Teufelsinsel (den Bermudas,) verschlagene Herzog von Mailand, ist keine unbedeutende, charakterlose Persönlichkeit ordinären Schlages. Er ist weder thierisch, noch knechtisch gefolgt der Naturgewalt des blinden Triebes oder der Laune der sinnlichen Neigung; er hat nicht in der schmeichelnden Annehmlichkeit materieller Genüsse den Zweck des Lebens und seine Befriedigung gesucht. Er ist eine edle Natur, die in zurückgezogener Stille die Besserung und Veredelung der Seele, Erhebung und Erweiterung des Geistes gesucht hat. Er wähnte das Alles zu erreichen durch die Beschäftigung mit den freien Künsten, in der verzückten Hingebung an die geheimen Wissenschaften, welche die Geheimnisse der Geisterwelt aufschließen, ganz in Geschmack und Richtung jener Zeit, wie man heutzutage Aehnliches anstrebt in schönseligem Kunstgenuß und philosophischer Aufklärung. Ihn betrog der an sich nicht unedle Hang nach geistigen Dingen. Ein an sich edles, aber eigenbeliebig gewähltes, ihm nicht durch Beruf und Leben gebotenes Ziel versenkte ihn in die unheilvolle Illusion erträumten Glückes, das ihn früh oder spät herb enttäuschen mußte. Und so geschah es. Die Untreue gegen den ihm aus Gottes Hand beschiedenen Beruf rächte sich bald und schwer an ihm. Nicht den Zauberstab, der ihm die Geisterwelt unterthan machte, hatte Gott ihm in die Hand gegeben, sondern den Herrscherstab über ein Erdenvolk, das seiner weisen, milden, aber kräftigen Leitung bedurfte, gegen das er Pflichten zu erfüllen hatte. Und im Grunde war, was er suchte, doch nur eine verfeinerte, vergeistigte Lüstelei, ein Genußleben ausgesuchterer Art, als die des gemeinen Schwelgers. Nicht das säuische Umherwälzen in grobsinnlichen Genüssen der gemeinen Liederlichkeit war es, was ihm eben zusagte, sondern jenes sublimere Schlemmen in geistigen Genüssen, ein schlaffes Sichgehenlassen in gewählteren Liebhabereien. Und nicht nur bald, sondern auch empfindlich, wie schon bemerkt, rächt sich das an ihm. Jene Untreue gegen den eigenen Beruf erzeugte Untreue in seiner Umgebung; das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend, Böses muß gebären. Er war berufen zum König von Gottes Gnaden, der im Namen Gottes Pflichten gegen sein Volk zu üben hatte: über die Hintansetzung dieser Pflichten verlor er seine Rechte, seine Legitimität. In seine magische Studien vertieft, überläßt er seine Regierungspflichten dem Bruder (Antonio) und dieser Mißgriff erweckt des Bruders

böse Natur: Prospero's unzeitiges Vertrauen erzeugt in Antonio Falschheit und die Gewöhnung an Macht und Herrschsucht zieht den Ehrgeiz noch mehr in ihm groß und das führt zum Verrath. Er findet Genossen im Reich und außer Landes, entthront den Bruder und schreitet dann zu einem ganz gleichen Entschlusse niederträchtigen Verraths und Undankes gegen seinen Bundesgenossen und Lehnsherrn. Und diese Kette von Abscheulichkeiten entspinnt sich aus Prosperos Mangel an Berufstreue. Grauenvolles Geheimniß aus der Geschichte der Sünde! So tragen oft edlere Naturen die schwere Schuldenlast gemeiner Verbrecher, die tief unter ihnen stehn. Weil ich mich so gehen lasse, wie ich eben bin, so muß mein Nächster den ich oft tadle, sündigen; ich reiße ihn, die schwächere Natur, dazu fort. Er ist damit nicht entschuldigt und wird darum auch seiner Strafe nicht entgehn: aber ein Jeder wird seine Last tragen und auf mir lastet die schwerere Verantwortlichkeit.

Judex quondam quum sedebit,	Sitzt der Richter einst und richtet,
quidquid latet, apparebit,	wird was dunkel ist, gelichtet,
nli inultum remanebit.	keine Schuld bleibt ungeschlichtet.

Aber Prosperos, des verbannten Herzogs, noch nicht völlig zu Grunde gerichtete bessere Natur kommt zur Besinnung in der Trübsal, er erwacht aus dem Traum seiner Illusionen und ermannt sich noch zur rechten Zeit, ehe es zu spät ist. Er lernt hier auf der einsamen Insel üben, was er auf seinem Berufsplatze in der Welt versäumt hatte: die Regierungskunst, er lernt hier Zucht üben und Regentenstärke entfalten. Ein mitleidiger Rath (Gonzalo) hat ihn bei seiner Aussetzung auf das Meer mit den Lebensmitteln auch seine Zauberbücher, seinen Zauberstab mitgegeben. Mittelst derselben richtet er eine doppelte Herrschaft ein. Einerseits über den einzigen Bewohner der Insel, über Caliban, das Ungethüm, halb Dämon und Gnom, halb Thier und Wilder, den er menschlich zu civilisiren beabsichtigt; andererseits über das Geisterheer, das er unter seine Botmäßigkeit zwingt, um wieder einzubringen, was ihn diese Studien gekostet haben. Er hat durch den Betrieb seiner Geheimkünste den Thron verscherzt, nicht allein für sich, auch für seine Tochter Miranda. Er will die Entfaltung seiner Magie ganz auf den Zweck ihrer, nicht seiner Herstellung richten. Ist dieses Ziel erreicht, so will er seinen Stab begraben und ferner nur an sein Ende denken, denn Herrschaft über die Geisterwelt ist sündige Anmaßung und unnatürlicher Ehrgeiz.

Prospero ist durch sein Schicksal achtsam geworden, vorsichtig und streng, darum führt er ein strenges Regiment über Caliban und Elfen, ein

strenges, kein hartes; — seine Strenge beeinträchtigt nie seine Güte und stets ist seine sittliche Würde eine größere Macht, als seine Magie, und nicht minder streng, als die Herrschaft über andre ist seine Herrschaft über sich selbst. Unter seine Botmäßigkeit sind die Elementargeister, Sylphen, Seenymphen gezwungen, an ihrer Spitze Ariel, sein Geisterbote, mit der vereinten Kraft der Elementargeister. Mit ihrer Hilfe erregt er den Sturm, der seine Feinde sämmtlich als Schiffbrüchige in seine Gewalt bringt, und nachdem er zuvor erst selbst die harte, unfreiwillige Schule auf der wüsten Insel durchgemacht, er ein weiser, umsichtiger und gütiger Fürst geworden ist, ordnet er die verwirrten Angelegenheiten zu aller Befriedigung. Den Thron hat er für seine Miranda wiedergewonnen, obwohl Mailand mit Neapel vereinigt bleibt; denn Miranda wird des Thronfolgers von Neapel Gemahlin. Ein entthronter Herrscher gewinnt seinen Thron auf die friedliche und gerechteste Weise wieder, weil er in der Verbannung gelernt, was er vorher nicht verstanden. Aber es gehört dazu auch ein Zauberstab, der nicht mehr existiert, seit Prospero ihn begraben. Carl I. besaß ihn nicht und Ludwig XVI. ebenso wenig wie der rathlose Graf von Chambord und der bemitleidenswerthe Franz II. von Neapel. Darum war und ist ihr Schicksal auch nicht das Prosperos und Restaurationen wie 1660 und 1815 müssen mißlingen, wo den Restaurirten die Seelenenergie, Gelehrigkeit und die edle Gediegenheit der ganzen Persönlichkeit Prosperos abgeht; — die Seelenenergie, mit der er unter dem Wogensturm, der ihn aus seiner Lebensstellung hinweggefluthet hat, noch zur rechten Zeit zur Besinnung kommt, sich selbst zu ermannen weiß; die Gelehrigkeit, mit der er, wo alles verloren scheint, Versäumtes und bisher Uebersehenes nachträglich nutzreich nachzulernen versteht, daß ihm selbst die Widerwärtigkeit, die ihn betroffen, zum Gewinn werden muß, ihn auf die richtige Fährte zum befriedigenden Ausgang bringen muß, nach der bewährten Maxime:

Der rechte Mensch in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt;

die edle Gediegenheit der ganzen Persönlichkeit, die unser größter Dichter mit den Worten kennzeichnet: weit hinter ihm in wesenlosem Scheine, liegt, was so leicht uns bändigt — das Gemeine!

Welch ein Regentenspiegel zugleich dieses Märchendrama! Welch ein tiefblickender Geist sein Verfasser! Ein ächter Dichterkönig neben ebenbürtigen Genossen wie Homer und Dante.

Im Sommernachtstraum schildert Shakespeare die Thorheit der Illusionen des Lebens als einem fernen Ziele nachzujagen und dabei die naheliegende Wirklichkeit unbeachtet aufzugeben, obwohl sie dem Bethörten das, was er sucht, in reicherem und befriedigerendem Maße bietet. Er schildert aber diese Thorheit hier mehr — im Allgemeinen, an ganzen Gruppen von Menschengattungen, ohne eben näher einzugehen auf die individuelle Gestaltung der einzelnen Persönlichkeiten, aus denen diese Gruppen bestehen: herzlose Elfen — herzbewegte Verliebte — beide aus den gebildeten Schichten des Lebens — ihnen gegenüber derbe Naturen aus der rohen, ungebildeten Region, deren Gelüste sich in eine Sphäre versteigt, der sie nicht gewachsen sind, hier Kunstleistungen — und endlich die verständig Reflectirenden, die es wohl zur richtigen Ansicht bringen, aber nie zur treffenden Einsicht durchdringen. In allen diesen Gruppen ist am Ende Einer wie der Andre, nur mehr oder weniger von der Illusion beirrt. Er schildert ferner die Folgen dieser Thorheit in dem engen Kreise des alltäglichen gesellschaftlichen Lebens. Ihre Wirkungen bringen nur Verwirrung und Ungehörigkeiten in die Kreise des Familienlebens. Nur die Sitte wird verletzt; natürliche, dem Menschen angemessene Gefühle, die privaten Beziehungen des Menschen zum Menschen werden gekränkt. Aber es werden nicht angetastet Recht und Glaube, die umfassenderen Beziehungen des Menschen im staatlichen Zusammenleben, wie im Sturm; nicht angetastet das Gebiet des Heiligen, das Verhältniß des Menschen zu der Gottheit und ihren Führungen und Ordnungen, wie im Wintermärchen.

Endlich schildert der Dichter diese Thorheit im Sommernachtstraum als veranlaßt von zufälligen äußern Motiven, von denen sich der Mensch gewöhnlichen Schlages so leicht beeinflussen, ja meist auch bestimmen läßt.

So im Allgemeinen nur faßte der Dichter seinen Gegenstand in den Jahren 1594—98, in den 30ger Jahren seines Lebensalters in der Periode seines Dichterlebens, als er Dramen schrieb, wie: Die beiden Veroneser — Verlorene Liebesmühe — Ende gut, Alles gut — Romeo und Julie — Der Kaufmann von Venedig. — Aber die Motive, die den Menschen ablocken in die Irrungen der Illusionen, liegen, die Sache näher und gründlicher angesehen, keineswegs in äußern Veranlassungen, sie liegen im Innern des Menschen: Fleischeslust — Augenlust — hoffärtiges Leben, oder deutlicher gesprochen, nach heutigen Anschauungen: Trägheit und Genußsucht — Ehrgeiz und Habsucht — Selbstüberschätzung und Hochmuth. Erst wenn diese Stürmer und Dränger des Menschen Seelenstärke gebrochen

haben, dann erst gewinnen äußere zufällige Einflüsse eine lockende, fortreißende, überwältigende Macht.

Die Wirkungen der Illusionenspinnerei beschränken sich auch nicht immer so harmlos wie im Sommernachtstraum, auf private Verhältnisse, Verletzungen des Herkommens und der Sitten, — oft kränken sie und ziehen in den Staub, wie die Sitten, so auch das Recht und den Glauben; ihre Verheerungen erstrecken sich nicht nur auf die Familie und die sich an sie knüpfenden Verhältnisse, sie ergreifen auch die beiden andern sittlichen Institutionen des Menschenlebens neben der Familie, den Staat und die Kirche, die Pflegestätten des Rechts und des Glaubens. Diese unselige Neigung das Wahnhafte für das Wahrhafte zu wählen ist es, die dem Menschen den sittlichen Boden entzieht, die Ideen, die das Leben tragen und nähren: Sitte — Recht — und Glaube; diese unselige Neigung ist es, welche die auf diesem sittlichen Boden sich aufbauenden drei sittlichen Institutionen, die Heiligthümer der Menschen, verstören, ja unter Umständen leicht zerstören: Familie, Staat und Kirche.

So empfand Shakespeare instinctiv in seiner genialen Anschauungsweise 20 Jahre später in den Jahren 1610 bis 12, den 50ger Jahren seines Lebensalters nahe. Damals hatte er schon verfaßt: seine ergreifenden Gemälde aus der englischen Geschichte, seine Lebensgemälde: Wie es Euch gefällt — Viel Lärmen um Nichts — Was ihr wollt — Maas für Maas —, hatte mit ergreifender Kunst vollendet seine reichhaltigen bewundernswerthen Seelengemälde: Othello — Hamlet — Macbeth — Lear — Cymbeline —, hatte seine großartigen Darstellungen aus der antiken Welt gearbeitet: Julius Caesar — Antonius und Kleopatra — Coriolanus — Timon von Athen. — Und nach allen diesen Meister- und Musterwerken, setzte er seinen poetischen Leistungen die Krone auf mit den beiden in Rede stehenden Dramen: Sturm und Wintermärchen! Ihnen müssen wir, unbeschadet des Ruhmes, den die allgemein bekannteren, gefeierten Dramen mit vollem Recht genießen, den höchsten Preis zuerkennen, wenn wir die Entwickelung seiner genialen Dichtergröße durch alle seine 37 Dramen hindurch verfolgen und sie überschauen von den ersten rohen Anfängen an bis dahin, wo er mit den beiden genannten Dramen seine Laufbahn schloß und den Zauberstab seiner Poesie, wie Prospero in die Erde begrub, klaftertief begrub; verloren ist er, bis ihn dereinst ein ebenbürtiger Geist wiederfindet, um noch unbekannten poetischen Zauber vor unsern staunenden Augen zu entfalten.

Beide Dramen stellen uns vor Augen die Geschichte dieser Illusionen-Manie nach Ursprung, Fortgang und Vollendung im Individuum; und zwar zuerst, im Sturm an einer kräftigen, gesunden Seele, in Prespero — sodann im Wintermärchen, an einer abgeschwächten, krankhaften Natur, wie Leontes.

Prospero ist ein edler, starker, in sich selbst gewisser Geist. Er steckt sich ein falsches Ziel und geräth in die Irre. Als jedoch die Folgen seines Mißgriffes über ihn kommen, begreift er noch zur rechten Zeit, wie der ungerechte Haushalter im Evangelium, den Zusammenhang des Unheils mit der eignen Schuld, ermannt sich in dieser Erkenntniß, erhält sich aufrecht und findet sich zurecht. Eben das, was ihm Verderben gebracht hat, muß ihm den Ausweg zur Rettung bieten, was ihn beherrscht hat, muß ihm dienen und ihn auf den rechten Weg bringen. Er verfolgt diesen rüstig und findet alle Befriedigunng des Lebens wieder. Leontes dagegen ist ein beschränkter, bornirter Schwächling, der weder sich selbst noch andere versteht. Wie das kleiner, engherziger Seelen Art ist, so dreht er sich mit all' seinem Denken und Sinnen einzig und allein um das eigne werthe Ich. Daraus entspringt in ihm Geistesschwindel, in welchem er Alles, was um ihn her vorgeht, verdreht betrachtet. Bei allen Vorkommnissen, die er sich nicht zuvor schon gerade so gedacht hat, wie sie ihm eben erscheinen, argwöhnt er irgend eine ihn benachtheiligende Beziehung auf seine Person; er weiß sich dann in die unbehaglichsten Stimmungen und Anschauungsweisen hineinzureden, ja hineinzuärgern und fühlt sich endlich wie dämonisch getrieben dieselben seiner ganzen Umgebung aufzuzwingen. Er wird Sclave seiner grundlosen Einbildungen, spinnt aus ihnen mit unerquicklicher Grübelei eine Welt von Illusionen heraus. Je mehr der gesunde, unbefangene Sinn seiner Umgebung diese Wahngebilde von sich weist und ihren Ungrund zuversichtlich betheuert, desto mehr steigert sich in ihm die Einbildung auf sein überlegenes Wissen und Urtheil, mit der er Gras wachsen und nie gesehene Dinge gesehen zu haben sich steift. Der Eigensinn, die Rechthaberei, welche die Schwäche aller beschränkten Grübler und Gedankenschwelger kennzeichnet, machen ihn überdem zum Vielredner, und zum unerträglichen Despoten, der seine Illusionen zu Stand und Wesen zu bringen, sie in die Wirklichkeit hineinzudrängen bemüht ist. Des Leontes Leidenschaft entsteht aus Nichts und zerstört das Glück eines halben Lebens durch den Wahn eines Augenblicks. Ein Charakter von solcher Haltlosigkeit muß unter der Wucht des Unheils, das er durch seine

Thorheit über sich heraufbeschworen, machtlos zusammenbrechen, muß, im im Gedränge der Verwicklungen, mit denen selbstgeschaffener Wahn sich nährt, widerstandslos aufgerieben werden. In unnatürlicher Spannung wird Leontes durch den Reiz des Wahnes hinaufgetrieben zur ruchlosen Narrheit eines tragischen Charakters und verfällt und versinkt bei dem ersten Schlag der vergeltenden Gerechtigkeit in bodenlosen Jammer. Und wie entsetzenerregend macht sich erst die verheerende Gewalt des fluchwürdigen Wahnes geltend an dem schuldlosen Opfer der Illusion und dem Gegenbilde des Leontes, an seiner von dem Dichter idealisch schön und charaktervoll gezeichneten Gemahlin Hermione, der reinen, gediegenen Frauenseele, sanft wie Kindheit und Gnade und doch so voll Umsicht, Klugheit und Beredsamkeit, voll Majestät und Würde. Welche seelenvolle Charaktermalerei ist in der Composition dieser Gestalt dem Dichter gelungen, mit leichten, zarten Farbentönen, wie hingehaucht, und doch mit festen, entschieden ausgeprägten Zügen und Schattirungen. Und wie elend erscheint wiederum der Pfleger und Träger des Wahns, Leontes in seiner weibischen Reizbarkeit, gegenüber der mannhaften Vertreterin seines schuldlosen Weibes, der heldenhaft treuen Paulina, die alle Vorrechte ihres Geschlechts einsetzt für ihre edle Herrin, alle Gunst auf das Spiel setzt und aller Gefahr den Trotz der Wahrheit und des Rechtes heroisch entgegenstellt, die aber auch sofort, wie der stärkste Schlag auf das Haupt des Gott mißfälligen Verbrechers gefallen ist, mit ächt männlicher Selbstbeherrschung sich in sich selbst zusammenfaßt, zurückzieht und sich fortan nur als Vollstreckerin des Orakelspruches betrachtet. Auch neben dieses weibliche Heldenbild ist ein unmännlicher Mann gestellt als Gegenbild: ihr Gemahl Antigonus. Er läßt sich nöthigen nach kurzem Widerstande den grausamen Befehl des Königs auszuführen, ein Traum macht ihn argwöhnisch gegen Hermione's Schuldlosigkeit; aber er fällt darüber selbst in schwere Schuld und geht zu Grunde, mit allen Werkzeugen des Tyrannen, die bei Ausführung des ungerechten Urtheilsspruches betheiligt sind: Schiff sammt Schiffsmannschaft.

Für einen Charakter wie Leontes kann Rettung und Versöhnung nicht aus der Energie des eigenen Innern psychologisch motivirt werden, wie bei Herzog Prospero. Sie muß von außen kommen durch ein günstiges Geschick, durch eine planvoll waltende, strafende, aber auch heilende und also ordnende Vorsehung. Diese führt nun auch hier die Lösung herbei aus einer fernliegenden, harmlosen, idyllisch-heitern Welt unverkünstelten Lebens.

Und hier öffnet sich dem aufmerksam prüfenden Blick des sinnigen Lesers ein erstaunenswerther Ausblick auf die ganze Fülle shakespearischer Genialität und auf den Höhepunkt seiner dichterischen Meisterschaft. Hier erscheint dies sein letztes Werk, als ein feines, geistreiches Kunstwerk, das Meisterstück all seiner poetischen Arbeit. Mit ungemeinem Erfolg hat er in diesem Drama die höchste Tragik mit der heitersten Komik sinnreich zusammengefügt und in dem tragisch-komischen Pastorale, mit dem das Wintermärchen schließt, läßt er in geschickter Paarung des Gewaltig-ernsten mit dem Anmuthig-komischen, des Starken mit dem Zarten, seine ganze wunderbare Dramatik, mit einem guten Klang, gleichsam seinem Schwanengesang, ausklingen.

Shakespeares Quelle ist eine Erzählung seines Zeitgenossen Robert Greene, wahrscheinlich dessen eigne Erfindung, ohne Grundlage in der Volkssage, ein Gemisch von Märchen und Schäferroman, im gezierten Geschmacke jener Zeit, übrigens ein rohes Machwerk, voll Unzartheit und Unnatur, voll Abenteuerlichkeiten und Zufälligkeiten in den Ereignissen. Unser Dichter hat aus dem rohen Stoff Unzartes und Unnatürliches entfernt, aber das Wunderbare, ja Wunderliche gesteigert, geht auf's ungezwungenste um mit Zeit, Ort und Verhältnissen und hat um ein harmonisch gegliedertes Ganzes herzustellen hinzugethan die Figuren des Antigonus und der Paulina, sowie den Autolycus, diese Krone aller lustigen Schelmengenies, die sich voll naiver Zuversicht auf dem Strome ergötzlicher Gaunerei durch's Leben tragen lassen. Die ganze Reihe der Ereignisse hat der Dichter vollständig auf das Gebiet des Märchens hingeschoben. Das Ganze ist ein dramatisches Märchen, das ernst-tragisch beginnt und heiter-idyllisch schließt. Das Delphische Orakel gibt den Ausschlag in der tragischen Katastrophe des ersten Theils und stellt zugleich in Aussicht den glücklichen Ausgang des zweiten. So hat der Dichter sinnvoll zu einem kunstreichen Ganzen verbunden die beiden Geschichten und Generationen der Greeneschen Erzählung, die eine Kluft von 16 Jahren trennt. In der letzten Hälfte des 3. Actes verweben sich beide Hälften, die düster-tragische und die heiter-idyllische. Antigonus ist mit der kleinen Verlornen, der Perdita, an der fremden Küste angekommen. Ein Traum bewegt den schwachen Mann an die Schuld der Königin zu glauben, aber, selbst dadurch schuldbefleckt, ereilt ihn sofort die vergeltende Nemesis für seinen Wankelmuth. Sturmgeheul und Donnergebrüll des heraufziehenden Unwetters ist das rauhe Wiegenlied, mit dem das fremde Land die kleine verlassene Perdita begrüßt und zugleich der

Grabgesang, der die grause Hinrichtung seines Henkers schauerlich begleitet. Unter dem Grollen des vorüberziehenden Gewitters findet das Kind der ehrliche Schäfer, der es erhalten soll, während sein Sohn Zeuge ist von Antigonus Tod im Rachen des Bären und vom Untergange der Schiffsmannschaft. Es treten an Stelle der tragisch-schuldbelasteten Personen des ersten Theils, die idyllisch-schuldlosen des 2. Die Worte des Schäfers zu seinem Sohne: Du begegnetest sterbenden, ich aber neugebornen Dingen — Du findest die Leute wenn sie sterben — ich aber wenn sie kaum geboren sind —, diese Worte leiten uns hinüber in eine vollkommen veränderte Welt: — ein Schafschurfest mit Hirten, hohen und niederen Gästen, mit Messe, Satyrtanz, Balladen, Blumen und Kränzen und mitten drin ein Zwischenfall, der auch jetzt mit einer Tragödie droht.

Hier liegt das feine Band, das den 2. Theil des Wintermärchens mit dem 1. verbindet. Im 1. tragischen Theil wird eine Liebe gearg wohnt, die vom ehelichen und sittlichen Standpunkt aus unerlaubt war: im 2. knüpft sich eine Liebe, die aus elterlichem und conventionellem Gesichtspunkt als unstatthaft betrachtet werden muß. Als Leontes an Florizels Vater sündigte, machte ihn das Schicksal dafür erblos; als Polyxenes im Begriff ist an Leontes Tochter zu sündigen, droht das Geschick ihn gleichfalls erblos zu machen.

Die Werkzeuge, deren sich jetzt das Schicksal bedient, den bis hiezu geschürzten Knoten zu lösen, sprechen den Charakter der Komödie deutlich aus: Die beiden Schäfer: Vater und Sohn, vor allem aber Autolycus, der zuletzt dadurch der Träger des glücklichen Ausgangs wird, daß er durch seine Kniffe die beiden und ihre Geheimnisse mit an Bord des fliehenden Schiffes bringt. Autolycus, der im 2. Theil die Stelle einnimmt, die Antigonus im 1. hatte, — ist eine neue Figur in der Gallerie shakespearischer Charaktere — vom ausgelassensten Humor und genialster Unverschämtheit, offen von Ohr, schnell von Auge, von fertiger Zunge und gewandter Hand alle Rollen zu spielen, ein köstlicher Taugenichts, dem unter der Gunst guter Sterne dermaßen alles zum Besten ausschlägt, daß er Gutes thun muß wider Willen. Des Antigonus verkehrte Ehrlichkeit hat ihn selbst in den Tod geführt: des Autolycus rechtzeitige Gaunerei führt die Verwickelung der beiden Königshäuser und den Gauner selbst zu gutem Ende. Eine Meisteraufgabe für den Schauspieler, wie sie Shakespeare so gerne zu stellen liebte.

Das muthwillige Sich-versenken in thörichte Illusion, das alle diese Verwickelungen herbeiführte, sammt all seinen haarsträubenden Folgen ist

etwas so Entwürdigendes, Narrenhaftes, eine so verabscheuungswerthe sittliche Gaunerei, daß die Vorsehung einen Narren und Gauner aussendet, um Alles wieder in die rechte Ordnung zu bringen. Wie der Schluß des 3. Actes zu den ergreifendsten Situationen gehört, die unser Meister gebildet hat, so hat er auch Weniges, das an Fülle, Bewegung und Schönheit dem 4. Acte gleichkommt, und dennoch steigt der letzte Act noch höher durch die magische Scene der Wiederbelebung Hermiones und die vorhergehende Erzählung von der Erkennung der Tochter, die Shakespeare weise hinter die Scene verlegt, aber in einem seltenen Meisterstück von prosaischen Vortrage erzählen läßt.

Liest man Wintermärchen und Sturm neben einander, wie sie denn wohl auch gleichzeitig neben einander gearbeitet sind, so gewahrt man eine Grundverschiedenheit, ein Gegensätzliches in der Composition. Im Sturm hält der Dichter das Gesetz der 3 Einheiten im Drama, von Zeit, Ort und Handlung, das man im Aristoteles hat finden wollen, so genau fest, wie selten Jemand, während er im Wintermärchen auf's Muthwilligste damit schaltet. Es wird fast zur Gewißheit, daß er mit dem Wintermärchen den engherzigen Bekennern der drei Einheiten hat Trotz bieten wollen, während er ihnen im Sturm darthut, daß auch dies Kunststück eine für ihn leicht zu erledigende Kleinigkeit sei, wenn man nämlich den Umstand beachtet, daß beide Stücke, wie gesagt, fast gleichzeitig gearbeitet sein müssen. Der Sturm wurde zuerst am 1. November 1611 in Whitehall vor dem Könige aufgeführt, 4 Tage darnach, am 5. November das Wintermärchen, nachdem man es schon am 15. Mai im Globe gesehen. Man bemerke nun, wie fast peinlich genau das Gesetz der 3 Einheiten im Sturm festgehalten ist. Der Ort der Scene liegt vor Prosperos Höhle, oder in ihrer nächsten Umgebung; die Zeit des Verlaufs umfaßt ohngefähr die 3 bis 4 Stunden der Darstellung; die ganze Handlung dreht sich um Prosperos Plan den Thron für seine Tochter Miranda wiederzugewinnen. Aber gerade diese Regelhaftigkeit legt die ganze Unnatur dieser Regel schlagend dar. Es fehlt fast die Muße für alle die Veränderungen, die in der Seele der Miranda vorgehen sollen, wenn wir in drei bis vier Stunden ihren Anfang und ihr Ende setzen sollen. Hier gleicht sich aber die Mißlichkeit noch damit wieder aus, daß Shakespeare diesen Versuch in einem Stücke von ganz romantischem Schlage gemacht hat, an wunderbarem Stoff so reich, wie das Wintermärchen und ganz auf dem Gebiet einer Zauberwelt verlaufend. Dem Zauber ist ja Alles möglich ohne nähere Motivirung des Verlaufes.

Dagegen nun welche Ungebundenheit in Beziehung auf Ort, Zeit und Handlung im Wintermärchen, welches Absehen von allen Bedingungen des Wirklichen und Wahrscheinlichen! Durch seine Zuthaten hat er sogar noch die unwahrscheinlichen Verhältnisse und seltsamen Vorfälle gemehrt.

Mit diesem Widerspruch in der Behandlung dramatischen Stoffes schließt Shakespeare seine Laufbahn. Es ist sein letztes Wort, sein Testament, ein Manifest, in welchem eine neue Aera der modernen Poesie angekündigt wird.

Wir bekennen uns gern zu den beiden stolzen Sätzen in denen Gervinus unserm Dichter von künstlerischer und sittlicher Seite die höchsten Ehren zuerkennt:

1) Shakespeare steht für die moderne dramatische Poesie als offenbarendes Genie an der Stelle, die Homer für das antike Epos einnimmt.

2) Shakespeare als der seltenste Kenner menschlicher Natur und Dinge ist der wählenswürdigste Führer durch Welt und Leben.

Zu dem ersten dieser Sätze bekennen wir uns unbedingt, zu dem andern unter einer doppelten Bedingung.

Es ist wahr, daß Shakespeares wie Homers Schöpfungen das Maaß sind, an welches alle anderen dramatischen und epischen Dichtungen mit Erfolg gehalten werden können, um ein sicheres Urtheil über deren Größe und Werth zu gewinnen: so sehr haben diese beiden Meister das ganze epische und dramatische Leben nach allen Dimensionen durchmessen, nach Länge und Breite, Höhe und Tiefe, haben seine Marken sicher festgestellt und in reicher Mannigfaltigkeit maßgebend bestimmt, was den Gestalten der Dichtung dramatisches oder episches Gepräge giebt, — so daß jede wesentliche Abweichung sich in Unnatur verirrt und Unschönes zu Tage fördert. Shakespeare ist, so lautet Gervinus zweite Behauptung, der seltenste Kenner der Menschen und menschlicher Dinge, ein Lehrer von unbestreitbarer Autorität und der wählenswürdigste Führer durch Welt und Leben. Auch diese These unterschreiben wir, aber unter doppelter Bewahrung. Erstlich ist das Shakespeare ohne Zweifel, aber nächst der Bibel — diesem wunderbaren, welthistorischen Lehrbuch der ächten Lebenskunst, dessen unerschöpflicher Ideenreichthum, umflossen von dem Glanz der Poesie des ewigen Lebens das blödeste Auge also schärft, daß es in Betrachtung der Menschen und der Dinge überall bis zum idealen Kern durchdringt und Wahn und Wahrheit, Illusion und Wirklichkeit mit Sicherheit scheiden lernt. Nächst diesem sicher leitenden Wunderbuch ist allerdings Shakespeare einer der zuverlässigsten

Führer. Um so zuverlässiger, und das ist unsere zweite Bedingung, je mehr seine Gestalten und Aussprüche im Sinne biblischer, christlicher Lebenskunst zum Verständniß gebracht werden. Sonst bleiben alle herkömmlichen Vorwürfe der Alltagsbildung gegen ihn mehr oder weniger unerledigt und er selbst erscheint als ein zügelloses, ungebändigtes Genie, der in einem rohen ungebildeten Zeitalter für dessen gemeine Art und Launen schrieb.

Auch ist noch ein Punkt nicht zu übersehen. So unübertrefflich lehrreich, weil wahr und tief Shakespaeres Darstellungen des Staats- und Familienlebens sind, so wie die aus dem Grenz- und Verbindungsgebiete beider, dem sozialen Leben, so sehr ist die dramatische Darstellung des Christenthums in seiner Verwirklichung, die Darstellung des kirchlichen Lebens seine schwächste Seite; es ist ihm nicht gelungen seine christlich religiösen Anschauungen mit eben derselben Meisterschaft in lebendigen dramatischen Gestalten auszuprägen, wie die über den Staat, das soziale Leben und die Familie. Wo z. B. Priester vorkommen, sind es entweder intriguante Pfaffen oder wohlmeinende, aber bornirte Nothhelfer. Darin steht er schon ganz auf dem poesielosen, trivialen Standpunkt der heutzutagigen Alltagsanschauung. Und gestehen wir es aufrichtig: Darstellungen, wie wir sie im Shakespeare vermissen, sind überhaupt bis jetzt nur möglich auf dem Gebiet der römisch-katholischen Kirche, wie Dante und Calderon zeigen, weil dort Zeit und Geschichte einen geordneten Ausbau kirchlichen Lebens haben zu Stande kommen lassen, während in den evangelischen Kirchen hierin Alles noch erst im Werden ist. Auch in der alten Kirche stand es in diesem Punkte nach viertehalb 100 jähriger Geschichte nicht nur nicht besser, sondern man war damit noch nicht einmal so weit gediehen, wie wir schon jetzt es sind. Zudem waren die streitenden Gegensätze in der englischen Kirche zu Shakespeares Zeiten, wie jetzt noch, zu wenig entwickelt, noch weniger ausgeglichen, um einen auf Realitäten gerichteten Geist wie Shakespeare zu befriedigen. Weder konnte ihm genügen der damals eben abgeworfene Materialismus der Römischen Kirche, noch der neu eingedrungene reformirte Spiritualismus der Puritaner, noch die damals ganz formale Beschaffenheit der bischöflichen Staatskirche, welcher erst in neuester Zeit mit dem viel verschrienen Puseyismus eine schwache Ahnung von ihrem wahren Wesen aufdämmerte. Shakespeare hatte sich offenbar keine feste Anschauung kirchlicher Dinge bilden können, welche ausreichte, um von ihr aus lebensvolle Gestalten für dramatische Darstellung zu gewinnen. Aber geeigneter Stoff allgemein religiöser Anschauungen, wie sie eben das Christenthum überall

wo es wirksam ist, weckt, ist bei ihm überreich vorhanden, in einem Maaße, wie in keinem Dichter nach ihm, die Kirchenliederdichter der lutherischen Kirche abgerechnet. Milton und Klopstock können in dieser Beziehung ebenso wenig, wie in allen andern neben ihm in Betracht kommen.

Die Gotteskraft des evangelischen Geistes, der damals die Welt und ihre Zustände durchwehte und bewegte, hatte auch unsern Dichter ergriffen, und tiefer als er selbst wußte und ahnte und es auszusprechen verstand. Das läßt sich an den meisten Dramen ohne viel Mühe nachweisen. Ja ohne diesen Gesichtspunkt bleibt er in seinem eigentlichen Kern, in seiner Tiefe unverstanden, regt geistreich an, bringt aber der Seele keinen Gewinn, keine Erweiterung, keine Vertiefung. Freilich verhält sich's mit Shakespeare in dieser Beziehung wie mit der Philosophie und der Natur; wer das Christenthum in seinem tiefsten Kerne, mit seiner spezifischen Weltanschauung, seiner eigenthümlichen Poesie nicht hat, der sieht es auch hier nicht und sucht es nicht und findet es darum nicht; denn nur, wer sucht, der findet und der verdient auch nur zu finden. Die an den hier besprochenen 3 Dramen herausgestellte Wahrheit, die Warnung vor Illusionen, die uns das Leben verderben, ist übrigens so allgemeiner, umfassender Art, daß sie sich in den mannigfaltigsten Wendungen, in allen seinen Dramen nachweisen ließe, eben weil sie das Grundthema des Christenthums, der ganzen Offenbarung ist, deren Ziel es ist von Wahn zur Wahrheit, aus Nacht zum Licht zu führen. Mit der Versenkung in die Illusion, mit dem Sündenfall, beginnt die Geschichte der Menschheit; Christus, der Weg aus derselben hinaus ist selbst die Wahrheit und damit zugleich auch selbst das Leben, das uns frei macht von allem Reiz und Druck des Wahnes, von aller Schalkheit und Täuscherei der Menschen, von aller falschen Philosophie, aller falschen Poesie, aller falschen Moral und all' den Thränen und alle dem Leid und Geschrei und den Schmerzen, kurz uns freimacht von dem Todeszustande, mit dem uns die Summe aller Illusionen, die Sünde, wie mit Ketten der Finsterniß umspinnt, bis wir ihr unentrinnbar anheimfallen. Mit dem Glauben, der Opposition wider alle Illusion, dem entschlossenen Ergreifen der rettenden Hand des Erlösers von allem Wahn, entspringen wir dem unheimlichen Bann, beginnt für uns die Erkenntniß der Wahrheit, lichtet sich allmählich die Finsterniß des Wahnes in und um uns her, betritt der Mensch das freie Gebiet des Reiches der Ideale und damit schon hier in der Zeit, den Weg zur Herrlichkeit und ewigen Befriedigung, wie sie die schließliche Vollendung aller Dinge dereinst ganz unverhüllt offenbarmachen

wird. Bis dahin aber geht es successiv von einer Klarheit zur andern, stufenweise vorwärts. In dem Maaße als der Mensch im Lichte des Wortes Gottes sich selbst und die Dinge betrachten lernt, wird er frei und freier von allen eingelernten und selbstgeschaffenen Illusionen, die ihn hindern sich selbst und die Dinge zu erkennen, wie sie wirklich sind. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, spricht der Heiland, Joh. 8. d. h. an dem was er geredet in den Worten des alten und neuen Testaments, denn das Alles ist seine Rede, die Rede des ewigen Wortes, das im Anfang war und durch welches die Welt geschaffen ist, Alles, von da wo Moses angefangen, bis dahin, wo Johannes geendigt hat. — So ihr, spricht er, bleiben werdet an meiner Rede, werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird Euch freimachen, — frei von aller sündlichen Bethörung, denn das ist die Illusion. Und der rechte Führer in diesem Befreiungsproceß ist das Wort Gottes in der heil. Schrift. Nichts orientirt uns so sicher und ausreichend in Welt und Leben und zwar eben so wohl in der Welt irdischer Interessen, als in der Welt der Ideen und Ideale. Sie ist die sicherste Anleitung zur rechten Lebenskunst, der Kunst unfehlbar und befriedigend zu sichern Weltverständniß, sicherer Selbsterkenntniß, sicherer Gotteserkenntniß zu gelangen, die unfehlbarste Anleitung zu der Kunst sämmtliche uns zu Theil gewordene Kräfte, Anlagen, Befähigungen haushälterisch zu conserviren und zusammenzuhalten, umsichtig zu verwerthen und gewinnreich zu machen zu eigenem, zeitlichem und ewigem Gewinn, zur Wohlfahrt des Nächsten, zur Ehre Gottes. Will nun Jemand nächst diesem Leitfaden durch die Labyrinthe der Welt und des Lebens auch Shakespeare einen Führer durch Welt und Leben nennen, so können wir nur zustimmen, wiederholen aber angelegentlich, daß man nur unter der Beleuchtung des Wortes Gottes in der heil. Schrift die Größe und die umfassende Bedeutsamkeit dieses tiefsinnigen Geistes wahrzunehmen im Stande ist. Ohne sie bleibt er gerade in dem Werthvollsten dessen, was er bietet, unverstanden. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, spricht Paulus; auch zum Verständniß Shakespeares, fügen wir hinzu.

E. G. Engelmann.

Ein neues Buch von Victor Hehn.

Das litterärische Interesse der Balten wendet sich den Erzeugnissen ihrer Landsleute in der Regel etwas spröde zu — nur Victor Hehn gegenüber macht es eine Ausnahme. Ein neues Buch des so rasch berühmt und beliebt gewordenen Livländers ist ein Ereigniß auch für uns.

Umgekehrt als das sonst wol zu geschehen pflegt, trat Hehn bereits an der Schwelle des Alters stehend, dem deutschen Publicum zum ersten Mal entgegen — mit der bedeutendsten Arbeit seiner Feder — als ausgereifter Denker, Kritiker und Gelehrter. — Die „Culturpflanzen und Hausthiere" brachten seinen Namen in aller Leute Mund. Ein Werk von so stupender Gelehrsamkeit, das neben dem Bienenfleiß zugleich die scharfsinnigste Beobachtungs- und Combinationsgabe verrieth, so überaus concise und zugleich geniale Kritik zu üben wußte, ragte selbst unter der gewaltigen Concurenz des deutschen Gelehrtenbüchermarktes auf. Der bis dahin unbekannte Autor sah sich mit Loorbeern überschüttet — ja es klangen in dem Päan der Kritik gar einige überschwängliche Obertöne mit, die wol dem Umstande gelten mochten, daß sich das eminente Werk streng wissenschaftlichen Charakters nahezu als ein Unicum darstellte durch die Würze geistreicher Pointen und den Zauber graciösen Stils. —

Neben der Fülle trefflicher Monographien aus der Pflanzen- und Thierwelt sorgten für durchschlagenden Erfolg des Buches, die überall mit hineingepflochtenen, auf das solide Fundament historischer und sprachwissenschaftlicher Studien gestützten überraschenden Schlußfolgerungen, die überall aufblitzenden grellen Schlaglichter für die Beurtheilung der Culturverhältnisse und Culturentwicklung aller Zeiten und Völker.

Allein das Bild, das er von der arischen Urzeit, dem Culurzustande unserer Urahnen, der Indogermanen entwirft — entgegen der fast zum

Dogma gewordenen bisherigen Anschauung — ist von epochemachender Bedeutung gewesen und hat in dem modernen Sprachforscher und Gelehrten Schrader, einen begeisterten Verfechter gefunden, der mit Erfolg die Theorieen Hehns stützt und auf ihnen weiter baut.

Nach Jahr und Tag erst trat Hehn, nunmehr der Gelehrte von anerkanntem Ruf, mit seinen „Italien, Streiflichter und Ansichten" — die zu allererst in der Baltischen Monatsschrift gedruckt, jetzt in Buchform erschienen, — und später mit seinen „Gedanken über Goethe" — vor ein größeres Publicum. Plastisch in der Darstellungsweise, scharfsinnig in der Kritik, wußte er vor Allem durch geistvolle Charakteristik oft in wenigen gedrängten Sätzen ungleich mehr zu bieten, als Andere in seitenlangen Tiraden. All die liebenswürdigen Eigenschaften seines reichen Geistes zeigten sich in seinen populäreren Werken in hellstem Sonnenlicht, zogen immer weitere Kreise von Lesern und Verehrern heran, bis bald in Deutschland wie im engeren Heimathlande sich eine stille andächtige Gemeinde um ihn schaarte, die Allem, was von ihm oder über ihn in den Tages- und Monatsblättern erschien, Briefen und Aussprüchen, Essays und Kritikern das regste Interesse zuwandte.

Unserem Landsmann Theodor Schiemann, dem namhaften Historiographen in Berlin, gebührt das Verdienst, die nachgelassenen Manuscripte unseres Autors auf's Beste und Dankenswertheste der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht zu haben: „Reisebilder aus Italien uud Frankreich" heißt das Werk, das uns vorliegt.

Den Entschluß des Herausgebers, diese Tagebuchblätter aus den Jahren 1839 und 1840 selbständig zu ediren und nicht, wie Anfangs in Aussicht genommen worden, der Biographie Hehns einzureihen, können wir nur freudigst zustimmen. Sie bieten uns eine reizvolle, in sich abgeschlossene Episode; wir danken ihnen, neben dem reichen objectiven Inhalt, das markante Bild des jungen Hehn, des seltsamen Feuergeistes, der uns in seinem tiefsten Innenleben, in dem Uebermaß kraftvollen und warmen Empfindens überall den Idealismus einer reichen Dichter- und Künstlernatur offenbart. Jedem daher, dem die Person des Verfassers lieb wurde, ist gerade diese Gabe von unschätzbarem Werth, als prächtige Ergänzung des Gesammtbildes unseres Autors, dessen Eigenart und Wesen sich den Lesern erst jetzt ausgiebig und voll erschließt.

Erlabten wir uns in seinem „Italien" an den gereiften Früchten seines Geistes, wie an einem Trunk edlen abgelagerten Weines — so ist es

uns eine Luft, hier in blühende Wildniß zu tauchen und uns an dem sprudelnden Quell des jungen Herzens zu erfrischen. Für das farbensatte, charakteristische Vollbild des Südlandes, wie es uns Hehn in seinem „Italien" bietet, gewinnen wir das richtige umfassende Verständniß erst, wenn wir es ergänzen durch die Fülle der Einzelbilder und Skizzen, die hier in genialen, kräftigen Strichen hingeworfen sind. —, So unendlich viel auch über Italien geschrieben worden, diese beiden kleinen Werke werden obenanstehen in all der Menge. — Sie geben uns mehr und regen uns kräftiger an als etwa — um nur einige bekanntere Schriften zu nennen — das etwas steifleinene „Ein Jahr in Italien" von Adolf Stahr, die Kleinmalereien eines Woldemar Kaden, ja selbst die mit Recht gerühmten, immerhin mitunter recht weitschweifigen „Wunderjahre in Italien" von Ferdinand Gregorovius. — Sie vermögen das, weil es dem Herzen abgeschriebene Fühlungen und Bekenntnisse sind, baar jeder Phrase, jeder schönrednerischen Hyperbel, jeder trockenen Pedanterie. —

Am entzückendsten sind wol die Charakteristiken der Lebenscentren, Rom Neapel und Umgebung, Florenz, Venedig! Keineswegs geordnet, beabsichtigt oder zugestutzt. Sie wachsen vielmehr aus den Stimmungen heraus, sind verwebt mit hundert Gedanken und Betrachtungen über Geschichte, Volkseigenart und Volksleben, Kunst und Natur. Wallt aber dann das Gefühl über und wiegt sich die Phantasie auf breiterem Strom — dann treiben wir willig und freudig mit ihm hin — nehmen das gewaltige Bild der ewigen Stadt in uns auf, streifen durch die blühenden Villen um Frascati, durchträumen das reizende Idyll der Albanertour, oder versenken uns in die Schwermuth der Campagna. Im Arnothal — am Lido — durchwachen wirt mit unserem schwärmerischen Freunde köstliche Nächte — im Sonnenbrande des lärmenden Neapel staunen wir mit ihm über das fieberheiße Leben und Treiben der an afrikanische Wildheit erinnernden exentrischen Söhne und Töchter des Landes. Im Kampf gegen die erregten Elemente begleiten wir ihn auf den abenteuerlichen Fahrten zu den Inseln — und endlich da er heimkehrt von Neapel nach Rom und die Freunde ihn mit Fragen bestürmen, umklingt uns, gleich einer Hirtenweise in müder Abendstimmung, der ganze Zauber der „bella Napoli", wenn unser glücklicher Wanderer, traumverloren, nur die verzückten Worte stammelt: „Ich habe Ischia gesehn — ich habe Ischia gesehn!"

Kaleidoskopisch, wie das bei Tagebuchblättern nicht anders möglich ist, nehmen wir, in buntem Nebeneinher, wechselnd an dieser und jener

Stimmung Theil, befassen uns mit mancher Bagatelle, Wetterstimmung, Plackereien des Reiselebens, oder folgen etwas verstaubten politischen Meditationen aus vormärzlicher Zeit, denen wir keinen rechten Geschmack mehr abgewinnen — doch sind das nur Augenblicke. Wie oft erquicken uns dagegen in reichem Maße gerade die kurzen Episoden und hingeworfenen Gedanken! Es liegt eine ganze Welt in ihnen. Man urtheile selbst! —

Hineingestreut, zwischen das reizvolle Bild der monderhellten träumenden Venezia und einer politischen Betrachtung stoßen wir auf folgende Notiz: — „Heute in der Academie de belle arte stand ich Tizians berühmter Himmelfahrt gegenüber. Seine Maria ist ein liebetrunkenes, unsäglich glühendes Weib; die Innbrunst der Sinne und des Lebens, die schwellende Ueppigkeit dieses Weibes ist die Natur selbst, die große Lebensmutter Natur an der jede Faser Liebe durchströmt, deren Dasein Erzeugung, deren Wesen Wärme, unaufhaltsamer Trieb ist . . . Sie glüht, aber nicht mit rascher, plötzlich lodernder und schnell ersterbender Flamme, sondern die Sinnenlust ist ihr eingeboren, auf ewig mitgegeben, stark und mächtig, weil unbeschränkt und unzweifelhaft, sie ist überall und immer in ihr, wie der Zug nach Norden im Magnet, die Ausdehnungskraft im Wasserdampf oder die Schwere im Golde." —

Der größere Theil der Reisebilder führt uns in das Wunderland Italien, in dessen Eigenart sich Hehn so sehr versenkt und hineinwebt, daß er bei der Grenzüberschreitung der Riviera z. B. allen Ernstes in Frankreich die größere Ordnung, die Abwesenheit italienischer Straßenbettler als einen bedenklichen Mangel empfindet.

Zwar ist dies nur eine Stimmung in ihm, aber sie ist charakteristisch. Vor dem Vorwurf einer kritiklosen Verhimmelung italienischer Zustände und italienischen Lebens wissen wir ihn frei und die in der Vorrede enthaltene Beleuchtung, die Hehn der deutschen Literatur über Italien zu Theil werden läßt, belehrt uns am besten hierüber. Auch kennzeichnet uns Hehn den verschiedenen Gesichtswinkel aus dem heraus man dieses merkwürdige Land beurtheilt, trefflich auf Seite 200, wo es heißt: „Vom ästhetischen Standpunkt und für den Künstler kann nichts herrlicher sein als Italien und seine Menschen und seine Sitten, Häuser und Religion und Staatsordnung. Alles drängt nach außen und die Kunst lebt nur in der sinnlichen Erscheinung. Aber so viel Form, so wenig substantielle Tüchtigkeit, so wenig Gehalt und Inhalt hat der heutige Italiener, sammt seinem ganzen Wesen und Leben. Darum ist der Menschenfreund betrübt, darum fühlt sich der

Freund der Geschichte, der Denker, der sittlich Strenge, der geistig Strebsame in Italien oft voll Leere und Ekel, wenn der Dichter, der Künstler, der Liebende voll Entzücken schwärmt. Goethe, der der Geschichte fremd und der Natur vertraut war, sang ein Lied der Sehnsucht nach Italien, während Niebuhr, der nicht ein Priester der Natur, sondern des Geistes und der Freiheit war, in Rom sich unglücklich fühlte und sich nur schwer dahin gewöhnte."

Das schwärmende Entzücken macht einer mißmuthigen Stimmung Platz je mehr sich Hehn der französischen Grenze nähert, doch werden die trüben Abschiedsgedanken bald verscheucht und übersonnt, je weiter die Fahrt in's schöne Frankreich geht. Nicht minder warm und lebensvoll spiegeln sich die Typen jenseits der Alpen in der Seele unseres Dichters wieder. Marseille, Toulon tauchen aus dem schimmernden, verklärenden Duft auf bis sie charaktervoll und greifbar vor uns stehn; immer wärmer werden die Herzenstöne und es währt nicht lange, da schlagen die berückenden Wellen des französischen Frühlings so voll über dem Haupt des begeisterten Wanderers zusammen, daß darüber selbst das Schooßkind Italien zum Aschenbrödel wird und im Winkel kauern muß:

„Ich habe einen wahren Triumphzug durch einen großen Theil Frankreichs gemacht, durch die Provence und Dauphiné, über Aix, Gupe, Grenoble und Vienne, über die Durance und Isère; einen Zug durch den schönsten Frühling, durch leuchtende Tage und duftende Nächte . . . Ein herrliches Land, dies Frankreich! Lachend, wie seine Bewohner! Wie ernst ist dagegen Italien, wie marmorn, felsig und gleichgültig! Dort ist kein Seelengrün, keine Wiese, keine Baumpflanzung an Stegen und Wegen; der Wein so schlecht oder gut, als ihn die Natur hervorbringt, die Blumen nicht geliebt, an Früchte nicht gedacht, als wie sie der Himmel gerade gedeihen läßt. Starre Cypressen, schwarze Steineichen, struppige Myrthen an brennenden Felswänden, schwermüthiges graues Gebirg und Mauerwerk, nachlässige ungerührte Menschenseelen mit plastischer Kälte gegen landschaftliche Natur, und der Himmel so klar, so still, wie der Augenspiegel einer antiken Minervenbüste."

Noch geht es eine Weile durch Frankreich fort — dann sind wir in — Paris! Hier klingen die Reisebilder aus in einem Hymnus, in einer Vision. Konnte es anders sein? Mußte nicht gerade Hehns warmes deutsch empfindendes Herz 1840 bei der politischen Misère seiner geistigen Heimath sich überwältigt fühlen von der Centrale des mächtigen Nachbarvolkes. —

Fast dünkt es uns ein Traum, und doch unterscheiden wir die schärfsten Linien, die prägnantesten Umrisse. Dem erkennenden Blick des Denkers erschließt sich das Werden und Wachsen der Dinge nach Außen hin, dem gesteigerten Fühlen des Dichters wird die Seele, der geheime Lebenskeim offenbar — so wird er zum Seher und Deuter und nur der überschüssigen, schönheitstrunkenen Kraft eines so außergewöhnlichen Geistes gelingt es, was Hehn gelingt: uns ein überraschendes Bild der Stadt sondergleichen zu entwerfen, des „Herzens der Welt", wie es uns wunderlicher, drastischer, großartiger nirgend begegnet ist. —

Wir stehen am Schlusse der Betrachtung des inhaltreichen Buches mit dem schlichten, unscheinbaren Titel, und wollen es uns nicht versagen noch eines beachtenswerthen Umstandes Erwähnung zu thun, der gleichsam das Fundament abgiebt zu unserem fast überschwänglichen Urtheil, der es erläutern und verdeutlichen mag.

Wie es keinem Recensenten gelingen wird die Geistesproducte Anderer vollgültig und gerecht zu kritisiren, falls er nicht eine verwandte Ader in sich getroffen fühlt, so wird in noch erhöhterem Maaß bei Beurtheilung fremder Volksstämme und fremdländischen Lebens ein Anempfinden und Mitempfinden zum unabweislichen Bedingniß, wollen wir nicht im Dunkel tappen und meilenweit vorbeigreifen. Nun rühmt man ja wol dem Deutschen insbesondere die Gabe nach sich in fremden Geist und fremdes Leben zu vertiefen, doch ist es ja nur zu erklärlich, daß wir einer endlosen Scala gegenüberstehen, sobald wir die einzelnen Personen auf diese Eigenschaft hin prüfen. Bilden Volkstypen das Object so ist die Anzahl der Berufenen überaus gering. Den begabtesten und ehrenwerthesten Richtern spielt ein einseitiger falschmarkirter Patriotismus oft den bittersten Streich. Umzäunt von der Voreingenommenheit für Heimath und Volksgenossenschaft, haben sie den Blick nicht frei für die Welt die hinter den Bergen liegt. Einem Gervinus, Bogumil Goltz, Wolfgang Menzel und hundert Anderen blieb es versagt uns mit seelenvollem Verständniß das Wesen undeutschen Lebens zu verdeutlichen, wie es beispielsweise einem Carl Hillebrand, dessen mustergiltige Studie „Frankreich und die Franzosen" noch immer viel zu wenig beachtet und gewürdigt wird, in vollstem Maße gelang. Zu diesen Berufenen und Auserwählten aber gehört in erster Reihe Victor Hehn. Ueberall klingt und vibrirt eine Saite in ihm die auf den Ton des Südens gestimmt ist, er athmet freier auf jenseits der Alpen, alles ist ihm vertraut, sympathisch, wahlverwandt. Durch diese Wahlver-

wandtschaft, dieses gesteigerte Mitfühlen und Mitempfinden, das ihm in hohem Grade eignet, wird Hehn uns Söhnen kälterer Zone zum auserlesenen Dolmetsch und Interpreten des Südlandes.

Was kein Studium, kein Wissen, keine noch so regsame Thätigkeit des Geistes vermöchte, das danken wir so, einem Gottesgnadenthum — der seelischen Eigenart einer nervösen, feinfühligen Natur. G. E.

Corrigenda:

In dem Artikel: „Geschichte des Dorpater Chargirtenconvents".

Seite 384 Z. 16 v. o. l. Das statt Der.
„ 388 „ 1 „ „ „ kennzeichnet statt kenntzeichnet.
„ 390 „ 5 „ u. „ fürchtete statt fürchtet.
„ 392 „ 3 „ o. „ die statt diese.
„ 392 „ 24 „ „ „ Gruppen statt Grenzen.
„ 393 „ 8 „ „ „ hätten statt hätte.
„ 396 „ 19 „ „ „ aber freistehe statt freisteht.
„ 397 „ 1 „ u. „ herangezogen statt hervorgezogen.
„ 399 „ 23 „ o. „ beruhen statt beruht.
„ 399 „ 10 „ u. „ Vorbereitung statt Vorbereitungen.
„ 400 „ 4 „ o. „ nach „nicht" kein,
„ 403 „ 11 „ „ „ Arminen statt Arminier.
„ 405 „ 16 „ „ „ der statt des.
„ 407 „ 13 „ u. „ worden statt werden.
„ 410 „ 10 „ o. „ werden statt worden.
„ 411 „ 7 „ „ „ landsmannschaftlichen statt landwirthschaftlichen.
„ 414 „ 7 „ u. „ Burschphilisterthums statt Burschenphilisterthums.
„ 415 „ 18 „ o. „ Duellantismus statt Duellanlantismus.

In dem Artikel: Friedrich Nietzsche II/III.

Seite 459 Z. 12 v. o. l. Rapallo statt Royallo.
„ 466 „ 13 „ u. „ Förderung statt Forderung.
„ 469 „ 18 „ o. „ schmerzenvolles statt schmerzvolles.
„ 472 „ 6 „ u. „ Rollen statt Rolle.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl.
Redacteur: N. Carlberg.

Gegensätze
in der Auffassung der Grundgedanken des Christenthums.

Man kann in gewissem Sinne Harnack dankbar sein für die geistige Bewegung, welche durch ihn in weiten Kreisen der christlichen Welt hervorgerufen worden ist. So mancher, der den Namen Christi trägt, ist durch Harnack veranlaßt worden, sich ernstlich mit den Grundgedanken des Christenthums auseinanderzusetzen und über die eigene Stellung zu der Person Christi Klarheit zu gewinnen. So günstig das aber an und für sich erscheint, so fragt sich's doch bei jeder derartigen Bewegung der Geister, wohin sie schließlich führt. Diese Frage ist auch in Betreff Harnacks wichtig; wohin weist und führt er? Sein Standpunkt und seine Richtung ist hauptsächlich durch seine Dogmengeschichte zunächst dem Kreis der Theologen dargelegt worden; an diese Arbeit sind wir daher vor allem gewiesen, wenn wir prüfen wollen, weß Geistes Kind er selbst ist, ob wir ihm folgen können oder nicht.

Trotz aller Anerkennung nun für das ungewöhnliche Maaß von wissenschaftlicher Arbeit, tiefem Scharfsinn, und geistvoller Auffassung, welches in der Harnackschen Dogmengeschichte hervortritt, werden wir dieses Werk zunächst doch bloß als einen „Versuch" (so drückt sich Harnack selbst im Vorwort aus) anzusehen haben, die historische Entwickelung der christlichen Lehren von dem Gesichtspunkt aus darzustellen, daß die sogenannten Dogmen kein reines Produkt der ursprünglichen, von der Person Christi ausgegangenen Wirkungen seien, sondern uns das „Evangelium" in der Form und auf der Grundlage der antiken Ideenwelt darböten. Bei diesem Ehebunde, meint Harnack, habe die Antike von Anfang an einen so wesentlichen Einfluß geübt, daß selbst die Schriften des neuen Testaments das Evangelium Christi nicht mehr rein darstellten, sondern obwohl sie es noch in

sich enthielten, müßten sie erst durch unbefangene Kritik von der Schaale, von allen fremdartigen Entstellungen gereinigt werden, damit der lautere Kern zu Tage trete.

Das Resultat dieser kritischen Sonderung, soweit Harnack sie geübt hat, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Würde und der Werth der Person Christi als einer einzigartigen, als des Begründers des Gottesreiches und des für jeden Menschen nothwendigen, noch stets wirksamen Vermittlers der Theilnahme an diesem Reich gewahrt bleiben, daß aber alles Wunderbare von seiner historischen Erscheinung als unwesentlich abgestreift werden muß. Es fällt die Präexistenz und die übernatürliche Geburt; Auferstehung und Himmelfahrt behalten bloß ideale Bedeutung, sofern sie von den Jüngern mit seiner thatsächlichen Erhöhung zusammengefaßt und geglaubt wurden.

Die aus solchem Princip sich ergebenden Folgerungen für die kirchliche Lehre und Praxis, z. B. für den Gebrauch des Apostolikums, sind im Allgemeinen leicht zu ziehen, mag auch die wissenschaftliche Exposition eine riesenhafte Arbeit erfordern und daher die Controlle dieser letzteren nur dem Fachgelehrten möglich sein. Sollten aber alle Diejenigen, welche auf letzteres Prädikat keinen Anspruch erheben können — Referent schließt sich ein — bona fide einfach alles acceptiren, was ihnen im Namen der „Wissenschaft" dargeboten wird, zumal in so wichtigen Fragen? Hier dürfte es am Platze sein, sich dessen zu erinnern, daß Unfehlbarkeit ein päpstliches Vorrecht ist und daß die wechselnde Herrschaft verschiedener, einander bekämpfender Systeme ein Charakteristikum der menschlichen Wissenschaft gewesen und bisher geblieben ist. Doch welche Kriterien kann der denkende Christ anwenden, um sich darüber klar zu werden, ob und wie weit Harnack recht hat oder nicht? Da das von Harnack angeregte Interesse weniger an den Einzelfragen, als den das Wesen der Person Christi und die Autorität des neuen Testaments betreffenden haftet, so wird man nach dem Grundgedanken, der Wurzel der Harnackschen Theologie forschen müssen, um dieselbe mit dem Kernpunkt der eigenen christlichen Weltanschauung zu vergleichen; und man wird zu prüfen haben, ob bei Harnacks Stellung zum neuen Testament überhaupt noch ein fester Kern in demselben übrig bleibt, ob demnach eine sichere Erkenntniß dessen, was das Christenthum sein will, bei seinen Prämissen möglich ist.

Was den ersten Punkt betrifft, ist es nicht etwa deßhalb schon irrelevant für unsere Frage, Harnacks theologische Grundgedanken sich zu

vergegenwärtigen, weil er ja als Historiker unzweifelhaft voraussetzungslos und rein objectiv verfahren müsse. Wie diese Objektivität beschaffen ist, sagt er in dankenswerther Weise selbst, (I, p. 50:) jedes einzelne Wunder bliebe geschichtlich völlig zweifelhaft; der Historiker sei nicht im Stande mit einem Wunder als einem sicher gegebenen geschichtlichen Ereigniß zu rechnen. Die Ablehnung des Wunders oder sagen wir, die neutrale Stellung zu demselben bei der Würdigung einer Geschichte, welche die Person Jesu Christi zur Basis hat, setzt aber schon ganz bestimmte Principien (Welt- und Gottesbegriff) voraus, welche sich mit jenem Begriff des Wunders nicht vertragen, oder ihn mindestens entbehrlich machen.

Als „Fundamentsatz" hebt Harnack hervor, „daß christlich nur das ist, was in dem Evangelium nachgewiesen werden kann;" daraus ergiebt sich ihm die Pflicht, den Gang der Dogmenentwicklung „an dem Evangelium in seiner urkundlichen Gestalt" zu beurtheilen. Es ist daher von entscheidender Wichtigkeit, was er unter dem „Evangelium" versteht, hier liegt die Kernfrage vor, auf welche sich das allgemeine christliche Interesse richtet. Um aber über Harnacks Beantwortung derselben richtig zu urtheilen, muß vor allem beachtet werden, daß er ein begeisterter Anhänger Ritschl's ist; als solchen bekennt er sich rückhaltlos auch in seiner neuesten, das apostolische Bekenntniß behandelnden Brochüre. Man kann somit ihm nicht gerecht werden wenn man nicht auch auf Ritschl eingeht. Beachten wir zunächst die Darlegung des § 4 in der Dogmengeschichte, in welchem Harnack auseinandersetzt, was nach seiner Auffassung das „Evangelium Jesu Christi" sei. Jesus verkündigt das Reich Gottes, welches „in der Liebe sich verwirklicht" und nur durch ihn selbst „zu Stande kommt"; er verheißt in demselben Freiheit vom Druck des Uebels und der Sünde, Seligkeit und Herrschaft in naher Zukunft. Unter den verheißenen Gütern steht die Sündenvergebung voran, nach deren Empfang Liebe zu Gott und den Brüdern als Gerechtigkeit verwirklicht werden. Bedingung ist ein Sinn, der die Rettung der Seele über alle weltlichen Güter setzt und zugleich gläubig vertraut auf Gott und den Messias, welchen Gott zur Verwirklichung des Gottesreiches erwählt hat. Wenn Jesus sich den „Sohn Gottes" nennt, so weist er damit zwar „auf ein zur Zeit einzigartiges Verhältniß zu Gott und dem Vater" hin, „als auf das Fundament" seines Amtes; er erklärt aber dieses Verhältniß bloß so, „daß er allein den Vater kenne und daß diese Gotteserkenntniß und Gotteskundschaft für alle Uebrigen durch die Sendung des Sohnes zu Stande komme." Somit

sei der eigentliche „Inhalt" der neuen Botschaft vom Reich die Verkündigung Gottes als des Vaters und der Liebe, durch welche alle Reichsgenossen als „Brüder" des erstgebornen Sohnes mit diesem und dem Vater Eins werden. — Jesu Würde ist die eines Königs; er erweist sie durch „Machtthaten" und durch einen „Dienst" zu welchem er auch die Aufopferung seines Lebens zur Vergebung der Sünden rechnet, und sagt das Offenbarwerden dieser Würde durch seine Wiederkunft in Herrlichkeit zur Vollendung des Gottesreiches voraus. — Indem er den unschätzbaren Werth der Menschenseele bestätigt, eröffnet er dem Menschen die Aussicht, „sein Leben zu gewinnen," es ewig zu behalten und verkündigt die sichere Hoffnung der Auferstehung. — Die Wahrheit dieser „Lehre" kann als „überweltliches Leben" „an der Person empfunden" und demgemäß „gelebt" werden; denn „er selbst ist das Christenthum." — Wohl zu beachten ist hierbei, daß von einer Versöhnung, die Christus vollbracht, von einem stellvertretenden Leiden für uns, insbesondre von der Auferstehung des Herrn (Jesus habe bloß gesagt, heißt es, daß er sofort bei seinem Scheiden in eine überweltliche Stellung bei Gott eintreten werde) sowie von dem „heiligen Geist", den er verheißt, kein Wort gesagt ist; daß in Betreff der „Machtthaten" Jesu bemerkt wird, „ein starker religiöser Glaube an die Herrschaft und Zwecksetzung des Guten in der Welt" bedürfe keines Schlusses von Christi Person auf etwaige von ihm vollbrachte Wunder; und daß hervorgehoben wird, es sei bei dem „Uebergang" des Evangeliums von Christo auf die ersten Gläubigen sofort „eine Verschiebung in dem Verständniß seiner Person und Predigt" eingetreten, und schon im apostolischen Zeitalter habe die „Spekulation" über die Anfänge von Christi Existenz und über sein Verhältniß zu Gott eingesetzt (p. 59).

Zu besserem Verständniß dieser Harnackschen Auffassung des Evangeliums ist es, wie schon bemerkt, nöthig, auf die Grundzüge des Ritschlschen Systems etwas näher einzugehen.[1])

Nach diesem entspringt die Religion aus dem Bedürfniß, „die geistige Freiheit gegenüber der Natur, deren sich der Mensch a priori bewußt ist", trotz seiner äußeren Abhängigkeit von derselben, sicher zu stellen durch das Postulat eines geistigen Urhebers von Geist und Natur und Ordners ihres Zusammenhangs. Daher fängt die Theologie auf Grund unseres religiösen Selbstgefühls mit der Wahrheit an, daß die Welt auf den Endzweck des

[1]) „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" Bd. III. Erste Auflage.

Geisteslebens hin geschaffen, oder daß das sittliche Leben der Menschen der Endzweck der Welt ist. Denn das Geistesleben ist ebenso als gegebene Realität anzuerkennen, wie die Natur, und die Gesetze beider Gebiete haben die gleiche wissenschaftliche Verbindlichkeit. Da nun der Zweckbegriff allein zum Verstehen des Menschengeistes, seiner Freiheit und der Thatsache des Sittengesetzes befähigt, so ist er, nicht aber die für das Naturgebiet giltige Causalität, der Grundbegriff, von welchem aus die Idee Gottes als des Urhebers von Geist und Natur gewonnen und der Person des Menschen ihr Vorrecht gesichert wird; er ist derjenige Begriff, mittelst dessen wir unter Berücksichtigung des christlichen Gemeindebewußtseins Gott als persönlichen Geist und als Liebe erkennen, der die Welt als Mittel für seinen eigentlichen und nothwendigen Zweck, für die sittliche Welt erschuf, um an dieser seine Liebe zu bewähren. Demnach hat eben jede Menschenseele einen höheren Werth als die ganze Welt. Wenn aber gefragt wird, ob Gott sich an den gesetzlichen Verlauf der Natur binde oder nicht, so ziemt es sich für die Theologie mehr, ihr Nichtwissen zu bekennen als eine Entscheidung zu erzwingen. Daraus ergiebt sich eine neutrale Haltung gegenüber den biblischen Wundern: Christus ist sich zwar seiner Wunderkraft bewußt gewesen; da uns aber keine gleichartigen Erfahrungen zu Gebote stehen, so ist dieses Gebiet nicht zu einem Problem der Forschung geeignet. — Das sind die Prämissen für die Lehre vom Reiche Gottes; denn dieses ist „durchaus theologischer Art". Definirt wird es als die sittliche Organisation der Menschheit durch das Handeln aus dem Motiv der Liebe", als eine „Gemeinschaft nicht des Rechts, sondern des liebevollen Handelns" und in diesem Sinn als „der für Gott und die . . . Religionsgemeinde gemeinsame Zweck". Die Gründung aber und der Bestand des Reiches ist bedingt durch die geistige Erlösung durch Christus, d. h. durch die im Verhältniß zu Gott als Vater zu gewinnende Freiheit von Schuld und von der Welt. Demnach bietet die Person des Stifters dieses Reichs den Schlüssel des Christenthums dar.

Jesus Christus nun nimmt, obgleich „seinem geschichtlichen Leben das Prädikat der Gottheit (im wesentlichen Sinn) abzusprechen" ist, und obwohl er sich „sofern er geboren ist, von keinem Menschen specifisch unterscheidet", doch eine einzigartige Stellung ein eben als Begründer und König des Gottesreiches. Als solcher ist er Träger der sittlichen Herrschaft Gottes über die Menschen, „Träger des göttlichen Selbstzwecks" (sofern dieser Zweck ja das göttliche Reich ist). Indem er „den eigensten Zweck

Gottes, die Vereinigung der Menschen in dem Reich Gottes, als seine persönliche Lebensaufgabe ergriff" und als seinen Beruf erkannte, hat er nicht nur „ein bis dahin nicht dagewesenes religiöses Verhältniß zu Gott erlebt", in einer ganz einzigartigen Gemeinschaft mit Gott gestanden, sondern ist auch *in diesem Sinn* Träger der vollendeten Offenbarung Gottes, oder ist derjenige, „in welchem das Wort Gottes (gleich Offenbarung verstanden) *menschliche* Person ist." Die Vorstellung von seiner Gottheit, die erst aus der Gemeinde hervorgegangen ist, besteht nur insofern zu Recht, als Gottes Gnade und Treue in der Durchführung seines Lebensberufs für uns gewährleistet wird, oder sofern Gottes Selbstzweck auch sein Lebenszweck war. Wie aber von Gott aus die Person Christi geworden ist, bleibt wieder ein die Forschung übersteigendes Problem, wenn auch ein eigenthümliches schöpferisches Wirken Gottes dabei angenommen werden kann; jedoch bezieht sich dieses „*nicht* auf die Ausstattung seiner Person mit angeborenen Anlagen".

Christi Lebensaufopferung ist bloß unter dem ethischen Gesichtspunkt der Geduld zu beurtheilen. Er hat sein Leiden nur als das „Accidens" seiner Treue im Beruf hingenommen, nicht als eine selbständige Aufgabe betrachtet. Von einer Strafgenugthuung kann gemäß der Gottesidee (Gott als Liebe) und des Wesens der Sünde keine Rede sein. Die *Sünde* nämlich ist das Gegentheil des höchsten Gutes, sofern sie die Güter untergeordneten Ranges, die weltlichen, im Widerspruch mit Gottes Weltzweck sich aneignen will; (eine Erbsünde aus angeerbtem Hang giebt es nicht; der Tod ist nicht der Sünde Sold.) Sie hemmt die Bestimmung des Menschen für die Gemeinschaft der gegenseitigen Liebe und für die Herrschaft über die Welt; sie wird aber von Gott unter dem Gesichtspunkt „der Unwissenheit" beurtheilt, sofern sie noch nicht *endgiltige* Entscheidung wider das erkannte Gute ist, also als in ihrer Art „unvollkommene Sünde". Da nun die Religion durchaus nicht als eine *Rechts*gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen in Betracht kommt, so ist die Sündenvergebung Gottes „als völlig gleichartig mit der Verzeihung unter Menschen" aufzufassen; Gott bezeugt durch dieselbe, daß der in der Schuld ausgedrückte Widerspruch des Sünders gegen Gott „diejenige Gemeinschaft der Menschen mit ihm nicht hemmen soll, welche er aus höheren Gründen (Freiheit und Weltbeherrschung im Gottesreich) beabsichtigt". So geht denn die Verzeihung als Voraussetzung des zu gründenden Gottesreichs „aus der Liebe Gottes als eine allgemeine Verfügung für

die Genossen des Gottesreiches hervor" und ist nicht an Gottes besonderes Attribut als Gesetzgeber geknüpft. — Daß es unter solchen Bedingungen keiner Sühne und Genugthuung durch das „Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt" bedarf, ist selbstverständlich. Bedeutsam für uns ist Christi Tod daher nur durch seine Einwilligung in denselben als in eine Fügung Gottes zur völligen Bewährung seiner Berufstreue. Sofern er aber berufen ist, auch Andere in sein inniges Verhältniß zu Gott so aufzunehmen, daß sie Sündenvergebung empfangen, und der neue Bund andrerseits zu diesem Zweck durch seinen Tod zum Abschluß gebracht werden müßte, so ist es nur „folgerecht", die Vergebung für die nachkommenden Menschen an Christi Tod zu knüpfen. In solchem Sinn ist Christus der „Urheber" der Vergebung. Um persönliche Gewißheit derselben zu erlangen, muß man sich der Absicht Christi, eine religiöse Gemeinde zu stiften, unterordnen; dadurch tritt man mit ihm in Gemeinschaft, diese „Gemeinschaft mit Christus" wird uns von Gott „angerechnet" und dann erlebt man die Gnade Gottes. Aber das „Wie"? dieses Vorganges entzieht sich der Beobachtung.

Die Auferweckung Christi wird als „Merkmal der Lebenserneuerung seiner Person", ein Mal erwähnt, ob sie aber real erfolgt sei, nicht gesagt.

Ritschls Stellung zur Autorität des neuen Testaments charakterisirt sich als eine sehr freie, wenn er meint „die leitende Idee Jesu" (vom Reiche Gottes) habe sich „in dem praktischen Interesse der Apostel nicht als Mittelpunkt behauptet"; die Urtheile des neuen Testaments über die Sünde hätten „nicht den Sinn specieller göttlicher Offenbarung"; Pauli „apokryphe" Beurtheilung des Gesetzes sei nicht maßgebend; er habe die Aussagen des Pentateuchs über die Sünde durch eigene Reflexion über den Wortlaut hinaus gesteigert.

Blicken wir nun zurück auf das Evangelium Jesu Christi nach Harnacks Darstellung, so ergiebt sich, wenn auch nicht völlige Uebereinstimmung — eine solche ist schon ausgeschlossen durch den mehr biblischen Wortlaut des § der Dogmengeschichte — so doch eine genaue Verwandtschaft zwischen Ritschl und Harnack; sie erscheinen als eines Geistes Kinder. Der Ausdruck „Zwecksetzung des Guten in der Welt" verräth das am deutlichsten, zu vergleichen ist im § 6, daß die Stiftung des Gottesreiches und die Sendung Jesu als des Mittlers — Gottes „oberster Zweckgedanke" gewesen sei. Es reiht sich an die freie

Stellung zu dem Wortlaut der Bibel, die „Verschiebung" im Verständniß von Christi Person bei den ersten Gläubigen; die Zusammenfassung der ganzen Lehre unter den Begriff des göttlichen Reiches als den centralen; die Betonung der Sündenvergebung als eines Hauptgutes; die Kennzeichnung Jesu als des „Königs", der „zur Zeit" ein einzigartiges Verhältniß zu Gott habe; die ablehnende Haltung gegen alle Wunder; überhaupt die ganze Umgrenzung des Stoffes, für welche der Schlüssel im System Ritschls gegeben ist; was da durchaus nicht hineinpassen würde, das fehlt. So wird es auch erst verständlich, wie die „Lebensaufopferung" Christi zur Vergebung der Sünden von Harnack genannt ist. In dem drei Jahre nach der Dogmengeschichte erschienenen „Grundriß" (1889) ist der betreffende § 4 nach gewissen Beziehungen reicher ausgestattet (z. B. Christi Stellung als zukünftiger Richter und seine Nachfolge sind mit in den Rahmen „des Evangeliums" hineingefügt), aber im Wesentlichen hat er den gleichen Inhalt, die Auferstehung fehlt auch hier, in dieser Hinsicht heißt es: „er hat sich mächtig erwiesen, in den Seinen wirklich die Ueberzeugung zu wecken, daß er lebe und über Todte und Lebendige Herr sei".

Fragen wir weiter, *worin sich diese auf Ritschl gegründete Harnacksche Auffassung von der in der christlichen Kirche gültigen principiell unterscheidet*, so wurde schon angedeutet, daß die Abweisung des Wunders in einem bestimmten Welt- und Gottesbegriff ihre Wurzel haben müsse. Wird die Naturwelt als eine selbstständige Größe aufgefaßt, welche zwar von Gott als Mittel zu seinem Zweck erschaffen ist und von ihm ihre Gesetze empfangen hat, aber ihrem Wesen nach dem rein geistigen Gott völlig heterogen gegenübersteht, so daß beide der Regel nach auseinander sind: dann muß freilich die besondere Einwirkung Gottes auf die Naturwelt im Wunder als etwas ebenso dem göttlichen wie dem natürlichen Wesen Widersprechendes erscheinen. (Beck) Allein nach der durch die ganze heilige Schrift sich hindurchziehenden, und im Bewußtsein der Gläubigen aller Zeiten sich reflektirenden Anschauung steht Gott zur Welt im Verhältniß lebendiger Immanenz, ohne daß dabei seine Ueberweltlichkeit und Heiligkeit angetastet wird; auf Gottes reale Gegenwart und Wirkung werden auch alle rein natürlichen Vorgänge in der Natur uud im Menschenleben zurückgeführt, sofern sie bloß durch seine alles durchwaltende Kraft möglich werden: ohne seinen Lebenshauch, ohne seine „ewige Kraft" entsteht und besteht keinerlei Leben. Und andrerseits soll das Natürliche verklärt werden: das *Himmelreich* kommt in die

Welt, um sie umzugestalten (Ritschl spricht stets nur vom Gottesreich). Es wird auf Gott nicht nur in der heiligen Schrift der Zweckbegriff angewendet, sondern vor allem der einer überweltlichen absoluten Realität und Causalität, durch welche, was bei den Menschen unmöglich ist, doch möglich ist bei Gott, dem Lebendigen, und welche daher die nothwendige Voraussetzung bildet für irgend welche Zwecksetzung in der Welt. Besonders für das religiöse Gebiet wird diese Thatsache mit einer das Gewissen des Menschen überzeugenden Kraft in der Bibel geltend gemacht. Die ewige Gotteskraft bezeugt ihren überweltlichen Inhalt im Geist des Menschen — das ist das objektive Moment der Religion; letztere ist also in uns nicht als bloße Idee oder Zweck, sondern als eine Realität, gewirkt von Gott und kommt uns als solche zum Bewußtsein, wird nicht erst von letzterem selbständig producirt. — Wie daher auf geistigem Gebiet eine Offenbarung Gottes möglich ist, so auf dem natürlichen das Wunder, in diesem tritt auch bloß die Offenbarungsrealität des lebendigen Gottes hervor, welcher schöpferisch segnend eingeht in die nicht mehr normale Natur. Ist Gott das „Causalprincip, das stetig der Welt inne ist, als die überweltliche selbständige Schöpferkraft, ohne welche die Welt keinen Augenblick existirt"; sind die Naturgesetze und Kräfte nur die Exponenten der freien göttlichen Thätigkeit und Innenkraft — dann ist eben diese immanente Gotteskraft das eigentliche Gesetz der Natur, dann tritt auch in den Offenbarungswundern nur Gottes Kraft, wie sie Neues erzeugt, hervor und bloß die Form dieses Wirkens ist eine andere als bei gewöhnlichen Naturvorgängen; es ist gleichsam ein concentrirtes Wirken, während es sich sonst zeitlich und räumlich auseinanderlegt. — Nach Ritschl dagegen kommt der Causalität und Realität Gottes neben dem Zweckbegriff sehr geringe Bedeutung zu; er macht nicht recht Ernst mit dem Causalitätsprincip; es ist ihm ja auch unentbehrlich, um eine Schöpfung behaupten zu können, aber dann wird es bei Seite geschoben und die „Naturgesetze" behalten das Feld. Weil mit der dauernden Causalität Gottes auch das Wunderbare in der Bibel anerkannt werden müßte, wird sie möglichst beschränkt. Dagegen beherrscht bei ihm der Zweckbegriff die Gottesidee so sehr, daß diese selbst darunter leidet, daß die Absolutheit Gottes bestritten wird (das „Absolute" ist ihm „ein Götze"); denn die Stiftung des Gottesreiches wird als der nothwendige Selbstzweck Gottes, in sofern er die Liebe ist, behauptet; mithin mußte Gott auch die Welt als Mittel zu jenem Zweck erschaffen. Seine Freiheit und Unabhängigkeit von allem außer ihm selbst wird durch

die Auffassung angetastet, wie nicht minder seine Heiligkeit durch die einseitige Betonung seiner Liebe; es bedarf keiner Versöhnung, die Sünde wird „aus höheren Gründen" vergeben; und der Rechtsbegriff hat im Bereiche des Gottesreichs keine Geltung. Das aber widerspricht dem Gewissen des am Bibelwort genährten Glaubens; wie der Christ nicht bloß deshalb der Gottesidee bedarf um durch dieselbe seiner Freiheit gegenüber der Naturwelt gewiß zu werden — das ist bei Ritschl der leitende Gesichtspunkt — sondern Gott den Herrn selbst sucht („tu fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te" Augustin) so ist ihm auch nicht gedient mit einem Gott, der die Liebe wäre ohne zugleich der durch und durch und unwandelbar Heilige zu sein; das „certamen perterrefactae conscientiae", von welchem die Reformatoren sprechen und welches sich noch immer wiederholt, wo dem Sünder Gottes Heiligkeit zum Bewußtsein kommt, begehrt nach besserem Trost, als Ritschl ihn bieten kann; es ist und bleibt unumstößliche Gewissenswahrheit, daß Gerechtigkeit des Stuhles Gottes Festung ist, daß ein Bruder den andern nicht erlösen kann „es kostet zuviel, daß er es muß anstehen lassen ewiglich" (Psalm 49, 9). Wenn also Christus trotz allem, was man von ihm und seinem einzigartigen Verhältniß zu Gott rühmt, wesentlich doch ein bloßer Mensch, und sei es der idealste, gewesen ist, dann ist er auch nicht unser Erlöser, daher müssen wir ihn so annehmen, wie die ganze heilige Schrift ihn bezeugt, als den wahren, wesenhaften Gottessohn, oder es wird bei uns heißen „Friede, Friede, und doch kein Friede". — Weil bei Ritschl der Begriff der realen Immanenz Gottes fehlt, so kann er den Gottesmenschen, das „Wunder aller Wunder" natürlich auch nicht gelten lassen — denn Endliches und Unendliches schließen sich nach ihm aus. Was zur Erklärung der Person Christi beigebracht wird, ist völlig ungenügend; man kann nicht begreifen, wo dieser Idealmensch herkommt, wie er Gottes Selbstzweck zu seinem Lebenszweck machen, und wie er dadurch selbst vergottet werden konnte. Weil Ritschl endlich auch bei der Erlösungslehre nur den Zweckbegriff verwendet, so kann er thatsächlich nicht deutlich machen, wie die Vergebung durch Christum vermittelt wird — eine Causalität wie es die Tilgung unsrer Schuld durch sein Blut wäre, fehlt. — Es rächt sich an dieser Theologie ihr falscher Ausgangspunkt, welcher auf der Grundlage von Kants Ideen die menschliche Vernunft ist — wenn Ritschl auch später eine Schwenkung zu Lotze hin gemacht und an Kant in mancher Beziehung Kritik geübt hat; die Religion wird abgeleitet aus der Selbstbeurtheilung

des Menschen, statt aus der göttlichen Offenbarung und Causalität; Alles soll rational gemacht werden, wenn auch mit Zuhilfenahme der christlichen Subjektivität; der Menschengeist wird auch für das Wesen Gottes zum Maaßstab erhoben; die ursprüngliche Position (Wissenschaft allein auf Grund des autonomen Menschengeistes und seiner Erkenntniß ohne ein festes göttliches Wort) wirkt verhängnißvoll ein auf die ganze Entwickelung des Systems; eine Offenbarung im biblischen Sinn ist demnach ebenso wenig möglich als Wunder und thatsächliche Gebetserhörung (das Gebet wird bei Ritschl auf „ein Dankopfer der Lippen" reducirt, Harnack spricht sich nicht deutlich darüber aus); die heilige Schrift kommt erst in zweiter Stelle in Betracht und muß sich deuten lassen nach anderweitigen, nicht ihr selbst entnommenen Principien, während man, um den objektiven Thatbestand des Christenthums zu erheben, sich vor allem an das Gemeindebewußtsein zu halten habe, ohne welches die „Andeutungen Jesu" nicht durchsichtig wären. Kurz, diese Theologie kann vom biblischen Standpunkt aus nur bezeichnet werden, als eine Frucht vom Erkenntnißbaume der Philosophie Kants, als beeinflußt von einem bestehenden „eritis sicut Deus", in der Ueberschätzung der menschlichen Vernunftthätigkeit. Wenn uns daher Harnack, in den Bahnen Ritschls wandelnd, die in der Christenheit geltende Weltanschauung zu einem großen Theil verdächtig machen will als ein Product der Antike, welches auch den Inhalt des Evangeliums nicht mehr rein wiederspiegele, so erwidern wir: in seiner Theologie wird uns das Evangelium dargeboten auf der Grundlage Kants (respective Lotzes) inhaltlich zersetzt von heterogenen philosophischen Gedanken der Gegenwart.

Wenden wir uns jetzt zu der schon aufgeworfenen Frage, ob bei Harnacks Stellung zum neuen Testament eine sichere Erkenntniß dessen, was das Christenthum sein will, überhaupt möglich ist. Scheinbar müßte die Frage bejaht werden; denn Harnack geht ja aus von dem Evangelium Jesu Christi, will an seiner urkundlichen Gestalt jede christliche Lehre prüfen. Allein, wie hat er denn dieses Evangelium Jesu Christi herausgefunden und gewonnen? Es wurde schon erwähnt, daß der „Grundriß" einige bedeutsame Züge dem im Lehrbuch umgrenzten „Evangelium" hinzufügt; woraufhin geschieht denn das? Ist das Evangelium ein so fließender Begriff, daß er bald enger bald weiter gefaßt werden kann?[1]) Die Erklärung finden wir in der schon von Ritschl

[1]) In einer Anmerkung über die eschatologischen Aeußerungen Jesu heißt es: das im Text Gesagte beanspruche nicht das Richtige, sondern nur das Wahrscheinliche zu sein, p. 51.

beliebten Unterscheidung von Kern und Schaale im neuen Testament, oder in der ursprünglichen Verkündigung; die Kritik arbeitet ersteren heraus und was sie gewonnen, das bietet sie dar. Wenn Harnack auch mit Recht das eigene Zeugniß Jesu im Allgemeinen über das seiner Gläubigen, der Jünger stellt, so befindet er sich doch in der mißlichen Lage, jenen innersten Kern des Evangeliums nur durch Vermittelung der Jünger sich zugänglich gemacht zu sehen. Principiell aber wird von ihm diese Vermittelung und Ueberlieferung beanstandet, sofern bei ihr unumgänglich und selbstverständlich wesentliche „Verschiebungen" und „Belastungen" der ursprünglichen Gedanken Jesu hätten eintreten müssen. Daraus folgt aber, daß nicht einmal die ersten Jünger den Herrn recht verstanden haben; ja Jesu „conservative" (auch p. 37 „positive") Stellung zu der „Ueberlieferung seines Volks" hatte nach Harnack die nothwendige Folge (gab den Anstoß dazu p. 36) daß seine Predigt und Person in den Rahmen dieser Ueberlieferung gestellt wurde, und „wenn auch diese Weise, das Evangelium zu verstehen, sicherlich am Anfang die einzig mögliche gewesen ist" so ist es eben dadurch doch zu jener „Verschiebung" gekommen (p. 54 f.). Daraus würde sich nothwendig ergeben, daß Jesus gewissermaßen selbst Antheil hat an dieser unrichtigen Auffassung, daß er nicht im Stande war ihr vorzubeugen. Wenn ferner schon im apostolischen Zeitalter die Speculation einsetzte, wenn unter dem Einfluß des anfänglichen „Enthusiasmus" (Harnack meint damit die Wirkungen des heiligen Geistes) Thatsachen, wie die Geburt aus der Jungfrau sammt der Präexistenz, Himmel- und Höllenfahrt „geradezu producirt" (p. 72) werden konnten, wenn selbst die Ueberlieferung der sogenannten Herrenworte theilweise eine so unsichere war, daß man z. B. bei den eschatologischen Reden Jesu nicht unterscheiden könne, was von ihm und was von den Jüngern stamme (p. 51 und 68) (eine Fülle von Mythologie und Begriffsdichtungen sei in den Gemeinden „legitimirt" worden p. 69); wenn endlich auch Paulus in seinen Briefen, (diese sollen das Urtheil über die Predigt Christi „verdunkeln und verengern" p. 213) soweit sie als echt anerkannt sind, kein authentischer Zeuge des „ursprünglichen" Evangeliums (cf. p. 93) ist — denn seine Gnosis dürfe mit diesem durchaus nicht identificirt werden: — wenn sich das Alles so verhält, wie gelangt dann die „Wissenschaft" dazu, die etwa übrig gebliebenen Herrenworte [1])

[1]) Von diesen sagt Harnack p. 106, daß sie „in unsichrer, wechselnder und erst allmählich sich fixirender Ausprägung für Normen galten".

nach Matth. und Marc.[1]) aus diesem Proceß großartiger Entstellung und „Verwilderung" herauszuheben als „das Evangelium"? Sie sind doch auch blos von Mund zu Mund gegangen, sind übersetzt und abgeschrieben worden, ehe sie im gegenwärtigen Text festgelegt wurden; welche Wandlungen können sie da erfahren haben, — wenn eben die Apostel nicht inspirirt, nicht von Christo selbst mit besonderer Wahrheitserkenntniß ausgerüstet und vom heiligen Geiste erleuchtet und befähigt waren, die religiöse Wahrheit uns treu zu überliefern. Es will uns scheinen, daß die einfache Consequenz der Harnackschen Kritik die reine Unmöglichkeit ist, überhaupt zu wissen oder festzustellen, was das Evangelium Jesu Christi ursprünglich gewesen ist. Charakteristisch genug hebt Harnack ausdrücklich hervor „Christi Lehre" lasse sich nicht aussagen, weil sie sich als ein überweltliches Leben darstelle. Es wird nicht ein Mal in einer Anmerkung angedeutet, wo, in welchen Worten des neuen Testaments wir ein sicheres Fundament unter den Füßen haben; Alles — bis auf den Ritschlschen Kern, für welchen eine Ausnahme beansprucht ist — wird in den vier Evangelien unsicher; kein Mensch außer den Heroen der Kritik kann wissen, woran er sich zu halten hat; und man kann zweifeln, ob sie das selbst positiv wissen? Daher ist es mindestens zu viel gesagt, wenn von einer „urkundlichen Gestalt" des Evangeliums gesprochen wird; diese ist ja gerade völlig zweifelhaft gemacht; man kann sie also auch nicht als Maaßstab der Lehre gebrauchen. — Sint ut sunt, aut non sint — der Grundsatz dürfte sich auch an unsern Evangelien bewähren.

Aber sind es nicht doch vielleicht, abgesehen von der theologischen, principiellen Stellung Harnacks vielmehr die historischen Thatsachen selbst, welche etwa mit überwältigender Ueberzeugungskraft ihn zu seinem Urtheil gebracht haben? Gehen wir auf zwei Punkte in Kürze ein, auf die Behandlung der Logoslehre und auf seine Kritik des im Apostolikum enthaltenen Satzes, „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria;" vielleicht läßt sich dann eine bestimmte Antwort finden. In der Logoslehre als Dogma soll der griechische Geist sich ausprägen, hier sei „die griechische Philosophie in nuce" (p. 251); die Christologie des Paulus habe mit ihr nichts zu schaffen; sie sei von den christlichen Apologeten aus der griechischen Philosophie in ihren wesentlichen Elementen übernommen; das Evangelium habe höchstens „Motive" (p. 43) dazu

[1]) Apostelgeschichte und Lucas sowie Johannes sollen ja einer viel späteren Zeit angehören.

gegeben, sei nicht der „direkte Ausgangspunkt gewesen". Und doch muß Harnack zugestehen, daß Paulus, Johannes und der Verfasser des Hebräerbriefs sämmtlich „Christus für ein aus dem Himmel herabgestiegenes Wesen gehalten haben" (p. 59, 71, 72), ohne daß dabei griechische Einflüsse wirksam gewesen wären, und daß dieser Umstand für die Folgezeit nicht bedeutungslos habe sein können; (p. 41, 65, f. 79) auch spricht er aus, daß viel „guter Wille" und historisches Urtheil dazu gehöre, um seine Ueberzeugung vom Ursprung der Logoslehre sich anzueignen, sich hier vom neuen Testament nicht beeinflussen zu lassen (p. 63). Wir constatiren, daß hiernach seine Auffassung doch noch nicht die bloße Logik der Thatsachen ausdrückt; sonst wäre der „gute Wille" nicht mit in Anspruch genommen und im Vorwort nicht von einem „Versuch" den Beweis zu führen gesprochen worden. Zur Sache selbst sei noch bemerkt, daß, wie Harnack zugiebt, die biblische Auffassung von Christo als dem Gottmenschen unleugbar schon in der ältesten christlichen Zeit lebendig gewesen ist; daß er selbst (p. 137) über die Periode der apostolischen Väter bemerkt, die Bezeichnung Christi als des leibhaftigen Wortes Gottes sei nicht erst durch Philosophen von Profession aufgebracht und daß er auf den Zusammenhang der Lehre der apostolischen Väter mit dem neuen Testament gerade in dieser Beziehung hinweist; mit dieser biblischen Auffassung war aber ein Neues gegeben, welches weit über alle philosophischen Logosspeculationen hinausgeht. Wie kann man nun annehmen, dieses wichtige Neue sei so ganz zurückgedrängt worden oder unbeachtet geblieben, daß die späteren Apologeten ohne Berücksichtigung desselben einfach die griechischen Gedanken mit dem Evangelium verbänden und so etwas ganz Heterogenes nach Inhalt und Form geschaffen hätten? wurden doch unsre vier Evangelien gerade zu der fraglichen Zeit als kirchliche Leseschriften benutzt. Hier stehen wir demnach jedenfalls vor einem großen Räthsel. Bemerkenswerth ist auch, daß Harnack gerade von dem dritten Capitel des ersten Buches der Dogmengeschichte, welches den Unterbau für seine Behandlung der ältesten Logoslehre bildet (Zeit der apostolischen Väter), bekennt, die Ausarbeitung desselben sei ihm am schwersten gefallen, und bedürfe „besonderer Nachsicht". Der Beweis für die „Conception" des betreffenden Dogmas aus dem griechischen Geist ist also jedenfalls noch nicht erbracht.

Was den zweiten Punkt anlangt, die wunderbare Entstehung Jesu und seine Präexistenz, so sagt Harnack (vgl. die erwähnte Brochüre) es sei „eines der sichersten historischen Erkenntnisse," daß der

Ausdruck des um circa 150 entstandenen altrömischen Symbols „geboren aus heiligem Geist und Maria der Jungfrau" nicht eine Lehre enthalte, welche zur ursprünglichen evangelischen Verkündigung gehörte; zwar habe sie schon nach dem Anfang des zweiten Jahrhunderts „ein festes Stück der kirchlichen Ueberlieferung" gebildet, aber sicher nicht in den ältesten. Dann giebt er seine Gründe an: das Stück fehle in allen Briefen des neuen Testaments, auch bei Marcus und sei nicht sicher nachweisbar bei Johannes; auch die Quelle zu Mattheus und Lucas enthalte es nicht; die zwei Genealogien führten auf Joseph; die Verkündigung von Jesu Christo habe nach den vier Evangelien erst mit seiner Taufe begonnen.

Alle diese Gegengründe sind aus dem neuen Testament selbst geschöpft, kein einziger kann sonst beigebracht werden; denn die sogenannte Quelle zu Mattheus und Lucas liegt nicht in einem Original vor, ist auch bloß aus den Evangelien selbst kritisch erschlossen, freilich unter Berücksichtigung der Tradition. Warum aber die Evangelisten außer einer gemeinsamen Quelle nicht noch andere ebenso sichere haben benutzen können, ist nicht abzusehen. Die Schwierigkeit, welche die Genealogien darbieten, ist längst von positiver Seite mit dem Hinweis darauf gelöst worden, daß Jesus ja „nicht schlechtweg der Sohn einer Jungfrau, sondern der Verlobten eines Davididen ist, welche sofort nach dem wunderbaren Ereigniß („empfangen vom heiligen Geist") die rechtliche Ehegattin ihres Mannes wird; so ist Jesus rechtlich, nach theokratischem Gesetz als Davidide in der Ehe geboren, wenn auch in wunderbarer Weise den Eltern geschenkt".

Daß aber die Briefe der Apostel und ihre erste Verkündigung auf dieses Stück der heiligen Geschichte nicht eingehen, erledigt sich, wenn man erwägt, daß die Apostel keineswegs systematische Lehrgebäude aufführen wollen, welche alles zur Sache Gehörige beibrächten, sondern die wichtigsten Heilsthatsachen, Tod und Auferstehung Jesu ihrem Zeugniß zu Grunde legen mit dem praktischen Zweck, Buße und Glauben zu wecken; daß sie auch viele andere Daten der Geschichte Jesu unberührt lassen, welche die Evangelien enthalten, und daß das Zeugniß über Jesu Leben und Worte unabhängig neben den Briefen sich fortgepflanzt hat; endlich daß die bestrittenen Abschnitte des Matthäus, und Lucas thatsächlich von Anfang an zu dem Bestande dieser Evangelien gehört haben, also mindestens die gleiche Autorität wie sie beanspruchen. Wie hätte sonst auch schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts das „geboren aus heiligem Geist" ein „festes Stück" der Ueberlieferung bilden können. Kurz, jene von Harnack in's Feld ge-

führten Gründe, welche er auch durchaus bloß der längst *vor ihm* bekannten Rüstkammer der negativen Kritik entnommen hat, beweisen an und für sich *nicht*, was sie angeblich darthun sollen, sondern können erst dann Gewicht gewinnen, wenn es im Voraus fest steht, daß Wunderbares nicht möglich ist; und sie bedürfen, da doch das Vorhandensein jener Berichte eine Erklärung heischt, selbst erst einer problematischen Stütze durch die Berufung auf den erfinderischen Enthusiasmus der ersten Christen.. (Der betreffende Glaube ist nach Harnack p. 68 dogmatisch aus Jesaja 7, 14 entstanden, aber sehr früh aufgekommen, cf. p. 92). Während Harnack aber sonst den Kanon geltend macht, daß wo eine reale, sichere Tradition fehle, man gewiß sein könne, daß eine Sache auch nicht vorhanden gewesen, soll hier, wo die Ueberlieferung deutlich bis zur Entstehung der Evangelien zurückgeht, das Gegentheil gelten. Wenn auf diese Weise die „sichersten, historischen Erkenntnisse" zu Stande kommen, so bekennen wir, Harnack nicht folgen und diese Sicherheit nicht anerkennen zu können. Unsere Frage nach der objektiven Ueberzeugungskraft der von Harnack dargelegten Thatsachen beantwortet sich also dahin, daß auch hier der alte Satz: „nemo credit nisi volens" mit hineinspielt, daß jene Thatsachen an und für sich (speciell die eben besprochenen) sich einfacher und klarer ordnen lassen im Zusammenhange desjenigen Glaubens, welcher das neue Testament als ein aus *einem* Geist entstandenes Ganzes erfaßt, als desjenigen, welcher es als disjecta membra verschiedener Qualität behandelt. — Harnack mag vielfach Recht haben in Betreff der sonstigen Darstellung der dogmengeschichtlichen Bewegung; unleugbar hat hier der griechische Geist starken Einfluß geübt, aber mehr auf die Form der Lehrausprägung, als auf den Inhalt. Das Wesentliche bleibt für uns doch immer die Lehre des neuen Testaments, der heiligen Schrift überhaupt. Dieses Wesentliche kommt auch in Frage bei der *gegenwärtigen, das Apostolikum betreffenden Bewegung*. Man kann ohne Weiteres anerkennen, daß es römischen Ursprungs ist und daß Einzelnes darin vielleicht anders zu wünschen wäre, z. B. statt Auferstehung des Fleisches — die des Leibes. Aber „da liegt nicht große Macht daran, so man nur die Worte recht versteht" (Luther). Sofern es jedoch bekennt, was seit seiner Entstehung (und auch vorher schon, wie wir sahen) die gläubigen Christen aller Jahrhunderte als das Ueberweltliche, als das Irrationale am Christenthum und dem Hauptinhalt der heiligen Schrift erfahren und festgehalten haben, besonders die wahre Gottheit Christi, bleibt es das Band, welches immer noch die gesammte Christenheit umschlingt; und sofern es zur rechten

Basis der Einzelkirchen und ihres irdischen Bestandes gehört, durchaus auch im Bewußtsein der Gemeinden lebt, kann dem einzelnen Pastor oder einer Anzahl Pastoren unmöglich das Recht zugestanden werden, an dieser Basis und am Gemeindeglauben zu rütteln durch Weglassung dieses Bekenntnisses bei amtlichen Funktionen (Fall Schrempf). Wer den Glauben der Gemeinde nicht theilt, ist freilich in einer schweren Nothlage. Das betont auch Harnack (a. a. O.); wer seine Kirche lieb habe, der könne dieselbe ertragen; aber er sagt sehr richtig, es handle sich im gegenwärtigen Streit „um die Person Christi"; diese sei ebenso wichtig wie seine Lehre. Darin hat er völlig Recht; wenn er aber folgert, es sei eine „Fortbildung" vorzubereiten und das alte Evangelium in den Formen unserer Erkenntniß — gemeint ist die Ritschlsche — sicher zu fassen, so daß Christus das Fundament des Christenthums bleibe, abgesehen von der angeblich nicht zum Inhalt seines Evangeliums gehörigen wunderbaren Entstehung; wenn er die Ritschlsche Theologie in dem kirchlichen Bekenntniß einbürgern will, so können wir dem nicht beipflichten. Diese Theologie ist für die Kirche ein novum, eine theologische Doctrin, wie es deren viele im Lauf der Jahrhunderte gegeben hat, ohne daß sie den Glauben an Christi Gottheit umzustoßen vermocht hätten. Man braucht die Vertreter dieser neuen Richtung nicht gleich im Bausch und Bogen als Ungläubige für ihre Person anzusehen; es kann Jemand mit seinem Herzen den theuren Schatz der Versöhnung durch Christum erfaßt und erlebt haben, kann bloß mit seinen Begriffen im Irrthum sein — wie man sich an der Sonne wärmen kann, ohne die Theorie der Wärme richtig zu verstehen, — darüber steht uns kein Urtheil zu, es giebt auch eine „heilsame Inconsequenz". Aber damit sind die unrichtigen Begriffe nicht gerechtfertigt, oder zu weiterer Verbreitung empfohlen; vielmehr, auch „wer anders lehret . . . denn das Wort Gottes lehret, der entheiliget unter uns den Namen Gottes; davor behüte uns lieber himmlischer Vater". Wir unterscheiden auch bei Männern wie Ritschl und Harnack das System und die Person; man würde Harnack Unrecht thun, wollte man ihm eine persönlich-gläubige Stellung ganz absprechen; wer bekennt, daß Christus uns in sein unerschöpfliches, seliges Leben hineinzieht, daß wir durch ihn allein Zugang zum Vater haben, durch ihn die Sündenvergebung — der ist nicht schlechtweg ein Ungläubiger. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß das falsche System nothwendig zum Unglauben führen muß. Harnack stammt bekanntlich aus frommem Hause, hat auch als Student unter dem Einfluß von Männern, wie der

für Viele unvergeßliche Engelhardt, gestanden; so ist ihm offenbar ein lebendiger Glaubenskern geblieben. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Aufgeben des festen göttlichen Wortes nur eine Vorstufe zu der völligen Zersetzung des Christenthums, und daß es nur eine Frage der Zeit ist, wann ein noch radikalerer und consequenterer Geist, als Ritschl und Harnack, über Bord wirft, was diese noch festhalten wollen, die Stellung Christi als des Herrn und Mittlers, trotz seiner bloß menschlichen Idealperson. Ritschl und seine Anhänger wollen festhalten an dem von der Person Christi ausgehenden, in der christlichen Gemeinde thatsächlich bestehenden neuen religiösen Leben und dessen Quellpunkt, dem in der erfahrenen Sündenvergebung wurzelnden Frieden mit Gott, aber sie vertreten zugleich eine wissenschaftliche Vermittellung zwischen der positiven und negativen Richtung der Theologie, sie wollen den tiefen, zwischen beiden befindlichen Graben überbrücken durch Ab- und Zuthun auf beiden Seiten. Das aber muß auf die Dauer erfolglos bleiben — oder eine Verfälschung des wahren Christenthums wäre die nothwendige Folge. Giebt man das Fundament der heiligen Schrift auf, dann bleibt nur das christliche Bewußtsein oder das Gemeindebewußtsein als Quelle für die Erkenntniß des Christenthums übrig, etwas doch nur Menschliches, wenn auch durch göttliche Einwirkung mehr oder weniger Bestimmtes; und dann ist nicht abzusehen, was Alles noch unter dem Namen Christenthum und Christus uns dargeboten werden kann. — Es wird daher für den Glauben bei dem Wort des Herrn bleiben müssen: sehet zu, daß euch nicht Jemand verführe; so . . . Jemand zu euch wird sagen, siehe hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben (Matth. 24); und der Mahnung des Apostels: sehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo (Col. 2).

October 1892. R.

Propst Glücks Berichte aus Marienburg

an den Generalgouverneuren Grafen Dahlberg vom Jahre 1701.

Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun.

Im Frühling des Jahres 1700 hatte der große nordische Krieg durch die Versuche der Sachsen, sich Rigas zu bemächtigen, seinen Anfang genommen. War das auch mißlungen, so nahmen sie am 7. October doch Kokenhusen ein; es wurde der Stützpunkt für die zahlreichen Streifzüge, mit denen sie nun das südöstliche Livland heimsuchten. Im Herbst greifen auch die Russen in den Kampf ein, die im November bei Narwa glänzend geschlagen werden. Während Karl XII. zunächst im Winterquartier zu Lais blieb (bis Ende Mai 1701), begann Zar Peter umfassende Vorbereitungen, um seine Truppen zu vermehren und allmählig vollständig zu reorganisiren. Im Februar schließt er zu Birsen den Vertrag mit August II., in Folge dessen eine russische Truppenabtheilung unter Repnin zu den Sachsen in Kokenhusen stieß. Seit dem Sommer werden dann in immer stärkerem Maße in der Gegend von Pleskau russische Truppen concentrirt. Es ist in der That höchst eigenthümlich: genau zur selben Zeit, wo Karl XII. von Lais sich nach Süden gegen die Sachsen aufmacht, erhält Scheremetjew den Befehl,[1]) nach Pleskau zu gehen; zur selben Zeit, wo Karl XII. nach dem Sieg über die Sachsen auf der Spilwe (9. Juli) und der Wiedergewinnung Kokenhusens Livland sich selbst überläßt und sich nach Polen wendet, um dort die nächsten Jahre hindurch seine politischen Pläne zu verfolgen, zur selben Zeit erhält Scheremetjew den Auftrag[2])

[1]) 3. Juni a. St. 1701. Vgl. Scheremetjews Feldzugsjournal (Materialien des kriegswiss. Archivs I. Pbg. 1871 russ. p. 59).

[2]) 6. Aug. a. St. l. c. p. 75.

zu seinen verheerenden Einfällen nach Livland in größerem Maßstab. Schon waren bei Petschur und um Pleskau 26000 Mann russischer Truppen versammelt und am Ende des Jahres betrug die bis Nowgorod hin vertheilte, gesammte Heeresmacht schon 66200 Mann. Diese militärischen Kräfte hat Karl XII. in verhängnißvoller Weise unterschätzt. Er überließ dieser gewaltigen Uebermacht gegenüber die Vertheidigung Livlands bloß einigen wenigen Regimentern unter Wolmar Anton v. Schlippenbach. Hätte Karl XII. nach seinen Erfolgen im Juli seine Waffen gegen den Zaren, seinen gefährlicheren Feind gewandt, wofür mehr als ein gewiegter Kopf in seinem Hauptquartier sich aussprach, so ist wohl kaum zu zweifeln, daß er durch einen energischen Angriff auf Pleskau und Nowgorod seine Ostseeländer dauernder hätte schützen können. So aber folgten in Livland die aufreibenden Kämpfe bei Rauge-Kaseritz-Rappin (5. Sept. 1701), bei Errestfer (30. Dec. 1701) und endlich bei Hummelshof (19. Juli 1702), wo Schlippenbach vollständig geschlagen wird. Nun besaß man in Livland keine größere Truppenmacht mehr, um sie dem Feinde in offenem Felde entgegenzustellen.

Karl XII. ging seinen Weg; die Geschichtsschreibung ist ihm auf seinen glänzenden Feldzügen gefolgt, und hat abseits liegen lassen die heldenmüthigen und verzweifelten Kämpfe, die recht eigentlich im schwedischen Reichsinteresse in Livland gefochten wurden, um von Narwa bis Lubahn hinunter die Grenze gegen den übermächtigen Andrang des Feindes zu vertheidigen, so gut es eben die kleinen Häuflein der Streiter vermochten. Vor wenigen Jahren erst sind wir von schwedischer Seite an dieses rühmliche Blatt der heimathlichen Geschichte wieder erinnert worden, von Otto Sjögren, der zuerst in die zahlreichen Aktenstücke des Schlippenbachschen Kriegsarchivs hat Einblick nehmen können. Die „Baltische Monatsschrift" brachte 1886 Auszüge aus seiner höchst interessanten Abhandlung[1]), die uns diesen auf der Seite, gewissermaßen in der Stille geführten Vertheidigungskrieg in Livland in ganz neuem Lichte erscheinen ließ. Daß hier schließlich ein unglücklicher Ausgang unvermeidlich wurde, hat man wohl kurzweg Schlippenbach Schuld geben wollen, da er es vorgezogen habe, von Anfang an seine Macht zu theilen. „Als wenn er darin eine

[1]) Försvarskriget i Lifland 1701 och 1702. Stockh. 1883. Uebers. von T. Christiani in der „Balt. Monatsschr." 1886, p. 468—493, allerdings unter dem ganz sonderbar heterogenen Titel „Reiseerinnerungen aus Stockholm", unter dem man eine derartige Mittheilung nicht so leicht suchen wird.

freie Wahl gehabt hätte!" Ja, man hat angedeutet, daß die Russen zu ihrem großen Einfall 1701 durch herausfordernde Streifzüge der Schweden nach Petschur angetrieben worden wären, wo doch gerade das Gegentheil der Wirklichkeit entspricht. Denn schon von Anfang an wurde die Verheerung Livlands längs der Grenze in nicht geringem Umfang betrieben. Darnach hatte Schlippenbach seine Dispositionen zu treffen. Ihm lag ob, Grenzwacht zu halten, für Marienburgs, Dorpats und Kokenhusens Sicherheit zu sorgen und außerdem doch immer noch eine Kerntruppe gegen einen größeren Angriff zusammenzuhalten, gewiß, bei einer Verfügbarkeit von höchstens 7000 Mann keine leichte Aufgabe. Dazu kam, daß bald ein empfindlicher Mangel an Proviant, Geld und Monturstücken sich bemerkbar machte, im Lande selbst die Noth nicht gering war, und auch die zur Verstärkung ausgehobenen Landmiliztruppen meist schlecht bewaffnet waren, oft nur mit Piken, die aus Sensen hergestellt wurden. Schlippenbach hat aber redlich seine Pflicht gethan. Und auch die Livländer thaten ihre Pflicht. Sjögren gesteht, daß das Vertheidigungswerk trotz allem eine gute Zeit in die Länge gezogen werden konnte, habe man in nicht geringem Maße der bereitwilligen Unterstützung zu danken, welche nach bestem Vermögen von der Ritterschaft und von der Landbevölkerung gewährt wurde. Er nannte es eine ungerechtfertigte Beschuldigung, daß die Ritterschaft sich in verbitterter Stimmung unlustig gezeigt habe; durch ihr Handeln hat sie unwiderlegliche Zeugnisse der Treue und Selbstaufopferung erbracht. Und das Landvolk — es hat auch, abgesehen natürlich von einzelnen Fällen des Verraths, die in solchen Zeiten niemals ausbleiben können, nach Maßgabe seiner Kräfte des Krieges schwere Lasten getragen, nicht immer ohne Klagen, nicht immer mit Heldenmuth, aber „mit einem Gehorsam und einer Ausdauer, die anerkannt zu werden verdienen" und das um so mehr, je maßloser das Elend wurde und die Noth, welche über das Land hereinbrachen. Im Einzelnen ließen sich zahlreiche Beispiele hier des Zögerns, dort aber auch pflichttreuer Entschlossenheit unter den livländischen Bauern beibringen[1]).

[1]) Hier mag nur das folgende seinen Platz finden.

Als Pastor David Reinken aus Lude im Februar 1701 an den Generalgouverneur Graf Dahlberg berichtete, daß er die Bauern seines Kirchspiels „ziemlich willig zum erforderten Dienst" beim allgemeinen freiwilligen Aufgebot gefunden habe, da konnte er hinzufügen: „Unter allen aber hat Berens Jukkum, ein Rechtsfinder, sich so gehorsam bezeiget, daß er nicht alleine seine eigene Person dazu angeboten, sondern auch andere dazu encouragiret und zwar insonderheit mit diesen

In diese denkwürdigen Kämpfe um die Verteidigung der livländischen Grenze gewähren uns die nachstehend mitgetheilten Berichte an den Generalgouverneur Grafen Erich Dahlberg einen überaus fesselnden Einblick. In ihrer fortlaufenden Reihenfolge, wie sie zunächst noch von keiner anderen Gegend uns vorliegt, schildert uns ein Augenzeuge, der Propst Ernst Glück von Marienburg, höchst anschaulich und lebendig die feindlichen Einfälle in jenes Gebiet, das in seiner vorgeschobenen Lage und mit einem festen Schloß versehen, der gefährdetsten eines damals war. Alle Noth und Gefahr, Furcht und Hoffnung, Jammer und Elend treten in einer Fülle persönlicher Einzelheiten greifbar plastisch hervor. Sie bilden, ist man versucht zu sagen, gewissermaßen die Memoiren Glücks, dessen Persönlichkeit ja auch sonst unser Interesse in Anspruch nimmt durch seine lettische Bibelübersetzung und dadurch, daß in seinem Hause die spätere Kaiserin Katharina I. geweilt hat. — Wir lassen nun die Berichte selbst nebst ihren wichtigeren Einlagen folgen[1]) und geleiten sie nur hier und damit einigen kurzen Erläuterungen. Jedes Zerpflücken würde den lebendigen Eindruck der Unmittelbarkeit dieser schlichten und doch so ergreifenden Schriftstücke nur schmälern.

Formalien: „Ihr lieben Brüder, wir sind schuldig Gott und unserm Könige zu gehorsamen, unser Land, Weib, Kinder und Habseligkeit aufs beste zu beschützen und lieber dem Feinde tapfern Widerstand zu thun, als ihm über uns und unsere Armuth den grausamen Willen zu lassen. Wer demnach ein guter Königsmann sein will, der setze gleich wie ich seinen Hut aufn Kopf und trete zu mir aus." Darauf trat er auf den Plan und nachdem nur einer, nemlich Kike Matz, sich zu ihm gesellete, die andern aber solches nicht thun wollten, sprach er zu denselbigen mit gar eifrigem Gemüthe: „Ihr möget wol (salvo honore zu melden) Schelme, Hundsf. ꝛc. ꝛc. und keine Königsleute sein!" Nachdem ich sie aber nachgehends selbst gesprochen und mit allerhand Motiven aufs Beste aufgemuntert, so sind sie fast alle willig und bereit, wann's nur von ihnen erfordert wird, aufzusitzen. Sie bitten aber nebst denen andern allen umb gut Schießgewehr (davon keiner was haben soll, außer nur einige gezogene Vogelröhre, welche gar wenig sind und nicht viel taugen), Kraut und Loth und Proviant (dieweil mancher unter ihnen fast kein Külmit Roggen zu Brot mehr im Vorrath hat)."

[1]) Die Berichte, die hier nach den Originalen wiedergegeben werden, sind alle an Gr. Dahlberg gerichtet, bis auf einen, wo dann die Adresse (an Strohkirch) besonders angegeben wurde. Ganz Unwesentliches wurde in den Berichten ausgelassen (. . . .), ebenso, und wie ich glaube zum Vortheil der Lesbarkeit, alle bloßen Kanzleiphrasen, wie unterthänigst ꝛc.; für zweifellose Ortsnamen wurde die heutige Schreibweise angewandt. In der Datierung ist im Folgenden überall der schwed. Kalender gebraucht, der dem gewöhnlichen alten Stil damals um einen Tag voraus war.

Marienburg, 29. Oktober 1700.

Was Ew. Hochgr. Exc. vom 23. Oct. a. c. an mich in Gn. haben gelangen lassen, davon habe die beigelegten Placaten alsofort an behörige Oerter bestellet, wie auch an die Herren Seelsorger meines Districtes citissime Nachricht ertheilet. Was nun darauf in schuldigster Unterthänigkeit zu antworten habe, bestehet in Folgenden:

Es ist Gott Lob! hiesiges Revier, ohngeachtet rings um uns her es trübe und trübselig aussiehet, dennoch im Stande beständiger Devotion und Treue gegen unsern Allergnäd. König und Herrn. Dahero auch an Gehorsam gegen hochbesagte Placaten kein Manquement erfunden wird. Ich vernehme vom H. Landrath Vietinghoff und berichte auf sein Geheiß, daß die vormals anbefohlene Zusammenbringung der Decken und Säcke allbereit geschehen und dieselbe parat sind. Nur hindert die itzige unbeständige Witterung, daß mit dero Überbringung noch muß gezögert werden. In Zusammenbringung der Pelze ꝛc. geschiehet ebenfältiger gehorsamer Fleiß. Es wird aber an der Zahl deroselben ein Mangel zu besorgen sein und zwar nicht aus nachlässiger Triebsamkeit derer Herren possessorum, sondern, — welches ich re vera und auf mein Gewissen betheure — aus Ermangelung der Felle, welche an diesen Oertern allerdings unmöglich mögen aufgebracht werden. Ein Bauer sammlet über 3 bis 4 Jahr über einem Schafpelz. In Vorrath liegende Felle aber sind durch den ganzen Tractum ganz nicht zu erfragen; dahero dieselbigen Pelzen, die etwa ein Bauer träget, zu solchen Zweck gesammlet werden; so sie denn nicht so groß und räumlich, auch nicht an der Zahl so viel seind — maßen wahrlich ofte in dem sechsten oder mehreren Bauergesindern nicht ein tüchtiger Pelz zu finden, — so wird doch der schuldige Gehorsam einen jeden dahin leiten, zu thun, als wie nur wird möglich sein.

Nicht minder habe das Vertrauen zu denen H. Pastoren dieses Districtes; dabei aber hinterbringe in Wehemuth, daß der mehrere Theil deroselben unter feindlicher Drangsal und angemaßter Herrschaft nicht wird leisten können, was sonst von Grund der Seele herzlich gerne geschähe. Da vor einigen Wochen Ew. Hochgr. Exc. mir die Zusammenbringung der Artilleriepferde demandirte und ich stündlich den Circularboten herumsendete, kam doch derselbe nicht weiter bis Seßwegen; von dannen wurde er durch des Feindes Gegenwart zurückgekehret und H. Pastor Neudahl schrieb dabei: er möchte eher seinen itzigen und des Kirchspiels Zustand mit Thränen, als mit Dinte berichten können. Der Lasdohnsche H. Pastor Klemken

aber schrieb ausführlicher, daß die allsämtlichen Kirchspiele Laudohn, Lasdohn, Versohn, Calzenau, Fehten, Erlaa, Sißegal, Pebalg, Festen, Aschenraden ꝛc. nach Eroberung Kokenhusens unter die Disposition und schweres Joch des Feindes gerathen. Und weil denn dergleichen, wo uns nicht vor zufrierenden Strömen Hülfe geschiehet, vielen anderen und auch unsern Orte eben also ergehen dürfte, als habe sothane Briefe durch einen Expressen S. Kgl. M. zugesendet . . . .

Ach! daß doch hiesige wenige Garnison wäre hier gelassen worden! Es hat hiesige Bauerschaft bishero noch allezeit sich in der Sphäre der Treue und Gehorsams behalten lassen; auch so sie durch ein publiques Aufbot wozu erheischet worden, als die Wege zu verhauen, die Grenzen gegen Polnisch-Livland zu bewahren ꝛc. haben sie sich nimmer geweigert. So auch noch was mehr erfordert worden wäre, zweifele nicht, daß männiglich hiezu willig sich hätte finden lassen. Da aber dieser Bauersmann ersahe, wie die Garnison abgefordert wurde und weg ging, da gestehe ich, daß eine Alteration durch das ganze Kirchspiel sich merken ließ. Ist's möglich, gnäd. Herr, so möchte eine kleine Mannschaft wieder hierher beordert werden. Ein treuer Freund aus Polnisch-Livland berichtet uns von einen Einfall, der aus Ludsen von denen Schnapphähnen zu besorgen. Hiezu gehöret Herzhaftigkeit, den Bauer wieder zu voriger Courage zu bringen und in den Stand seines vorigen guten Vernehmens zu setzen, wozu denn der Anblick königl. Knechte ein Großes thun könnte. In Petschur ist alles voll Kriegsleute, die mit Deutschen untermenget sein sollen und hat des H. Pastoris von Neuhausen Frau und Kinder ihre Retirade gestern zu uns anhero genommen. Dieses alles bekräftiget dasjenige, was ich oben schreibe, daß rings um uns es trübe und trübselig aussehe; jedoch verzagen wir noch nicht. Gott höre Gebet und rette uns . . . . . ꝛc.

* * *

Etwa vierzehn Tage später[1]) erhielt Glück die Nachricht, daß die Feinde in Seßwegen ständen und daß man in Pebalg demnächst moskowitische Kosaken erwarte, die dort Winterquartiere nehmen würden. Der Pebalgsche Pastor Rhode hatte ihm einen an den „wohlvertrauten Amtsverwalter" Hermann Wicht gerichteten Zettel[2]) übersandt, in welchem über diese Kosaken aus Berson berichtet wurde: „Das Command haben 2 Obristen, die können kein Deutsch; es ist aber ein Major Kloppmann, der ist ein Deutscher, welcher allhier bei dem H. Obristen Münster, so hier stehet, gewesen und verspricht gute Command zu halten und es meinen Nachbarn zu wissen zu thun, damit sie nicht flüchten, auch den Bauern anzusagen

[1]) Bericht Glücks an Dahlberg, dat. 15 Nov. 1700.
[2]) Von P. J. Barth, dat. Berson, 12. Nov. 1700.

nicht zu laufen, allein vor ihrer Ankunft ihr Vieh und Habseligkeit, wo der Marsch durchgehet, in Acht zu nehmen." Eine solche Warnung war freilich sehr nöthig. Nur allzubald sollte auch Marienburg kennen lernen, wie Kosaken hausten. Das zeigen die nächsten erschütternden Berichte Glücks an Dahlberg und den König vom Januar in greller Beleuchtung.

* * *

Sagnitz, 4. Jan. 1701.

Auch in derselbigen Flucht, die nicht nur ich, sondern alle Eingepfarrten meines Kirchspiels vor denen Räubern und Schnapphähnen nach ausgestandener kosakischen Drangsal ergreifen müssen, ergreife ich meine Feder, Ew. Hochgr. Exc. sothane Noth und Elend zu eröffnen: und zwar, wie die Kosaken bei uns grassiret, solches lege ich durch die Copie des hierob an die Kgl. M. gethanen Berichts auch vor Ew. Hochgr. Exc. demütigst nieder. Was aber nach solcher Zeit, da wir alle geflohen, durch die Räuber und eigene Bauren wird verübet sein, darob ist mein Expresser noch nicht zurück und weil er so lange ausbleibet, muß es wohl allda nicht wohl mehr zustehen. Ich finde in hiesigen Revier so viel Dragouner liegen, daß auch dero eine Hälfte zu unserer Rettung hätte genug sein können und hätten noch dazu bei solcher Hülfleistung reich werden können. Nun aber ist's zu späte. Ich will jedennoch in diesen meinem Exilio die hochobrigkeitl. Placaten des Kgl. Dankfestes[1]) in beiden Präposituren wohl bestellen .... Gott helfe unsern Jammer tragen und überwinden ....

Der beigelegte Bericht an den König lautet:

Sagnitz, 2. Jan. 1701

P. T.

Reich und Lande und alle Unterthanen Ew. Kgl. M. bejauchzen und nehmen erfreuten Theil an dem glorieusen Sieg, womit der höchste Gott dero gerechte Waffen gesegnet und bekrönet hat und beglückwünscht dahero auch der Clerus des Kokenhusischen Districtes durch dieses allerunt. Blatt solches Heil und rufet herzinniglich: der Herr helfe und fördere im neuen Jahre, der Herr lasse alles wohl gelingen.

Dabei treibet mich die pflichtschuldigste Treue und auch die Noth, Ew. Kgl. M. den Jammer und erlittene Trübsal des Marienburgischen Kirchspiels durch die kosakischen Pressuren und Drangsale allerunterthän. zu eröffnen. Es ist eine russische Colluvies, die zwar nicht den Namen von Soldaten, mehr aber den von Räubern meritiret, bestehend in 2000 Mann,

[1]) Für den Sieg bei Narwa. Es wurde am 5. Febr. gefeiert.

aus der Ukraine her vom moskow. Czaaren dem Könige in Polen überlassen worden. Selbe Böswichte sind mit der Armada, wie sie es nennen, von Smolensk abgegangen und haben eine große Artillerie bei sich, die sie in Kreuzburg (an der Düna in Polnisch-Livland) haben stehen lassen und sind von dannen ins Versohnsche, Seßwegensche, Tirsensche gegangen und haben sich aller umliegender Güter, welche diesseits Kokenhusen liegen, contribuiren lassen, endlich auch gar zu uns nach Marienburg gekommen. Zwar der Obriste Münster[1]), ein Deutscher, ist mit seinem kosakischen Regiment zu Versohn stehen blieben, das andere aber, bestehend in etwa 1000 Mann, aber unglaublich mehr Pferden und anderer geraubten Beute, rückte zu uns an und wurde von 2 Obristen eben selbiger Nation commendiret, hatte auch keinen Deutschen bei sich, als nur einen Majeur Kloppman, der sich Kgl. polnischen Commissarium nennete, und einen Lieutenant Vietinghoff, beide waren Curländer und gehörten eigentlich nicht zu diesem Geschmeiße, sondern waren um der Sprache willen, theils auch zu Compescirung dieser intraitablen Nation ihnen zugeordnet. Der Anfang ihrer Pressuren wurde zu Marienburg am 21. Nov. durch einen Brief gemacht, worin sie eine unglaubliche Summe Geldes und Getreide forderten und in entstehendem Falle über 2 bis 3 Tage die kosakische Execution andräueten. Wir gaben hiervon alsobald dem in der Nähe zu Kirumpä damals stehenden H. Obristen Romanowitz Nachricht und sendeten Copien der Dräubriefe mit, schrieben auch ebensolches nach Riga an S. Exc. den H. Gen.-Gouverneur Dahlberg. Immittelst aber, damit wir nicht, bevor uns Rettung geschähe, von diesen Wüterichen verderbet würden, ließen wir Fuhren von Getreide, die Execution damit zu hemmen, nach Tirsen zu ihnen abführen; sendeten dabei ein paar aus unsern Kirchspiel dahin, die ihnen das erschreckliche Quantum ihrer Forderung remonstriren sollten, welches so viel weniger konnte erleget werden, als die Einwohner wegen der nach Riga gesperreten Commercien kein Geld hatten und auch die Bauren wegen der russischen Schnapphähne theils verlaufen, theils sich verkrochen hatten. Die Antwort aber, die wir empfingen, bestund darin, die Contribution solte und müßte entrichtet werden; zu Erfindung Geldes wolten sie Freiheit geben, Flachs, Hanf und Leinsamen nach Riga zu führen, keineswegs aber Getreide, Branntwein oder sonst andere Contrabande-Wahren; wegen Überfalls der russischen Schnapphähne verhießen sie uns

[1]) Münster, „einem bösen Menschen", wurde etwa im Mai 1701 von dem Rittm. Lorentzen bei Ronneburg, wie Kelch sagt, „der Hals gebrochen".

Hülfe und sendeten uns einen Brief in weißreußischer Sprache geschrieben und mit 3 Siegeln besiegelt, den wir zu unser Sicherheit solten denen vielleicht einfallenden Rotten vorzeigen. Ich machte mir darauf wegen solches Briefes ein Gewissen und berief die sämtlichen Herren possessores der Güter ins Schloß, that eine Frage an sie, ob es wohl mit der Treue, die wir unserer hohen Obrigkeit schuldig sind, harmoniren könnte, solchen Schutzbrief anzunehmen? Darauf verbunden wir uns schriftlich, in unverrückter Treue gegen unsern allergnäd. König, welcherlei Leiden auch über uns ergehen würde, beständig auszuhalten und auf die Rettung durch dero Truppen geduldig zu hoffen, doch weil die Gefahr so groß, daß wir alle Nacht die Mordbrände, welche die Schnapphähne verübeten, hell und klar um uns herum sahen, so wollten wir uns dieses Briefes auch gegen solchen Überfall bedienen, so er uns was helfen könte und doch in unterth. Gehorsam gegen unsere Obrigkeit allstets verharren, damit nicht, ehe unsere Rettung geschähe, unser Revier durch die Mörder, noch auch durch diese selbige Kosaken ruiniret würde. Immittelst kam der präfigirte Dienstag heran, welcher zur Execution bestimmt war, im Fall kein Geld nach Tirsen gesendet würde. Da wurde uns nun so viel banger und sendeten zwar einen abermal entgegen und zwar den jungen Neudelstadt[1]) aus unsern Kirchspiel, welcher mit dem Majeur Kloppmann vormals gedienet, selbe Summe nochmals zu depreciren. Aber unterwegs begegnete ihm schon besagter Majeur mit etwa 300 Mann, sothane Gelder von uns einzutreiben. Da gab nun zwar ein jeder, was er bei seiner Seele hatte, daß er dem Unglück entrinnen möchte und wurden aus denen 3 Kirchspielen Marienburg, Schwaneburg und Seltinghof etwa 800 Rthlr. zusammen gebracht. Dies aber schien ihm viel zu wenig, doch verübete er keine Gewalt (wie denn gewiß er ein leutseliger Mann war), sondern beklagte sowohl sich, wenn er ohne Geld wieder dorthin kommen würde, als auch uns, weil er besorgte, es würde der ganze Haufe, (der ohne dem nach Rußland wiederkehren wolte), zu uns herüberkommen und große Gewalt thun. Darauf zog er ab und wir dankten Gott, der uns von dieser ersten Pressur erlöset hatte.

Wenige Tage aber darauf erschallete leider das Gerüchte von dero und zwar des ganzen Haufens Wiederkunft und Anzuges; denn sie hatten den Maj. Kloppmann, den sie wegen so wenig Gelder die Riemen

[1]) So im Orig.; vielleicht Nandelstädt.

angebothen, mit Gewalt zurückegekehret und stunden die Nacht 3 Meilen von hier zu Seltinghof. Ein Theil aber von ihnen hatte sich nach Adsel gewandt und schrecklich da hausieret, das Schloß geplündert, den Priester gepeitschet und beraubet, die Kirche zernichtet, die 2 Glocken mitgenommen und unterschiedliche Teutsche allda gefangen, die sie mit zu uns brachten. Der Maj. Kloppmann indessen sendete durch die Nacht einen eiligen Boten zu uns und ließ heimlich wissen, im Fall wir könten eiligst etliche 100 Bauern ins Schloß versammlen, so wollte er von denen Kosaken entrinnen und sich zu uns begeben und das Schloß defendiren helfen, weil er seines Lebens unter ihnen nicht mehr sicher wäre, aus Ursache, daß er wegen der greulichen Excessen sie beschelten. Es war aber in solchen Schrecken und Confusion nicht möglich 50 Mann aufzubringen, ohngeachtet man die Arbeiter zu erlassen zusagte, welche ohne dem von sich selbst wegliefen. Da kam nun endlich dieser Schwarm an und zertheilten sich dero Haufen täglich durch die Gebieter und führeten alles Heu vor sich zusammen, was auf $1^1/_2$ Meilen und weiter rings um das Schloß befindlich war; des Nachts aber beraubeten sie die Leute und nahmen Pferde, Kleider, Kessel ꝛc., brachten auch alle Einwohner und teutschen possessores des Kirchspiels gefangen ein. Der Jammer war nicht zu beschreiben, denn weder Mann noch Frau behielt einen Rock oder Hemde, sondern wurden ganz nackt und beraubet eingebracht; dazu hatte man sie vorhero gepeitschet, mit Stricken um den Kopf gefnebelt ꝛc., daß sie noch dazu sagen solten, wo sie das Geld vergraben hätten. Über dieser Noth fiel man nun dem Maj. Kloppmann zu Fuße, weil beim Obristen keine Erbarmung war. Er aber eröffnete sein eigenes Anliegen, wie übel ihm selbst dabei zu Muthe wäre; doch that er noch einen Vorschlag: im Fall er einen treuen Boten haben könte, so wolte er versuchen, harte Ordre aus Kokenhusen an die Obristen zur Einstellung solcher Tyrannei zu bewirken, ob etwa solches noch was helfen könte. Dies geschahe zwar, der Bote aber kam mit einem Briefe zurücke, darin der Commendant[1]) wünschete, daß alle solche Canaille von denen Schweden möchte todgeschlagen werden und dem Majeur Ordre gab, daß er bei so gestalten Sachen nur suchen möchte zu echappiren. Immittelst hatte ich nicht unterlassen, diese Noth dem commandirenden Oberbefehlshaber der Truppen Ew. Kgl. M. bei Kirumpä zu notificiren und dabei gezeiget,

[1]) Sächs. Commandant von Kokenhusen war Oberst Bose.

wie leicht es wäre, dieses Übel mit weniger Mannschaft abzuhelfen, was vor Vortheil daraus erwachsen könnte ꝛc. Und selben Brief brachte der Arrendator von Schreibershof, Dahlen, selber dahin, der in solcher Treue, damit die Rettung schleunig geschehen möchte, auch sein eigen Haus zu salviren versäumete und schleunig nach Kirumpä fortreisete. Daher es geschahe, daß anderen Tages darauf die Räuber und Schnapphähne desselben Frau und Sohn ergriffen und nach Petschur gefangen fortgeführet, der abominablen Handlung zu geschweigen, die sie daselbst und dabei mehr verrichtet. Wir aber hoffeten stündlich von Kirumpä unsere Erlösung, weil wir erfuhren, daß unsere Noth ihnen nun ziemlich bekannt und entdecket war.

Bishero war ich noch frei und hatte Erlaubnis, die Gefangenen zu besuchen, auch den Gottesdienst vor sie auf'm Schlosse in einer Stuben zu halten. Daselbst haben wir mit Thränen und Heulen betrübte Weihnachten gehalten. Den dritten Weihnachtstag wurde auch ich gefangen gesetzt unter dem Vorwand, daß ich meine Frau weggesendet[1]) und von Dörpt Briefe wegen Anzugs der Schweden empfangen, welche ich vor ihnen verhehlet hätte. Da entfiel denn vollends der Muth der ganzen Gemeine und besorgte sich ein jeder, daß nun unsere Wegführung über die Grenze bald geschehen würde. Auch waren Ordres vom kosakischen Feldherrn aus Pleskau gekommen, daß der eine Obriste dahin kommen und ein Theil des Raubes mitbringen sollte. Da wurden nun etliche 100 Pferde ausgelesen und viel Schlitten mit angefüllten Gütern und Kisten in Begleitung 300 Mann dahin abgeführet. Der Majeur Kloppmann begleitete den Obristen dahin und that uns heimlich zu wissen, daß er bei dieser Reise den letzten Versuch thun wolte uns zu retten, weil er sich auf die Gunst des Feldherrn sehr verließ. Nach 4 Tagen aber, da sie wiederkamen, geschahe Anstalt zu ihrem plötzlichen Aufbruch. Ich wurde nebst denen andern Gefangenen vor Ranzion, soviel noch ein jeder zu Wege bringen oder von andern entlehnen konte, erlassen, also daß nur 4 Teutsche mit gefangen fortgebracht wurden. Die letzte Stunde aber ihres Abzuges war die schwereste, denn auf'm Schlosse blieb kein Pferd oder sonst was an Betten ꝛc., welches sie nicht alles hätten mitgenommen; in meinem Pastorat geschahe ein Einfall und wurde über dem Pferderaube mein Verwalter todtgeschossen.

[1]) Glücks Frau scheint längere Zeit in Dorpat geblieben zu sein oder doch später wiederum dort sich aufgehalten zu haben; wenigstens ist sie den 5. Sept 1701 als Pathin aufgeführt. Dorp. Joh. Kirchenbuch.

Der Majeur aber that bei seinem Abschiede an uns die Warnung, daß ein jeder nun zusehen möchte, wie er sein Leben eilig retten könte, weil er zwar beim Feldherrn gnüglich angehalten, daß denen Schnapphähnen gesteuret würde, aber zur Antwort bekommen: es sei Kriegszeit! Meinete auch vor gewiß, daß sie die folgende Nacht einen Einfall bei uns thun würden. Da ging denn und lief ein jeder, wer sich noch regen konte; die erlöseten Gefangenen, weil sie kein Pferd behalten, gingen ein jeder weinend wo sie hinkonten und blieben also in einer Stunde Schloß und alle Höfe des ganzen Kirchspiels ledig.

Dis ist, Allergnäd. König und Herr, die wahrhafte Relation alles dessen, was sich bei uns und wie sich's zugetragen. Ach! es wäre leicht gewesen, diese Canaille zu vertilgen, welche des Tages sich auf die Hälfte nach dem Raube zertheilet hatte und des Nachts fast keine Wache hielt, sondern in den Häusern als Bestien lagen; dazu lagen die Officirer im Schlosse und die Gemeinen im Hackelwerke. Die Schloßpforte aber stund Tag und Nacht offen und waren nicht über 50 Mann, die im Schlosse in den Stuben der Obristen und andrer Officirer die Wache hielten. Ihr Gut, was sie bei sich hatten, war sehr groß und hatte der geringste Kosak einen Beutel an seinem Halse unterm Pelze hangen, darin zu 20 bis 50 Rthlr. waren, der schönen geraubten Pferde, Kupfer, Zinn, Kisten und Kasten zu geschweigen. Ihr Gewehr aber war liederlich und der Gebrauch des Gewehrs lächerlich. Nun gehen wir, Allergnäd. Herr, im Elend und in der Irre. Der einzige Vorschlag, den ich in tiefester Unterthänigkeit zu unserer Wiederkehrung thun kann, bestehet darin, daß etwa 100 Soldaten (nur Fußknechte) in das Marienburgsche Schloß möchten verleget werden; so irgend einige Dragoner könten dabei sein, die auf die Schnapphähne ein wachendes Auge haben könten, wäre es so viel besser. Auf solchen Fall, wenn die Bauren sehen, daß der erste Stamm aus Soldaten bestehet, wollen viel redliche Bauren sich zu ihnen gesellen und bitten nur um Gewehr und Pulver und Blei. Dis ist, was mir nächst Gott Hoffnung macht, daß unsere Oerter vor fürderer gänzlicher Panolethrie beschützet und das annoch daselbst übrige Getreide zu Dienst und Nutzen Ew. Kgl. M. bewahret und das Exilium der armen Einwohner soulagiret werden mag. Bis ich diese Allergnäd. resolutiones in unterthän. Freude vernehmen werde, will ich mich allhier in Sagnitz, Mentzenhof und an denen Grenzen meines Kirchspiels aufhalten, daß ich meiner Gemeine jedoch auch in derselbigen Flucht nahe bleiben möge. So ich übrigens Ew. Kgl. M. mit meinem

Amte oder andern unermüdeten Diensten oder mit Käntnis der russischen Sprache, absonderlich so dero heilige Intention nach Rußland gerichtet ist, oder irgend auf eine andere Weise zu dienen vermag, bin ich, der ich nur auf Allergnäd. Befehl hoffe, dazu der allererbötigste. Gott kröne alle fürdere Handlung Ew. Kgl. M. mit Sieg und Gnade wie mit einem Schilde ꝛc.

* * *

Man kann kaum daran zweifeln, daß dieser Bericht an den König, diese dringende Vorstellung der Gefahr mit die unmittelbare Veranlassung wurden, daß Karl XII. den Generalmajor Sgens beauftragte, einen Vorstoß nach Petschur zu machen, der im Februar auch ausgeführt wurde und daß Schlippenbach zum Schutz nach Marienburg kam, wie Glück erfreut in seinem nächsten Berichte dem Grafen Dahlberg melden kann.

(Schluß folgt.)

Vergessene Worte.

Unter diesem Titel veröffentlicht der „Pribaltiiski Listok", das jüngste russische Preßorgan der Ostseeprovinzen, einen Artikel, der in der Uebersetzung der „Neuen Dörptschen Zeitung" (Nr. 213 vom 23. Sept. 1894) folgenden Wortlaut hat:

„Die Zeit, die wir gegenwärtig durchleben, ist eine schwere. Wirthschaftliche Calamitäten, Verworrenheit in den Beziehungen zwischen den Menschen, den Nationen und sogar den einzelnen Stämmen, endlich Wanken der Vernunft und Verwirrung des Gedankens in Sachen des Glaubens und des Gewissens — Alles das stört und hindert auf die eine oder die andere Weise den natürlichen, regelrechten Gang des Lebens. Die Verkehrung desselben ist so groß und vollzieht sich so rasch, daß man sie nicht durchdringen und kritisch Stellung nehmen kann. Daher hat auch noch jüngst einer der bedeutendsten Repräsentanten des russischen Geistes gemahnt, „Halt zu machen und Umschau zu halten". Und es ist in der That Zeit dazu, es ist Zeit, das eigene Leben und die eigene Thätigkeit und das Leben und die Thätigkeit der Gesellschaft zu prüfen. Die Verwirrung der Begriffe ist erschreckend.

Statt des Wesens der Sache sieht man nur das Aeußere derselben, statt der in der Tiefe ruhenden Idee nur die schwankenden, wechselnden Formen. Die traurigen Folgen zeigen sich überall. Der gewandte Streber deckt sich mit dem äußeren Schein eines uneigennützigen Arbeiters für das allgemeine Wohl und ist bestrebt, auf Kosten dieser selben Gesellschaft zu leben, der er angeblich dient; gewissenlose Carrièremacher, Menschen ohne Herz und Gewissen spielen oft eine hervorragende Rolle und kommen nur infolge der Vertrauensseligkeit und der Kurzsichtigkeit ihrer Umgebung vorwärts. Und umgekehrt — nur zu oft muß man sehen, wie aufrichtige

Ueberzeugung, heißer Drang nach dem Licht, der Wahrheit und dem Guten für etwas Anderes, für etwas Unerwünschtes und Verdächtiges gehalten wird. Besonders vorsichtig muß man sich in dieser Hinsicht auf dem Gebiet des religiösen Glaubens und der religiösen Ueberzeugung verhalten. Einst schrieb ein Publicist, der in Rußland für einen der bestgesinnten gilt:

„Wohl kaum können sich die Obliegenheiten des Staates auf das Gewissen erwachsener und selbstständiger Personen erstrecken; wohl kaum darf der Staat sein Schwert zwischen das Gewissen des Menschen und Gott strecken. Wir können über den Abfall eines Menschen trauern, aber wir müssen die Freiheit seines Gewissens achten. Wäre es besser, wenn er heuchelte und die Kirche durch eine erlogene Vereinigung mit ihr entweiht?" M. N. Katkow, Aufsätze, S. 390, Theil I, Ausgabe von 1887). Diese und ähnliche Gedanken werden wach, wenn man das Jammern gewisser Führer hört, welche die Einmischung der staatlichen Gewalt in Sachen des Gewissens und des Glaubens herbeirufen. Alles das ist das Ergebniß einer Epoche, die von einer zu materialistischen Richtung, einem Trachten nach leichtem Erfolg und billiger Popularität beherrscht wird. Und hier fühlt man am stärksten den Drang, an die vergessenen Worte zu erinnern: Achtung vor der Humanität und der Freiheit des menschlichen Gewissens."

Dem Citat des „Pribaltiiski Listok" fügen wir unsrerseits noch ein anderes hinzu, das also lautet:

„In den Ostseeprovinzen war das deutsche Element kein Volkselement. Dennoch gewährt Rußland und wird ohne Zweifel auch künftig deutscher Sitte und Cultur in jener Landschaft alle mögliche Freiheit gewähren. Gott behüte uns vor dem Wunsche, daß etwa das dort auf Grundlagen, welche der ganzen civilisirten Welt gemeinsam gehören, begründete Unterrichtssystem irgend welcher Umwandlung im Sinne von Projecten von Petersburger Schulcomités unterliege; daß etwa die baltischen Gymnasien unter die Nivellirwalze unserer Unterrichtsanstalten gelangen und so allerlei Einflüssen des Zufalls und allerlei urplötzlichen Umwälzungen anheimfallen. Möge der Unterricht in den Gymnasien und an der Universität in deutscher Sprache stattfinden; dagegen Protest erheben, hieße unsrerseits in der That falschem Nationalstolz fröhnen, von dem wir doch, Gottlob, völlig frei sind."

(„Moskowskija Wedomosti" Nr. 109 vom 17. Mai 1864. Uebersetzung des „Dorpater Tageblatts" vom 22. Mai 1864 Nr. 119).

Poetische Uebersetzungen

aus dem Russischen von Andreas Ascharin.[1])

Flüstern, leises Athemholen
Nachtigallenschlag,
Murmeln, Rauschen, wie verstohlen,
Von dem Wiesenbach.
Nächt'ger Schatten tiefes Dunkel
Ueber Feld und Au,
Holden Augenpaars Gefunkel,
Morgenfrischer Thau.
Fern am Himmel rother Rosen
Wunderbare Pracht,
Seufzer, Thränen unter Kosen —
Und der Tag erwacht!

A. Fet. (Schenschin † 1892.)

Buddha.

Im Gebirge rauh und wild, inmitten
Finstrer Schluchten, wo der Herbststurm braust,
Zog umher mit wankend müden Schritten
Eine Pilgerschaar arm, unbehaust.

[1]) Die nachstehenden Uebersetzungen sind mit freundlicher Bewilligung des Verfassers einer Sammlung entnommen, welche binnen Kurzem unter dem Titel „Nordische Klänge" im Verlage von Jonck & Poliewsky in Riga erscheinen wird.

Lumpen, die des Bettlers Neid nicht wecken,
Ihre Blößen nothdürftig bedecken;
Frost und Hunger geben das Geleit,
Und zum Ganges ist der Weg noch weit.
Plötzlich schimmert zwischen dichten Bäumen
Eines Tempels hohes, spitzes Dach;
Und sie suchen Schutz dort ohne Säumen
Vor des Wetters rauhem Ungemach.
Sieh! vor ihnen auf erhab'nem Throne,
Königlich, ein steinerner Gigant —
Buddha ist's; in seiner Porphyrkrone
Blitzt wie Sonnenlicht ein Diamant.
„Brüder", löst der Ehrfurcht stumme Bande
Einer aus der Schaar: „wir sind allein!
Wie viel Brot und Silber und Gewande
Könnten kaufen wir für diesen Stein!
Buddha braucht ihn nicht: Sein Haupt umgeben
Himmelslichter mit weit heller'm Glanz;
Daß sie schmücken seines Ruhmes Kranz,
Rief der Herr des Himmels sie in's Leben."
Und die Herzen von Begierde wild,
Schleichen lautlos sie zum Gottesbild.
Doch kaum rühren zagend ihre Hände
An das Heiligthum, — da dröhnt ein Schlag,
Blitze flammen, krachend bersten Wände,
Und der Donner ruft das Echo wach.
Schreckbetäubt am Boden liegen Alle . . .
Einer nur steht aufrecht in der Halle;
Hoch das Haupt, spricht er mit kühler Ruh'
Zu dem Gott: „mit Unrecht zürnest Du!
Oder lügen Deiner Priester Lehren,
Daß Du sanft und mild und voller Huld,
Daß Du kommst, der Erdennoth zu wehren
Und zu tilgen Sünde, Pein und Schuld?
Um ein Häuflein Aermster zu bedrohen,
Das die Hand nach einem Stein gereckt,
Ließest Du, vom Rachegeist geweckt,

Deines Zornes Flammenpfeile lohen.
Hungernden entriſſeſt Du das Brot,
Lebensmüden dräuteſt Du den Tod!
Herr des Himmels, ſend' aus Deinen Höhen
Deine Feuerſaat auf mich herab, —
Arm und elend, an des Bettlers Stab,
Siehſt Du mich als Gleichen vor Dir ſtehen
Hier im eig'nem Haus ruf ich Dir zu:
Strenger Gott, mit Unrecht zürneſt Du!"
Und o Wunder! Daß ſie ohn' Gefährde
Und gehorſam göttlichem Befehl,
Aus der Krone brächen das Juwel,
Neigt das Steingebild ſein Haupt zur Erde.
Vor den Bettlern, die des Schreckens Raub,
Demuthvoll, mit bittender Gebärde,
Liegt der Herr des Weltenalls im Staub.

Mereſhkowſki.

Woher stammen die Rigenser?

(Schluß.)

„Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum."

Wie neben den Ländern auch Landestheile ihre eigenen Namen hatten, so auch neben den Städten Stadttheile; so könnte der Name Werth auf einen Stadttheil von Barmen, der Name Linden auf eine Vorstadt von Hannover, der Name Wiedner auf die Wiener Vorstadt Wieden weisen. Als Theile von Ländern und Städten haben denn auch die einzelnen Höfe und Häuser ihre Namen, und nach ihnen sind nicht wenige Personen benannt. Namen von Höfen tragen z. B. fast alle alten Adelsgeschlechter. Aber hier wird die Forschung unmöglich, und ich beschränke mich hinsichtlich der Höfe auf die Familiennamen Rigas, die mit Namen baltischer Gutshöfe übereinstimmen. Von Gütern resp. Kirchspielen Livlands finde ich: Bickerneck, „der aus Bickern", Klingenberg, Lindenberg, Ringenberg, Treyden, Uexküll aus dem Rigaschen Kreise; Ballod, Breslau, Burtneek, Daugull, „aus Daugeln", Eck, Kolberg, Rosenblatt, Straupe und Straup nebst Straupmann, „der aus Roop", Rubben, „der aus Papendorf", aus dem Wolmarschen; Arasch, Dubinsky, Freudenberg, Laudon, „aus Laudohn", Lubanowsky, „aus Lubahn", Martzen, Nachtigall, Nitawsky, „aus Nitau", Pebalg, Roseneck, Rauning, „der Ronneburger", aus dem Wendenschen; Bahnus, Goldbeck, Ilsen, Luhde, Marienburger, Rosen, Selting, Smiltneek, „aus Smilten", Wittkop aus dem Walkschen; Braunsberg, Didrikil, „aus Didriküll", aus dem Werroschen; Ecks, Marienhof aus dem Dorpatschen; Perst, Schwartzhof aus dem Fellinschen; Friedenthal, Kerkau, Jacobi, Michaelis aus dem Pernauschen; Leo, Loewel, Masik, Sandel, Wolde aus Oesel. — Viel mehr Familiennamen Rigas weisen

auf Güter Kurlands hin. Doch tragen sehr viele Güter in Kurland lettische Namen, die nach einem Naturgegenstande gewählt sind, einem Baum, einem Thier u. dgl., also mit den Gesindenamen übereinstimmen, und andrerseits verrathen sie insofern oft ein jüngeres Gepräge, als sehr viele nach den Besitzern genannt sind; daß so weit verbreitete lettische Familiennamen, wie Aispurr, Apsehn, Asser, Birsgall, Dsehrwe, Egliht, Esser, Gulbe, Jaunsem, Irbe, Needre, Meschneek, Muischneek, Ohsol, Oschen, Plawneek, Stirne, Spahr, Strasde, Sutte, Upmal, die Bedeutung „vom Gute Aispurn, Apsen, Assern, Birsgallen" u. s. w. haben sollen, ist durchaus unwahrscheinlich, und ganz sicher benennt der Familienname Rönne nicht einen Mann „vom Gute Rönnen", sondern das Gut Rönnen ist nach der aus Rönne auf der Insel Bornholm stammenden Familie Rönne benannt. Aber zwischen Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem zu scheiden, ist da unmöglich, nennen wir daher alle zusammenklingenden Namen: Bergfriedt, Brandenburg, Buding, „von Budingen", Druck, Drucke, und Drucka, „aus Druckenhof", Grünfeldt, Lapskaln, Mesit, Saling, „von Salingen", Zimmer, „von Zimmern", aus dem Doblenschen; Drake, „von Draken", Dsirkal und Dsirkall, „von Dsirkaln", Kruß, „von Krussen", Rahden, Stelpe, „von Stelpenhof", aus dem Bauskeschen; Blieden, Ihle, „von Ihlen", Intze, „von Inzen", Lestner, „von Lesten", Marienburger, „von Marienburg", Pole, Schnicker, „von Schnickern", Schönfeld, Skarre, Slaguhn und Slagon, „von Schlaguhnen", Springe und Springer, „von Springen", Wilkaisky, „von Wilkajen", aus dem Tuckumschen; Anger, „von Angern", Ballgall, „von Balgalln", Liebe, „von Lieben", Lubbe, „von Lubben", Ruhm, „von Ruhmen", Rusch, „von Ruschen", Stender, „von Stenden", aus dem Talsenschen; Irbeneek, „von Irben", Kalke und Kalk, „von Kalken", Landesen, „von Landsen", Sissen, Suhden aus dem Windauschen; Bergfeldt, Gaike und Gaik, „von Gaiken", Lickop, „von Licoppen", Ranken und Ranke, „von Ranken", Steding, Ulpe, „von Ulpen", Worm, „von Wormen", aus dem Goldingenschen; Ambot, „von Amboten", Basse, „von Bassen", Bathe, „von Bathen", Birseneek und Birsneek, „von Birsen", Freiberg, Grawern, „von Grawer", Jamaiker, „von Jamaiken", Laschensky, „von Laschen", Lehn, „von Lehnen", Lihz, „von Lihzen", Münder, „von Münde", Oldenburg, Regge, „von Reggen", Remes, „von Remeß", Stember, „von Stembern", Wange, „von Wangen", aus dem Hasenpothschen; Aister, „von Aistern", Kunde, „von Kunden", Lahne, „von Lahnen", Preekul, „von Preekuln", Suster, „von Susten", aus dem

Grobinschen; Bauder, Dannenfeldt, Herberg, „von Herbergen", Renneberg, Schmieden, Setze, „von Setzen", Steinfeld, Wallenburg nebst Wallenburger aus dem Friedrichstädtschen; Asser, „von Assern", Bloßfeldt, Blosfeldt und Blosfeld, „von Bloßfeld", Born, Dannenfeld, Demme nebst Demmer, „von Demmen", Grenzthal, Grünwald, Ilsen, Kalkun, „von Kalkuhnen", Laßen, Lautz, „von Lautzen", Lilienfeld, Neufeld, Rosenfeld, Rubin, „von Rubinen", Schloßberg, Steinburg aus dem Illuxtschen; endlich noch Namen, die auf mehrfach in Kurland vorkommende Gutsnamen weisen: Garros, „von Garrosen", Grünhof und Grünhoff, Kruth, „von Kruthen", Marienhof, Mater, „von Matern", Schönberg, Wartak, „aus Wartagen". — Auch Namen von Gütern Ehstlands finden sich unter den Familiennamen Rigas: Anger, „von Angern", Kegel, Kelp, Rosenhagen, Sack und Tischer aus dem Revalschen; Isaak, Karul, „von Karrol", Kickel, „von Kieckel", Marienhof, Noemm, „von Nömme", Samme, „von Samm", Tammik, Tatter, „von Tatters", Welzer, „von Weltz", aus dem Wesenbergschen; Alp, Assik, Kalle, Kukk, „von Kukke", Marienhof, Seidel, „von Seidell", Sorgenfrei aus dem Weißensteinschen; Kronthal, Noemm, „von Nömme", Patz, Rosenthal, Sternberg, Vogelsang, Wattelsky, „von Wattel", Wenden aus dem Hapsalschen.

Auch die einzelnen Häuser erhielten früher nach Art der Menschen ihre eigenen Namen, Eigennamen, und nach ihnen sind wieder oft ihre Bewohner genannt worden, so daß wir unter den Familiennamen nicht wenige solcher finden können, die auf bestimmte benannte Häuser zurückzuführen sind. Die Engel, Apostel und Heiligen als Patrone des Hauses mußten ihre Namen dazu hergeben, Sonne, Mond und Sterne, die Zeichen des Thierkreises, die Thiere und Pflanzen, besonders die, denen nach den Anschauungen der Zeit irgend eine Kraft innewohnte oder sonst irgend eine Eigenschaft zugeschrieben wurde, u. s. w. Apotheken, Gasthäuser und Einfahrten haben diesen Gebrauch beibehalten, und die „Schwan-, Adler-, Hirsch-, Löwen"-Apotheke, das Gasthaus „zum goldnen Adler", das Hôtel „zu den drei Rosen", die Einfahrt „pee breedi", d. h. „zum Hirsch", oder „pee saulihtes", d. h. „zur Sonne" u. a. veranschaulichen uns noch jene poetische Zeit, in der der Mensch sein Haus wie eine Person ansah, die des Eigennamens ebenso würdig war, wie ein guter Freund. Macaulay macht folgende Schilderung von einer Straße Londons gegen Ende des 17. Jahrhunderts: „Die Häuser waren nicht nummerirt. Es würde in der That von geringem Nutzen gewesen sein, sie zu nummeriren;

denn von den Kutschern, Sänftenträgern, Lastträgern und Laufburschen Londons konnte nur ein sehr kleiner Theil lesen. Es war nöthig, Zeichen zu gebrauchen, die der Unwissendste verstehen konnte. Die Läden unterschieden sich daher durch gemalte Zeichen, welche der Straße ein heiteres und groteskes Ansehen gaben. Der Weg von Charingcroß nach Whitechapel ging durch eine unendliche Folge von Saracenenköpfen, Königseichen, blauen Bären und goldenen Lämmern, welche verschwanden, sobald sie nicht mehr als Leitfaden der gemeinen Leute nöthig waren." Dieser scheinbar einleuchtenden Erklärung des praktischen Engländers möchte ich doch nicht so ganz zustimmen: die alte Zeit drückte sich anschaulicher, weil concreter, also poetischer aus; der Bewohner der neuen Welt ist selbst über die Benennung der Straßen schon hinaus und spricht nur noch von der ersten, zweiten u. s. w. Avenue. Es fehlt ja nun wohl auch unseren modernen Straßen nicht an Schildern und Zeichen aller Art; aber der Unterschied zwischen früher und jetzt ist sofort einleuchtend: unsere Kringel, Stiefel und Handschuhe sind Zeichen für Gattungsbegriffe und ersetzen die Aufschrift „hier wohnt ein Bäcker, ein Schuster, ein Handschuhmacher", während jene alten Zeichen wirkliche Eigennamen waren, wie ja noch jetzt die „Schwanapotheke" nicht Schwäne, das Hôtel „zu den drei Rosen" nicht immer nur Rosen beherbergt und der Speicher in der Theaterstraße, ein Magazin für's Militär, allem Anschein nach nichts mit Elephanten zu thun hat trotz des Elephanten auf seiner Mauer. Solcher Häusernamen als Familiennamen giebt es nun gewiß auch in Riga eine stattliche Anzahl; doch kann die Erklärung der hierher gehörenden nun folgenden Namen noch weniger, als die der genannten Ortsfamiliennamen, auf Sicherheit Anspruch machen. Solche Häusernamen sind: Loewe und Loewen nebst ihren Diminutiven Loewecke und Loewel, „aus dem Hause zum Löwen", Raben, „aus dem Hause zum Rabe", Palm, „aus dem Hause zur Palme", nach Attributen der Kirchenpatrone gewählt; Engel nebst Engelmann, Engler und Engels, nach einem der Erzengel; König, Mohr, Krone, Stern, nach den heiligen drei Königen oder den drei Mohren mit ihren Kronen und ihrem Stern; Lemke, Lemcke, Lembke, Lempke, Lemmchen und Schaaff, der schon genannte Löwe, Taube, niederdeutsch Duve, nach den Hauptsymbolen des Christenthums; Stier, nach dem Ochsen des heiligen Lucas, Adler, nach dem Adler des Johannes; Kreuzmann, Kreutzmann, Kreuzer, Kreutzer, Rose, Rosen, Rosenbaum, Rosenblatt, Rosenblum, Rosenkranz, Ankur, nach Kreuz, Rose, Anker, den Zeichen der drei göttlichen

Tugenden; Sonne, Sonn nebst Soenneken, dazu Kugel, d. h. Feuerkugel, und nochmals Stern, nach den großen Himmelskörpern; Stier, Zwilling, Krebs, Löwe, Stenbock, Wassermann, Fischel, nach den Sternbildern des Thierkreises; Kaiser, König, Prinz, Fürst, Graf u. s. w. nach den Potentaten der verschiedenen Länder; Löwe, Bär, Bähr, Behr nebst Bärmann und Behrmann, Wolf und Wolff, Rese, „der Riese", Worm und Drake, „Lindwurm und Drache", Strauß, Straus nebst Straußmann, Adler, Falke, Falk und Falken, Hahn und Hähnel, Schwan und Schwahn, nach den heraldischen Wesen, wozu die wichtigsten Bäume noch kommen. Eine gar reiche Auswahl von Namen aus dem Thierreich und aus dem Pflanzenreich bietet unser Adreßbuch, und der größte Theil derselben wird in das Gebiet der Hausnamen gehören. Dabei werden wir im Allgemeinen den Unterschied machen dürfen, daß die deutschen Namen wirklich Namen von Häusern, die lettischen größtentheils Namen von Gesinden, Bauerhöfen sind, die der Lette ja auch „mahja", d. h. Haus, nennt; andere lettische, wie wohl auch die russischen dieser Art, werden Phantasienamen sein, d. h. willkürlich gewählt sein, als der Befehl erging, daß jeder einen Familiennamen haben soll.

Folgendes Verzeichniß von Lebewesen läßt sich aus den Familiennamen Rigas excerpiren. Erstens, was läuft: Baer, Bär, Baehr, Bähr, Behr, lettisch Lahz, Lahze, Lahzis, Laats, Latz, Latze, diminutiv Lahzit, Lazit, Latzit, russisch Medwedjew, Medwedow; Loewe, diminutiv Loewecke, Loewel, lettisch Lau, russisch Lwow; Wolf, Wolff, Wulff, lettisch Wilks, Wilk, diminutiv Wilzing, Wiltzing, russisch Wolk, Wolkow, Wolkowitsch; Fuchs, niederdeutsch Voß, nebst Reinicke, lettisch Laps, Lapsche, französirt Lapsée, französisch Rennard, estnisch Rebane; lettische Luhs, Luhse, Luhss, „der Luchs"; Marder; Zobel, russisch Sobolew; lettische Uhder, Uhders, Uhdre, Uhdr, Uhdris, Uder, „Fischotter", dazu Ottermann; lettisches Seske, „Iltis"; lettisches Rohnis, „Seehund"; Biber, Bieber, lettisch Bebbris, Bebberis, Bebris, Beber, russisch Bobrow, Bobrowsky; Hamster; Katze, Katz, russisch Koschkin, Kott, Kottin; Maulwurf, russisch Krotowsky; niederdeutsches Muus, „die Maus"; lettische Wahwer, Wawer, „Eichhorn"; Haase, Haas nebst Kohlhase, Fielhase und Lampe, lettisch Sakkis, Sakis, Sakke, diminutiv Sakkit, Sackit, russisch Saitz, Saitse, Saizin, Saizow, estnisch Jännis; Eber, lettisch Wepper, slawisch Borowsky; lettisches Kumelling, „Pfüllen"; Stier, lettisch Bullis, Bulle, diminutiv Bullin, Bulling, Bulliht; Bock nebst Freibock, französirt Bocké, lettisirt Buck, Bucke, Buckis, lettisch Auns, diminutiv Auning, „Schafbock", und

Asis, diminutiv Ahsit, Asit, „Ziegenbock", russisch Baranow; Schaaff; Lemke, Lemcke, Lembke, Lemmchen; Stenbock, „der Steinbock"; Hirsch nebst Dannenhirsch und Femininum Hinde, lettisch Breedis, Breede, Brede, Brehde, diminutiv Breedit nebst Leelbreed, „großer Hirsch"; Stirne, „das Reh". — Zweitens, was fliegt: Vogel, Fogel, lettisch Putnin, Putning, Puttning nebst Tschakste und Tschaksting, „kleiner Vogel", russisch Ptizin. Im Besonderen, welche Arten von Vögeln kommen da vor? Adler, Ahr nebst Geier, Geyer, lettisch Ehrglis, russisch Orlow nebst Orlowsky; Falke, Falk, slawisch Sokolow, Sokoloff nebst Sokolowsky und Sokolowitsch; Habicht, lettisch Wannags, Wanaks, Wannag, Wanag, Wannack nebst Wezwanag, „alter Habicht"; Sperber; Eule, lettisch Puhze; Rabe, Raabe, lettisch Krauklis, Kraukle, diminutiv Kraukling, russisch Woron nebst Woronin, Woronkow, Woronetzky; Krah, Kraa, Krey, „die Krähe", lettisch Wahrna; lettisches Dsegus, „Kuckuck"; Specht, lettisch Dsennis, Dsenis, Dsenne, Dsenn, auch Dsilne, „Grünspecht"; Kleiber; Bachstez, „Bachstelze"; Lerche, Lerch, lettisch Zihrul, Zihrull, Zirul, Zierul, Zirrul; lettische Strasde, diminutiv Strasdin, Strasding, russisch Drosdow, „Drossel"; Spree, „der Staar"; Zeising, „Zeisig", russisch Tschischikow; Fink, Finck; Hanfling, „der Hänfling"; Sperling und Spatz, lettisch Swirbul, russisch Worobjew; Nachtigall, lettisch Lakstigal, Lackstigall, russisch Salowei, Solowjew, Soloweitschik; Moewe, Möve, lettisch Gaigal; Brachvogel; Kiewith, lettisch Kickuth, Kikkut, „der Kibitz"; Krahnich, Krohn, Kron, lettisch Dserwe, diminutiv Dsehrwit, russisch Schurawlew; Reiher, Reyher; Stork, „Storch", lettisch Starkis; Strauß, Straus; Pfab und Pfob, „der Pfau"; Kalkun; Pelikan; Schwan, Schwahn, lettisch Gulbe, Gulbis, russich Lebedew, estnisch Luik, Luick; Gans, russich Gussew; lettisches Pihle, „die Ente"; Taube nebst Blautaube, niederdeutsch Duve, lettisch Duje, „die Haustaube", während Ballod, Ballohd, Balod, Balloſch, Balloding die Wildtaube heißt, russich Golubow; Hahn und Hähnel nebst Huhn und Keuchel, lettisch Gailis, Gails, Gaile, Gail, Gailiht, Gailit nebst Baltgail, „weißer Hahn", und Melgails, Melgail, Mellugaile, „schwarzer Hahn", Essergail, „die Rohrdommel", was auch Dumpe und Dump bedeuten, Jaungail, „der junge Hahn", Meschgail, „der Waldhahn", Purgail und Purrgail, „der Morasthahn", dazu russisches Petuschkow, estnisches Kiggas; Birkhahn, Birkhan, lettisch Tetter und Rubben, russisch Teterkin; lettische Mednis, Medne, französirt Medné, „der Auerhahn"; Irbe, Irbit, „das Feldhuhn". — Drittens, was schwimmt: Fischel, lettisch Siwting, Siwtin.

Und zwar: Aal, Ahl, lettisch Sutte, Sutt, Sute, Sutke; Bahrs und Barsch, lettisch Asser, Asserith, russisch Okunew; Butte; Dorsch; Hecht, lettisch Lihdak, Liedak; Hering; Lachs und Salm, lettisch Laß; Radau, lettisch Rauda, Raudis, Rauding, Raudith; Schlei und Schley; lettische Wimba, Wimbe, „Wemgal"; Zander, „Sandart"; ja sogar aus südlichem Gewässer Sardin; endlich die fischgestaltigen Säugethiere Hay und Walfisch, Wallfisch, welch letzterer ja seine Herkunft aus einem Wirthshause auf die Autorität Victor Scheffels gründet, der bekanntlich singt: „Im schwarzen Walfisch zu Askalon" . . . — Viertens, was kriecht, hüpft und summt: Auster; Krebs, dazu russisches Rakowsky; Worm, „der Wurm"; Bien, lettisch Bitte, Bitt, Bitten; Drohne; Hummel, lettisch Dundur, Dunder; lettische Spahr, Spahrs, „Bremse", russisch Scherschnew, Scherschnow, Scherschensky; lettisches Dsirnekl, „Spinne"; Kaeverling; Mücke, lettisch Ohding, slawisch Komarowsky; lettische Muhs, Muhsing, Musit, russisch Muchin, von muhsa und mucha „Fliege" abgeleitet; lettisches Pruhs „die Schabe"; Siehl, Siel, Sihl, Sihle, Sihlit, wie im Lettischen ein kleiner Käfer, das Marienkäferchen, heißt; Skubra, Skubre, Skuber, „die Ameise"; lettische Taurin, Tauring, Taurinsch, „der Schmetterling"; Wanz und Wantz; endlich Zirzen, „das Heimchen", kein übler Name für's gemüthliche Heim. — Daß die lettischen Namen dieser Gruppe als Gesindenamen aufzufassen sind, erkennt man besonders deutlich an den zusammengesetzten: der Name Leelbreed, „großer Hirsch", benennt den aus dem leel-breede-, dem Groß-Breede-Gesinde, welches vom mas-breede-, dem Klein-Breede-Gesinde zu unterscheiden ist; ebenso Essergail, „aus dem Gail-Gesinde, das am See liegt"; Meschgail, „aus dem Gailgesinde, das im Walde liegt"; Purgail, „aus dem Gail-Gesinde, das am Morast liegt"; Jaungail, „aus dem Jung-Gail-, nicht dem Alt-Gail-Gesinde"; u. s. w.

Aber auch dem Botaniker bietet unser Adreßbuch eitel Freud und Wonne. Richten wir unser Auge zuerst auf Bäume und Sträucher. Da finden wir: Baum, niederdeutsch Bohm, holländisch Boim, lettisch Leelkok, „der große Baum", und Kozing, „der kleine Baum"; Stamm; Zweigel, lettisch Sarrin, Sarring, „das Aestchen", russisch Suk, „der Ast"; Lappa, Lappin, Lapping, „Blatt" und Blättchen"; Stumpf, lettisch „Stumber; lettisches Schaggar, „Reisig". An Fruchtbäumen giebt es: Ahbel, Abel, „Apfelbaum", diminutiv Ahbelit, Ahbeling, nebst seiner Frucht in Ahbol, diminutiv Ahbolin, Ahboling, Ahbolit, Ahbolting, Aboling, Abolting, ferner Baltahbol, „der weiße Apfel", dazu deutsches Holzapfel — in

Straßburg z. B. giebt es ein Haus „zum Holzapfel“ — russisches Jablokow; Birn, lettisch Bumbeer, vielleicht russisch Gruschewsky und Gruschke; Kirschbaum, Kirsch, lettisirt Kirs, russisch vielleicht Wischnikow, Wischnewsky, Wischniewsky; lettische Pluhme, Pluhm, Plum, „die Pflaume“, russisch Slivkin; Nuß, russisch Orechow, lettisch Reekst, diminutiv Reeksting, Reckstin, Reksting, Rekstin, Recksting, Recksding, Regsding, verunstaltet Reckstein, „die Nuß“, während der Nußstrauch Lasde, Lasdin, Lasding, Lagsd, Lagsdin, Lagsding, Legsdin, Legsding, Legsting, Leksding, Leksting heißt; zur Nuß stellt sich Mandel und Mandelkern; die fremdländischen Zitron und Pommeranz beschließen die Reihe der Fruchtbäume. Sonst finden wir fast alle unsere Waldbäume, besonders viel wieder in lettischen Namen. Laubholz: Alksne, Alksnis, „Eller“; Apse, Apsche, Apsit, Apsiht, Appsit, Apsehn, „Espe“; Birke, Birk, Birck nebst Birkmann, niederdeutsch Berk nebst Berkmann, lettisch Behrse, Behrsin, Behrsing, Bersin, Bersing, Beersing, russisch Beresow; Eiche, Eich, Eichbaum, Eichenbaum, Eichmann, niederdeutsch Eicken, nebst der Frucht Eichel, russisch Dubow, Dubowitsch, Dubowitz, Dubitzky, Dubitschew, lettisch Ohsol, Ohsohl, Osol, Ohsohl, Ohsolin, Ohsoling, Ohsolingk, Osling, Ohsolneek, nebst Jaunosohl, „junge Eiche“, englisch Oak; Esche, slawisch Jaszina, Jasiensky, Jasinsky, Jassinsky, lettisch Ohs, Ohsch, Ohse, Ohsis, Osch, Osche, Ohsche, Ohscha, Ohß, Ohschin, halbdeutsch Ohschmann; Linde nebst Lindemann, dazu Lindenblatt und die schwedischen Lindegreen, Lindquist, Linguist, Luikwist, „Lindenzweig“, russisch Lipow und, vielleicht von lipa, „die Linde“, abgeleitet, Lipowsky, Lipinsky, Lippinsky, Lipkin, Lipnizky, Lipatow, lettisch Leepa, Leepe, Lepe, Leepin, Leeping; lettische Klawe, Klawin, Klawing, Klawinsch, Klawintsch, „Ahorn“; lettische Wihksne, Wiksne, „Ulme“; Weide, Weidenbaum, Weidemann, lettisch Wihtol, Wiethol, Withol, Wihtull, Withull, diminutiv Witoling, Wihtoling, nebst Puhpol, Pupohl, „Weidenkätzchen“; lettische Karklis, Kahrklin, Kahrkling, Karklin, Karkling, Kahrklit, „Strauchweide“; Pabehrs, Pahbers, „Wegdorn“; endlich der südliche Lorbeer und gar der tropische Pisang. Nadelholz: Tanne, Tann, niederdeutsch Dann nebst Dannemann, ferner Tannenbaum, Fichtel, lettisch Egle, „Fichte“, Eglin, Egling, Egliht, Eglit, Eglith, Egglit, slawisch Jelensky, Jelinsky, Jelowitz, und lettisch Preede, Prede, Prehde, „Kiefer“, slawisch Sosnowsky, Sosnitzky; Tannenreiser heißen im Lettischen Skuje, Skuije, Skuy, Skujin, Skujen, davon abgeleitet Skujeneek, „der Reisigmann“; die Zapfen heißen im Lettischen Zeekur, Tschäkur, Tschekur; es folgt als Nadelstrauch Wacholder,

Kaddik, lettisch Paegle; und den Beschluß macht ein Bewohner des Libanon: Zeder, Zehder. — Aber nicht nur als Baumgarten präsentirt sich Riga, wir haben da auch Blum, Bluhm, Bluhme, lettisch Pukke, Pukkit, russisch Zwetkow, Zwetikow; wir fügen hinzu die deutschen Stengel und Knospe, die lettischen Sakne, „Wurzel", Strucke, Strunkis, „krautiger Stengel", Pumpur, „Knospe", und Seeding, Seding, Blüte". Von Blumen kommen vor: Rose, Rohse, Rosen (deutsch und lettisch), mit den lettischen Diminutiven Rohsit, Rosit und den deutschen Zusammensetzungen Rosenbaum, Rosenblum, Rosenblatt; Aster; Mohn, Mon, lettisch Magon, Magunit; an Indien, wenn nicht an Estland, erinnert Lotus. Vereinigt zeigt des Gartens Blüten der Kranz, speciell der Rosenkranz, und der Strauß, lettisch Zäckull, Zekkul. — Doch auch „Petersilie, Suppenkraut wächst in unserm Garten", kommt doch schon im „Schuldbuch" der Zuname Petercilienkohl unter den Rigensern vor. Was haben wir von der Sorte? Kohl, russisch Kapust und Kapustin; lettische Rahzen, Rahzin, Rahzing, „die Rübe", wozu sich deutsches Riebensahm und russisches Repkin stellen; lettische Rutke, Ruttke, Rutkis, „Rettich"; lettische Sihpol, Siepol, Sipol, Sipohl, Sippol, Siphol, „Zwiebel", Lohk, „Lauch", wozu vielleicht als russischer Name Lukin gehört, jedenfalls aber als deutscher Knoblock; Siggor und Zikoring, „Cichorie"; lettische Appin, Apping, „Hopfen", wogegen Hopfe nebst Hoppe und Hopp Personennamen sein werden; lettisches Ohdsing und russisches Jagodkin, von lettisch ohga und russisch jagoda, „Beere". abgeleitet; Rebe nebst Weinblatt; und endlich Zucker, russisch Sachar, Sacharow, und Senf, Reis, Reiß, Taback und Lavendel, Lawendel. — Neben dem Nutzkraut gedeiht dann auch üppig das Unkraut: Dadse, Dadsit, wie im Lettischen die Klette und Diestel heißt, russisch Lapuchin, von lapucha, „Klette"; Nahtring, Natrin, Natrit, vielleicht auch Nather, „Nessel".

Neben Wald und Garten bieten endlich Wiese und Feld eine ganze Reihe von Haus- und Gesindenamen: Graß nebst Graßmann, lettisch Sahlit, Sahlith, Salit, russisch Trawin; Klee nebst Kleemann, Cleemann, niederdeutsch Klewer, Klever, lettisch Amol, diminutiv Ammoling, Ammolling, Amolin, Amulin; Wieke, Wieck nebst Wiekmann und Wieckmann; Erbs, russisch Gorochow, lettisch Sirnis, diminutiv Sirnit, davon abgeleitet Sirneek, d. i. ein lettischer Cicero, „der Erbsmann"; Flachs und Lein, lettisch Linis, diminutiv Linin, Linning; Heede, lettisch Pakkul, Packul, Pakul; lettische Kanep, Kannep, „Hanf", diminutiv Kannepen, wozu vielleicht als russischer Name Penck (penjka, „Hanf") gehört. Auch Kartoffel

findet sich auf dem Namenfelde Rigas. Es folge Korn, lettisch Graudin, Grauding, und zwar: Rudse, Rudsiht, Rudsit, Rudzit, „Roggen", russisch Rosch nebst den abgeleiteten Roschansky, Roschowsky, Roschewitz; Meesche, Meese, Meesis, Meesit, Meesith, Meesing, „Gerste", wozu deutsches Gerstner gehört; Weizen, lettisch Kwees, russisch Pschenitzka; Gricke, Grickis, Grike, Grikkes, Grikkis, „Buchweizen"; Althaber und Haberkorn, lettisch Ausa, Ause, Ausen, Ausin, Ausing, deutsch-lettisch Haberneek, lettisch-deutsch Außmann, russisch Awsejew; Puttring, Putrin, „Grütze"; Maisiht, Maisit, Maisite, „Brod"; Salmin, Salming, „Stroh", dazu deutsches Strohmann; endlich Saat, Sahme, Sahm, Sahmen. Doch das Feld trägt nicht nur Kraut und Korn, Frucht und Garbe — alles das Familiennamen von Rigensern — sondern auch Unkraut, unter diesem besonders das im Lettischen Smilga, Smilge, Smielge, Smildsing genannte, eine Grasart, die das edle Korn oft überwuchert.

„Fluren lachen, Wälder ragen,
Saaten stehn in goldner Pracht;
Seen und Ströme rauschen's laut:
Vaterland, so hehr, so traut!"

Wenn die Nationen, Länder, Städte, Dörfer, ja Häuser ihre Namen auf die von ihnen herstammenden Menschen übertragen haben, warum nicht auch Berge und Thäler, Wälder, Seen und Ströme? Und so finden sich denn auch in Riga Familiennamen, die auf bestimmt benannte Gebilde der Natur weisen. Doch so häufig uns die hier nicht behandelten allgemeinen topographischen Namen, wie Berg und Bergmann, Bach und Beckmann u. s. w. begegnen, so selten finden wir Familiennamen, die sich auf den Eigennamen eines Berges, eines Baches u. s. w. zurückführen lassen, oder es verbirgt sich in manchem Familiennamen eines Berges oder Baches Eigenname, der, nur in kleinem Umkreise bekannt und gebräuchlich, in Geographiebüchern und Lexiken nicht Platz gefunden. Es ist das ja wohl auch kaum zum Verwundern: an einem weithin bekannten Berge oder Fluß werden schon früh Niederlassungen gegründet worden sein, und sollte nun für eine daher kommende Person ein Zuname gewählt werden, so eignete sich zu einem solchen der Name der Ortschaft mehr, der übrigens oft genug mit dem Namen des Berges, Flusses u. s. w., an dem sie lag, übereinstimmte. Unter den Städten und Dörfern, die wir als Ausgangspunkte von Geschlechtern kennen gelernt haben, finden sich ja sehr viele

solche offenbar nach ihrer Lage benannte, wie z. B. Hochberg, Lindenberg und Fuchsberg, Rosenthal und Lilienthal, Grünwald und Rosenwald, Rosenbach und Rahlenbeck, u. s. w.

Am zahlreichsten sind scheinbar Flußnamen in unserem Adreßbuch zu finden. Da sind schon allein 17 schwedische, auf —ström auslautende, die alle nach Eigennamen aussehen, die ich aber geographisch nicht nachzuweisen vermag. Aber ganz bekannt sind folgende: Daugau und Dwinow, „der von der Düna"; Dunajew, „von der Donau"; Leita, „von der Leitha"; Hawell und Spree weisen auf Preußen, Inn auf Baiern, Bode auf den Harz, Saar auf das Elsaß, Somme auf Frankreich. Das wären die bekanntesten; aber auch folgende Familiennamen Rigas können auf Flüsse zurückgeführt werden: Adler, Ciron, Dange, Deine, Dille, Gorin, Haase, Ihle, Inde, Issajew, Kasik, Kruping, Kupfer, Misse, Regge, Sauer, Zorn, Kuman, „von der Kuma", Isler, „von der Isel", Illmann, Isermann, Itzmann, „von Ill, Iser und Itz".

Neben den Flußnamen sind wohl nur noch Namen von Inseln und von Bergen zu berücksichtigen, da alles Uebrige sich ganz vereinzelt findet und dazu noch sehr unsicher ist.

An Inselnamen habe ich gefunden: Pehterholm (vergl. die Peterholmstraße in Riga), Mohn, Mon, „von der Insel Mohn"; Nagu, von der finnischen Insel Nagu"; Baltrum weist auf die Nordsee, Seeland auf Dänemark; aus fernstem Osten bietet sich dar Sachalin, und aus dem Westen Jamaiker, „von Jamaika".

Namen von bekannten Bergen finden sich unter den rigaschen Familiennamen auch nicht viele, obgleich Riga ungefähr 350 verschiedene auf —berg auslautende Familiennamen aufweist. Ich nenne aus Asien Sinaiski, „vom Sinai"; aus Tirol Brenner; aus Deutschland Breitenberg, Breitenstein, Drachenfels, Hesselberg, Schwarzberg; aus der Schweiz Hacken und Stachelberg; endlich aus Livland: Kanger, „von den Kangern", einem Höhenzuge Süd-Livlands und Blauberg. Blauberge giebt es mehrere im Lande; der bekannteste von diesen dürfte wohl sein der infolge seiner isolirten Lage in niederem Moraslande trotz geringer absoluter Höhe weithin sichtbare und durch den bläulichen Dunst, in den er sich hüllt, seinen Namen wohl verdienende sagenumspielte Blauberg bei Wolmar.

„Gott behüt' vor Klassenhaß
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken."

Wir sind am Ziel unseres geographischen Spazierganges. Weit umher hat er uns geführt. Auf einem großen Theil des Erdballes haben wir allenthalben Heimstätten der Stammväter von Rigensern gefunden. Der Nordmann, Norrman, Normann, lettisch Seemel, Semel, russisch Sewrow, kam von Nord; von Süden her der Sommer, lettisch Wassar; der Ostermann, der Ost, Osten und Ostenheim kam von Morgen; der Westermann von Abend. Aus aller Herren Ländern sind sie gekommen, und alle sind sie Rigenser geworden, und jeder nennt den andern seinen Landsmann. Wenn sich uns nach Betrachtung der Familiennamen Rigas, die einen Beruf angeben, Riga als ein Staat vorstellte, eine Polis, in der alle Berufsarten vertreten sind, so erscheint es uns nach Betrachtung der Ortsfamiliennamen als ein Weltstaat, eine Kosmopolis, in der Menschen aller Weltgegenden leben. Und wenn der bei dem modernen Völkerhaß schier undenkbar erscheinende und doch sicher schon sich bildende, ja schon mit Riesenschritten sich nahende Kosmopolitismus, das Weltbürgerthum, da sein wird, wenn jeder Landsmann sich in einen Weltmann wird gewandelt haben, und wenn dann jemand, der stolz ist auf die neue, noch nie dagewesene Zeit, zufällig das ganz veraltete Rigasche Adreßbuch von Kröger durchblättert, so wird er verwundert ausrufen: es ist wirklich alles schon dagewesen, selbst unsere erleuchtete kosmopolitische Zeit ist dagewesen, da steht es zu lesen: aus aller Herren Ländern sind sie zusammengekommen, und zusammen in einer Gemeine haben sie gelebt, denn gern sind sie alle in der Dünastadt Riga geblieben, der Hauptstadt von „Bliesland."

Carl Walter.

Politische Correspondenz.

16. (28.) October 1894.

Sie haben, geehrter Herr von Tideböhl, an mich die Aufforderung gerichtet, in Wiederanknüpfung an einen früheren Gebrauch der „Baltischen Monatsschrift" regelmäßig von Monat zu Monat eine Uebersicht über die wichtigsten politischen Ereignisse des Jahres zu geben. Die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens ist unverkennbar und eine solche Umschau hat daher auch von vorn herein im Programm der Baltischen Monatsschrift gelegen. Nach längerer Erwägung und sorgfältiger Prüfung habe ich es übernommen, diese politischen Monatsberichte zu schreiben. Die Schwierigkeit, welche für die Ausführung des Planes in dem ununterbrochen zuströmenden, fast unübersehbaren Stoffe liegt, die Nothwendigkeit, das Wesentliche aus der Fülle der Tagesereignisse herauszuheben und zusammenzufassen, die Festhaltung eines bestimmten und doch nicht einseitigen politischen Standpunkts machen die Ausführung der gestellten Aufgabe zu einer durchaus nicht leichten. Andrerseits wird gewiß mancher Leser dieser Zeitschrift das zerstreute und ihm oft nur lückenhaft bekannt werdende Material der Zeitgeschichte nicht ungern in gedrängter Zusammenfassung und bestimmter Beleuchtung in regelmäßigen Zeitabschnitten an sich vorüberziehen lassen. Es kommt bei einer solchen politischen Monatsumschau, wenn sie nicht eine rein und trocken chronologische ist, vor allem auf den Standpunkt des Betrachters an und dieser soll denn auch offen und freimüthig zunächst dargelegt und entwickelt werden. Es ist zu diesem Zwecke nothwendig, einen Rückblick in die Vergangenheit zu thun und die geistigen Anschauungen und politischen Richtungen zu vergegenwärtigen, welche in der Entstehungszeit dieser Zeitschrift die herrschenden waren und auch in ihr zum Ausdruck kamen.

Als vor jetzt gerade fünfunddreißig Jahren die „Baltische Monatsschrift" von ihren verdienten Begründern in's Leben gerufen wurde, da war es die Absicht, in ihr einen Sammelplatz und ein Organ für alle die lebhaften Reformbestrebungen, für alle liberalen Tendenzen, wie sie damals alle aufstrebenden Geister bei uns erfüllten und beherrschten, zu schaffen. Die liberalen Ideen, die damals in Europa sich mächtig erhoben, hatten ihren siegreichen Einzug auch in unsere Provinzen gehalten und fanden in den besten Männern eifrige Anhänger und begeisterte Verfechter. Der Liberalismus erschien als die einzige eines freien, gebildeten, unbefangen denkenden Mannes würdige und mögliche politische Richtung, conservativ bedeutete soviel wie zurückgeblieben und in engherziger Beschränktheit verknöchert. Wie hätte das in jenen Tagen auch anders sein können! In dem großen Reiche, zu dem wir gehören, fanden damals die durchgreifendsten Reformen und Umgestaltungen auf allen Gebieten des staatlichen Lebens statt und im westlichen Europa erhoben sich eben jetzt die liberalen Bestrebungen als die eigentlichen Träger des nationalen Geistes bei zwei großen nach politischer Einheit ringenden Völkern, in Italien und in Deutschland, zu gewaltigem Aufschwung und steigender Macht. Das war es ja, was dem Liberalismus der vierziger und fünfziger Jahre seine Kraft, seine Unbesiegbarkeit und seinen idealen Glanz verlieh, daß er sich als Träger des nationalen Gedankens, des nationalen Geistes fühlte und das auch in Wahrheit war; sein Unterliegen war auch der Niedergang der patriotischen Einheitsbestrebung. Liberal und national erschienen nicht nur, sondern waren damals identische Begriffe und nichts hat den conservativen Gedanken so geschädigt und ihm soviel Abbruch gethan, als die gleichgiltige, ja feindselige Haltung seiner Vertreter gegen alle nationalen Bestrebungen und Forderungen. Die Begründung des italienischen Einheitsstaates und der Aufschwung Preußens, die Aufrichtung des deutschen Reiches haben in beiden Ländern zugleich den liberalen Ideen den Sieg und die Herrschaft gegeben. Cavour war selbst ein überzeugter Liberaler, er konnte sich in seiner Politik nur auf die Liberalen stützen und begründete in Italien die Herrschaft des Parlamentarismus. Der große deutsche Staatsmann war seiner ganzen politischen Entwickelung und Staatsauffassung nach durchaus ein Conservativer, aber durch die Lage der Dinge wurde er gezwungen, bei der Begründung des norddeutschen Bundes sich in den neuen, Preußen einverleibten Provinzen und in den übrigen deutschen Staaten ausschließlich auf die liberalen Elemente, die liberale Partei, weil diese allein die nationale

war, zu stützen, denn die conservativen Elemente huldigten fast ausnahmslos einem der Neugestaltung Deutschlands feindseligen, engherzigen Particularismus. So stark war Ende der sechsziger Jahre die Macht der liberalen Ideen, daß selbst Napoleon III. ihnen wenigstens äußerlich nachzugeben sich gedrungen fühlte und eine scheinbar constitutionelle Regierung einführte. So hatten die Lehren und Forderungen des Liberalismus in allen Ländern West-Europas die Herrschaft erlangt und wurden mehr oder weniger vollständig in den verschiedenen Staaten verwirklicht. Darin aber unterschied sich Preußen und das deutsche Reich von den übrigen Staaten, daß dort dank der gewaltigen Persönlichkeit Bismarcks nie das parlamentarische System zur Durchführung gelangte. Im Uebrigen wurden in Deutschland ebenso wie in dem altconservativen Oesterreich die liberalen Forderungen verwirklicht und das innere Leben der Staaten durch eine Reihe umfassender Gesetze in liberalem Sinne umgewandelt und geregelt. Alle und jede Beschränkungen des Einzelnen in wirthschaftlicher und politischer Beziehung wurden beseitigt, die völlige Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz auf's strengste durchgeführt, der Zugang zu allen Staatsämtern und -stellungen ohne Rücksicht auf Religion, Confession und Stand jedem dazu Befähigten geöffnet, schrankenlos freie Concurrenz auf allen Gebieten des Lebens proklamirt und dem freien Spiel der Kräfte auf wirthschaftlichem Gebiete der unbeschränkteste Spielraum gewährt. In der Begründung immer neuer Schulen, in der Förderung des Unterrichtswesens, in der Aufklärung der untern Volksklassen und der Verbreitung der Resultate der neueren Wissenschaft und der modernen Bildung konnte sich der liberale Zeitgeist nicht genug thun. Das Ideal und Vorbild eines wahrhaft liberalen Staatswesens waren und blieben Belgien und England, so grundverschieden die innere staatliche Entwicklung dieser beiden Länder auch ist. Die constitutionelle Verfassung erschien als das Heilmittel für alle Bedürfnisse und Schäden; in den parlamentarischen Versammlungen war man überzeugt, die tiefste politische Weisheit und staatsmännische Einsicht vereinigt zu finden und in der Leitung der Staaten durch die von liberalem Geiste erfüllten Parlamente sah man das letzte Ziel zukünftiger politischer Entwickelung. Das Königthum achtete und ehrte der Liberalismus, aber die Person des Herrschers sah er am liebsten directem Eingreifen in die Staatsverhältnisse entrückt, wie in eine dichte Wolke gehüllt und die Monarchie hatte für ihn durchweg die Bedeutung einer erblichen Präsidentschaft. Die Freiheit nach jeder Richtung für den Einzelnen wie im Staatsleben und in seinen Institutionen war das Ziel

des Liberalismus, die Freiheit war sein Leitstern und in der Beseitigung der Ueberreste alten Druckes, der Zersprengung beengender Fesseln hat er in der That Großes geleistet und bleibende Verdienste sich erworben. Aber er isolierte zugleich den Menschen und durch seine Feindschaft gegen alle historisch überlieferten organischen Bildungen beförderte er eine allgemeine Nivellirung, die das Individuelle und Eigenartige nur ungern und schwer zur Geltung kommen ließ. Der Grundfehler des Liberalismus war und ist aber, daß er von abstracten Theorien, zurechtgemachten Doctrinen und willkürlichen Voraussetzungen ausgeht und nach diesen die Dinge und die Menschen zu gestalten und zu modeln sucht, statt aus den Erscheinungen des wirklichen Lebens die leitenden Gesichtspunkte zu entnehmen. Die Liberalen kennzeichnet ein unverwüstlicher Optimismus, der sie an der Richtigkeit ihrer Doctrinen nie irrewerden läßt, auch wenn deren Unrichtigkeit noch so evident durch die Erfahrung erwiesen wird. So ist z. B. einer der Grundgedanken des Liberalismus, daß alle Menschen von Natur gleich sind und nur durch Erziehung, Bildung und Lebensschicksale sich verschieden entwickeln; wer aber unbefangenen Auges das Leben betrachtet, dem wird sich die Wahrheit des Gegentheils, die außerordentliche Verschiedenheit der Menschennaturen, auf's Unwidersprechlichste aufdrängen. Der eigentliche Träger des Liberalismus ist seit der französischen Revolution überall das Bürgerthum; Angehörige des Adels wie des Arbeiterstandes schlossen sich ihm an, aber der Mittelstand war doch wesentlich der Träger der liberalen Ideen. Er verfiel daher allmählich in denselben Irrthum und dieselbe Täuschung, wie die von ihm bekämpften höheren Stände. Hatten einst Adel und Geistlichkeit sich als die eigentlichen Vertreter des Staates betrachtet, so hielt nun das liberale Bürgerthum sich für das Volk und sah mit Geringschätzung auf die niedern Volksklassen herab. Auf dem wirthschaftlichen Gebiete hatte die liberale Gesetzgebung nach dem Grundsatze der freien Concurrenz schwere Schädigung der Volkszustände zur Folge. Wären alle Menschen gleich begabt, gewandt, einsichtig und geschäftskundig, so würden sie sich im wirthschaftlichen Kampfe allerdings das Gleichgewicht halten und nur durch eigene Verschuldung würde der Eine hinter dem Anderen im Erwerbsleben zurückbleiben. Da nun aber in Wirklichkeit ein großer Theil der Menschen geistig weniger befähigt, schwächer, ungewandter und geschäftsunkundiger ist als der andere, so wird er mit Leichtigkeit von scrupellosen, geriebenen, kein Mittel der Uebervortheilung verschmähenden Individuen rücksichtslos ausgebeutet werden und im Ringen

um die wirthschaftliche Existenz den Reichern und Stärkern, zumal wenn sie sich vereinigen, stets unterliegen. So war denn ein beständiges Zurückdrängen und Sinken der kleinen selbstständigen Existenzen im Volke die nothwendige Folge der Herrschaft des Liberalismus auf wirthschaftlichem Gebiete. Und doch beruht gerade auf dem Fortbestehen und Gedeihen solcher zahlreichen kleinen selbstständigen Existenzen ganz besonders die Gesundheit des Volkslebens. Während Handel und Industrie in der Aera des Liberalismus in früher nicht dagewesener, freilich aber vielfach durchaus nicht gesunder Weise emporblühten, geriethen Landwirthschaft und Handwerk in immer schwerere Bedrängniß. Ueberall bildeten sich Actiengesellschaften, lockten das kleine Capital zur Betheiligung heran und machten dann nach kurzer Zeit Bankerott oder hielten sich nur mit Mühe und unter Verlusten aufrecht, wobei die Begründer solcher Unternehmungen meist rechtzeitig ihren Vortheil wahrgenommen hatten, während die kleinen Leute das Ihrige fast immer verloren. Man braucht sich nur die entsetzliche Gründerperiode am Anfange der siebziger Jahre zu vergegenwärtigen, um darüber im Klaren zu sein, wie viel in dieser Beziehung die liberale Gesetzgebung gesündigt hat. Nimmt man dazu das immer weitere Kreise erfassende leichtsinnige Börsenspiel, wobei auf der einen Seite große Reichthümer ohne Mühe und Arbeit rasch gewonnen wurden, während auf der anderen Seite unzählige Existenzen zu Grunde gerichtet und viele gesicherte Vermögensverhältnisse zerstört worden sind, so kann man sich unschwer vorstellen, wie zersetzend und verderblich das alles auf das Volksleben wirken mußte. Es bildete sich in allen Ländern eine hochmüthige, bildungslose, innerlich rohe Plutokratie heraus, die nur einen Werthmesser für die Menschen kennt, den Geldbesitz, und deren schwerlastender Druck von den unteren Klassen, dem Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden um so härter und bitterer empfunden wurde, als die Angehörigen dieser neuen Herrschaftsklasse großentheils einem fremden Volksstamme angehörten. So verschärfte sich der Gegensatz von Arm und Reich in der unheilvollsten Weise und die liberalen Gleichheitstheorien führten zur schroffsten Ungleichheit. Eine verhängnißvolle Schwäche des Liberalismus ist weiter die ihm eigene Ueberschätzung der intellectuellen Bildung; durch Ausbreitung der Aufklärung, durch Verbreitung von Kenntnissen glaubt er die Menschen besser und edler zu machen. Wenn irgendwo ein Verbrechen, eine schwere Unthat begangen war, hieß es stets: das ist die Folge der Unbildung und erscholl der Ruf nach Schulen, immer mehr Schulen. Schulen sind jetzt in Deutschland, in Frankreich und anderswo

im Ueberfluß vorhanden, auch das kleinste, abgelegenste Dorf hat eine, aber die Menschen sind nicht besser geworden und mitten in den Hauptstädten, den großen Centren der Bildung, werden von ganz gebildeten Menschen mit guten Schulkenntnissen empörende Verbrechen mit einer Kälte und einem Raffinement verübt, die Grauen erwecken. Eine weitere Folge der Ueberschätzung des Werthes geistiger Bildung von Seiten des Liberalismus war das eifrige Bemühen, die gesicherten Resultate der Wissenschaft, noch häufiger aber die momentan in ihr herrschenden Hypothesen und Ansichten popularisirt unter dem Volke zu verbreiten. Die Wirkung solcher Bemühungen konnte nur eine Verwirrung und Verkehrung der ungeschulten und für die ernsten Probleme der Wissenschaften durchaus nicht vorbereiteten Geister im Volke sein, es verbreitete sich jene widerwärtige und gefährliche Halbbildung oder richtiger Verbildung, die für das Falsche und Verschrobene stets zugänglich ist, für das einfach Wahre und Schöne aber den Sinn verloren hat. Diese Halbbildung der unteren Volksklassen macht sie nur zu empfänglich für die Vorspiegelungen und Lehren der Prediger einer neuen Gesellschafts- und Staatsordnung. Für den Werth und die Bedeutung der moralischen Kräfte im Menschen hatte der Liberalismus dagegen wenig Sinn; er unterschätzte stets die Macht des religiösen Glaubens und alle die edlen und hohen Regungen, welche im Gemüth und Herzen des Menschen ihren Quell haben. Es hängt das mit seiner schiefen und falschen Stellung zur Religion und zur Kirche zusammen. Der Liberalismus huldigte auf religiösem Gebiete der Aufklärung und dem Rationalismus; er stand der Religion stets zweifelnd und kritisch gegenüber und hegte im Stillen stets eine starke Furcht vor kirchlicher Herrschaft. Im besten Falle verhielten sich die Liberalen indifferent gegenüber den religiösen Fragen. Die Religion erscheint ihm als eine Privatsache, der Staat hat sich nicht um sie zu kümmern und völlige Confessionslosigkeit des Staates war und ist das Ideal des Liberalismus. Mit allen Angriffen auf das positive Christenthum, den Glauben der Kirche, hatte der Liberalismus eine geheime Sympathie, seine abstracte Freiheitsidee ließ ihn darin etwas Verwandtes mit den politischen Freiheitsbestrebungen sehen. Wie viele eifrige Liberale haben nicht F. D. Strauß' ruchlosem Buche: „der alte und der neue Glaube" begeisterte Zustimmung entgegengebracht und grobmaterialistische Schriften und Anweisungen gewandter Schriftsteller „das Leben ohne Gott" einzurichten, fanden weite Verbreitung und wurden beifällig aufgenommen. Noch weiter, populäre Darstellungen der materialistischen Weltanschauung, der Dar-

ministischen Lehre vom Kampf um's Dasein, Tendenzschriften aller Art gegen das Christenthum und alle Religion überhaupt gerichtet, wurden dem Volke dargeboten und Alles gethan, um die unteren Schichten der Religion und der Kirche zu entfremden. Natürlich war das nicht immer bewußte Absicht, es sollte nur die freie Bildung auch den Massen beigebracht werden; der Zweck ist erreicht worden, die Massen haben gelernt und die ihnen dargebotene Speise bereitwillig aufgenommen, aber das Resultat ist ein völlig anderes als der Liberalismus es sich gedacht hatte. Der Staat wurde von ihnen als Polizeistaat, als Rechtsstaat, als Nationalstaat betrachtet und definirt, aber daß er auf religiös-sittlichen Grundlagen ruhen müsse, das verkannten die Liberalen und davon wollten sie wenig wissen, sonst hätten sie unmöglich den Grundsatz aufstellen können, der Staat solle religionslos sein. Schon vor mehr als 100 Jahren hat der alte scharfblickende Justus Moeser in einer seiner trefflichen, heute vergessenen und doch noch immer so lesenswerthen kleinen Schriften auf's einleuchtendste gezeigt, daß ein Staat ohne die Grundlage positiver Religion nicht bestehen könne. Es war und ist eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit bei den meisten Liberalen, daß sie nicht nur jede lebendige Einwirkung der Kirche auf die Massen des Volkes mißtrauisch ansahen und nach Kräften zu hemmen suchten, sondern auch der Verbreitung der Irreligiosität und Freigeisterei unter dem Volke gleichmüthig, ja behaglich zusahen und vielfach sie selbst förderten, weil dadurch der Einfluß der Kirche und der Geistlichkeit auf die unteren Klassen geschwächt und gemindert werde. Das besitzende liberale Bürgerthum untergrub sich dadurch in unbegreiflicher Verblendung den Boden unter den Füßen. Der kleine Mann, der Arbeiter und Tagelöhner, der den alten frommen Glauben seiner Väter bekannte, hatte die Mühsal des Lebens, die Sorgen und den schweren Druck seiner Existenz in stiller Ergebung getragen; in dem Glauben an Gottes Liebe und eine Ausgleichung im ewigen Leben war er zufrieden in seiner Dürftigkeit und hatte das Nebeneinanderstehen von Arm und Reich als in Gottes Weltordnung begründet angesehen und hingenommen. Gab es aber keinen Gott und keine Ewigkeit, war das Menschendasein allein auf das Diesseits beschränkt, wie er jetzt immer wieder hörte und las, dann war es eine empörende Ungerechtigkeit, daß er Eine schwelgte und praßte, während der Andere mit den Seinigen darbte und hungerte, dann war es Thorheit und Schwäche, wenn die ungeheure Mehrzahl der Menschen nicht auch an dem Genuß und Behagen dieses Lebens Theil haben sollte und die Reichen und Besitzenden

nicht zur Theilung zwang. Nun fanden die alten, in immer neuen Formen verkündeten Lehren des Communismus bereitwilliges Gehör bei den Massen, die Popularisirungen scharfsinniger socialistischer Systeme erlangten immer mehr Eingang bei den Arbeitern und die feurigen Reden schlagfertiger und energischer Agitatoren, die das Leben der „Enterbten" in grellem Contraste dem Luxus, dem brutalen Egoismus und der raffinirten Ausbeutungskunst der besitzenden Klassen gegenüberstellten, rissen die Massen mit sich fort. Gegen den nationalen Liberalismus erhob sich die internationale, vaterlandslose Socialdemokratie. Nicht zum wenigsten hat ihr auch der radikale, fortgeschrittene Liberalismus die Wege bereitet. Indem er rücksichtslose zersetzende Kritik an allen Institutionen, an aller Autorität im Staate übte, erregte er ein fortwährendes Gefühl der Unzufriedenheit mit allem Bestehenden und ließ nirgend ein Gefühl der Befriedigung und der Ruhe aufkommen. Wo war jetzt das goldene Zeitalter, das der Liberalismus von der Erfüllung aller seiner Forderungen erhofft und in Aussicht gestellt hat? Die Entfesselung aller Leidenschaften in dem Menschen und das Herausbrechen der wilden Instinkte in den Massen war eingetreten. Die Parlamente, die man sich als Versammlungen der Elite des Volkes und als Sitz überlegener Weisheit und Erfahrung gedacht hatte, die das Centrum der nationalen Ideen und der Ausgangspunkt aller nationalen Bestrebungen sein sollten, waren die Tummelplätze heftigen, unversöhnlichen Parteihaders, fortwährender Intriguen zum Zweck künstlicher Majoritätsbildungen, der Sammelplatz ehrgeiziger Streber und der Vereinigungspunkt für Machinationen aller Art. Vollends in den Staaten, wo der Parlamentarismus zur Herrschaft gelangt war, benutzten die Vertreter des Volkes nur zu häufig ihre Stellung zur Erreichung persönlicher Vortheile und zur Bereicherung auf Kosten des Volkes und des Staates; der Parlamentarismus ist die Corruption, hat jüngst jener Italiener treffend gesagt. Das allgemeine Stimmrecht, das einst die Liberalen so nachdrücklich gefordert hatten, wurde jetzt zur gefährlichsten Waffe in den Händen der socialistisch gewordenen Massen, es wurde für sie die Handhabe zur politischen Vertretung ihrer Tendenzen in den Parlamenten und jede neue Wahlperiode zeigt in erschreckender Weise das Vordringen socialistischer Ideen in der Bevölkerung. Mit derselben Ausschließlichkeit und in ebenso unberechtigter Weise, wie früher das Bürgerthum, erklärt jetzt das Arbeiterthum, der vierte Stand, er sei das Volk, und bekämpft nun mit denselben Waffen die liberalen bürgerlichen Parteien, mit welchen diese einst die Aristokratie und alle

Standesvorrechte bekriegt und besiegt haben. Auch wo die socialistischen Ideen noch nicht die Herrschaft über die Massen des Volkes gewonnen haben, ist doch der Zug nach links, ein fortschreitender und ein immer weiter um sich greifender Radikalismus, das Kennzeichen der gegenwärtig herrschenden Zeitströmung, so in England, in Frankreich, in Norwegen und in Belgien. So ist denn das Resultat der bisherigen Entwickelung ein Fortschreiten vom Liberalismus zum Radikalismus, von diesem zur Socialdemokratie und von dieser noch weiter zum Anarchismus. Fürwahr ein düsteres Schauspiel, das sich mit entsetzlicher Consequenz in dem letzten Menschenalter vollzogen hat. Selbstverständlich ist es nicht unsre Absicht, den Liberalismus direkt zum Urheber des Socialismus oder gar des Anarchismus zu machen, das wäre ebenso ungerecht, wie verkehrt; unsre Meinung geht nur dahin, daß die liberalen Theorien Anknüpfungspunkte für weitgehende, verderbliche Consequenzen bieten konnten und boten. Ebensowenig können die einzelnen Liberalen für alle schlimmen Wirkungen des Liberalismus angeklagt und verantwortlich gemacht werden, es giebt vielmehr unter ihnen in allen Ländern eine bedeutende Anzahl edler, wohlgesinnter patriotischer Männer, die sich nur der Consequenzen ihrer politischen und religiösen Ueberzeugungen nicht bewußt sind. Wir haben bei unserer Betrachtung immer nur die liberale Doctrin und ihre praktische Verwirklichung im Auge; dies sei, obgleich selbstverständlich, zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich bemerkt.

Die Reaction gegen alle diese schweren Schädigungen des Volkslebens, gegen die zerstörenden Tendenzen der herrschenden Richtungen konnte nicht ausbleiben. Die conservativen Ideen erhoben sich erst schüchtern, dann immer stärker und nachdrücklicher zum Kampf gegen die unter der Herrschaft des Liberalismus immer mehr sich ausbreitenden verneinenden und destructiven Mächte der Zeit. Sie haben heute schon weite Kreise erfaßt und sind noch immer im Vordringen. Aus der Mitte der Liberalen herauf lassen sich heute oft conservative Aeußerungen vernehmen und Männer, deren ganzes politisches Leben im Dienste des Liberalismus gestanden hat, können sich der Einsicht in die drohenden Gefahren der Zeit nicht verschließen und verrathen eine Ahnung davon, woher allein die Hilfe kommen kann. Der greise Jules Simon, einst der eifrige Gegner des napoleonischen Kaiserthums und der aufgeklärte Feind der Kirche, ruft jetzt: Die Gefahr kommt von links, und sieht in den religionslosen, halbatheistischen Schulen Frankreichs Pflanzstätten des Socialismus und des Anarchismus. Ebenso

hat jüngst noch der Minister Crispi, der frühere revolutionäre Radikale und Freund Garibaldis, in einer zu Neapel gehaltenen Rede die Rückkehr zu Gott und die Abwendung vom Materialismus als nothwendig für das Bestehen des Staates nachdrücklich erklärt. Das giebt einen Hoffnungsschimmer in dem Dunkel der Zukunft. Gelingt es, die Mehrheit der Völker wieder mit conservativem Geiste und Sinne zu erfüllen, dann kann man mit Zuversicht auf die Besiegung der furchtbaren zerstörenden Gewalten, welche die europäische Cultur, das sittliche Leben, Staat und Kirche mit Vernichtung bedrohen, hoffen. Noch sind in den meisten Ländern unseres Welttheils Monarchie und Heer die festen Pfeiler des Bestehenden und die starken Schutzwehren gegen die herandrängenden unheimlichen Mächte der Zerstörung, noch stehen zu ihnen überall große Schaaren treuer Vaterlandsfreunde. Aber ohne religiöse Erneuerung, ohne die Wiederkehr ernster männlicher Gottesfurcht in die Seelen der Völker, ohne entschiedene Zuwendung zum Christenthum, zum Glauben der Väter, wird der Sieg in diesem furchtbarsten und schwersten aller Kämpfe nicht errungen werden. Sonst werden, fürchten wir, am Ende doch alle äußeren Mittel nichts helfen und, wie grade vor einem Jahrhundert die große politische Revolution in ihren entsetzlichen Consequenzen sich vollzog, so würden dann über das alte Europa noch viel furchbarere sociale Katastrophen hereinbrechen.

Wenn wir uns so entschieden, wie wir es gethan, gegen den Liberalismus erklärt haben, so ist es doch keineswegs unsere Meinung, daß er absolut verwerflich und mit allen Mitteln, wenn es möglich wäre, zu vernichten und auszurotten sei. Wir bekämpfen auf das Nachdrücklichste die Herrschaft des politischen und kirchlichen Liberalismus, aber wir sehen in ihm an und für sich ein nothwendiges und nützliches Ferment im Staatsleben, wodurch dasselbe vor Stagnation und Erstarrung bewahrt wird, indem er auf vorhandene Schäden hinweist, Mißbräuche aufdeckt und nöthige Reformen anregt. Der Liberalismus, dessen Stärke in der principiellen Betonung der persönlichen Freiheit liegt, ist als Correctiv gegen die nur allzu leicht sich einschleichende Neigung im Staatsleben, die individuelle Selbstständigkeit zurückzudrängen, unentbehrlich. Reformen anzuregen und vorzubereiten, das ist Sache des Liberalismus, aber sie in heilsamer und richtiger Weise durchzuführen, das ist allezeit die Sache conservativer Politiker gewesen; so lehrt alle politische Erfahrung und die Geschichte. Die Baltische Monatsschrift ist, nachdem sie während des ersten Jahrzehnts ihres Bestehens ganz im Dienste des Liberalismus, wenn auch eines

gemäßigten, gestanden hat, bald unter veränderten Zeitverhältnissen zu einer mehr conservativen Haltung übergegangen, wenn auch noch manche Schwankungen dazwischen vorgekommen sind und sie vorübergehend sogar einem extremen Liberalismus gehuldigt hat. Länger als ein Jahrzehnt ist sie nun schon im conservativen Sinne geleitet worden und hat sich immer mehr principiell dieser Richtung zugewandt. Im conservativen Geist und vom conservativen Standpunkt aus sollen fortan auch die Zeitereignisse besprochen und in dieser Rubrik zusammengefaßt werden. Wir sind conservativ, nicht im exclusiven Sinne einer politischen Partei, sondern im Sinne aller der großen und einsichtigen Männer, welche seit einem Jahrhundert von Justus Möser und Edmund Burke bis auf F. J. Stahl und W. H. Riehl gegen liberale Nivellirung und abstracte Theorien für das Recht des historisch Gewordenen, für die Erhaltung alter Sitte und Eigenart, für die Bewahrung der religiös sittlichen Grundlagen des öffentlichen und privaten Lebens, für die Autorität gegenüber der Majorität in Wort und Schrift eingetreten sind und für sie gekämpft haben. Das Erbe der Väter hoch und in Ehren halten, das Volksthum bewahren, in dem christlichen Glauben die festeste Kraft in allen Kämpfen und Gefahren sehen, die Lage der Armen und Geringen zu heben und zu bessern sich bestreben, der Erfahrung des wirklichen Lebens mehr Gewicht beilegen als allen Systemen und Theorien, keine Reformen vornehmen, als wenn sie absolut nothwendig sind und sie dann mit möglichster Schonung des Bestehenden durchführen — das heißt conservativ im Geiste jener Männer und das ist der Standpunkt, den wir vertreten. Vom Gesichtspunkt der jetzt herrschenden Parteien wird es bisweilen scheinen, als ob wir wie ein Radikaler urtheilten und dächten, wir werden vielleicht manchmal mit der national-liberalen Richtung sympathisieren, es ist möglich, daß wir mitunter auch die bestehenden conservativen Parteien zu bekämpfen veranlaßt sind, das kann bei selbstständigem Urtheil und unbefangener Betrachtung der Dinge nicht anders sein, aber conservativ im wahren und echten Sinne wird unser Standpunkt trotzdem doch immer sein.

In **Deutschland** steht die Frage nach den Mitteln zur Abwehr der Umsturzbestrebungen und die Polenfrage im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Die Ermordung des Präsidenten Carnot durch den Anarchisten Caserio und die mannichfachen Dynamitattentate, sowie die anarchistischen Mordthaten in Italien haben überall Entsetzen und Besorgniß hervorgerufen

vor der immer weiteren Ausbreitung des Anarchismus, dieses consequenten Ausläufers der Socialdemokratie. Das furchtbare Anwachsen der Socialdemokratie in Deutschland mußte alle Einsichtigen mit schwerer Sorge für die Zukunft erfüllen und dazu drängen, nach Mitteln zu suchen, ihrem gefährlichen Vordringen Schranken zu setzen. Muß es nicht Schrecken erregen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Jahre 1871 rund 124000, dagegen 1893 rund 1,800,000 socialdemokratische Stimmen abgegeben worden sind, d. h. daß die Zahl der socialdemokratischen Wähler in 22 Jahren sich fast um das 15fache vermehrt hat! Diese Zahlen müssen auch auf den Gleichgiltigsten Eindruck machen und reden eine ernste warnende Sprache. Die officiösen Preßorgane und Preßagenten des Reichskanzlers Caprivi schienen diese freilich nicht zu vernehmen, sie sprachen von dem Versiegen der socialdemokratischen Bewegung, verhöhnten die ängstlichen Gemüther und priesen den „Muth der Kaltblütigkeit" bei dem obersten Beamten des Reiches, der sich durch das Anwachsen der Socialdemokratie nicht beunruhigen lasse. Auch einzelne unabhängige Stimmen, allerdings von Verehrern und Anhängern des neuen Curses, suchten die Gemüther zu beschwichtigen und die Socialdemokratie als garnicht so gefährlich darzustellen. Es gehört freilich die ganze Naivität eines deutschen Professors dazu, um wie Hans Delbrück, zu meinen, die socialdemokratische Partei halte nur noch in der Theorie ihre revolutionären Ideen aufrecht, praktisch habe sie auf alle gewaltsame Durchführung derselben verzichtet und sei eine Partei geworden wie die anderen; auch wenn sie noch weit mehr Wählerstimmen erlangte und noch einmal so viele Sitze im Reichstag gewönne als sie jetzt einnimmt, würde sie doch nie in ihm die Majorität haben. Wie wenig nützen doch die Lehren der Vergangenheit! Die Vorgänge der großen französischen Revolution, die Gräuel der pariser Commune von 1871, die wüsten Orgien des Socialismus in Spanien und vor Allem die Attentate vom 16. Mai und 2. Juni 1870 auf Kaiser Wilhelm sind so bald schon völlig vergessen. Nichts kann der Socialdemokratie erwünschter, nichts ihrer Ausbreitung förderlicher sein, als der gutmüthige, aber auf völliger Verblendung beruhende Versuch, die breite Kluft, welche sie von allen anderen Parteien trennt, zu leugnen und als nicht vorhanden darzustellen. Es giebt keinen verhängnißvolleren Irrthum als den, die socialdemokratische Bewegung als den Bestrebungen der anderen Parteien gleichberechtigt hinzustellen. Alle anderen Parteien, auch die radikalsten stehen noch immer auf dem Boden des bestehenden Staates, wollen das Bestehende

gesetzlich umgestalten und verändern; die Socialdemokratie will dagegen den Staat selbst zerstören und auf den Trümmern aller existirenden Ordnungen ihr communistisches Gemeinwesen aufrichten. Mit ihren absolut destructiven Tendenzen ist daher kein Friede und kein Ausgleich möglich, mit ihr kann nur ein Kampf auf Leben und Tod geführt werden. Natürlich gilt das nur von der Partei als solcher und ihren Leitern und Führern, Tausende von ihren Anhängern sind nur irregeleitet und verführt. Seitdem nun Kaiser Wilhelm II. in seiner Königsberger Rede vom 6. September,[1]) in der er der conservativen Partei eine so nachdrückliche Verwarnung ertheilte, alle Wohlgesinnten und Königstreuen zur Bekämpfung der Umsturzparteien aufgerufen hat, ist es entschieden, daß von Seiten der Regierung Maßregeln nach dieser Richtung vorbereitet werden sollen. In der öffentlichen Meinung Deutschlands wie in der Regierung selbst gehen nun aber die Ansichten darüber, welches die geeignetsten Mittel zur Abwehr der Bestrebungen der Umsturzparteien seien, nach zwei Richtungen auseinander. Die Einen halten ein Ausnahmegesetz, ein Socialistengesetz wie Fürst Bismarck es 1878 durchgesetzt hat, mit vielleicht noch verschärften Repressivmaßregeln für das Geeignetste, die Andern dagegen sind der Ansicht, es sei am zweckmäßigsten, sich auf dem Boden des gemeinen Rechts zu halten und nur die strafrechtlichen Bestimmungen über das Vereins- und Versammlungsrecht, sowie über die Presse zu verschärfen und genauer zu fassen. Die erste Ansicht wird, wie es scheint, vom preußischen Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg, die andere vom Reichskanzler Grafen Caprivi vertreten. Die officiösen Organe des letzteren wollten von einer gegen den Socialismus gerichteten Vorlage des Kanzlers an den Reichstag durchaus nichts wissen und äußerten höhnisch, eine solche würde eine Thorheit sein, da der gegenwärtige Reichstag sie doch ablehnen würde und man an eine Auflösung desselben nicht denkt. Es ist kaum zu glauben, wenn es auch leider den Anschein hat, daß in diesen officiösen Auslassungen wirklich die Anschauungen des Reichskanzlers zum Ausdruck kommen. Es wäre unerhört, daß eine pflichtbewußte Regierung ein heilsames und nothwendiges Gesetz nur deshalb der Volksvertretung nicht vorlegte, weil die letztere es wahrscheinlich nicht annehmen würde. Von solchen Erwägungeu kann sich wohl eine aus einer souveränen republikanischen Volksvertretung hervorgegangene Staatsleitung leiten lassen,

[1]) Die Daten sind hier und im Folgenden immer nach dem neuen Stil gegeben.

nicht aber eine monarchische Regierung. Es würde ja damit im Princip die Unterordnung der Regierung unter das Parlament, mit andern Worten die Herrschaft des Parlamentarismus proklamirt werden. Daran ist aber doch im deutschen Reich nicht zu denken. Jedenfalls müssen im preußischen Staatsministerium die Gegensätze der Ansichten sich sehr lebhaft geltend machen, denn trotz wiederholter langer Sitzungen desselben scheint noch immer keine Einigung erzielt zu sein und Graf Eulenburg wie Graf Caprivi haben dem Kaiser eingehend Vortrag über die Sache gehalten. Es zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie unheilvoll die Trennung der obersten Leitung des Reiches von der des preußischen Staates ist und wie sie lähmend und hemmend auf alle Maßregeln der Regierung wirkt. Eins ist klar: mit Repressivmaßregeln allein wird man die socialistische Bewegung nicht zum Stillstand bringen, es gehören dazu auch positive Maßregeln, die Fortführung und Erweiterung der Socialreform, wie sie Fürst Bismarck begonnen hat, und ferner eine klare zielbewußte innere Politik der Regierung. Das Berechtigte in den socialistischen Ideen muß erfaßt und durch den Staat selbst zur Ausführung gebracht werden; wie der Staat schonungslos alle Bestrebungen, seinen Bestand zu erschüttern und zu lockern, niederschlagen muß, so darf eine weise Regierung andrerseits nie vergessen, daß sie die natürliche Beschützerin der Armen und Schwachen im Lande ist.

Außerordentliches Aufsehen hat in Deutschland die am 30. September in Berlin erfolgte Verhaftung von 183 Oberfeuerwerkern der gesammten obersten Klasse der Oberfeuerwerkerschule und ihre Abführung nach der Festung Magdeburg gemacht. Daß die Ausschreitungen gegen Disciplin und Ordnung, welche die jungen Leute sich haben zu Schulden kommen lassen, auf socialdemokratische Einwirkungen, überhaupt auf äußere Einflüsse zurückzuführen seien, ist höchst unwahrscheinlich, selbst wenn wirklich der vereinzelte Ruf: es lebe die Anarchie, erschollen ist; aber ein bedenkliches Symptom der Lockerung militairischer Disciplin bleibt die Thatsache immer, daß die Oberfeuerwerker ihren obersten Chef, als er unter sie trat, umschrien und umtobten, statt sofort seinem Befehl zu gehorchen. Das preußische Kriegsministerium hat daher mit vollem Recht sofort energisch eingegriffen und die Hauptschuldigen wird gewiß strenge Strafe treffen. Sehr zutreffend scheint die bei dieser Gelegenheit mehrfach gemachte Bemerkung zu sein, daß es rathsam wäre, solche militärische Anstalten von Berlin fort an andere Orte zu verlegen, wo sie nicht der, namentlich für junge Leute sehr gefährlichen, berliner Atmosphäre ausgesetzt sind. Bezeichnend für die tief

gesunkene Werthschätzung der Parlamente ist es, daß Niemand von ihnen zweckmäßige Vorschläge und Anträge gegen die Bestrebungen der Umsturzparteien oder die Anregung zu heilsamen nothwendigen Reformen erwartet, sondern nur von Regierungen. Ein charakteristisches Zeichen dieser weit verbreiteten Stimmung ist die Schrift von C. Rößler: die Socialdemokratie, worin der geistreiche Verfasser, früher selbst ein eifriger Liberaler, alles Ernstes den Vorschlag macht, den Reichstag aufzulösen, mit dem sich doch nichts Vernünftiges zu Stande bringen lasse, die Reichsverfassung zeitweilig zu suspendiren und durch den Bundesrath die nothwendigen Gesetze berathen und beschließen und dann vom Kaiser genehmigen und durchführen zu lassen. Der Gedanke ist unausführbar und unmöglich, schon allein weil die gegenwärtige Reichsregierung zu solchem Wagniß sich nicht entschließen würde, am allerwenigsten Graf Caprivi, aber Rößler spricht aus, was viele denken; vor 10 Jahren noch wären solche Vorschläge bei einem liberal denkenden Politiker unmöglich gewesen. Die zweite Angelegenheit, welche die Geister in Deutschland und vor allem in Preußen lebhaft beschäftigt hat und noch beschäftigt, ist die Polenfrage und zwar in Bezug auf die Provinz Posen. Es war ein politisches Ereigniß, als die Deutschen aus Posen am 16. September ihre seit längerer Zeit vorbereitete und vielfach von den Beamten der Provinz gehinderte Huldigungsfahrt zum Fürsten Bismarck nach Varzin unternahmen und nun der große Staatsmann seine gewaltige Rede gegen die Bestrebungen der Polen hielt. Sie machte tiefen Eindruck, wie man annehmen muß, selbst auf Kaiser Wilhelm II., denn dessen warnende Worte an die Polen in Thorn sind eine, wenn auch vielleicht unwillkürliche Wirkung der Bismarckschen Rede. Noch großartiger vielleicht durch die vollkommene Beherrschung des historischen Materials, die Kraft und Energie des Ausdrucks, die Klarheit und Tiefe der politischen Auffassung und die meisterhafte Form war vielleicht die zweite Rede des Fürsten Bismarck an die zu seiner Huldigung am 23. September in Varzin erschienenen Westpreußen, die an Schärfe des Angriffs gegen den polnischen Adel und dessen Intriguen die erste noch übertraf; andrerseits ist die erste dadurch bewundernswerth, daß Bismarck sie in angegriffenem, leidendem Zustande hielt. Ihre Wirkung in Posen war die Gründung eines Vereins zur Förderung des Deutschthums in der Ostmark. Daß die Polen über diese schweren Angriffe ihres alten Gegners aufgebracht sind, ist natürlich und Herr v. Koscielski, der eben in Lemberg sich zu sehr unvorsichtigen Aeußerungen hatte hinreißen lassen, versicherte ebenso seine und des übrigen polnischen Adels in Posen Loyalität,

wie der Erzbischof Stablewski sich entschieden gegen alle separatistischen staatsfeindlichen Bestrebungen verwahrt. Es scheint, daß wenigstens bei einem Theile der Regierung eine Abwendung von der bisherigen polenfreundlichen und zu immer neuen Concessionen an die Polen geneigten Politik eingetreten ist oder wenigstens sich anbahnt. Darauf weist ein sehr merkwürdiger, gewiß nicht ohne Fühlung mit Regierungskreisen veröffentlichter Artikel der Kölnischen Zeitung gegen die bisherige Haltung der obersten Verwaltung in Posen hin. Die Polenfrage ist in Beziehung auf die Provinz Posen eine schwierige und mannigfache Vorschläge sind zu ihrer für den Staat befriedigenden Lösung gemacht worden, — wir werden ein anderes Mal näher darauf eingehen. Die wesentliche Bedeutung der großen Reden Bismarcks liegt darin, daß er das in den letzten Jahren vielfach schlaff und matt gewordene nationale Bewußtsein der Deutschen neubelebt und ihm frische Impulse gegeben hat, indem er es zum Handeln aufgerufen und ihm wieder bestimmte, erreichbare Ziele gewiesen hat. In der Neubelebung der nationalen Idee hat er sich wieder ganz als der alte große Meister gezeigt. Seinem Nachfolger fehlt diese Fähigkeit, auf das nationale Gefühl zu wirken, gänzlich und wenn er auch vieles, was er beim Antritt seines Amtes in Aussicht gestellt, nicht erfüllt hat, in einem Punkte hat er sein Versprechen vollkommen gehalten: daß die Politik unter ihm langweilig sein werde. Der schwerste Vorwurf, den man gegen die jetzige Leitung des deutschen Reiches erheben muß, ist der, daß sie eine durchaus schwankende Haltung zeigt, sie ist nicht conservativ und auch nicht liberal, wenn auch das letztere mehr als das erste, und befriedigt eigentlich keine Partei. Daraus erklärt sich die Zerfahrenheit, Mißstimmung, Unzufriedenheit und Verdrossenheit, welche gegenwärtig das öffentliche Leben in Deutschland kennzeichnet. Man vermißt bei der Regierung Energie und Entschlossenheit und die öffentliche Meinung sucht sie zu thatkräftigem Handeln zu drängen; solange aber Graf Caprivi Reichskanzler ist, wird in der bisherigen Leitung der Regierung sicherlich keine Aenderung eintreten. In dem Augenblick, da wir unsere Betrachtung schließen, bringt der Telegraph die Nachricht, daß Graf Caprivi sein Abschiedsgesuch dem Kaiser überreicht, und daß dasselbe vom Monarchen angenommen worden ist. Ob mit dieser höchst überraschenden Wendung auch ein Wechsel des bisherigen Systems eingetreten ist, wird sich bald zeigen.

In **Oesterreich-Ungarn** liegt der Schwerpunkt der auswärtigen Politik bekanntlich in Ungarn und gelingt es dem Minister des Auswärtigen

die Zustimmung der transleithanischen Delegation für die von ihm befolgte Politik zu erlangen, so ist er ihrer Billigung durch die cisleithanische so gut wie sicher. Der gegenwärtige Leiter der auswärtigen Politik Oesterreichs, Graf Kalnoky, ein rühriger, besonnener, zielbewußter, erfahrener Diplomat von etwas nüchterner und durchaus nicht genialer Natur, hatte diesmal den Ungarn gegenüber keinen ganz leichten Stand. Der den Führern der Rumänen in Siebenbürgen wegen des im Namen ihres Volkes dem Kaiser-König übergebenen Memorandums gemachte Proceß und ihre harte Verurtheilung hatten in dem stammverwandten Königreich Rumänien eine überaus lebhafte Erregung und heftige Agitation gegen die Gewaltmaßregeln der ungarischen Regierung hervorgerufen. Die Chauvinisten unter den Magyaren, von denen einige sich auch im Ministerium befinden, hatten nun vielfach eine Pression auf den Grafen Kalnoky auszuüben gesucht, damit er eine drohende Note nach Bukarest richten möge. Der Minister hatte sich aber nicht dazu bewegen lassen, und mußte jetzt seine ruhige Haltung in dieser Angelegenheit vor den Delegationen vertreten. Er entledigte sich dieser Aufgabe in einer längeren Auseinandersetzung, in der er die augenblickliche politische Lage Europas und das Verhältniß Oesterreich-Ungarns zu seinen Nachbarstaaten eingehend darlegte. Jeder Unbefangene mußte die Begründung seines Verhaltens Rumänien gegenüber billigen und es gelang ihm denn auch nach einigen nicht sehr in's Gewicht fallenden Angriffen auf seine Politik, die Zustimmung der Delegation zu derselben zu erlangen. Daß der Sturz Stambulows und die veränderte Richtung der Regierung in Bulgarien Oesterreich unerwartet gekommen ist und keine Befriedigung gewährt, sprach Graf Kalnoky ziemlich offen aus. Dem gegenwärtig wieder mehr Rußland sich zuneigenden Bulgarien gegenüber sucht Oesterreich jetzt Serbien mehr an sich heranzuziehen und es scheint ihm das bis zu einem gewissen Grade auch gelungen zu sein; ob auf die Dauer, muß vorläufig dahingestellt bleiben. An der Spitze Oesterreichs steht noch immer das Coalitionsministerium, es sprechen aber manche Anzeichen dafür, daß seine Stellung nicht mehr so fest ist, wie vor einigen Monaten. Seine Fortdauer beruht wesentlich auf der Unterstützung, welche ihm Graf Hohenwart und sein Club gewähren; entzieht sich dem Ministerium diese, so muß es zusammenbrechen, da es dann keine Majorität mehr im Reichstage hat. Das ist eine sehr prekäre Lage für das Ministerium, das ohnehin, da es aus Vertretern sehr verschiedener Richtungen zusammengesetzt ist, zu einheitlichem energischem Handeln wenig

befähigt ist. Daß die Interessen der Deutschen in Oesterreich bei dem Uebergewicht, welches die anderssprachigen Volksstämme und die Polen im Abgeordnetenhause haben und bei der Gunst, deren sie sich am Hofe erfreuen, auch jetzt, wo zwei Mitglieder der deutschen Linken im Ministerium sitzen, manche Schädigung erfahren, ist nur zu erklärlich. Zwar ist von dem Coalitionsministerium der nationale Besitzstand der einzelnen Volksstämme gleich nach seiner Constituirung garantirt und zugesichert worden, aber die Deutschen müssen die Erfahrung machen, daß ihnen gegenüber diese Zusage nicht eingehalten wird. Es war ein großer Fehler, daß beim Abschluß der Coalition an die Spitze des so wichtigen Unterrichtsministeriums nicht ein Deutscher gestellt worden, sondern dasselbe dem Polen v. Madeyski übertragen ist. Dieser sorgt wol für die Selbständigkeit der Schulverwaltung in Galizien, indem er zugestanden hat, daß der ministerielle Sectionschef für das galizische Unterrichtswesen seinen Sitz in Lemberg nimmt, hat aber naturgemäß für die Forderungen der Deutschen kein lebhaftes Interesse. Das zeigt sich so recht in der Frage des neuzugründenden slovenischen Gymnasiums in Cilli in Unter-Steiermark. Die Deutschen in Oesterreich wurden plötzlich durch die Kunde überrascht, daß zu dem angegebenen Zwecke in dem neuen Etat eine Summe angewiesen sei. Die 7 Slovenen, welche zum Hohenwart-Club gehören, hatten die Forderung eines slovenischen Gymnasiums als ihnen schon früher zugestanden erhoben, Graf Hohenwart hatte dies Verlangen unterstützt und Herr von Madeyski erklärte nun, dies von dem Ministerium Taafe gegebene Versprechen müsse erfüllt werden, weitere Zugeständnisse sollten den Slovenen jedoch nicht gemacht werden. So soll denn die rein deutsche Stadt Cilli ein slovenisches Gymnasium erhalten und dadurch der vom Ministerium Taafe auf's eifrigste betriebenen Slovenisirung Steiermarks das Siegel aufgedrückt worden. Dieser Plan erregt nicht nur in den Alpenländern sondern unter den Deutschen aller Provinzen Oesterreichs große Erregung und heftigen Widerspruch. Wo bleibt in diesem wichtigen Falle die Garantie des nationalen Besitzstandes für die Deutschen? fragt man. Man ist deutscherseits sehr gern bereit, den Slovenen 2 oder 3 Gymnasien zu bewilligen in Gegenden, wo sie die herrschende Bevölkerung sind, nur nicht in der deutschen Stadt Cilli, welche durch das beabsichtigte Gymnasium und den dadurch herbeigeführten starken Zuzug von Slovenen bald ihren deutschen Character verlieren würde. Der Grund, warum Herr v. Madeyski und die beiden deutsch-liberalen Mitglieder des Ministeriums ihre Zu-

stimmung zu der Forderung der Slovenen gegeben haben, ist klar: weil ihnen sonst Graf Hohenwart und sein Club ihre Unterstützung versagen würden. Wie aber verhält sich die deutsch-liberale Partei Oesterreichs, die doch über mehr als 100 Stimmen im Abgeordnetenhause verfügt und zahlreiche Anhänger im Lande zählt? Die Beschlüsse des böhmischen und anderer Parteitage sind höchst characteristisch für die Entschlossenheit und Kraft dieser Liberalen in einer so wichtigen nationalen Frage. Sie beklagen das Verfahren der Regierung und beschließen gegen diese Etatposition einmüthig stimmen zu wollen, erklären aber zugleich, daß sie deswegen aus der Coalition nicht austreten würden. Kann man schwächlicher, ungeschickter, unpolitischer verfahren? Wenn die deutsch-liberale Partei schon zu dem letzteren schwachmüthigen Verhalten entschlossen war, so durfte sie es wenigstens nicht vorher laut proklamiren und dadurch ihrer ablehnenden Abstimmung von vornherein jeden Werth und jede Bedeutung nehmen. Die Gegner höhnen natürlich über diese Schwächlichkeit und naive Taktik der deutschen Linken, und mit Recht. Die Anhänger der deutsch-nationalen Partei, ohnehin gefährliche Rivalen der Deutsch-Liberalen, sprechen sich auf's schärfste über deren Verhalten aus, werfen ihnen Verrath an den nationalen Interessen vor und finden lebhafte Zustimmung bei der Bevölkerung, die mit der kraftlosen Haltung der deutschen Linken sehr unzufrieden ist. Wenn das Coalitionsministerium den Deutschen Oesterreichs neue Schädigung zufügt, wozu dann es weiter unterstützen und nicht lieber die deutschen Mitglieder zum Rücktritt von der Coalition veranlassen? wird vielfach gefragt. Dieser Etatpunkt wird im Reichstage, der am 16. October wieder zusammengetreten ist, sicherlich Gegenstand lebhafter Erörterungen werden. Die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses sind mit einer eingehenden und gediegenen Darlegung der Finanzlage Oesterreichs durch den Finanzminister v. Plener, des früheren langjährigen Führers der deutsch-liberalen Partei, eröffnet worden. Lebhaft beschäftigt auch die Gemüther in Oesterreich die Frage der Wahlreform, die Graf Taafe als Trumpf gegen die deutsche Linke ausgespielt hatte und deren Durchführung das Coalitionsministerium zugesagt hat. Die Erweiterung des Wahlrechts zu Gunsten der unteren Klassen erregt bei dem bisher ziemlich ausschließlich im Besitz des Wahlrechts befindlichen Bürgerthum und Adel starke Bedenken, während es andererseits namentlich von den Arbeitern energisch gefordert und auf eine Beschleunigung der vom Ministerium zu machenden Vorlage heftig gedrungen wird. Die Unzufriedenheit der Demokraten und

Socialisten über das Zögern der Regierung hat vor kurzem schon zu starken Krawallen in Wien geführt. Dem Coalitionsministerium ist in der Wahlreformfrage eine Aufgabe gestellt, die zugleich zur Befriedigung der verschiedenen Parteien und unter Wahrung der Staatsinteressen zu lösen nicht leicht sein wird. Die Deutschen fürchten außerdem bei Einführung des directen Wahlrechts einige Wahlsitze zu verlieren, während die Slovenen, die vom Ministerium besonders begünstigt werden, dadurch eine bedeutende Verstärkung der Zahl ihrer Mitglieder im Abgeordnetenhause zu erlangen hoffen; wahrscheinlich wird ihre Rechnung richtig sein.

Ungarn ist eines der wenigen Länder Europas, wo der Liberalismus in der Regierung wie in der Volksvertretung die Herrschaft hat. Der Justizminister Szilagyi hat dieser Thatsache jüngst in einer zu Preßburg gehaltenen Rede bezeichnenden Ausdruck gegeben, indem er sagte: Der Liberalismus muß jederzeit der Polarstern für jede ungarische Politik sein. Man kann sogar sagen, daß in Ungarn der Parlamentarismus jetzt herrscht, nachdem der Kaiser-König Franz Josef sich in allzu großer Nachgiebigkeit dazu hat nöthigen lassen, die Forderungen des Ministeriums Wekerle zuzugestehen und selbst den ihm persönlich nicht genehmen, vorhin genannten Minister Szilagyi wider Willen beizubehalten. Damit ist für Ungarn im Princip das Uebergewicht des Parlaments, dessen große Majorität hinter dem Ministerium steht, über die Krone entschieden. Mit dem Liberalismus verbindet sich aber in Ungarn ein rücksichtsloser nationaler Chauvinismus, der beständig auf die Magyarisirung der anderen in den Ländern der ungarischen Krone wohnenden Volksstämme hinarbeitet; das erfahren die Deutschen und Slovaken in Ungarn wie die Rumänen und Sachsen in Siebenbürgen zur Genüge. Beiden Tendenzen sind auch die kirchenpolitischen Gesetzesvorlagen des Ministeriums Wekerle, die seit Monaten das ungarische Parlament beschäftigen und das Land in Bewegung setzen, entsprungen. Drei dieser kirchenpolitischen Reformgesetze, über die Einführung der Civilehe, über die Führung der Civilstandsregister durch den Staat und die religiöse Erziehung der verwaisten Kinder, sind am 10. October nach heftigen Kämpfen vom Magnatenhause mit geringer Stimmenmehrheit angenommen worden, dagegen sind die Gesetzvorlagen über die Confessionslosigkeit, d. h. völlige Religionsfreiheit und über die Gleichstellung der Juden abgelehnt worden. Das Ministerium will auch diese beiden Gesetze, nachdem ihnen das Abgeordnetenhaus abermals zugestimmt hat, von neuem dem Magnatenhause vorlegen und es wird sich

dann zeigen, ob dieses der ihm gegenüber ausgeübten Pression aller Art fest bleiben wird. Ein wirkliches Bedürfniß für diese beiden Gesetze liegt durchaus nicht vor, sie entstammen blos der liberalen Doctrin und wollen außerdem der Regierung die unbedingte Unterstützung des Judenthums sichern, das auf die finanziellen Verhältnisse Ungarns großen Einfluß ausübt. Es ist eine nicht unbegründete Besorgniß, daß durch die schon genehmigten kirchenpolitischen Gesetze, noch mehr aber durch das in Aussicht stehende über die Confessionslosigkeit die evangelische Kirche in Ungarn schwer geschädigt werden wird, da ihre meist sehr armen Anhänger unter den Deutschen und namentlich den Slovaken wahrscheinlich, um den kirchlichen Abgaben, die sie für den Unterhalt der Geistlichen zahlen müssen, zu entgehen, sich für confessionslos erklären oder wenigstens von jeder pekuniären Verpflichtung ihrer Kirche gegenüber lossagen würden. Die Mißstimmung und Erregung unter den Rumänen in Siebenbürgen wegen des rücksichtslosen Vorgehens der ungarischen Regierung gegen ihre Führer und deren Verurtheilung zu schwerem Kerker zu beschwichtigen, ist dem Ministerium nicht gelungen und unter den Sachsen bildet sich eine jüngere Partei, die unzufrieden mit den fortdauernden Magyarisirungsbestrebungen die regierungsfreundliche Haltung der gegenwärtigen sächsischen Vertreter im Abgeordnetenhause mißbilligt. Eine ehrliche und genaue Beobachtung des Nationalitätengesetzes von 1868, das, wie mangelhaft es auch im Einzelnen ist, doch im Wesentlichen den Beschwerden der nichtmagyarischen Volksstämme Abhilfe gewährt, scheint keine ungarische Regierung als ihre Pflicht zu betrachten und die Magyarisirungsmaßregeln nehmen ununterbrochen ihren Fortgang.

England befindet sich gegenwärtig in sehr unbehaglicher Lage. Die Tage, in denen es auf die Verhältnisse Europas entscheidenden Einfluß ausübte, sind lange vorüber und seine Weltstellung ist an mehr als einem Punkte gefährdet. Lord Rosebery, von dessen Premierschaft man sich einen neuen Aufschwung der englischen Politik nach Außen hin versprach, hat diesen Erwartungen bis jetzt äußerst wenig entsprochen. Englands Isolirtheit unter den Mächten Europas ist größer denn je und in der auswärtigen Politik hat es eine Schlappe nach der anderen erlitten. Zu dem alten Antagonismus gegen Rußland ist jetzt noch der Gegensatz zu Frankreich gekommen. Rußland hat kürzlich in der Pamirfrage den Sieg über England davongetragen. In Siam hat Frankreich den englischen Einfluß ganz zurückgedrängt und alle Versuche Englands, die französische Regierung

zur Anerkennung einer Grenzlinie für die beiderseitigen Einflußsphären zu bewegen, sind erfolglos geblieben. Auch in Madagaskar hat England sich vergeblich bemüht, Frankreich entgegenzutreten. Der mit dem Congostaat im Geheimen abgeschlossene, Englands Machtsphäre in Afrika ausdehnende, Vertrag ist durch den Widerspruch Deutschlands und wieder Frankreichs ziemlich werthlos geworden. Die empfindlichste Niederlage aber hat sich England mit seiner an die übrigen Großmächte gerichteten Aufforderung, in den Krieg zwischen Japan und China vermittelnd einzugreifen, zugezogen. Der Vorschlag ist von allen Mächten abgelehnt worden und das diplomatische Vorgehen Englands hat somit gar keinen Erfolg gehabt; nur eine äußerst ungeschickt geleitete Politik konnte so vorgehen, wie es geschehen und zu einem solchen, das Ansehen Englands schwer schädigenden, Ausgang führen. Die Engländer empfinden das selbst und es äußert sich vielfach Mißstimmung gegen Lord Rosebery. Zwischen Frankreich und England hat sich in Folge der mehrfachen Zusammenstöße und Gegenwirkungen eine sehr feindselige Stimmung gebildet, die namentlich bei den Franzosen zu sehr lebhaftem Ausdruck kommt. Zu kriegerischen Verwicklungen zwischen beiden Ländern wird es trotzdem gewiß nicht kommen, aber Englands Einfluß in Europa ist durch diese Stellung Frankreichs nicht wenig gelähmt. Großbrittannien möchte nun gern Deutschland zum Vorkämpfer für seine Interessen in Europa gewinnen, doch wird ihm das schwerlich gelingen, wieviel Freundlichkeit ihm die gegenwärtige Leitung des deutschen Reiches auch erweist. Italien ist die einzige Großmacht, mit der England in Folge beiderseitigen Interesses in wirklich freundlichem Einvernehmen steht. Sollte der Tod des Emirs von Afghanistan in nächster Zeit erfolgen, so würden für Englands Machtstellung in Asien sehr schwierige Verhältnisse und ernste Gefahren erwachsen; ob Lord Rosebery der Mann wäre, ihnen zu begegnen, muß man nach seinen bisherigen Leistungen billig bezweifeln. In der inneren Politik beschäftigen die Homerule-Fragen und die Angriffe auf das Haus der Lords noch immer das öffentliche Interesse. Wichtiger als beides ist aber ein Vorgang, der das mächtige Vordringen des Socialismus auch in England auf's evidenteste beweist, der Uebergang der Gewerkvereine, der Trades Unions, in das socialistische Lager. Wie oft hat man nicht seit V. A. Huber die Trades Unions als die sicherste Schutzwehr gegen die Ausbreitung socialistischer und communistischer Bestrebungen gepriesen und geschildert und zur Nachbildung empfohlen, den in ihnen herrschenden gesunden Sinn

gerühmt und sie als rechten Beweis des in England auch in den Arbeiterkreisen lebendigen common sense betrachtet! Schon längst erhielt man ab und zu Kunde, daß auch sie von der socialistischen Zeitströmung nicht unberührt geblieben seien, dennoch mußten die Vorgänge auf dem zu Norwich am 2. bis 8. September abgehaltenen Congreß der Gewerkvereine das größte Aufsehen erregen. Die große Mehrheit der dort erschienenen 380 Deputirten wählte zwei entschiedene Socialisten zum Präsidenten und Secretär und beschloß dann die Verstaatlichung alles Grund und Bodens, der Fabriken, den Achtstundentag, kurz alle Hauptforderungen des Socialismus eignete sich die Versammlung an und beschloß Petitionen entsprechenden Inhalts an das Parlament zu richten. Daß noch eine starke Minderheit in den Gewerkvereinen vorhanden ist, die gegen diese Beschlüsse protestirt, ist gewiß, aber der Sieg der socialistischen Ideen in den Trades Unions ist doch eine Thatsache, die tief greifende Folgen haben wird. Auch England wird der socialen Frage jetzt seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen und in einer vor kurzem gehaltenen Rede hat der Führer der liberalen Unionisten im Parlament, J. Chamberlain, bereits erklärt, daß die Altersversorgung der Arbeiter in's Auge zu fassen sei.

In **Belgien** hat sich soeben ein höchst bemerkenswerther und außerordentlicher Umschwung in der Zusammensetzung der Volksvertretung vollzogen. Belgien war und ist zum Theil noch in den Augen der Liberalen das Musterland, die belgische Verfassung galt als das Ideal des echten und wahren Constitutionalismus, in ihr sah man das Gleichgewicht der drei gesetzgeberischen Factoren auf unübertreffliche Weise festgestellt und geregelt. Daß in den letzten Decennien mehrmals die klericale Partei das Uebergewicht bei den Wahlen erlangte, ließ doch keinen Zweifel an der Vortrefflichkeit der belgischen Zustände aufkommen, zumal da die Liberalen doch auch wieder ans Staatsruder kamen. Durch den ziemlich hohen Wahlcensus bestand die belgische Volksvertretung größtentheils aus Angehörigen des wohlhabenden Bürgerthums, reichen Fabrikanten, Advokaten, Industriellen, und einer Anzahl Groß- und Kleingrundbesitzer. Die Unzufriedenheit der unteren Classen mit dem sie völlig ausschließenden Wahlsystem führte zu wiederholten heftigen Unruhen, Straßendemonstrationen und gefährlichen Arbeiterkrawallen in verschiedenen Städten, zuletzt in Brüssel selbst. Dadurch wurde die letzte Abgeordnetenkammer, in der die Klericalen die Mehrheit hatten, bestimmt, dem Drängen des Volkes nachzugeben; sie beschloß die Einführung des allgemeinen directen Stimmrechts für die nächsten Wahlen,

modificierte es aber etwas durch das Pluralsystem. Darnach ist jeder 25 Jahr alte, wenigstens ein Jahr in der Gemeinde lebende Belgier stimmberechtigt, die Zahlung einer bestimmten Staatssteuer und ein gewisser Besitz berechtigen den Wähler aber zwei Stimmen, höhere Bildung sogar drei Stimmen abzugeben; auf diese Weise hoffte man dem Eindringen der Arbeiter in die Kammer Schranken zu setzen. Die Abstimmung ist geheim und für die Wähler obligatorisch, der ohne Grund Fehlende wird bestraft. Die Liberalen sahen nicht ohne Bangen dem Wahltage entgegen, zumal da zwischen den Gemäßigten und Radicalen großer Zwiespalt herrschte, und fürchteten einige Sitze zu verlieren. Am 14. October haben nun die Wahlen in allen Gemeinden des Landes stattgefunden und ein höchst überraschendes Resultat ergeben. Der Liberalismus hat eine furchtbare Niederlage erlitten und die liberale Partei in der Kammer ist so gut wie vernichtet; die soeben beendeten Stichwahlen, auf welche die Liberalen noch einige Hoffnung setzten, haben das frühere Resultat nur bestätigt. Die große liberale Partei ist jetzt in dem Abgeordnetenhause auf eine kleine einflußlose Fraction von 16 Deputirten reducirt, von denen noch dazu die Mehrzahl der radicalen Richtung angehört. Keiner der hervorragenden Männer der Partei ist gewählt, der langjährige hochangesehene Führer der Liberalen, Frère Orban, ist ebenso durchgefallen wie der frühere kluge und gewandte Minister Bara. Dagegen haben die Klericalen ihre Stellung nicht nur behauptet, sondern noch einen kleinen Zuwachs von Vertretern erhalten; sie zählen jetzt 104 Abgeordnete und haben die absolute Majorität in der Kammer, aus ihrer Mitte wird also auch die Regierung gebildet werden. Unerwartet groß sind die Wahlerfolge der Socialisten, die 33 Anhänger ihrer Partei in die Kammer senden, darunter ihre bedeutendsten Führer, den schlauen Anseele und den wild-revolutionären Defusseaux. Daß den Socialisten gleich bei der ersten Wahl nach dem neuen Wahlgesetz eine so große Zahl ihrer Genossen durchzubringen gelungen ist, zeigt auf's deutlichste, wie vollständig die Arbeitermassen vom Socialismus beherrscht werden und eröffnet sehr bedenkliche Perspectiven für die Zukunft. Es ist zu besorgen, daß die Socialisten bei der nächsten Wahl noch mehr Sitze in der Kammer gewinnen werden, ja die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß sie künftig einmal den Klericalen an Stimmenzahl gleichkommen oder gar die Mehrheit erlangen. Dann erst wird die belgische Verfassung ihre Feuerprobe zu bestehen haben, und es wird sich dann auch erweisen, ob das Königthum der Coburger, dessen Verhältniß zum belgischen Volke einer

Vernunftehe gleicht, die Kraft haben wird den anstürmenden republikanischen Tendenzen Widerstand zu leisten. Eine sehr lehrreiche Beobachtung drängt sich bei der Betrachtung des jetzigen Wahlresultats dem Zuschauer auf: die Parteien scheiden sich nach den Nationalitäten, alle vlämischen Provinzen haben klerical, die wallonischen liberal und socialistisch gewählt. Die Vlämen, deren berechtigte Forderungen von den französischen Liberalen stets unbeachtet geblieben sind, haben diesen jetzt eine nachdrückliche Lehre gegeben. Jetzt wird ihr altes Verlangen, in der Schule, vor Gericht und in der Verwaltung ihnen den Gebrauch der deutschen Muttersprache zu gewähren, wohl endlich durchdringen. Die Liberalen, die zuerst von dem Ausgang der Wahl wie zerschmettert waren, erholen sich allmählich von ihrer Bestürzung und suchen nach den Ursachen ihres völligen Unterliegens. Ihr Zorn wendet sich hauptsächlich gegen die Klericalen, ja einige von ihnen haben sich bei den Stichwahlen sogar zu dem unverantwortlichen Schritt hinreißen lassen, ein Bündniß mit den Socialisten gegen die Klericalen einzugehen. Doch lassen sich auch einsichtige Stimmen vernehmen, welche die Schuld an dem Sieg der Socialisten in den Industriebezirken den Liberalen selbst zuschreiben und deren große Versäumnisse den arbeitenden Classen gegenüber offen anerkennen. In der That ist die Lage der Arbeiter in Belgien so schlecht und gedrückt wie kaum in einem andern Lande; die großen Fabrikherrn beuten die Kräfte der Arbeiter aufs rücksichtsloseste aus, kümmern sich aber um das Ergehen derselben weiter garnicht und überlassen sie, wenn ihre Kräfte verbraucht sind, ihrem Schicksal. In diesen Verhältnissen wird jetzt wohl eine Veränderung eintreten und auch in Belgien wird nun ernstlich eine Arbeiterschutzgesetzgebung in Angriff genommen werden müssen. Die Klericalen haben jetzt voraussichtlich für längere Zeit die Herrschaft in Belgien; möchten sie dieselbe zur Durchführung wahrhaft conservativer Reformgesetze benutzen und nicht eine lebensunfähige Reactionspolitik betreiben, sie nicht im Interesse eines intoleranten kirchlichen Fanatismus verwenden.

Da wir den uns von der Redaction zugemessenen Raum schon stark überschritten haben, so versparen wir die Besprechung der übrigen europäischen Staaten sowie des zwischen Japan und China geführten Krieges für die nächste politische Correspondenz. r.

Literärisches.

Heinrich Heine als deutscher Lyriker, eine litterarische Ketzerei von Reannot Emil Freiherrn v. Grotthuß. (Heft 141 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", Stuttgart, Chr. Belser).

Die Heine-Frage steht seit einiger Zeit hier in Deutschland wieder im Vordergrunde - - oder vielmehr die Heine-Denkmal-Frage. Jedoch handelt es sich dabei, namentlich in der Presse, wie Grotthuß richtig bemerkt, keineswegs um den Dichter, sondern lediglich um seine Nationalität oder Race. Die Frage, ob der Dichter Heine eines solchen Denkmals würdig sei, ist nur ganz vereinzelt, ganz beiläufig untersucht worden. Gerade dieser Frage ist aber die obengenannte, trefflich geschriebene Broschüre des Freiherrn v. Grotthuß gewidmet. Frei von allen nationalen und confessionellen Vorurtheilen, einzig und allein vom kritisch-ästhetischen Standpunkte aus untersucht er das Wesen und den Werth der Heineschen Lyrik und kommt schließlich zu der Ansicht, „daß die Bedeutung Heinrich Heines als Lyriker in maßloser Weise überschätzt worden ist und noch immer überschätzt wird, daß ihm in keinem Falle der Ehrenplatz als größter deutscher Lyriker neben Göthe gebührt, daß sein Einfluß auf die gesammte spätere Lyrik ein unheilvoller und verwüstender ist, und daß man entweder das deutsche Volkslied oder Heinrich Heine völlig verkennen muß, wenn man zwischen beiden mehr als eine nur oberflächliche formale Aehnlichkeit finden will." Er weist nach, daß Heine die Natur niemals ungeschminkt und in ihrer erhabenen Einfachheit und Ursprünglichkeit auf sich wirken läßt, sondern ihr nur durch orientalische Symbolik und Allegorie, nur durch Uebertragung in's Märchenhafte die poetische Seite abzugewinnen vermag . . . „Die lachende Lenzflur mit ihren Blumen und Bäumen, mit Rosen, Lilien und Nachtigallen, ist als solche völlig werthlos für ihn. Sie verwandelt sich bei ihm sofort in einen orientalischen Zaubergarten, in dem die Blumen uns mit menschlichen Gesichtern anschauen, menschlich zu uns reden, kurz allegorische und symbolische Bedeutung gewinnen." Wie anders Göthe, für den die Natur kein Märchen aus Tausendundeinenacht, sondern wahre, volle, ganze Natur ist, in der sich sein wirkliches Gefühl auflöst, mit deren Stimmung die Stimmung seines eignen Herzens zusammenfließt! . . . „Heine erdichtet Gefühle und Empfindungen, Göthe fühlt und empfindet Gedichte." Aber das Spielen mit Symbolen, Bildern, Gefühlen ist bei Heine nicht einmal eigenartig und mannigfaltig genug, es erstarrt schließlich, was uns Grotthuß an einer ganzen Reihe von Beispielen zeigt, zur todten, conventionellen Phrase. Die Analysen, welche er von mehreren Gedichten und Gedichtbruchstücken giebt, sind höchst interessant. Die Aehnlichkeit Heinescher Lyrik mit dem Volksliede ist, wie gesagt, eine rein formale, hin und wieder trifft er wohl den Ton, nicht aber die Seele. Seine Vorliebe für die Pointe, mit welch' letzterer weder das Volkslied noch die reine Kunstlyrik etwas zu schaffen haben, seine gesuchten und manierirten Metaphern, seine theils anempfundene, theils als Mittel, um zu ironisiren, zur Schau getragene Sentimentalität, all' diese unwahren und unnatürlichen, aber für Heine charakteristischen Eigenschaften seiner Lyrik schließen sie aus dem Gebiete des Volksliedes, welches nach den Worten Vilmars tiefes Bedürfniß des menschlichen Geistes (wie alle wahre Kunst) nicht Spiel der Willkür ist, für immer

aus. Auch diese Thatsache beweist Grotthuß an Beispielen, u. A. auch an der vielgerühmten „Loreley", und stellt den Heineschen would-be-Volksliedern zwei echte alte Volksgesänge gegenüber. Wenn er an einer Stelle sagt „durch Heinrich Heine ist ein falscher Ton in unsere Literatur, insbesondere unsere Lyrik gekommen" — und an einer andern — „wir haben gesehen, daß Heines „Verdienst" hauptsächlich darin besteht, unsere ganze Lyrik für lange Jahrzehnte in eine ungesunde falsche Bahn gedrängt zu haben" — so glaube ich, daß kein wirklicher Kunstfreund oder Künstler dem widersprechen wird. Selbst wer in Heine unentwegt einen großen Lyriker sieht, muß sich sagen, daß die Heine-Nachahmung, das „Heinesiren" in der deutschen Litteratur bis heute nur schädlich hat wirken können. Im Uebrigen leugnet Grotthuß gewisse Vorzüge Heines keineswegs; er läßt ihn gelten als Satiriker, er erkennt in ihm „einen der witzigsten und geistreichsten Köpfe, dazu einen der besten Stilisten, die je in Deutschland gelebt haben" an; aber den großen Lyriker, ja den größten deutschen Lyriker nach Göthe, kann er in ihm nicht sehen. Das kleine aus tiefstem Ernst und stellenweise mit herzerquickendem Humor geschriebene Büchlein wird sich viele Feinde erwerben in dieser Zeit eines undeutschen Liberalismus. Nun, das „Götzenaushorchen" (um mit Nietzsche zu reden) ist meist ein undankbares Geschäft, für den Wahrheitssucher aber unentbehrlich und für den Wahrheitsfreund hoch erfreulich.

* * *

Noch ein anderes Buch aus baltischer Feder liegt auf meinem Schreibtisch, ein liebes, den in der Fremde Weilenden besonders angenehm und zugleich doch wehmüthig stimmendes Buch, das ich merkwürdiger Weise noch in keinem baltischen Blatt erwähnt gefunden habe. Freilich liegt seine Bedeutung mehr im Auslande als im Inlande. Wer noch fest in der alten Heimath sitzt, bedarf einer Anthologie dieser Art weniger als der in „kalter Fremde" Weilende. Das im Verlage von Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz erschienene Sammelwerk trägt den Titel: „Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter", herausgegeben von Heinrich Johannson, einem seit Jahren in der Krim lebenden Livländer, und ist äußerlich wunderhübsch ausgestattet. Aber auch der Inhalt ist, zum größten Theile wenigstens, ein durchaus erfreulicher. Im Gegensatze zu dem umfassenden, auf litterarisch-kritischer Grundlage fest und und sicher ruhenden „Baltischen Dichterbuch" des Freiherrn v. Grotthuß, enthält die vorliegende Sammlung nur solche Gedichte, die, dem regen Heimathsgefühl des Herausgebers entsprechend, von Heimathliebe singen, heimathliche Natur schildern und heimathliche Stimmungen wiedergeben Durch diesen seinen durchaus eigenartigen Charakter wird das Büchlein gerade den Heimath-Fernen besonders lieb. Die besten Namen: Adolphi, von Andrejanoff, Eckardt, v. Grotthuß, Mickwitz, v. Stern, Vater und Sohn, sind darin vertreten.

Berlin. L. F.

Allerhöchstes Manifest.

Von Gottes Gnaden

Wir Nikolai der Zweite,

Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, König von Polen,
Großfürst von Finnland u. s. w. u. s. w. u. s. w.

thun allen Unseren getreuen Unterthanen kund:

Es hat Gott dem Allmächtigen in seinen unerforschlichen Rathschlüssen gefallen, dem theuren Leben Unseres heiß geliebten Vaters, Unseres Herrn und Kaisers Alexander Alexandrowitsch ein Ziel zu setzen. Die schwere Krankheit wich weder der ärztlichen Kunst, noch dem heilsamen Klima der Krim, und am 20. October ist Er in Livadia, umgeben von den Gliedern Seiner Kaiserlichen Familie entschlafen in den Armen Ihrer Majestät der Kaiserin und den Unsrigen.

Unserem Schmerz ist in Worten nicht Ausdruck zu verleihen, doch wird ihn jedes russische Herz erfassen und Wir sind des Glaubens, daß es keinen Ort in Unserem weiten Reiche geben wird, wo nicht heiße Thränen fließen werden um den Kaiser, der vorzeitig in die Ewigkeit heimgegangen ist und Sein angestammtes Land verlassen hat, das Er mit der ganzen Kraft Seiner russischen Seele geliebt und auf dessen Wohl Er alle Seine Gedanken gerichtet, ohne Seiner Gesundheit noch auch Seines Lebens zu schonen. Und nicht allein in Rußland, sondern weit über dessen Grenzen hinaus wird man nie aufhören das Andenken des Zaren zu ehren, welcher die Verkörperung der unerschütterlichen Wahrheit und des Friedens war, der unter Seiner Regierung nicht ein einziges Mal verletzt worden ist.

Doch geheiligt sei der Wille des Allerhöchsten und stärken möge Uns der unerschütterliche Glaube an die Allweisheit der Himmlischen

Vorsehung; möge Uns die Erkenntniß trösten, daß Unser Leid — das Leid Unseres gesammten viel geliebten Volkes ist, welches nicht vergessen möge, daß die Kraft und Stärke des heiligen Rußland beruht — in seiner Einigung mit Uns und in seiner unbegrenzten Ergebenheit für Uns. Wir aber gedenken in dieser traurigen, jedoch feierlichen Stunde der Besteigung des Uns angestammten Thrones des Russischen Reiches und des von demselben unzertrennlichen Zarthums Polen und Großfürstenthums Finnland des Vermächtnisses Unseres entschlafenen Vaters und durchdrungen von demselben legen Wir vor dem Angesicht des Allerhöchsten das heilige Gelöbniß ab, allzeit und einzig zum Ziele zu haben das friedliche Gedeihen, die Macht und den Ruhm des theuren Rußland und die Gestaltung des Glücks aller Unserer getreuen Unterthanen.

Gott der Allmächtige, Er, dessen Wille Uns zu diesem hohen Dienst berufen, möge Uns beistehen. Zum Throne des Allbeherrschers inbrünstige Gebete emporsendend um die Ruhe der reinen Seele Unseres unvergeßlichen Vaters, befehlen Wir allen Unseren Unterthanen den Eid der Treue zu leisten Uns und Unserem Thronerben, Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Georg Alexandrowitsch, der Thronerbe zu sein und den Titel Cäsarewitsch Thronfolger zu führen hat bis Gottes Wille Unsere bevorstehende Vermählung mit der Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt durch die Geburt eines Sohnes segnen wird.

Gegeben zu Livadia den 20. October, im Jahre nach Christi Geburt Eintausend achthundert vierundneunzig, Unserer Regierung im ersten.

Das Original ist von Seiner Kaiserlichen Majestät Höchsteigenhändig unterzeichnet:

„Nikolai".

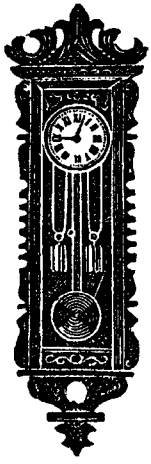
Corrigenda:

In dem Artikel: „Shakespeare's Märchendramen."
S. 570 Z. 8 v. u. l. der gute Mensch statt der rechte Mensch.
In dem Artikel: „Ein neues Buch von Victor Hehn."
S. 583 Z. 17 v. o. l. Kritiken statt Kritikern.
„ 583 „ 24 „ o. „ Dem statt den.
„ 584 „ 12 „ o. „ Wanderjahre statt Wunderjahre.
„ 584 „ 12 „ u. „ wir statt wirt.
In dem Artikel: „Politische Correspondenz."
S. 648 Z. 9 v. u. l. 1878 statt 1870.

Herausgeber und Redacteur: Arnold v. Tideböhl.

Adalb. G. Berg,

Riga, Scheunenstr. № 18,



empfiehlt in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen:

[6]—5.

Taschenuhren

in **Gold-, Silber-, Nickel- u. oxydirt. Sahlgehäusen.**

Ferner:

Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-, Schwarzwälder-, Reise- u. Jahres-Uhren.

Uhrketten, Breloques

neuester Façons, in **Gold, Silber, Doublé, Nickel, Talmi, Stahl, Bronze** und **Seide.**

Musikwerke

verbesserten Systems von 4 bis 6 Stücke spielend.

Musik-Werke

zum Drehen für Kinder, von 1 Rubel 50 Kopeken an.

Riga.

NB. Reparaturen werden unter Garantie solide und billigst ausgeführt.

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse Nr. 9, Riga,

im Hause der Sparkasse.

Paletotstoffe zu Herren-, Damen- und Kinder-Paletots.

Cheviot, Craisé, Kammgarne, Tuche und **Buckskins** in allen Farben, zu Pelzbezügen, Rotonden, Regenmänteln, Promenadenkostümen, sowie auch zu Herren- und Knabenkostümen geeignet.

Flanelle zu Damen- und Kinder-Kleidern.

Futterflanelle und Kammgarnfutterstoffe

in grosser Auswahl.

Seiden-Peluche, Wollen-Peluche und Astrachan.

Sämmtliche Damen-Confectionen

für die gegenwärtige Saison werden nach den neuesten Modellen und auf **Bestellung prompt und reell ausgeführt.**

J. Holländer,

Riga, Kalksrasse Nr. 9, Riga,

[6]—6. im Hause der Sparkasse.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthsch. Werke.

Mein **landwirthschaftliches Bücherverzeichniss,** 1890 erschienen, **120 Seiten stark,** steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch **seltene** Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

☛ Für eine **vollständige** Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als **I. Preis die Anerkennung I. Grades,** gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

[12]—10.

Die baltischen Provinzen unter der Regierung des Zaren Alexander III.

Die nachstehende kurze Uebersicht über die wichtigsten Regierungsmaßregeln in den Ostseeprovinzen während der Jahre 1881 bis 1894 ist wörtlich der in Riga erscheinenden russischen Zeitung „Rishski Westnik“ (Nr. 233 vom 25. October c.) entnommen. Wir haben unsrerseits im Einzelnen zu dem Artikel, den wir in extenso wiedergeben, nichts zu bemerken. Die Daten sind durchweg richtig. Nur der Passus in der Einleitung, in dem es ganz allgemein heißt, die „sogenannten“ baltischen Privilegien hätten stets die Majestätsklausel enthalten, bedarf einer Einschränkung: die Privilegien der ehstländischen Ritterschaft und der Städte Reval und Riga sind ohne jede Reservation ertheilt und in der Folge bis zu Alexander I. auch stets ohne Reservation bestätigt worden.

* * *

Die baltischen Gouvernements unter der Regierung des Kaisers Alexander III.

Nach Peter d. Gr. wurden gewöhnlich bei jedem Regierungswechsel von den baltischen höheren Ständen Deputirte mit Bitten um Bestätigung der „ostseeprovinziellen“ Rechte und Privilegien an den zur Regierung gelangten Herrscher delegirt. Und jedesmal kehrten sie zurück, ausgerüstet mit auf's Neue verliehenen Gnadenbriefen. Als Peter d. Gr. diese Rechte bestätigte, machte er bekanntlich den Vorbehalt: „doch Uns und Unserer Reiche Hoheit und Rechte ohne Präjudiz und Nachtheil“. Katharina I.,

welche diese Klausel wiederholte, fügte noch hinzu[1]): „soweit sich dieselben auf jetzige Herrschaft und Zeiten appliciren lassen". Unter den folgenden Regierungen bis zum XIX. Jahrhundert wurden diese Klauseln stets wiederholt, in den Gnadenbriefen dieses Jahrhunderts heißt es aber: „sofern sie den allgemeinen Verordnungen und Gesetzen Unseres Reiches conform sind".[2]) So wurde es durchweg bis zum Jahre 1856 gehalten, wo die sogenannten „Privilegien" zum letzten Mal bestätigt worden sind.

Beim Regierungsantritt des in Gott ruhenden Kaisers Alexander III. im Jahre 1881 wurden diese Privilegien nicht bestätigt.*)

---

[1]) Das ist nicht richtig. Auch diese Klausel findet sich bereits in Peters d. Gr. Bestätigung vom 30. September 1710. Vgl. dazu das Protokoll der Conferenz mit Löwenwolde vom 13. Februar 1711.

Die Red. d. Balt. Monatsschr.

[2]) Die Uebersetzung: „sofern sie . . . übereinstimmen" (елико сообразны) ist nicht nur ungenau, sondern auch sinnlos, denn ein Besonderes, das mit dem Allgemeinen übereinstimmte, wäre kein Besonderes mehr. Vgl. O. Müller, die livl. Landesprivilegien pag. 100, Anm. 2.

Die Red. d. Balt. Manatsschr.

*) Anmerkung der Red. der Balt. Mon.

Zum besseren Verständniß des Folgenden wird es nothwendig sein, sich diese Privilegien in's Gedächtniß zurückzurufen. Es mögen daher zuvor einige der wichtigsten einschlägigen Paragraphen der „Vollständigen Gesetzessammlung" (Polnoje Sfobranje Sakonow) im Auszuge hier ihren Platz finden.

Poln. Sfobr. Sak. Nr. 2279 (4. Juli 1710). Insonderheit aber paciscirt die Ritterschaft: 1) Daß im Lande sowol als in allen Städten die bisherzu in Liefland exercirte evangelische Religion secundum tesseram der unveränderten Augsburgischen Confession, und von selbiger Kirchen angenommenen symbolischen Bücher, ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt conserviret, sämmtliche Einwohner im Lande und Städten dabei kräftig und unveränderlich gehandhabet und bei der Administration sowol internorum als externorum ecclesiae von Alters her gewöhnlichen Consistorien und competirenden Jurium patronatus sonder Veränderung ewiglich conserviret werden. 2) Zu welchem Ende Kirchen und Schulen im Lande und in den Städten bei der evangelisch-lutherischen Religion bleiben und erhalten auch retablirt werden sollen, in dem Zustande, als sie in den ruhigsten Zeiten eingerichtet und erbaut gewesen. . . 4) Die Universität in Livland, weil sie mit zureichlichem Einkommen und Gütern fundirt ist, wird beibehalten und allezeit mit tüchtigen Professoren, der evangelisch-lutherischen Religion zugethan, besetzet. . . 6) Nächst Bestellung des wahren Gottesdienstes, beruhet die Grundveste eines Landes auf die Administration der Justiz. Zu welcher die in Liefland nach allen Kreysen gewöhnliche Unter- und Oberinstanzen, aus der Noblesse des Landes, und theils aus andern wohlgeschickten

Am 21. Januar des Jahres 1882 wurde im „Reg.-Anzeiger" gemeldet, daß „in Folge des dem Justizminister durch den Minister der inneren Angelegenheiten mitgetheilten Allerhöchsten Befehls betreffs einer durch einen Senateur in allen Richtungen der staatlichen Verwaltung vorzunehmenden Special-Revision des Livländischen und Kurländischen Gouvernements, und in Folge der allerunterthänigsten Eingabe des Justizministers am 20. Januar die Allerhöchste Genehmigung Sr. Kaiserl. Majestät dazu erfolgt sei, mit der Revision dieser Gouvernements den Senateur Manassein zu betrauen."

Eingebornen, auch sonst meritirten Personen deutscher Nation allzeit ergänzet und bestellet werden. . . 10) In allen Gerichten wird nach livländischen Privilegien, wohleingerichteten alten Gewohnheiten, auch nach dem bekannten liefländischen Ritterrechte, und wo diese deficiren möchten, nach gemeinen deutschen Rechten der landesüblichen Proceßform gemäß . . . decidirt und gesprochen. . . 11) Der Adel und die Eingebornen des Landes haben und genießen vor andern das Recht, zu allen sowol Civil- als Militärchargen employirt zu werden.

Poln. Sfobr. Sak. Nr. 2298. 31) Daß auch sowol in den Ober- als in den Untergerichten keine andere Richter als bishero gewesen, noch bei der Kanzlei oder sonsten einige andere mehr, als die bisherige deutsche Sprache introduciret. . . 6) Im selben Oberlandgerichte als ins Künftige Ihrer Groß Czarischen Maytt. höchste Jurisdiction dieses Herzogthums niemanden gestatten zu präsidiren, als den Ihre Groß Czarische Maytt. zum Regenten oder Generalgouverneurn hier verordnen werden; dabei unterthänigst bittend, dem Lande zur großen Gnade einen Deutschen und evangelischer Religion zugethanen. Generalgouverneurn zu verordnen. . .

Poln. Sfobr. Sak. Nr. 30185. (Confirmationsurkunde vom 17. Februar 1856) Von Gottes Gnaden Wir Alexander II, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen ꝛc., ꝛc. thun hierdurch kund Allen und Jedem, denen solches zu wissen nöthig ist, daß Wir, in Veranlassung des uns von Seiten des livländischen Adels durch dessen Deputirte, den Landrath Baron Vietinghoff und den Landmarschall von Stein, überbrachten, allerunterthänigsten Gesuchs, nicht nur diesen Adel bei allen seinen früheren Rechten, Gewohnheiten, Einrichtungen, Vorzügen und Privilegien Allergnädigst auf derjenigen Grundlage belassen, auf welcher er dieselben kraft Allerhöchster Gnadenbriefe und Ukase Unserer Erhabenen Vorfahren gegenwärtig genießt, sondern auch die während der Regierung Unseres geliebten Vaters seligen und ewig ruhmwürdigen Andenkens des Herrn und Kaisers Nikolaus Pawlowitsch zum Nutzen dieser Provinz erlassenen Verordnungen bestätigen, indem wir dem livländischen Adel gestatten, alle diese Rechte, Privilegien und Vorzüge, sofern sie den allgemeinen Verordnungen und Gesetzen Unseres Reichs conform sind, frei auszuüben, und indem Wir dazu noch mit Unserem Kaiserlichen Worte versichern, daß auf dieser Grundlage alles Erwähnte gewahrt und beibehalten werden wird, ohne die geringste Abänderung durch Uns. Weß zur Urkunde u. s. w.

Diese Revision bildete den Wendepunkt in der Geschichte des Gebiets. Auf das Ehstländische Gouvernement wurde die Revision nicht ausgedehnt, weil der Kaiser während seines Aufenthalts in Hapsal als Thronfolger sich mit diesem Gouvernement schon bekannt gemacht hatte.

Die ersten Anzeichen des Umschwungs zeigten sich schon im Jahre 1883, als an Stelle des Barons Stackelberg M. N. Kapustin zum Curator des Dorpater Lehrbezirks ernannt wurde. Darauf trat im selben Jahre zur Verherrlichung der Feier der geheiligten Krönung unter den Bauern des Ehstländischen Gouvernements eine Bewegung zur Orthodoxie hervor, und auf den allerunterthänigsten Bericht hierüber geruhte der verstorbene Kaiser zu bemerken: „Das ist eine sehr wichtige und beachtenswerthe Bewegung, welche für Mich äußerst tröstlich ist."

Der Revisionsbericht des Senateurs Manassein (im Jahre 1884) bildete die Grundlage zu einer ganzen Reihe radikaler Umformungen in diesem Gebiete. Er legte dar, daß der administrative Mechanismus des Landes verrostet und veraltet sei und den neuen Bedingungen nicht entspreche, die für Rußland seit 1861 Geltung haben; daß die örtlichen Einrichtungen, nachdem sie ihre historische Mission erfüllt, wie jede überlebte Erscheinung, bereits von selbst zerfielen, noch weit vor ihrer formellen Abolition; daß jene historische Gravitation zur Einigung der heterogenen Theile des Staates, die überall im russischen Reiche ihre Arbeit im Laufe der Jahrhunderte auf gewissen, uns unbewußten und für uns unsichtbaren Wegen gegenseitiger geistiger und cultureller Propaganda vollbracht hat und noch vollbringt, im baltischen Gebiet in die Erscheinung zu treten weder vermochte noch vermag, hauptsächlich in Folge unseres hier fehlenden vornehmlichen landschaftlichen, staatlichen und geistigen Einigungsfactors — der russischen Sprache; daß die Bevölkerung zugleich mit der deutschen Cultur sich auch die deutsche Nationalität aneignet; daß wie die Schule, so auch das intellectuelle Leben des Landes genährt sind von einem ablehnenden Verhalten gegen unsere Aufklärung, unsere Einrichtungen, unsere Civilisation, die von einem ihnen fremden Geiste durchweht sind; daß schließlich kein Grund zur Voraussetzung einer örtlichen Initiative auf Beseitigung alles oben Erwähnten vorhanden sei, und daß nur ein autoritativ von außen her gelenkter Gang der Ereignisse zum vorgesteckten Ziele führen könne.

In erster Reihe war augenscheinlich die Reform der Polizeiinstitutionen in Aussicht genommen, da in dem Revisionsbericht auf die besondere Dringlichkeit einer solchen Umgestaltung hingewiesen war. Schon am 27. Februar 1884 erfolgte der Allerhöchste Befehl, die Ausarbeitung eines Projects zur Reform der baltischen Polizeiinstitutionen nach dem Muster der gleichen Institutionen in den übrigen Gouvernements in Angriff zu nehmen.

Der Anfang des Jahres 1885 wurde durch den Allerhöchsten Befehl — vom 28. Februar — gekennzeichnet, daß die Erlernung der russischen Sprache in den Knaben- und Mädchen-Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks für alle obligatorisch sei, und daß Diejenigen, welche das Recht zu öffentlichem oder häuslichem Unterrichten erwerben wollen, einer Prüfung in der russischen Sprache zu unterziehen seien. — Die wichtigste Maßregel dieses Jahres war der Allerhöchste Befehl an den Senat aus Fredensborg in Dänemark vom 14. September über die Führung der officiellen Correspondenz in russischer Sprache. Die moralische Bedeutung dieser Maßregel war eine ungeheure und bildete in besonderer Art eine Epoche in der Entwickelung der russischen Sache. In der Folge erhielt dieses Gesetz durch verschiedene Erklärungen und Ergänzungen eine sehr ausgedehnte Anwendung im Interesse der russischen Sprache, wobei die Sache mit einer bemerkenswerthen Consequenz und Festigkeit geführt wurde.

Im selben Jahre wurden in der „Sammlung der Verordnungen" (Nr. 75) und im „Regierungs-Anzeiger" (Nr. 150) in praktischer und principieller Hinsicht sehr wesentliche Bestimmungen des dirigierenden Senats über die Befreiung der Orthodoxen von den Reallasten zum Besten der lutherischen Kirche veröffentlicht. (In dem Allerhöchst am 14. Mai 1886 bestätigten Gutachten des Minister-Comités wurde dann kategorisch die Erhebung von Lasten jeder Art von Seiten Orthodoxer zum Besten der andersgläubigen Geistlichkeit verboten).

Aber vielleicht als die allerwichtigste Maßregel dieses Jahres muß der Allerhöchste Befehl vom 26. Juli 1885 angesehen werden, nach welchem bei gemischten Ehen vor der Trauung von neuem das Reversal gefordert werden soll, das heißt, das alte Gesetz wiederhergestellt wurde, daß die Kinder aus gemischten Ehen im orthodoxen Glauben erzogen werden müssen.

Endlich wurde im selben Jahre das 1862 aufgehobene Gesetz wiederhergestellt, welches dazu verpflichtet, bei den Archiereien anzufragen, ob nicht

von ihrer Seite Hindernisse vorlägen, die Erlaubniß zum Bau nichtorthodoxer Kirchen zu ertheilen. (Band XII Th. I S. 247).

Große Bedeutung hatte auch der am 28. November dieses Jahres erfolgte Allerhöchste Befehl, die Volksschule in die Verwaltung des Ministers der Volksaufklärung zu übergeben „zum Zweck einer gleichmäßigen Controlle sowol der Lehranstalten als auch des Unterrichts." Dies Gesetz eröffnete die Möglichkeit, eine Reihe von Maßregeln durchzuführen, die einen tiefeingreifenden Einfluß auf die lokale Volksbildung hatten.

Beschlossen wurde das Jahr durch den Allerhöchsten Befehl vom 23. December, betreffend die Bewilligung von je 100000 Rbl. während dreier Jahre zur Ausstattung orthodoxer Kirchen im Lande.

Dann wurde die gesammte höhere Administration des Landes neubesetzt durch die Ernennung des Generalmajors Sinowjew, des Fürsten Schachowskoi und Paschtschenko's zu Gouverneuren, was die Anwesenheit zuverlässiger und erfahrener Vollstrecker des Allerhöchsten Willens auf diesen Posten sicherte.

Das Jahr 1886 wurde durch die am 10. Februar Allerhöchst bestätigten „Regeln für die Zwangsenteignung privaten Immobilienbesitzes zum Besten orthodoxer Kirchen, Kirchhöfe und Schulen in den Ostseegouvernements" inaugurirt. Dies Gesetz entsprach dem praktischen Bedürfniß, das sich bei der Einrichtung des ganzen orthodoxen Kirchenwesens herausgestellt hatte.

Zu Anfang des Jahres wurden auch im Justizministerium die Arbeiten für das Project einer Justizreform begonnen, die voraussichtlich 2—3 Jahre in Anspruch nehmen konnten. Daher erfolgte bereits am 3. Juni ein Allerhöchster Befehl über die Einführung einiger zeitweiligen Maßregeln, welche die procuratorische Aufsicht über die Thätigkeit der alten Gerichtsinstitutionen verstärkten und eine gewisse Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren herbeiführten. Diese Maßregel hatte bei einem überaus glücklich getroffenen Bestand der Glieder der Procuratur eine im höchsten Grade wichtige, wenn auch vorübergehende Bedeutung und dokumentirte die Tiefe der Absichten des Gesetzgebers.

Ein Ereigniß von hervorragender moralischer Bedeutung war in diesem Jahre der Besuch aller drei Ostseegouvernements durch den Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch, sowie die Worte, welche er in Gegenwart der

Vertreter der Intelligenz des Landes, der Edelleute, der Städter und der Universität, wo diese Intelligenz im Geiste der Entfremdung von Rußland erzogen wurde, aussprach: „Bei der örtlichen Intelligenz, sagte der Großfürst, herrschen Zweifel über die Beharrlichkeit in den Maßnahmen zur Vereinigung des baltischen Grenzgebietes mit unserem gemeinsamen theuren Vaterlande. Ich kann Ihnen erklären, daß alle solche Maßnahmen nach dem unbeugsamen Willen unseres Selbstherrschers angewandt werden und fest und unentwegt angewandt werden sollen."

Durch diese Worte wurde der Selbstherrscherische Wille mit der Giltigkeit einer Vollmacht verkündet, die auch nicht den Schatten eines Zweifels an ihrer Kraft zuließ, und zudem mit vollständiger Klarheit, die keinerlei Deutungen Raum gab. Für die russischen Männer sind diese Worte wie ein Leuchtthurm, sie erleuchteten den weiteren Weg. Plötzlich erschienen Glanz, Bezauberung und Kräfte. Kühner und resoluter wurden die Bewegungen des russischen Sinnes, des russischen Gefühls. . .

Im Jahre 1887 wurden einige wesentliche Maßnahmen im Ressort der Volksaufklärung durchgeführt, wobei die Organisation der Stadtschulen besonders erfolgreich von Statten ging. Am 26. Mai wurde das Gesetz über die Constituirung der Volksschulinspection Allerhöchst bestätigt; es wurden die Aemter eines Directors und der Inspectoren der Volksschulen creirt. Einige Tage zuvor erfolgte am 10. April die Allerhöchste Bestätigung des Gutachtens des Minister-Comité's über die Einführung der russischen Unterrichtssprache für alle Lehrfächer in sämmtlichen mittleren Knabenlehranstalten des Dorpater Lehrbezirks.

Im selben Jahre gab Se. Majestät durch einen Vermerk auf dem Verwaltungsbericht des Kurländischen Gouverneurs Seinen Wunsch zu erkennen, aus Eignen Mitteln für den Umbau der Mitauschen Kirche 30,000 Rbl. herzugeben.

Im Jahre 1888 trat eine der wichtigsten Reformen ins Leben — die der Polizei. Am 9. Juni unterzeichnete der Kaiser dies Gesetz. Erst von diesem Zeitpunkt ab bekam die Regierungsgewalt genügend Werkzeuge zum Handeln in die Hand und konnte mit dem gehörigen Nachdruck in die Erscheinung treten.

In demselben Jahre that der verewigte Herrscher viel für orthodoxe Kirchen, beschenkte sie mit kostbaren Priestergewändern und befahl der Jewesschen Abtheilung der Baltischen Bratstwo 30,700 Rbl. zu überweisen. Am 19. Juni erfolgte die Feier der Einweihung der Jacobstädtischen Heiligen-Geist-Kirche, zu welcher Gelegenheit Se. Majestät nachstehendes Telegramm übersandte: „Die Kaiserin und Ich freuen Uns aufrichtig, daß die Jacobstädtische rechtgläubige Kirche durch die Bemühungen und den Eifer der orthodoxen Bratstwo erneuert und eingeweiht wurde. Wir freuen Uns auch für die rechtgläubige Bevölkerung, welche ihr Heiligthum wiedergewonnen hat. Herzlich beglückwünschen Wir alle." Die tiefe moralische Bedeutung dieser gnädigen Zarischen Worte ist jedem verständlich.

Im selben Jahre genehmigte der Kaiser eine allörtliche Sammlung im Reiche für die Erbauung einer orthodoxen Kathedrale in Reval; die Sammlung wurde bekanntlich von einem ungeheuren Erfolge gekrönt.

Endlich ist es zur Charakteristik des erhabenen Gedankenganges des Kaisers nicht überflüssig, dessen zu gedenken, daß durch Ihn am 12. October das Gutachten des Minister-Comité's bestätigt wurde, durch welches einem gewesenen Lehrer außer der Regel eine Pension bewilligt wurde unter Anderem auch „für Verdienste um die Befestigung des russischen Elements im baltischen Gebiet."

„Das Jahr 1889 brachte eine gewaltige Umwälzung im Leben des Landes, denn am 9. Juli unterzeichnete Se. Majestät in Peterhof den Ukas an den dirigierenden Senat über die Einführung der Gerichtsinstitutionen Kaiser Alexander II. im Livländischen, Ehstländischen und Kurländischen Gouvernement und über die Reform der bäuerlichen Institutionen.

Diese Reform, bemerkenswerth reif durchdacht, wurde mit solcher Schlüssigkeit und Vollständigkeit durchgeführt, daß sie für lange ein Muster gesetzgeberischer und administrativer Kunst bleiben wird; gleichwie ihr allgemeiner Plan, so wurden auch die Details so sorgfältig und mit solcher Kenntniß aller örtlichen Verhältnisse ausgearbeitet, daß schon im ersten Jahrfünft der Wirksamkeit der neuen Organisation,

sowol die Bevölkerung sich an die Gerichtsbehörden, als auch letztere sich an die Bevölkerung gewöhnt haben.

Am 9. November desselben Jahres unterzeichnete Se. Majestät in Gatschino den Namentlichen Ukas an den dirigierenden Senat, mittelst dessen Er es für gut erachtete, die russische Sprache in die städtischen Communalverwaltungen einzuführen. Obgleich dies Gesetz praktisch keine besonders durchdringende Bedeutung erlangte und den Geist dieser Institutionen nicht umänderte, so enthielt es in jenem Moment doch gleichsam den principiellen Hinweis auf die Nothwendigkeit der Herrschaft der russischen Sprache auch in der Sphäre der Selbstverwaltung.

Im Lehrfach bestätigte Se. Majestät in diesem Jahre am 4. Februar die Reform der juristischen Fakultät der Dorpater Universität im Sinne der russischen Interessen, was gleichsam die erste Bresche bildete, wenn es auch in Wirklichkeit eine logische Folge einerseits der Justizreform, andererseits der Einführung der russischen Unterrichtssprache in den Gymnasien war.

Im selben Jahre am 23. Mai bestätigte Se. Majestät das höchst wichtige Gesetz über die Einführung der russischen Unterrichtssprache auch in den Privatlehranstalten des Dorpater Lehrbezirks. Dieser Allerhöchste Befehl machte den zahlreichen Umgehungen des Gesetzes über die Einführung der russischen Sprache in den Lehranstalten ein Ende, von denen viele in Privatschulen umgewandelt wurden, um die frühere Unterrichtssprache zu bewahren.

Das Jahr 1890 brachte dem Lande die Fortsetzung der Regierungsmaßregeln zur Russificirung der Schule. Am 28. Mai erfolgte die Verfügung über die Einführung der russischen Unterrichtssprache in den Mädchenschulen des Lehrbezirks. Am 26. October verfügte der Minister-Comité, unnachsichtlich darüber zu wachen, daß den Volksschulen die Nutzung der Ländereien nicht entzogen werde, auf welche sie ein Recht haben.

In diesem Jahr wohnte Se. Majestät der Grundsteinlegung zweier orthodoxer Kirchen in Ehstland bei und es wurde befohlen, zum Bau orthodoxer Kirchen im Lande je 70,000 Rbl. auf 6 Jahre zu assigniren.

Es folgte die Zuzählung des Rigaschen Bischofs Arssenij zum Orden des H. Wladimir durch Se. Majestät „für besondere Oberhirten-Fürsorge und Mühewaltung um die Befestigung Rechtgläubiger fremden Stammes im örtlichen Gebiet im heil. orthodoxen Glauben."

Im Jahre 1891 beschenkte S. Majestät von Neuem einige orthodoxe Kirchen mit kostbaren Meßgewändern.

Eine großartige billigende Bedeutung hatte der der Baltischen Bratstwo eröffnete Allerhöchste Dank Se. Majestät für das sympathische Verhalten der Bratstwo zur Sache der Pflanzung russischer Bildung inmitten der Bevölkerung des Baltischen Gebiets. Diese Worte enthielten einen klaren Aufruf des Herrschers selbst — für die Pflanzung russischer Bildung hier zu arbeiten. Schon das allein, daß eine solche Arbeit als den Allerhöchsten Dank verdienend erklärt ward, zeigt, wie tief der Herrscher die Nothwendigkeit von Culturpflanzungen hieselbst empfand, und in erster Linie von russischer Bildung.

Im April verfügte Se. Majestät, mit ungeschwächter Energie die Entwicklung der Orthodoxie im Lande verfolgend, die Expropriation des Muttergottesberges zu Püchtitz (im Ehstländ. Gouv.) und legte damit den Grund zur Schaffung des ersten Klosters in jenem Gouvernement und des zweiten im Gebiet.

Am 11. Juli c. verfügte Se. Majestät die Bewilligung von Subsidien an die russischen Vereine im Lande".

Im Jahre 1892 wurde die Reform des Schulwesens energisch fortgesetzt und es kam eine Reihe von Maßregeln zur Vollendung des allgemeinen Planes zu stande: die russische Sprache wurde auch in die Seemannsschulen eingeführt, es wurde der zweite Posten eines Direktors der Volksschulen errichtet, es wurde der Bestand der Schulverwaltung durch viele neue Kräfte vervollständigt und es wurden einige Maßregeln ausgearbeitet, welche in den folgenden Jahren perfekt wurden.

Am 8. Juli des Jahres 1893 erfolgte der Allerhöchste Ukas an den Senat über die Expropriation des Baugrundes für die orthodoxe Kathedrale in Reval, nämlich auf dem Dom. Se. Majestät fuhr fort, der örtlichen Orthodoxie seine Aufmerksamkeit zu schenken. Auf dem Ihm vorgelegten Bericht über die Einweihung einer Kirche in Narwa, für die Er 5000 Rubel gespendet hatte, vermerkte Se. Majestät: „Ich freue mich herzlich"; auf dem Bericht über die Grundsteinlegung der Kathedrale in Reval vermerkte Er: „Ich freue mich aufrichtig darüber."

In der Sphäre des Unterrichts hatte eine wichtige Bedeutung die Ernennung des Herrn Budilowitsch zum Rektor der Dorpater Universität; wesentlich von diesem Momente an ist eben die neue Aera dieser Universität zu rechnen.

Der in demselben Jahre erfolgte Allerhöchste Befehl über die Umbenennung Dorpats in Jurjew war ein Ereigniß von ungeheurer moralischer und historischer Bedeutung und zeigt unter Anderem die Tiefe der Auffassung des verewigten unvergeßlichen Kaisers.

Eine große administrative Bedeutung hatte die Aufhebung „der Commissionen für Bauersachen" und ihre Umwandlung in „Gouvernements-Bauer-Sessionen."

Auf denselben tiefen Scharfblick des Herrschers deutet auch der Allerhöchste Befehl über die Berufung des X. archäologischen Kongresses im Jahre 1896 nach Riga.

Eine allgemeinstaatliche Bedeutung hatte die Grundsteinlegung des Libauer Kriegshafens am 12. August in Gegenwart des Kaisers selbst, der bei dieser Gelegenheit Libau besuchte und mit dem Empfange höchst zufrieden war.

Das Jahr 1894 — das letzte Lebensjahr des verewigten Kaisers — ist durch zwei wichtige Allerhöchste Befehle gekennzeichnet, von denen einer die äußeren Abzeichen des Corporationswesens an der Jurjewschen Universität beseitigte, der andere für die dortigen Studenten die gemeinrussische Studentenuniform einführte.

Gleichsam ein Vermächtniß des Kaisers war nachstehender Vermerk auf dem Bericht über die fruchtbare Thätigkeit der Baltischen Bratstwo im verflossenen Decennium: „Gebe Gott, daß auch fernerhin die Sache der Orthodoxie mit solchem Erfolge geführt werde." Das waren die letzten Worte des unvergeßlichen Kaisers in Beziehung auf unser Gebiet.

* * *

Die hier aufgezählten Befehle des hochseligen Kaisers umfassen lange nicht Alles, was von Ihm in's Werk gesetzt und geplant worden ist. Wenn man indessen in Betracht zieht, daß diese ganze Arbeit in weniger als zehn Jahren geleistet worden ist — denn sie begannen erst im Jahre 1885 — so läßt sich nicht übersehen, daß in der Person Alexander III. dem Russischen Lande ein hellstrahlendes Zeichen göttlicher Leitung unserer Schicksale erschienen war. Gesegnet sei sein Andenken!

(Unterzeichnet:) Ja. L.

Sommermorgen.

Frau Sonne sitzt an gold'nem Rocken
Und webt am Strahlenkleid geschwind,
Und durch des Waldes krause Locken
Geht flüsternd leichter Morgenwind.

Horch' Lerchenschlag und Liederschwellen,
Auf Baum und Blatt ein farbig Sprüh'n,
Und murmelnd rauscht in weichen Wellen
Des jungen Roggens lichtes Grün.

Von Kraft und Jugend welche Fülle,
Welch' Leben, andachtsvoll bewegt, —
Wer hat dir, Heimath, diese stille
Gewalt'ge Weihe aufgeprägt?

Ich habe schlaflos bis zum Morgen
Gelegen in der letzten Nacht
Und deinen Kämpfen, deinen Sorgen,
Bedrückter Seele nachgedacht.

Wo sind nun Kummer und Beschwerde
Im Wonneglanze deiner Au'n! . . .
O Livland, theure Muttererde,
Lehr' deinem Genius mich vertrau'n.

Alexander Freiherr von Mengden.

Propst Glücks Berichte aus Marienburg

an den Generalgouverneuren Grafen Dahlberg vom Jahre 1701.

Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun.

(Schluß.)

Marienburg, 22. Jan. 1701.

Gott hat's aus Gnaden gefüget, daß bei Anherokunft des Herrn Obristen Schlippenbachs mit seinen Leuten, davon doch einige im Antzenschen geblieben, wie auch des H. Obristlieutn. Romanowitschens mit 200 Mann und des H. Obristlieutn. Brandtens mit 150 Mann, auch ich aus meiner Flucht habe wieder zu meiner Gemeine kehren können. Drei oder 4 Tage nach meiner damaligen Verbergung im Sagnitzschen haben sich die Schnapphähne, 300 Mann stark, allhier zu Marienburg eingestellet und das Schloß und Pastorat zwar nicht verbrannt, aber doch gänzlich geplündert und ruiniret. Das Getreide, welches sie nicht angerühret, haben hernach die Bauren nachgefeget. Das Schloßgetreide aber ist meist behalten blieben. Ueber 40 Kinder und viel Bauren, männl. und weibl. Geschlechtes sind von denen Räubern mitweggeführet worden. Darauf ist zwar nun, Gott Lob! (aber schon nach erlittener Panolethrie) die Ankunft obbemeldter Truppen geschehen. Jedennoch sind vor einigen Tagen 200 Mann derer russischen Kundschafter und Sischen abermal so kühn gewesen und haben 3 Meilen von hier im Iggritschen auf der polnisch-livländischen Grenze meinen Beijenhoffschen Schulmeister, der dorthin wegen der entlegenen Bauerkinder gesetzet war, nebst seinem Weibe, auch einen deutschen Dreher und 7 Stücke andere, Kleine und Große, entführet. Diese und dergleichen Gefahren lassen fast weder Tag noch Nacht ruhig

sein. Die Grenzbauren des Beijenhoffschen und fast halben Schloßgebietes haben sich im Walde und sonsten versteckt aus Furcht vor den einfallenden Rotten .... 2c.

* * *

In den nächsten Monaten war's um Marienburg still. Glücks Correspondenzen[1]) an Graf Dahlberg enthalten bloß Nachrichten über Bewegung und Ansammlung der feindlichen Truppen jenseits der Grenze mit zum Theil sehr übertriebenen Zahlenangaben, von denen übrigens Glück selbst glaubte, „es werde der so groß beschrienen Menge noch ein vieles an Mannschaft, noch mehr aber am Herz ermangeln". Glück erhielt seine Nachrichten ganz im Geheimen aus Marienhausen in Polnisch-Livland von einem ihm befreundeten Lieutenant Przybo-rowsky. Man wandte dabei die größte Vorsicht an, der polnische Freund unterschrieb sich stets mit dem Pseudonym „der begrünte Platz", und die Briefe wurden durch einen zuverlässigen Kundschafter, einen, wie Glück sagt, „allhier durch Gottes Gnade zu unserer Religion gebrachten", geborenen Russen Griszko hinüber- und herübergetragen. Diese Correspondenz hatte jedoch bald ein unfreiwilliges Ende, während die feindlichen Einfälle auf's neue begannen. So werden Glücks Berichte vom Ende Juli an wieder häufiger und inhaltsreicher, denn viel hat er zu melden.

* * *

Marienburg, 20. Juli 1701.

[Dankt für den durch Dahlberg ihm zugesandten Bericht[2]) über den Sieg auf der Spilwe] .... Dabei eröffne recht in Wehmuth, daß unsere Correspondence nach Polnisch-Livland einen tragicum exitum auf jener Seite gehabt. Denn was der eine Freund schrieb, daß schon etliche 100 Russen nach ihm commandiret worden, solches ist dennoch darauf bewerkstelliget und haben selbe vorerst den Holzschreiber von Lipna Johann Preiß, welcher unser treuer Corycaeus und noch 4 Tage vorhero heimlich hier war, auch von hiesigem Schlosse mit etwas Salz beschenket und mit 2 Dragonern bis an die Grenze zurück begleitet wurde, nebst Frau und Kindern um solcher Correspondence willen fortgeführet. Der H. Lieut. Przyborowsky, dem es auch gelten sollte, hat davon noch zeitig Kunde erhalten und sich mit Verlassung all des seinigen davon gemachet. Vor wenigen Tagen geschahe 4 Meilen von hinnen zu Lettin, einem unter die

---

[1]) Aus dieser Zeit liegen 4 Briefe vor: vom 9. März, 4. Mai (mit Einlage von Przyborowsky vom 11. Mai n. St.), 22. Juni, 13. Juli.

[2]) Notification Dahlbergs an die Pröbste, dat. 17. Juli 1701. Missivregistr. des Gen.-Gouv. Die Schlacht auf der Spilwe fand am 9. Juli statt.

Marienburgische Starostei fortirenden Gute, ein Einfall von 300 Schnapphähnen, welche von selbem Hofe 90 Stück Hornviehes nebst vielem Bauervieh geraubet und fortgebracht; das Viehweib ist mit Spießen durchstochen und bei 15 Personen mitfortgebracht. Es wurde zwar darauf einige Mannschaft nachcommandiret, konnte aber durch so große Morasten ihnen nicht nachkommen, weniger sie ereilen. Am Donnerstage gegen Abend brach der H. Obriste Schlippenbach von hinnen mit seinen Truppen auf; doch sind ein paar hundert hier gelassen, die Grenzposten zu besetzen und auch eine Compagnie Infanterie im Schlosse geblieben. Die Landmilice allhier, weil nun die höchste Arbeitszeit auf den Höfen obhanden, ist nur von jedem Orte auf die Hälfte entboten und wird auch auf der Grenze Wache halten . . . . . Ein vor etlichen Tagen eingebrachter gefangener Russe bekräftigete zwar auch vormals berichtete volkreiche Anzahl der zu Petschur sich sammelnden Truppen. Aber wo Schwert des Herrn und Gideon ist, da preiset Gott seine Macht, wenn ganze Myriaden vor kleinen Häuflein fallen müssen . . . . ꝛc.

Marienburg. 3. August 1701.

Bishero finds nur immer Dräuungen aus Rußland gewesen und solche Nachrichten, die zwar von vielen Einbrüchen gemeldet, aber doch noch keinen Effect durch Gottes Gnade gehabt. Vor etlichen Tagen aber ward es einigermaßen Ernst, da in der Beijenhoffschen Gegend, allwo die Wege zwar verhauen sind, sich dennoch eine mit regulirten Truppen vermengte Schnapphähne-Partei, sämmtlich zu Fuße, etwa 300 Mann stark, durch einen sonst im Herbst und Vorjahr inpassablen Morast gearbeitet und die alldortige Wacht, bestehend in 40 Mann von der Landmilice und 12 Dragonern überfallen. Weil sie nun nicht von vorne, sondern durch einen Umweg von hinten und also ganz unversehens auf sie ankamen, so war es kein Wunder, daß alles in höchster Confusion entspringen und sich im Walde salviren mußte, so gut ein jeder vermochte. Einige von unsern Bauren sind niedergemachet, einige gefangen; die Zahl aber ist noch unbewußt, weil sie nur einzeln nach ihren Häusern geflohen. Morgen wills Gott wird in der Kirche von denen Wirthen zu erfragen sein, wie viel in denen Gesindern vermisset werden. Der Capitain Foß hat sein Pferd und Camisol gemisset, einige andere Dragonerpferde sollen auch weg und 2 Corporals gefangen sein. Hätten die Bauren etwas ander Gewehr, als nur ihre Spieße, so sollten sie hoffentlich noch etwas standhafter sein. In dieser

Nacht wurde wieder Lärmen geschlagen und kam Nachricht, daß der Feind von der Iggrisschen Seite 3000 stark einbrechen wollte und groß Geschütz bei sich hätte. Nun aber hat sich's etwas wieder gestillet. Dies wird nun wohl immer so fort währen, bis der höchste Gott die siegreichen Waffen unsers allergnäd. Königs wird auch an diese Oerter bringen und dem Feinde dero Nachdruck empfinden lassen. Vor 8 Tagen fiel ein Thurm an der Festung danieder und machte an der Pforte eine große Oeffnung; doch ist's wohl, daß noch hinter selben runden Thurme, darein die erste Pforte war, noch ein anderer viereckigter Thurm stehet, der die anderen 2 Pforten in sich hält. Die Arbeiter, die sonst den Wall aufzuführen beschäftig waren, haben nun genung zu thun, die zerfallenen Stücken des Thurms aus dem Wege zu räumen. Dazu hat das eine Theil in der Niederfallung auch dem neuen Walle ziemlichen Schaden gethan, so nun auch repariret wird. Der Name des Herrn sei unser und des ganzen Landes fester Thurm und Schloß . . . . ꝛc.

Marienburg, 16. August 1701.

Dieses Blatt ertheilet Ew. Hochgr. Exc. abermal Bericht von dem Zustande hiesiger Revieren, allwo nunmehro leider die Gefahr täglich, ja stündlich immer größer wird. Am 12. August geschahe 7 viertel Weges von hinnen ein Einfall vom Feinde im Fiandenschen (H. Ass. Ceumerns Gute), allwo etliche Gesinder ruiniret, Menschen und Viehe weggetrieben wurden. Da hievon an den Capitain Linten, der noch mit einiger Mannschaft ohnweit Semershof stund, Kundschaft gegeben wurde, machete er sich mit etwa 25 Mann zu Pferde auf und eilete dahin. Der Feind aber wurde 4 bis 500 Mann zu Fuße befunden, der im Walde desto mehr Herz hatte sich zu wehren. Darüber waren die unserigen unglücklich, daß der Capitain selber ziemlich gefährlich in die Seite blessiret, ein Cornet und Feldwebel daneben, der eine durch den Hals geschossen und der andere ohne Zweifel mit einer eckigten Kugel eine Spaltung des Schenkels bis auf den Knochen erlitten. Doch ist sonst keiner auf der Stelle geblieben; auch ist der Feind mit alle dem Raube impune ohne Verlierung eines Mannes durch gekommen; dies geschahe den 12. In dieser Nacht wurde das Spiel noch ärger, indem im Beijenhoffschen, da die Landmilice 90 Mann stark Wache hielt, selbe am Abend gegen Sonnenuntergang überfallen wurde. Die Bauren sind alsofort beim ersten Anblick des Feindes in Busch gesprungen; ein paar Officirer, die noch

Pferde hatten, kamen mit dem späten Abende ohne Sattel und Gewehr anhero, wußten nicht mehr zu sagen, als daß die Russen, etliche 100 Mann stark, sie gesuchet zu umzingeln, darauf habe sich ein jeglicher aufs Laufen begeben; der Capitain Foß hat abermal sein Pferd verloren; es muß ein wunderliches Wachthalten sein, da man die Pferde absattelt und so weit von sich grasen lässet, daß man sie in Zeit der Noth nicht einmal habhaft werden kann. Dies hat in das ganze Gebiet ein großes Schrecken gebracht, daß auch alle Arbeiter von allen Höfen entgangen und alle Bauren sich in die Wälder retiriret. Heute frühe wurde der Feind durch den Goldbeckschen Verwalter recognosciret und befunden, daß der gethane Schade nicht eben so gar groß sei, weil die Menschen alle bei Zeiten vor ihm geflohen und hat er nur aus ein paar Gesindern das Vieh weggetrieben und sich wieder in sein Land gewendet. Wie es nun weiter werde hergehen, sei Gott heimgestellet. Es hat der H. Obriste Schlippenbach die regulirten Truppen, welche vorhero die Landmilice auf ihren Posten mit einiger Anzahl bedeckten, nun von dieser Grenzseite ab und etwas näher zu sich gezogen, wovon er ohne Zweifel wird höhere Ordre oder doch wichtige Ursachen haben. Aber wieviel man sich noch zur Zeit auf Bauren zu verlassen habe, ist nun kurzens 2 Mal nach einander kund worden. Es ist wohlbesagtem H. Obristen dieses auch cito kundgemacht; vielleicht erlässet er noch einige Mannschaft von sich zur Beschirmung hiesiger Grenzen, sonst wird das ganze Kirchspiel, ob auch gleich die Festung behalten bleibet, in wenig Tagen öde werden ..... 2c.

Marienburg, 23. Aug. 1701.

Was ich mit letzterer Post wegen Einfalls der Russen gemeldet, davon hat der gestrige Tag mir leider abermal neue Materie ertheilet, voritzo Ew. Hochgr. Exc. zu hinterbringen, daß ehegestern an der Goldbeckschen Seite ebendergleichen passiret sei. Es war der Lieutn. Eberhausen in selbe Gegend commandiret, weil schon durch die Bauren einige Kundschaft einlief. Dies machete das arme Bauervolk, die sonst ihre Retirade in die Wälder genommen haben, so sicher, daß, weil sie unsere Truppen sahen, sie auch einmal unter dero Beschirmung mit ihrem Viehe in ihren Gesindern schlafen wollten. Es bekam ihnen aber nicht wohl. Des Morgens recht frühe kam derselbe Schwarm an und sendete etwa 40 Schnapphähne zu recognosciren voraus; das Corpus aber hielt sich im Walde zurücke. Da nun die ersten unsere Milice vernahmen, daß dero nur etwa 20 Mann

waren, wichen sie zurücke und alsofort brachen die anderen herfür, bestehend in etwa 4 bis 500 Mann, roth, grün und blau gekleidet, meistens zu Fuße und suchete die unsrigen zu umringen, welche endlich mit Verlust 4 Mann, welche gefangen worden, entkamen und der fünfte ist tödtlich blessiret, auch ist einiges Gewehr und Pferde verloren gegangen. Darauf ists aufs Rauben gegangen. Der Schloßbauer Deggun ist ganz runirt, doch brennet der Feind nirgend mehr; 2 Menschen sind erschlagen, die übrigen nebst allem Viehe gefangen weggebracht. Heute ist eine Zeitung erhalten, daß an der andern Seite des Schloßgebiets bei dem Bauer Salne ein Einfall geschehen und viel Viehe weggetrieben worden. Dahin ist eine etwas stärkere Partei gegangen, die der Capitain Tolkus commandiret; was sie ausrichten werde, bleibet künftiger Relation anheim. Solche Proceduren des Feindes haben große Consternation ins Kirchspiel gebracht, daß das ganze Schloßgebiet aus den Gesindern entwichen und weder die Roggensaat, noch Erndte, noch Dreschen abgewartet wird. Gott wolle es ändern! . . . . . 2c.

P. S. Recht itzo kommet ein Entsatz von finnischen Reutern zu uns. Gott sei davor gelobet.

Marienburg, 31. Aug 1701.

Was meine Feder mit letzterer Post wegen eines Entsatzes meldete, der uns wider die Einfälle unserer Feinde zu bedecken angekommen, darin fahre itzo fort zu berichten, daß selber in 100 Mann finnischer Reuter bestehe, welche der Rittmeister Rehbinder[1]) commandiret. Es lassen diese recht gute Leute sich's ein Ernst sein, uns in denen Gefahren mit Hülfe zu secundiren, weswegen sie denn mit Zuziehung einiger Infanterie aus hiesiger Guarnison schon eine starke Partei nach den Grenzen gethan. Der Feind aber hat nicht Stand gehalten, sondern sich zurücke gezogen und auf seine eigene Grenze gelagert, um sich mit Fußvolke noch mehr, wie man saget, zu verstärken. Das Bauervolk will dahero noch nicht trauen und bleibet noch beständig mit seiner Habseligkeit im Walde, wodurch dero Oeconomie großer Schade zuwächset. Kann aber noch dato nicht wohl anders sein . . . . . 2c.

---

[1]) M. J. Rehbinder.

Marienburg, 7. Sepr. 1701.

Meine Schuldigkeit fähret fort von hinnen Ew. Hochgr. Exc. getreulichst zu berichten, daß vor 5 Tagen durch den Einfall der Circaßen [Tscherkassen] im Neuhoffschen und Laizenschen Gebietern ein größerer Schade geschehen, als bishero durch die anderen Einfälle noch nie in diesem Kirchspiele verübet worden. Ich habe vor wenig Stunden darob einen Kirchenvorsteher selber Gegend, Namens Kakkit, vernommen; selber berichtet, daß aus seinen Gesinde 21 Personen und alles Vieh weggebracht sind, aus anderen Gesinden, wo die Menschen zu Hause gewesen, sind sie zu zehn, minder oder mehr ergriffen; die ganze Summe an Menschen schätzet er auf 150 und eine sehr große Menge Viehes. Nun ist durch das ganze Kirchspiel fast keine Seele mehr zu Hause, sondern alles hat sich in Wald retiriret. Wir sind unterschiedlich gewarnet, daß es in dieser Woche uns gelten würde; dahero ward die Consternation im Schloßgebiete so viel größer, ein jeder trug sich mit der Zeitung, daß wir an drei Seiten zugleich angegriffen werden. Gott aber hat's noch dato verhütet. In dieser Nacht, ohngefähr um 1 Uhr, brachte unsere Wache von der Landmilice, die beim Hakelwerk stehet, einen russischen Kriegsmann gefänglich ein, den sie ohnweit des großen Kruges bei Mondschein erblicket hatte. Der Kerl war wohl gekleidet, hatte eine schöne Flinte, Patrontasche wohlgefüllet und noch dazu viel, meistens eckigte, bleierne Kugeln und Pulver in seinen Schiebsack, auch über 6 Bogen zusammengelegtes Schreibpapier bei sich, welches er zu Patronen seinem Vorgeben nach mitgenommen. Selber sagte aus: er sei aus dem Scharmützel entronnen, welchen 2 Tage vorhero 4000 der ihrigen Dragoner untern Commando 4 Obristen mit denen unsrigen gehabt.[1]) Den Ort wußte er mit Namen nicht zu nennen, der periphrastischen Beschreibung nach aber wird es wohl Rauge sein. Er sprach weiter: die unserigen hätten obgelegen, weil sie Stücke bei sich gehabt, die sie mit Schrot [d. h. Kartätschen] geladen und viel Schaden gethan; sein Pferd sei ihm anfänglich geschossen, dahero er in den Wald entsprungen und habe wollen nach seinen Grenzen gehen, habe aber geirret

[1]) Es war das Treffen bei Rauge am 5. Sept., das gleichzeitig mit denen bei Kaseritz und Rappin stattfand. Die Größenangabe der russ. Truppen ist annähernd richtig; nach Scheremetjews Feldzugsjournal [Materialien d. kriegswiss. Archivs (Pbg. 1871 russ.) p. 77] waren abkommandirt: nach Rauge Korsakow mit 3717 M., nach Kaseritz Oberst Aigustow mit 5260 M. und nach Rappin Scheremetjews Sohn mit 11042 M.

und sei hierher gekommen. . . . . .[1]) Dies war ohngefähr seine Aussage in dieser Nacht und weil ich selber im Schlosse zu übernachten pflege, so examinirte ich ihn auch selber und bedräuete ihn hart im Fall ein einges Wort würde falsch und unwahr geredet sein oder noch geredet werden, so sei er in unsern Händen und sollte ihm sehr übel ergehen; er aber betheuerte es, man möchte ihm ein Glied vom andern nehmen, wenn nicht alles die pur lautere Wahrheit sei . . . ꝛc.

Marienburg, 13. Sept. 1701.

. . . Muß leider abermal einen unglücklichen Streich berichten, welcher hiesigen Grenzorten und zwar im Lettinschen vor 3 Tagen von denen Schnapphähnen versetzet worden; dies ist der Hof, welcher 4 Meilen von hinnen recht an der Peddits an der polnisch-livländischen Grenze lieget [wohl Neu-Annenhof], allwo vor einiger Zeit auch ein Einfall geschahe und vom Hofe allein über 90 Stücke Viehes weggetrieben wurden. Hieselbst hatte vor dieses Mal der vormalige Kalnemoisesche Amtmann, itziger Capitain Meybohm mit der Landmilice die Wache und hatte in einem Dorfe einen gar vortheilhaften Morast vor sich, wurde auch von des Feindes Ankunft vorhero benachrichtiget. Darauf, da sie ankamen, ging er fort, ist auch nicht hierhergekommen, sondern wie man saget, seiner Frauen ins Lemburgsche nachgezogen; die Soldaten haben sich auch zerstreuet. Darauf hat der Feind, etwa 300 stark, den Hof und alle dessen Gebäude bis auf den Grund mit allem ausgedroschenen Roggen verbrannt, daß die Malzriege allein stehen geblieben; auch hat er die Roggengubben auf dem Felde angezündet und 4 Dörfer geplündert und verbrannt. An Menschen sind 12 Stücke weggeführet, an Pferden 8 Arbeiterpferde, die im Hofe ergriffen und in denen Gesindern ist kein Pferd behalten blieben, das Viehe aus denen Bauerdörfern ohngerechnet. Also werden wir gnäd. Herr, weggelesen wie die Hühner oder wie die Schweine aus dem Maststalle — ich brauche der Bauren wehklagendes Gleichnis hierüber —, da einem nach dem andern die Kehle abgestochen wird. Der höchste Gott wolle es ändern!

---

[1]) Der Mann berichtete auch noch über die Zahl der bei Petschur und Pleskau stehenden russ. Truppen, die er annähernd richtig auf 20000 M. (vgl. oben in der Einleitung), während er die Zahl der zwischen Pleskau und Nowgorod stehenden viel zu hoch auf 100000 M. angab. Solche übertriebene Angaben wurden aber leicht geglaubt und sind vielfach in überlieferte Berichte übernommen worden.

Zwar in der Festung stehet, Gott Lob! es noch ziemlich wohl und wird fleißig gearbeitet, ohne daß uns nur Stücke mangeln. Außerhalb aber wird zwar von der Cavallerie auch patrouilliret, aber ihr Corpus hält sich doch nur ohnweit von der Festung auf; dahero geschieht's, daß wenn auch Zeitung vom Feinde einläuft, er doch nimmer kann ereilet werden, sondern ehe man hinkommt, er allzeit wieder mit unsern großen Schaden zurücke ist. Auch hanget dies daran, daß weil die Grenzposten nicht bedecket werden, daß (!) kein Bauer sich erkühnet, aus dem Walde herauszukommen; die betrübten Exempel haben sie so schüchtern gemachet, und geschiehet rings herum keinerlei Arbeit zureichlich. Auch kommt kein Proviant in die Festung, daß der Mangel einbrechen dürfte von allem, ehe es jemand glauben sollte; denn was in der Nähe ist wird verzehret und das Weite wird nicht geerndtet . . . . . Gott lasse des Plünderns und Raubens ehest ein Ende werden . . . . ꝛc.

Glück an den Stadthalter M. v. Strohkirch in Ronneburg.

(Orig. sehr flüchtig, in höchster Eile geschrieben.)

Marienburg, 20. Sept. 1701.

Dieser 20. September ist vor dieses arme Kirchspiel ein gar fataler und jämmerlicher Tag: der Feind ist herübergefallen brennet und senget im Neuhoffschen aufs grausamste. Heute um 8 Uhr ging die Oppekalnsche Kirche in die Asche. Der seel. Rittm. und Baron Rehbinder ging heute nebst seinen 100 finnischen Reutern und Dragonern ihnen entgegen, ist aber geblieben und auch nicht 5 Mann von allen davongekommen;[1]) die specialia sind itzo noch nicht alle bekannt; denn in dieser Stunde kommt nur der Capitain Grahn, den sein Pferd davongebracht. Eine halbe Meile von Neuhof ist der Feind nachgeblieben; wie stark er sei kann keiner ermessen, weil das Gefechte nicht auf großer Ebene gewesen. Itzo sehen wir schon, daß Neuhof auch brennet; es sind heute über 100 Gesinder schon in die Asche geleget. Wie es uns weiter gehen werde, sei Gott anheimgestellt. So lange ich kann, wo wir nicht belagert werden, will ganz gerne und

[1]) Am 16. Sept. war eine russ. Partei von 1973 Kosaken und Tataren von Scheremetjew abgeschickt worden, (vgl. Scherem. Feldzugsjournal l. c. p. 81) die bei „Kuklosina", — das ist wohl Kuglase bei Rogosinski — Rehbinder überwältigten und 1 Corporal und 3 Reiter gefangen nahmen. Am 22. September berichtete Scheremetjew darüber dem Zaren Peter, vgl. Scheremetjews Briefe (Mosk. 1778 russ.) I. p. 65.

getreulich in dieser Correspondence continuiren. Der Feind hat auch Kanonen bei sich, scheinet also wohl, daß es uns gelten werde. Und nun stehet das ganze umliegende Land ihm offen, weil die wenige Cavallerie allhier schon dahin ist; doch wollen wir in dieser Nacht dem H. Obristen [Schlippenbach] zu Erreistfer wissen lassen, wo anders er sich nur wird von dannen moviren dürfen, daß nicht etwa dem Feind eine Blöße gegeben werde, Dorpat beizukommen . . . .

P. S. Der H. Capt. Thilau[1]) empfiehlt sich durch dieses auf's Dienstlichste; weil der Lärmen so groß ist, daß man auf's schleunigste suchen muß, dem H. Obristen alles zu notificiren, so entschuldigt er sich, daß er selber itzo nicht schreiben kann . . . .

Marienburg, 6. Oct. 1701.

. . . . Die Grausamkeiten des Feindes haben zu unterschiedlichen Malen, welche ich nun ingesamt zusammenfasse, in hiesigem Kirchspiel eingeäschert: 1. Im Schloßgebiete 40 Dörfer; 2. im Neuhoffschen 31 Dörfer; 3. im Laitzenschen das ganze Gebiet zusamt dem Hofe, daß nur 4 bis 5 Dörfer von 48 übrig sind; 4. Schreibershof mit seinen Bauren; 5. Semershof mit 3 Bauren; 6. Beijenhof; 7. die Fiandenschen Dörfer. Diese alle sind und liegen in der Asche; Menschen und Viehe können noch nicht gezählet werden. Nun hat der höchste Gott einige Tage uns einen gnädigen Stillstand gegönnet; auch kommt Zeitung, daß der Feind sich ganz zurücke nach Pleskau ziehe mit allem Geschütze und auch die Glocken aus dem Petschurschen Kloster mitgenommen. Es hat sich ein unter uns wohnender Russe, dem der Feind auch 9 Stücke Menschen aus seinem Gesinde entführet, angeboten, hierauf zu recognosciren und seine übrigen 4 Kinder allhier solange zu Geißeln zu lassen; wird heute fortgehen, bei dessen Wiederkunft ich pflichtschuldigst fürdern Bericht thun werde . . . . . ꝛc.

P. S. Der letzte Einfall des Feindes ist ins Kortenhoffsche gewesen, wovon der Verlauf hiebeigeleget ist.

Beilage: Einfall der Russen ins Kortenhoffsche und Utowsche.[2])

Den 29. Sept. hat sich eine Schnapphähne-Partei 50 Pferde stark — einige sagen 100 — aus dem Lettienschen ins Kalnemoisesche gemachet und hat auf den Hofesfeldern eine lange Zeit zu Perde gehalten und um

---

[1]) Florian Thilo v. Thilau.

[2]) Damit muß wohl Ottenhof gemeint sein.

sich herumgesehen, wo sie Feuer erblicken möchte. Darauf haben sie hören einen Hund in der Oeselschen Ecke gegen das Kortenhoffsche bellen, dahin sind sie gerücket und haben allda einen Bauer festegekriegt, Namens Ahding, dem haben sie einen Strick umb Hals geleget und ihn geknebelt, auch sonst übel hantieret, bis er sich ihrem Willen ergeben und selber hat sie geführet in allen Strichen, wie itzo folgen wird: Vorerst haben sie sich nach Kortenhof gewendet, allwo sie zwar nicht gebrannt, auch das Korn nicht angerühret, sondern das wenige Viehe, einige Mastschweine weggeführet, nebst einer Küchenmagd, die anderen sind entlaufen. Von dannen sie sich gewendet in die Gesinder: Sihle, allwo sie 4 Menschen niedergemachet und 4 Stück weggeführet mit allen Pferden und Viehe. Von Sihle sind sie nach Gifter [=Glückter] gegangen, allwo sie 2 Menschen ergriffen und weggebracht nebst 4 Pferden. Von dannen sind sie gekommen auf Koker-Birn [=Kokar], allwo sie 5 Personen weggebracht und einen niedergehauen. Darauf sind sie auf die Utowsche Schule gekommen, allwo sie des Schulmeisters Frau und 3 Kinder weggebracht nebst 8 Stück Hornvieh, Butter, Talg ꝛc.; das Getreide haben sie nicht angerührt. Von Blohdneek haben sie 3 Personen weggebracht. Von Bubbing haben sie 2 Menschen niedergehauen und einen weggebracht. Von Putren [=Putran] haben sie 3 Menschen und 3 Pferde weggebracht. Von dannen sind sie gerade wieder nach Lettien und über die Grenze gegangen.

P. S. Alle Menschen sind mit Stricken um die Hälse gebunden und also fortgeführet worden.

Extract aus Oberstlieut. Joh. Fr. von Liphard Schreiben an M. v. Strohkirch[1]).

Lisohn, 7. Oct. 1701.

Von meiner Partei muß ... relatiren, wie ich den 3. Oct. Nachricht bekam, daß den 4. 200 Schnapphähne und Russen zu Schwaneburg einfallen und sowohl Höfe als Baueren plündern und ruiniren wollten, ging ich durch die Nacht mit 150 Mann wie auch 15 Berittenen nach Schwaneburg. Da ich nun bei anbrechendem Tage dahin gleichsam in eine Wüstenei ankam und kein Mensch, weder in dem Hofe noch in den Gesindern zu finden war, — denn von Lipse bis an die russische Grenze kein Mensch in den Höfen noch in den Gesindern zu sehen, sondern sich mit Vieh und Pferden in die Wälder aufhalten — kriegeten wir doch

[1]) Ist in Copie obigem Schreiben beigefügt.

einen Kerdel im Busche fest, der sagete aus, daß sie alle Augenblick die Schnapphähne hier erwarteten. Wie wir uns nun im Hofe gesetzet und bis Mittage keinen erwarten konnten, ließ ich die Mannschaft mit einige Officirer auf Schwaneburg und ging gerade zu recognosciren nach Lettien mit meine 15 berittene Knechte und Soldaten. Da wir nun nach Lettien kamen, fand ich, daß der ganze Hof im Grunde abgebrannt und nicht mehr als eine kleine Badstube noch übrig; und wie wir über die Peddetz gingen, da bekamen wir in den Strüffeln einen Baueren mit großer Mühe fest, der berichtet, daß die Schnapphähne die Kortenhof- und die Utthoffsche Baueren ausgeplündert, mit einer großen Menge gefangene Menschen und Vieh und Pferde vor 3 Tage durch Lettien über die Peddetz repassiret und hätten sie gewisse Nachricht, daß heute Morgen, als am selbigen Tage, 50 Schnapphähne durch Beijenhof nach Kalnemuise gegangen wären; worauf ich gleich von Lettien eine Ecke nach Beijenhof zu nahm und so nach Kalnemuise in Meinung die Schelme anzutreffen, alleine dieses war falsch und war kein Ruß da zu finden, sondern es war sowohl der Hof als alle Gesinder wüst und leer. Wie ich nun in der Nacht in einem Gesinde 4 Meilen von Beijenhof einen Kerdel antraf, der seine Rige, so voll Korn war, anhitzete, erfuhr ich von ihm, daß der Gegend 4 Tagen kein Schnapphahn gewesen, könnte eigentlich nicht wissen, wie bald sie würden wiederkommen, soviel aber hätten sie Nachricht von denen an die Grenze wohnende polnisch-livländischen Baueren als von ihren Freunden, daß sie in 2000 Mann wollten auf einmal diese Woche auf dreien Wegen einfallen, nemlich über Lettien, Beijenhof und Nappeln [=Naplin], wollten auf Tirsen in einer Stunde zusammenkommen, mich mit meine Leute heben und im Rückmarsch alles mit Feuer und Schwert verheeren. Ich kehre mich aber an nichts und gehe nicht von der Stelle und will mich wehren, solang ich einen Mann übrig habe. Wie ich nun nichts antreffen und nichts eigentlich erfahren konnte, an welchem Tage sie gewiß einfallen würden, marschirete ich den 6. mit meiner Mannschaft nach Lisohn und mache mich in Gottes Namen parat, völlig dahin zu marschiren. Nun habe ich recognosciret und befunden, daß zu Kalnemuise zu stehen am allerfüglichsten sein wird; so haben wir Lettien 3 Meil auf der rechten Seite und Marienburg 2 Meil auf der linken Seite und stehen gerade gegen Beijenhof 4 Meilen. Da die russische Armee längst der Grenze von Polnisch-Livland so hinauf nach Dorpat verlegt stehen soll, so könnten wir Lettien und alle Güter bis Marienburg hinter uns bedecken und die

Baueren aus den Büschen hervorholen, die das schöne Korn auf Lettien, Kalnemuise, Schwaneburg und von den andern Höfen, auch die Bauern selber abmähen könnten, denn itzund stehet alles noch ungemähet. Nun wenn wir nach Kalnemuise kommen und möchten wohl, wenn mein Vetter von Wenden, auch Tiefenhausen von Schlippenhof darzu kommen, bei 600 bis 700 Mann ausmachen und wenn wir Stücke haben im Hofe zu Kalnemuise, wenn wir uns brav vertranchementiren werden, defendiren können; allein weil wir ganz keine Reuter noch Dragoner bei uns haben, womit wollen wir recognosciren gehen, oder wenn der Feind uns mit 100 oder 200 Mann zu Pferde vor der Nase bravirt und ebenfalls um uns herum plündert und raubet, womit wollen wir es wehren? Zu Fuß können wir sie ja nicht nachkommen, sondern müssen an einem Ort wie in einem Sacke bestehen bleiben; ist ja hochnötig, wenn wir sollen was thun, daß wir zum wenigsten 100 Reuter oder Dragoner bei uns haben; so könnte man mit seinen Knechten mit anstoßen und würden sich denn wohl einige Volontairs mit finden, daß wir alsdenn den ganzen Marienburgschen Ort defendiren könnten und wollten nicht so durchgehen, wie die Reuter und Dragoner gethan, die vor 14 Tagen zu Neuhof waren. Mein H. Statthalter versichere sich, sie schaffen mir nur Leute, daß ich wie ein redlicher Kerdel nicht nur thun werde, sondern will sie so führen, daß nächst Gott kein Versehen vorfallen soll.

Marienburg, 8. Octob. 1701.

Was ich am 6. dito gemeldet von einer Zeitung, daß der Feind sich nach Pleskau zurückegezogen, solches hat sich leider am 4. Octob., wie nun Bericht einkommt, in der Gegend der abgebrannten Oppokschen [Oppekaln] Kirche anders befunden, maßen allda eine Partei Zirkassen eingefallen und über 100 Menschen und Pferde, meistens Wirthe, Schulknaben ꝛc., allesamt Mannspersonen, weil das Weibsvolk im Walde bei der Habseligkeit und Viehe geblieben, bei der Arbeit und Einerndte ihres Sommerkorns ergriffen und fortgeführet haben. Dieser Verlust ist sehr erheblich; denn ein abgebranntes Haus kann man endlich wieder aufbauen, diese Leute aber waren der Kern des Kirchspiels und sind so elend ergriffen worden. Das Winseln der armen Nachgebliebenen ist sehr groß und hoffe ich gewiß, Gott werde es hören und gnädig sein. Mit dem Herrn Gen.-Major v. Schlippenbach habe Zeit hero auf seine gütige Veranlassung ofte correspondiret; weil aber nicht alles so gar füglich schriftlich geschehen

kann, absonderlich von einem Theologo, welcher leichtlich in Meldung der lautern Wahrheit irritiret oder wenigstens sich eine metabasin in aliud genus muß lassen Schuld geben, so will mich noch diese Woche selber aufmachen und dahin reisen, ob möglich durch mündliche Vorstellung diesen Oertern zur Beruhigung etwas auszufinden. Gott erbarme sich der Bedrängten . . . . . ꝛc.

Marienburg, 24. Octob. 1701.

Es hat der gnädige Gott hiesiges bisherige Ungewitter insoweit erheitert, daß die Zeitung von Zurückmarsch der feindlichen Truppen bis hinter Pleskau continuiret, doch ist Petschur nicht so gar bloß gelassen und brachte ehegestern ein entlaufener Gefangener von dannen, daß einige neue kosakische Truppen in Stelle der alten megmarschirten wieder angerücket seind und habe er ihnen selber begegnet, also daß ers gar gewiß wisse. Derselbe Kerl ist aus hiesigen Schloßgebiete aus Carolsgesinde. Die Mordbrenner haben zum letzten ihre Klauen an Fianden, allwo H. Assessor Ceumern[1]) ein hübsches Haus gebauet hatte, ausgestrecket und selben Hof eingeäschert. Gott lasse es auch das allerletzte Kennzeichen ihrer Barbarei sein. Der H. Gen.-Major v. Schlippenbach resolvirte hochgütig, nicht nur einen Regimentsofficirer, den wir allhier hochnötig hatten, anhero zu senden, sondern ihm auch ein erkleckliches Quantum an Cavallerie mitzugeben. Auch ist dieses Gott Lob! ehegestern bewerkstelliget, da der H. Obristlieutn. Brandt[2]) mit seiner Esquadron und einigen finnischen Reutern anhero kam. Weil denn auch einige Battalionen von der Landmilice sich eingefunden, so hoffen wir zu Gott dem Allmächtigen hinfürder Erleichterung unsers Jammers und Ruhe vor den Tyrannen. . . . ꝛc.

Marienburg, 7. Nov. 1701.

Nunmehro durch die Gnade Gottes hat sich hiesige Noth von feindlichen Einfällen etwas gemindert und ist die angekommene Landmilice gut genug, soweit man wegen abgebrannter Wohnungen auf den Grenzen hat reichen können, postiret worden. Der Feind aber, ich sage die Petschursche Armee, so den Sommer durch in 20000 Mann bestunde, ist nicht zurücke, sondern seitenwärts um der Fouragie willen gegangen und stehet an denen Oertern Kraßnoi, Opotschka, Murrawena, Lakno und Dubky, welche einen

---

[1]) Caspar v. Ceumern.

[2]) Jürgen Johann Brandt.

Landstrich ausmachen der sich längst unsern Grenzen bis hinter das Marienhausensche Gebiet in Polnisch-Livland erstrecket. . . . . .[1])

Die Tscherkassen aber mit ihren großen Haufen gefangener armer Leute sind nach ihrer Heimath erlassen und schon andere in dero Stelle gekommen; der geringste Kosake hat 2 bis 3 Gefangene gehabt, welche alle an Riemen mit fortgeführet worden. Ob nun wohl selbe böse Nachbarn in leztgedachten Paggasten nur 7, 8 bis 10 Meilen von hinnen stehen, so hoffen wir doch zu den barmherzigen Gott, er werde dero stolze Wellen durch seinen Schreck ferner brechen, daß wir gegen sie in fernerer Sicherheit bestehen mögen . . . . 2c.

Marienburg, 3. Decemb. 1701.

So lange nicht etwas Erhebliches vorfällt, achte es vor eine Dumnkühnheit hochobrigkeitl. Ohren zu behelligen. Vor itzo kann vor gewiß berichten, daß der nachbarliche Feind sich noch in denen Grenzpaggasten in Quartieren halte, an zweien Oertern aber zu Wehrsen und in der Slabode sich stärker gesammelt habe. Dies sind Oerter, da die Passage, wenn sie in hiesiges Land wollen, durch Polnisch-Livland muß genommen werden. Auch ist's gewiß, das die Bojaren des Pleskauschen Fürstenthums zwar erlassen waren, aber nun wieder zusammengerufen werden. Selbe ein Stück des Kerns der russischen Cavallerie, wo man sie anders einen Kern nennen kann . . . .

Eine russische Partei von etwa 20 Mann allarmirte vor etlichen Tagen uns also, daß die umliegenden Truppen in der Nacht mit Stücken ermuntert wurden. Sie hat aber nur 2 Dirnen und einen jungen Kerl fortgebracht, ist auch nicht weiter, als in einem Bauergesinde gewesen, dahero zu schließen, daß um Kundschaft zu holen dieser Einfall müsse geschehen sein. Am Sonntage war der Woit aus Lipna heimlich allhier auf hiesigem Schlosse; bei seinem Wegzuge sagte er mir ins Ohr: ich habe euch vor diesen gewarnet, und was ich euch gesaget, ist auch also geschehen. Itzo warne ich ebenfalls vor einen horriblen Einfall. — Der höchste Gott sei ein fernerer Schutz unseres Landes! und lenke nur unsers allergn. Königs polnische operationes zum glorieusen Frieden, so wird sichs hier schon auch geben . . . . 2c.

* * *

[1]) Vgl. dazu Scheremetjews Feldzugsjournal, l. c. p. 72 ff.

Es war in der That wie eine Ruhe vor dem Sturm. Die Warnung des Kundschafters hatte nur allzuguten Grund. Bereits am 2. Oct. a. St. hatte Scheremetjew Befehl erhalten, einen großen Einfall ins schwedische Gebiet vorzubereiten; er sollte in Livland die Wohnungen zerstören und gehen „wohin des Krieges Schicksal ihn führt". Ende Decemb. rückt er mit 18835 Mann und 20 Geschützen über die Grenze[1]) auf Erreistfer los, wo Schlippenbach mit seiner Hauptmacht Winterquartier hatte. Am 30. December kam es hier zur Schlacht.[2]) Schlippenbach mit seiner kleinen Truppenmacht wurde geschlagen; aber er stand schon wenige Tage darnach wieder bei Sagnitz in beobachtender Haltung, bereit weiterem Vordringen des Feindes sich nochmals entgegenzustellen. Wenn auch die moralischen Folgen, wie sie eine Niederlage mit sich zu bringen pflegt, nicht ganz ausblieben, so hatte die Schlacht bei Erreistfer für Schlippenbach doch die Folgen eines strategischen Sieges, denn „mehr als die Vertreibung des russischen Heeres aus Livland hätte in keinem Fall erreicht werden können". Für die Russen hatte das siegreiche Treffen zwar keine geringe moralische Bedeutung, aber ein Theil von Scheremetjews Truppen unter Chambers überschritt bereits am 2. Januar zurückmarschierend den Wooffluß, er selbst rückte allerdings am Tage nach der Schlacht bis Urbs vor, kehrte dann jedoch ebenfalls über die Grenze zurück, nachdem er durch ausgeschickte Kosakendetachements die ganze Umgegend nach Möglichkeit ausgebrannt hatte. Schon am 5. Januar ist er wieder in Pleskau angelangt.[3]) So rasch wäre der Rückmarsch wohl schwerlich ausgeführt worden, wenn Scheremetjew den Sieg mit so lächerlich geringfügigen Verlusten errungen hätte, wie er in seinem Feldzugsjournal angiebt.[4]) Eine Abtheilung Tscherkassen waren bei dieser Gelegenheit wiederum bis in die Nähe Marienburgs gelangt; die an ihrem Wege liegenden Gesinde und Güter gingen in Flammen auf. Dann trat zunächst wieder Ruhe ein und aus den nächsten Monaten liegt uns nur noch ein Bericht Glücks vor,[5]) in welchem er von neuen Ansammlungen

[1]) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p. 81.

[2]) Vgl. über diese Sjögren (in Christinnis Übersetzung) in der „Balt. Monatsschr." Bd. XXXIII, p. 487 ff.

[3]) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p. 89.

[4]) 17 Todte und 63 Verwundete! — In Wirklichkeit schlugen die Russen ihre Verluste auf etwa 3000 Mann an. Masslowski (Beitrag zur Geschichte d. Kriegskunst in Rußland (Pbg. 1891 ruff.) p. 83 kehrt die Zahlenverhältnisse einfach um.

[5]) d. d. Marienburg, 5. März 1702.

feindlicher Truppen jenseits der Grenze Meldung macht. Bald darauf trat ja auch der alte Graf Dahlberg von seinem Posten als Generalgouverneur zurück.

Erst im Juli 1702 geschah ein neuer großer Einfall, verhängnisvoller als alle vorhergehenden. Bei Hummelshof wurde Schlippenbachs Corps auseinandergesprengt: das Land stand dem Feinde ringsum offen; weithin nach Norden und nach Süden bis in die Nähe Rigas dehnten sich die verwüstenden Streifzüge aus; was hier und da noch an kleineren schwedischen Wachtposten stand mußte sich retten oder wurde aufgerieben. Scheremetjew selbst rückte über Walk, Helmet, Ringen, Kirrumpä, Mentzen auf Marienburg zu, Rauch und Trümmer bezeichneten seinen Weg. Am 15. August langte er mit drei Brigaden unter Werden, Angler und Balk vor Marienburg an,[1]) wo sich noch eine kleine Besatzung von einigen hundert Mann unter dem Major Florian Thilo von Thilau zu halten suchte. Von drei Seiten appochierten die Russen bis zum Ufer des Sees, in dem Marienburg liegt und begannen aus drei Batterien ein scharfes Bombardement. Bis zum 25. August hielten die Belagerten heldenmüthig Stand. Dann begann am frühen Morgen des 26. August der Sturm. Auf Flößen rückten die Angreifer über das Wasser heran, aus dem Schlosse durch heftiges Feuer begrüßt. Da fiel, von einigen Bomben getroffen, ein Stück der Festungsmauer und das Bollwerk ein, schon waren die Flöße ans Ufer gestoßen — es schien vergeblich, noch längern Widerstand zu leisten: so ergab sich[2]) die Besatzung, 256 Mann und mit ihr Propst Glück nebst seiner Familie, darunter sein, wenige Tage zuvor einem Reiter Johann Kruse vermählter Pflegling Katharina, die spätere Kaiserin, und die gesammte Bürgerschaft, im ganzen 32 Männer und 188 Frauen und Kinder. Glück kam nach Moskau. Dort fand er einen neuen Wirkungskreis, indem er Leiter[3]) einer neu gegründeten Schule wurde, des ersten russischen Gymnasiums. Doch nur wenige Jahre war er hier thätig. Bereits am 5. März 1705 ist er in der Fremde gestorben.[4])

[1]) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p. 110 ff.

[2]) Vgl. dazu auch Kelchs Chronik. Continuation p. 287.

[3]) Er erhielt, wie bei dieser Gelegenheit bemerkt werden mag, im J. 1703 „für fleißiges Lehren und wegen seiner Dürftigkeit" 210 Rbl., im J. 1704 — 450 Rbl. Vgl. Miljukow, Staatshaushalt Rußlands unter Peter d. Gr. (Pbg. 1892 russ.) Beilagen p. 95, 105.

[4]) Seine Grabinschrift bei Fechner, Chron. d. ev. Gem. in Moskau (Mosk. 1876) p. 685.

Ueber die „natürlichen Grenzen."

Ein Brief vom Jahre 1701.

Der nachstehende Brief ist einer Sammlung entnommen, die den Titel führt: „Geheime Brieffe, so zwischen curiösen Personen über notable Sachen der Staats- und gelehrten Welt gewechselt werden, bestehend in 12 unterschiedenen Posten, über das Jahr 1701, nebenst einem vollkommenen Register" Freystadt 1701. — Im Anschluß an die Glück'schen Berichte aus Marienburg vom selben Jahre 1701, dürfte eine Wiedergabe der „ernsten und beachtenswerthen" Gedanken, zu denen der anonyme Publicist aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Sieg bei Narva veranlaßt worden, manchem Leser, wie wir meinen, nicht unwillkommen sein. Der Brief (der 20.) trägt die Ueberschrift:

„Ueber die Niederlage der Moskowiter bei Narva und warum sie niemals in Livland festen Fuß fassen und niemals im Stande sein werden, irgend etwas Polen gegenüber auszurichten" und lautet:[1])

Geehrter Herr!

Mit Fug und Recht setzt die Niederlage der Moskowiter bei Narva Jeden auf's Aeußerste in Erstaunen, daß nämlich eine so große Armee von mehr als 80,000 Mann nach einer neunmonatlichen Belagerung das nicht besonders stark befestigte Narva nicht nur nicht zu erobern vermocht hat, sondern von einem bedeutend schwächeren schwedischen Heere unter Anführung

[1]) Wir haben das Original, das bei Hülsen in Leipzig gedruckt ist, nicht benutzen können, sondern mußten uns mit einer Rückübersetzung aus dem Russischen (Russk. Starina 1893, Band 79 p. 270 f.) begnügen. Die Daten in der Einleitung sind dahin zu corrigiren, daß das russische Heer nicht 80,000 sondern circa 35,000 Mann gegenüber 8500 Mann Schweden zählte und die Belagerung nicht 9, sondern 2 Monate dauerte.

Karls XII. am 20. November unerwartet in ihrem Lager überfallen, sogar geschlagen worden ist, und daß das ganze Lager mit der gesammten Artillerie von 150 Kanonen und 30 Mörsern, die ganze Bagage und 25 Oberofficiere (Generale und andere Chefs), unter denen sich selbst der Generalfeldmarschall Croij befand, den Schweden als Kriegsgefangene und Beute in die Hände gefallen sind. Wenn das nur Moskowiter allein gewesen wären, so hätte sich, bei der bekannten Tapferkeit und Kriegskunst der Schweden, Niemand darüber gewundert; da aber die Officiere (der Moskowiter) zum größten Theil Deutsche, Schotten, Dänen waren und aus anderen durch ihre Tapferkeit bekannten Nationen stammten, so ist das noch wunderbarer und muß eher für eine göttliche, als für eine menschliche Sache gehalten werden. In Anlaß dieses Ereignisses sind mir viele ernste und beachtenswerthe Gedanken, u. A. der Gedanke gekommen, man könne nicht ohne Grund sagen, daß diese Niederlage den Moskowitern theuerer als die früheren zu stehen gekommen sei, weil sie die ihrem Reich von Gott selbst gesetzten Grenzen überschritten haben und deshalb keinen Erfolg erzielen können, da durch die Erfahrung bewiesen ist, das für jedes Reich von Gott selbst die bekannten Grenzen festgesetzt sind, die sie nicht überschreiten können, welchen Mühen und Anstrengungen sie sich auch unterziehen mögen; und wenn sie den göttlichen Bestimmungen entgegen handeln, so werden sie durch Schimpf und Schande bestraft. Dieses bestätigt der Apostel Paulus, der Göttliches und Menschliches erkannte, in der Apostelgeschichte XVII, 26, wo er schreibt: „Und (Gott) hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen."

Daß diese Gebiete oder Grenzen von Gott verordnet sind, kann man wie an den alten, ebenso auch an den neuen Reichen erkennen: die Assyrer und Perser haben jedesmal, sobald sie ihre Grenzen über den Hellespont auszudehnen unternahmen, nur Niederlagen erlitten; für die alten Römer bildeten eine solche vom Schicksal gesetzte Grenze im Osten der Euphrat, im Westen — die Elbe, über welche hinaus ihre Grenzen auszudehnen sie sich vergeblich angestrengt haben, wie man darüber bei Richter in dessen „Axiomen" nachlesen kann. So erfüllte den Tiberius, als er zur Zeit der Regierung des Augustus mit seinen Legionen über die Elbe zu gehen wagte, irgend ein Geist in weiblicher Gestalt mit Schrecken und befahl ihm umzukehren. Im Hinblick auf diese Vorausbestimmung befahl Trojan, alle Versuche zu einer Erweiterung der römischen Grenzen über den Euphrat

hinaus aufzugeben. Auf ähnliche Art und Weise ist es bewiesen, daß der Janais-Fluß und das Kaukasus-Gebirge im Alterthum für alle Herrscher und Monarchen ebensolche vom Schicksal gesetzte Grenzen waren, die sie nicht überschreiten konnten. Mit den in der Gegenwart bestehenden Reichen ist dasselbe geschehen: warum haben sich die Türken trotz ihrer Macht und Grausamkeit nicht im Westen jenseits Ungarns festsetzen können und warum haben sie Wien zwei Mal vergeblich belagert? Deshalb, so antworte ich, weil Solches die von Gott gesetzten Grenzen nicht erlaubt haben. Die Franzosen haben sich trotz vielfacher vergeblicher Versuche bis jetzt nicht jenseits der Alpen in Italien festzusetzen vermocht und in Zukunft wird ihnen das auszuführen noch schwerer werden, während auf der anderen Seite der Rhein für sie eine vom Schicksal gesetzte Grenze Deutschland gegenüber bildet. Auf Grund aller dieser Erwägungen bedeutet Livland und Livonia eine solche vom Schicksal gesetzte Grenze für das moskowitische Reich, dessen Zar weit im Osten herrscht und seine Herrschaft über die Hälfte des großen asiatischen Tatarenreichs auf eine Entfernung von 500 Meilen bis zum ungeheuer großen chinesischen Reich erweitert hat, wie man das aus der Reisebeschreibung des russischen Gesandten in China, Isbrandt, ersehen kann; aber im Westen, in Livland und Livonia, haben die moskowitischen Monarchen im Laufe zweier Jahrhunderte nicht eine einzige Meile sich aneignen können; im vorvorigen Jahrhundert hat der moskowitische Tyrann Iwan Wassiljewitsch alle möglichen Anstrengungen (in dieser Hinsicht) gemacht, aber Alles vergeblich; im vorigen Jahrhundert gedachte Michail Feodorowitsch, der Onkel des jetzigen Zaren, die Sache an einem geeigneten Punkt anzufassen, indem er Riga im Jahre 1656 zu der Zeit zu belagern begann, als die Schweden in den gefährlichen und schweren Krieg gegen die Polen gezogen waren, aber er mußte mit Schimpf und Schande zurück. Damit übereinstimmend konnte es mit der jetzigen Unternehmung des Zaren nicht anders gehen, weil er der göttlichen Bestimmung entgegen zu handeln den Wunsch hegte, dazu auch noch gegen Wahrheit und Glauben, als ein Friedensstörer; ja auch in Zukunft kann es nicht besser gehen, wenn er sich nicht dieser Bestimmung erinnert und seine Macht mit größerem Recht der anderen Seite zuwendet, gegen Türken und Tataren. Hiermit verbleibe ich ꝛc. Am 6. Februar 1701.

N.

M. R. v. Stern und V. v. Andrejanoff.

Die Namen der beiden Dichter, denen diese Zeilen gewidmet sind, kennt heute wol jeder in den baltischen Provinzen; der jüngere von ihnen, Moritz Reinhold von Stern erfreut sich aber schon eines viel weiteren Rufes: in Deutschland und überall, wo man sonst deutsch redet, gilt er für einen der beliebtesten Poeten unserer Zeit: eine Thatsache, die gewiß jeder Balte mit Genugthuung constatiren wird .Daß zum Theil nur Zufälligkeiten daran schuld sind, wenn der andere, Victor von Andrejanoff, im In- und Auslande weniger gelesen wird, und daß einige seiner Gedichte dem Besten was Stern geschrieben hat, vielleicht ebenbürtig sind, hoffen wir im Nachfolgenden darthun zu können. Beide Dichter gehören Livland an; sowol nach der Erziehung, die sie genossen haben, als auch, was ihre Abstammung betrifft. Sterns Mutter, Frau Caroline von Stern, geb. von Patkull, besaß bis zum Jahre 1872 das Gut Friedrichsheim im Pernauschen Kreise. Zuerst erhielt Stern, wenn wir recht berichtet sind, seine Bildung im Dorpater Gymnasium; unternahm dann weite Reisen, die ihn bis nach Amerika führten und lebt jetzt seit mehreren Jahren in Zürich. Auch Victor von Andrejanoff ist mit Familien verwandt, die in der Geschichte Livlands rühmlich genannt werden: seine Großeltern, der Capitain Tichon von Andrejanoff und dessen Gemahlin Auguste Henriette geb. von Samson-Himmelstjerna, besaßen noch im Jahre 1844 das Gut Pajusby im Kirchspiel Klein-St. Johannis des Fellinschen Kreises. So viel uns bekannt, hat Victor von Andrejanoff zuerst in Dorpat, dann in Deutschland studirt und lebt jetzt seit längerer Zeit in Riga. Da es wol noch zu früh wäre, die prosaischen Schriften unserer beiden Landsleute zu besprechen und sie auch zum Theil aus äußeren Gründen schwer zugänglich sind, so soll hier nur von der dichterischen Thätigkeit die Rede sein.

I.

Maurice von Stern[1]) ist ein Lyriker. Zwar zeigt sein reiches Talent vielseitige Anlagen, und in dem Gedichte „Philosophentanz" („Mattgold" S. 16) stellt er Gestalten des klassischen Alterthums in dieselbe originelle Beleuchtung, welche in Jaques Offenbachs Operetten „Die schöne Helena" und „Orpheus in der Unterwelt" über den griechischen Helden und Göttern ausgebreitet ist. Sokrates führt vor Aspasia gewisse Touren auf:

„Und rührt zum ungewohnten Einzeltanz
„Das mürbe, das rhachitische Gebein."

So könnte also in der Aera eines zukünftigen Offenbach unser Landsmann vielleicht als Librettodichter sein Glück machen; seine bisherigen Erfolge verdankt er aber hauptsächlich der Gefühlsdichtung.

Es ist schwer an seinen Dichtungen eine sogenannte „Schule" zu erkennen, oder zu unterscheiden, wen er sich zum Vorbild genommen hat. Jeder hat ja ältere Meister nöthig, an denen er sich heranbildet; Stern scheint indessen die meisten Größen unseres Jahrhunderts mit Eifer und Erfolg studirt zu haben, bis er in der Beherrschung der Form eine gewisse

---

[1]) Maurice Reinhold von Stern's Werke.

Proletarier-Lieder, gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet.
1887 Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung.
1888 Stimmen im Sturm, gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet.
1888 Das Anderskönnen. Ein populär-philosophischer Beitrag zur Frage der Willensfreiheit.
1889 Alkohol und Sozialismus. Ein Appell an's Volk.
1889 Excelsior! neue Lieder.
1889 Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben? aus dem Englischen.
1890 Höhenrauch, neue Gedichte.
1890 Arbeitslohn und Arbeitszeit, eine Gedenkschrift.
1890 Von jenseits des Meeres. Amerikanische Skizzen.
1890 Sonnenstaub, neue Lieder, mit dem Portrait des Verfassers.
1890 Aus dem Tagebuch eines Enthaltsamen, Aphorismen über die Alkoholfrage.
1891 Ausgewählte Gedichte.
1893 Aus den Papieren eines Schwärmers. Worte an die Zeitgenossen.
1893 Nebensonnen, neue Gedichte, illustrirt von Ernst Schlemo und Willy Oertel.
1893 Die Insel Ahasver's, ein episches Gedicht.
1891 Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; ein Vortrag, gehalten vor dem hygienischen Verein in Zürich.
1893 Mattgold, neue Dichtungen.
1894 Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben.
1894 Erster Frühling (ein Sonettenkranz) und andere Gedichte.

Eigenartigkeit errungen hatte. Am ehesten mag noch ein Einfluß Heinrich Heines zugegeben werden; z. B. das Gedicht „Haussuchung in Abdera" („Excelsior" S. 31) hat in Form und Inhalt Aehnlichkeit vom 2. Cap. in Heine's „Deutschland" (die Zollvisitation an der preußischen Grenze) und endet mit den Versen:

Wie wackelt der abderitische Zopf!
„Herr Lieutenant, jetzt können Sie rasten! —
Die Kontrebande, sie steckt im Kopf
Und nicht im staubigen Kasten."

Bei Heine lautete diese Stelle:

Ihr Thoren, die ihr im Koffer sucht!
Hier werdet ihr nichts entdecken!
Die Kontrebande, die mit mir reist,
Die hab ich im Kopfe stecken.

. . . . . .

Im Kopfe trag ich die Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Aehnliche Anklänge an Heine enthält unter den frühesten Gedichten von Stern die „Vernünftige Liebe" („Stimmen im Sturm" S. 96) und aus den letzten Jahren das hübsche Lied „An ein Kind" („Nebensonnen" S. 78). Dem Andenken Heine's hat unser Dichter schon im Jahre 1885 die schwungvollen Verse „Montmartre" gewidmet („Ausgewählte Gedichte" S. 185).

Was die Tendenz der Dichtungen betrifft, so war Stern anfangs Socialdemokrat und sang längere Zeit in Reimen — bald grob, bald fein — „Proletarier-Lieder". Wenn unter ihnen auch Manches zu finden ist, was dem Geschmacke des kleinen, flink wühlenden Pöbelmannes geschickt angepaßt war, so brauchen wir uns doch dabei nicht lange aufzuhalten: denn daß die Individualität des schöpferischen Künstlers und das Joch des Demokratismus contradictorische Gegensätze sind: dafür noch einmal den ausführlichen Beweis zu liefern, wird man mir hoffentlich erlassen. Und wenn z. B. Stern in den „Stimmen im Sturm" S. 57 sagt:

Ich kenn' den Reichthum, hab' ihn selbst genossen, —
Daß dem so ist, thut mir von Herzen leid;
Ich selber bin der reichen Brut entsprossen,
Doch Armuth lehrte mich — Gerechtigkeit! . . . .

so wäre in unseren Provinzen ja nicht einmal die Gesellschaftsclasse zu ermitteln, der solche Strophen imponiren könnten. Weshalb soll man also der Jugend ihre Extravaganzen bis in's dritte und vierte Jahr nachtragen? — In seinen neueren Werken vertritt nun Stern, ohne viel Politik zu treiben, einen milden Pantheismus und Naturdienst, der nirgendwo mit scharfen Ecken anstößt und unter seinem weiten Faltenwurfe für alles Schöne Raum hat; also: das Bekenntniß des wolgesinnten deutschen Dichters. Besonders günstig ist diese Richtung der Naturschilderung, und ihr verdankt auch Stern seine durchschlagendsten Erfolge, ja, man kann sagen, seinen Ruhm. Da jedoch dieser Ruhm mehr einer außerordentlichen Formvollendung und Sprachbeherrschung als einem inhaltlichen Fortschritt in der Naturdichtung gilt, so möge — als auf das Wichtigste — zunächst auf die Reflexionspoesie hingewiesen werden. Und auch hier übergehen wir viele anmuthige und mit reicher Einbildungskraft componirte Dichtungen — (wie in den „Nebensonnen" die „Bilder aus dem Jenseits", in den „Ausgewählten Gedichten" die „Apokalyptischen Reiter" 2c.) — um auf eine Stelle in der längeren Dichtung „Die Insel Ahasver's" hinzuweisen. Dies Gedicht schildert, ähnlich wie „Salas y Gomez" von Chamisso, das Leben eines Schiffbrüchigen auf einer menschenleeren Insel der Tropenzone; nur daß bei Stern die Insel unbestimmt ist, der Mann jedoch eine bekannte Figur: der ewige Jude. Auch er findet, wie der auf Salas y Gomez gestrandete Reisende, Schiefertafeln, die er zum Schreiben benutzt; nur verzeichnet er auf ihnen nicht Betrachtungen über seine Lage, sondern freie Phantasien, welche selbständige Werke ausmachen und nur willkürlich zu Ahasver in Beziehung gesetzt worden sind.

Im Rythmus und der fein markirten Caesur wie in den kühnen poetischen Bildern erinnert das Gedicht vielfach an Anastasius Grün; z. B. wenn bei dem österreichischen Dichter der Gefangene im „Thurm am Strande" klagt:

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,
Ich seh' den Regenbogen flammend schweben;
Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten,
Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!
Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden.

so bietet Stern auf Seite 23 einen Pendant zu diesem Gleichniß:

Es zuckt ein Blitzstrahl durch die Wetterwand:
Ein Strich durch's Pensum von Magisterhand!
Gott selbst durchstreicht, so oft es ihm gefällt,
Den ganzen Unsinn der verworrnen Welt.

Auch die „Insel Ahasver's" heißt nur auf dem Titel „ein episches Gedicht", besteht aber fast ausschließlich — wie die übrigen Stern'schen Poesien — aus Reflexionen und Landschaftsschilderungen; ihr Sinn ließe sich wol am kürzesten durch die Worte Platen's wiedergeben: „Und könntest du dich auch entfernen, es triebe Sehnsucht dich zurück; denn ach! die Menschen lieben lernen, es ist das einz'ge wahre Glück." — Uebrigens ist es nicht Dieses, was uns zu längerem Verweilen reizt: die erste der drei Schiefertafeln bringt eine allegorische Scene — eine Geisterschlacht in der Luft, aus der die entscheidendsten Stellen hier Platz finden mögen.

In der Vision naht sich unter Trommelschlag und mit schwarzen Fahnen eine Armee:

Nun seh ich Köpfe. Ein unendlich Meer
Von düstern Streitern rollt mit Macht daher.
Und frisch voran im Trommelwirbel droht
Ein düstrer Kämpe: s'ist der Trommler Tod!
Vom schwarzen Hut die weiße Feder wallt,
Der Schädel grinst; der Trommelwirbel hallt.
. . . . . .
Da stürzt sich flammend eine kleine Schaar
Von lichten Reitern, muthig, schön und klar,
Vom Himmel nieder, wie der Sturmwind schnell;
Es blitzt durch's Land der Schwerter funkelnd Hell. . . . . .
Nun kreuzt die Schaar den Strom mit blanker Wehr
Und wirft sich stürmisch auf das Todtenheer.
Da gellt ein Lachen höhnisch in das Licht,
Und haßdurchlodert eine Stimme spricht:
„Ihr Herrn des Lichts, grüß' Gott! — ihr kommt zu spät!
Seht, welch ein Heer zum schwarzen Banner steht!
Unüberfehbar wälzt sich fort das Meer,
Und jede Welle bringt den Tod daher.
Viel Millionen schaaren sich zu Hauf
Und stehn als Kläger richtend vor euch auf.
Die Todten sind es, die in Gram und Noth

Verzweifelt sind im Kampf um's trockne Brod.
Sie sammeln sich und ziehen vor die Stadt,
Die Glück auf Unglück frech erbauet hat.
Es rückt heran und pocht an's lichte Thor
Der satten Freude der Enterbten Chor.
Viel Freude nahmt ihr, die ihr wallt im Licht,
Und dachtet derer, die im Dunkel, nicht!
Und jede Freude, wißt ihr, ist verrucht,
Der irgendwo ein schuldlos Elend flucht!
Ein Tropfen Glück, bezahlt mit fremdem Leid,
Bleibt Schuld und Sühne bis in Ewigkeit!
Nun stand er auf, der todtgeglaubte Haß,
Nun lief es über das gefüllte Faß.
Und jedes Armen Klage ein Soldat:
So ging sie auf, der Sünde Drachensaat!
Ihr Herrn des Lichts, so kommt und zückt das Schwert!
Ein jedes Leben ist ein Sterben werth. . . . ."
Die Stimme schwieg. Ein dumpfer Trommelschlag.
Es scholl ein Ruf, so heiter wie der Tag:
„Da kriecht ein Wurm; er sieht die Sonne nicht
Und tastet blind in's süße Himmelslicht.
So strebt das Leben rastlos aus dem Dunst
Der Sonne zu. Das Sehen ist die Kunst.
Wie viele Blinde wol die Welt gebar,
Ein Aug' zu schaffen, sonnenhell und klar!
Das ist die Regel für der Freude Flug:
Das, was nicht fliegt, das ist nicht stark genug! . . . .
So träumt das Elend dumpfig in den Tag,
Damit die Freude triumphiren mag!
Denn alle Menschheit ist so wie ein Mann:
Sie blüht und welkt, damit sie reifen kann.
Und tausend Blüthen düngen still die Welt,
Bis eine Frucht reif von dem Baume fällt.
So düngt und erntet wählend die Natur.
Verbesserung ist der Entwicklung Spur.
Ein großes Glück, das einer Seele strahlt,
Mit vieler Leid zu hoch ist's nicht bezahlt.

Und könnt' ein Menſch Gott eine Stunde ſein,
Mit Jubel geben wir die Menſchheit drein!
Es drängt zum Zweck, es drängt zum letzten Ziel;
Hier zählt kein „wenig" und hier wiegt kein „viel".
Wenn ſich im Einz'gen krönt das Ideal —
Die Maſſe, Freund, iſt doch nur Material! . . .
Wer iſt die Menge, die nach Rache ſchreit?
Des Geiſtes Räthſel heißt Perſönlichkeit!
Der Menſchenheerde fehlt Perſönlichkeit,
Drum iſt ſie geiſtlos bis in Ewigkeit.
Drum brüll' nur Rache, drohendes Geſchlecht —
Du biſt in Maſſe, alſo nicht im Recht! . . . . ."

Dieſen Worten wird von der düſtern Schaar unter Anderem erwidert:

„Ihr Eigenmenſchen dünkt euch noch ſo groß,
Ihr ſeid nur frech und kalt und liebelos!
Es naht das Ende und es kommt die Friſt,
Da Jedermann im Volke Eigner iſt.
Dann iſt das Ganze die Perſönlichkeit
Im höhern Sinne der Unendlichkeit. — . . . . .
Verſpottet habt ihr unſre Qual und Noth —
Nun trommelt uns zum letzten Streit der Tod!" — . . . . .
Wie Wellen hüpfend raſt der Geiſterkampf
Durch Tag und Nacht, durch Donner, Licht und Dampf. . . . .
Das wälzt ſich dampfend um den Erdball fort —
Auf Erden Krieg und in den Lüften Mord!
Verklingend und verhallend wie im Traum
Hinrauſcht die Schlacht, ein Schattenſpuk im Raum.
Die Erde taumelt, unbeirrt im Wahn,
Im Dampf des Schmerzes ihre Sonnenbahn. . . . . .

Der Geſtaltungskraft, mit der hier abſtracte Begriffe, ſtreitige ſociale Probleme durch poetiſche Verbildlichung uns nahe gebracht werden, wird gewiß Niemand ſeinen Beifall verſagen; ebenſo wenig der comprimirenden Gewalt, durch welche bei dem Künſtler Bild und Gedanke zu prägnanten Kernſprüchen cryſtalliſiren; am wenigſten aber darf der Unparteilichkeit die Anerkennuug fehlen, welche jeden in ſeiner Weiſe zu Worte kommen und die ſtärkſten Sentenzen, die ihm zu Gebote ſtehen, anführen läßt; ſo daß auch wirklich bis zu Ende keiner ſiegt und keiner weicht; denn hierdurch

wollte der Dichter offenbar seine wahre Ansicht ausdrücken, daß nämlich die Gegensätze, die hier zusammenprallen, nicht nur bisher vergebens einer Lösung geharrt haben, sondern daß es wol auch im irdischen Leben überhaupt keine Versöhnung für sie giebt.

Sei's nun, daß solche philosophische oder politische Widersprüche in Wirklichkeit oder nur vermeintlich unentwirrbar sind; immer wird es ein Vorzug sein, sie aus dem Nebel zu ziehen, deutlich auf sie hinzuweisen und den Punkt klar zu machen, wo die Forschung einen neuen Hebel anzusetzen hat oder wo der grübelnde Verstand Halt machen muß. Eine innige Vertrautheit mit einer solchen die Herzen bewegenden Frage muß stets angenommen werden, sobald jemand im Stande ist durch poetische Verkörperung ihr eine Art nationaler Weihe zu geben; denn was in Versen ergreift und erschüttert, was die Fähigkeit hat, in der schönen Form noch einmal geboren zu werden, hat damit aufgehört ein Hirngespinnst Weniger, eine Spielerei veralteter Spitzfindigkeit — antiquae subtilitatis ludibrium — zu sein; ihm ist der Weg zu dem Gefühlsleben Vieler gebahnt, denn wir erleben es innerlich: es muß eine Frage sein, die der Verlauf der Dinge selbst aufgeworfen hat und die uns Alle angeht, selbst wenn sie zu den Fragen gehören sollte, auf die es keine Antwort giebt. In dieser Weise der Lyrik neue Gebiete eröffnen und neue Bahnen weisen, ist aber in unseren Augen ein größeres Verdienst, als an ihr die längst gepflegten, fruchtbeladenen Zweige, wie die Naturdichtung und Erotik immer weiter zu cultiviren. — Welche socialen Widersprüche hier nun allegorisch auftreten, wo auf der einen Seite die verzweifelten Repräsentanten von Unglück, Armuth und Unbildung, auf der anderen der Inbegriff von Glück, Reichthum und hoher Geistigkeit kämpfen, das ergiebt sich aus ihren Reden. Die kleine lichte Schaar spricht kurz und bündig die Ansichten des Philosophen Friedrich Nietzsche aus: es sind die heldenhaften Ausnahmemenschen, denen er das Erdreich zugedacht hat, die Nietzscheaner, die Verfechter des Individualismus. Das große schwarze Heer verbildlicht den Collectivismus und erhebt die Beschuldigungen, die man auch wirklich den Lehren Nietzsche's mit mehr oder weniger Recht entgegensetzt. — Daß es hier Todte sind, gewissermaßen die Manen der Zertretenen, der von den Lieblingen des Glückes verbrauchten Existenzen, mag wol den Sinn haben, dieser Kampf finde am heftigsten im Innern des menschlichen Gewissens statt, indem die Thaten der Vergangenheit sich anklagend gegen die egoistischen Principien des aufstrebenden Lebens erheben. Aus der Tiefe des Herzens hat dann

der Dichter den Gegensatz in die Außenwelt hinausprojicirt; die zwei Seelen in seiner Brust zu zwei feindlichen Heeren umgeschaffen. Woher trotz alledem die Dichtung nicht ganz befriedigt, ist leicht zu ergründen.

Der Poet, wenn er durch die Macht des Gedankens wirken will, darf sich nicht darauf einlassen, den Leser durch lange Definitionen vorzubereiten und vorsichtig zuerst Vorurtheile wegzuräumen, bevor er ans Werk geht, sondern muß alles Dies als bekannt voraussetzen, — d. h. bei dem gebildeten, des Dichters würdigen Leser; — und durch die bloße Nennung oder Andeutung gewisser Anschauungen und Ideenkreise uns mitten hineinversetzen; wo dann die Prämissen des Syllogismus, ohne weitläufig entwickelt zu sein, als anwesend gefühlt werden, und das Geschenk der Musen sein wichtigstes Attribut, den Schein der Leichtigkeit und Müheloſigkeit nicht einbüßt. Und darauf mag der Dichter in Bildern, Parabeln, Metaphern, auf jedem ihm erlaubten Wege vorschreitend, uns zeigen, wie ein kleiner Schritt weiter von diesen allbekannten Vorstufen auf den Gipfel einer ungeahnten überraschenden Aussicht, oder an einen Abgrund führt, in den der Gedanke sich nur schaudernd vertieft. Oder — wofür wir am dankbarsten sind, — der zu ziehende Schluß muß in der Ahnung uns so nahe gebracht werden, daß es von Seiten des dichterischen Genius nur noch eines unmerklich leisen Anstoßes, gewissermaßen eines Hauches bedarf, um ihn über die Schwelle des Bewußtseins zu heben.

Bei dieser „Geisterschlacht" ist es indeß recht fraglich, ob die socialpolitischen Ansichten, die ihr (oder der Philosophie Nietzsche's und den demokratischen Lehren) zu Grunde liegen, so allgemein bekannt oder gar anerkannt sind, so in sich abgerundete Gebiete des modernen Denkens bilden, um ohne Weiteres als stillschweigend zugestandene Prämissen zu dienen. Denn die Voraussetzung, daß die Begriffe: Glück, Reichthum und intellectuelle Vollkommenheit zusammen gehören und zusammen wohnen, und ebenso ihre Gegensätze, ein unentwickelter Geist, Unglück und Armuth, — trifft einfach im wirklichen Leben gar nicht zu: hohe Begabung und Bildung haben mit dem Glück wenig zu thun und fallen mit dem Reichthum fast nur zufällig zusammen. Hier treten bloß Nietzsche's Visionen auf; daher empfinden wir für den Kampf dieser Principien keine rechte Theilnahme. Der Gegensatz, der thatsächlich das Leben beherrscht, nämlich zwischen Selbstsucht und Selbstlosigkeit, wäre freilich in seiner großartigen Allgemeinheit schwer poetisch zu gestalten; und so wird sich der Dichter mehr oder weniger an die Modificationen und Verkleidungen zu halten haben, in denen er bis

jetzt bei Philosophen, Religionslehrern und Politikern, aufgetreten ist. — Solche Bedenken gegen die Wahl des Themas werden natürlich Niemanden veranlassen, die Leistung gering zu achten, die in der poetischen Bewältigung neuer geistiger Strömungen liegt, da doch selbst ein vollständiger Mißgriff — und der Ausdruck wäre hier zu stark, — die Macht des dichterischen Könnens offenbart und zu schönen Hoffnungen berechtigt.

Wenden wir uns zu dem Gebiete, wo Stern's Lorbeern am reichlichsten sprießen, zu der eigentlichen Gefühlslyrik, der Naturdichtung und Erotik, so kann die Betrachtung seiner Werke hier eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen: die bisherige Anerkennung ist so rückhaltlos und ungetheilt, daß man einfach sagen kann, Stern beherrsche den Geschmack seiner Zeit oder habe ihn getroffen; die Fähigkeit hier und die Empfänglichkeit dort haben sich gegenseitig geweckt und correspondiren mit einander; so daß also eine Besprechung seiner Leistungen nicht nur zeigt, wie er schreibt, sondern daß an seinen Gedichten sich constatiren läßt, worin der Geschmack unserer Zeit besteht, wie man schreiben muß, um den Zeitgenossen zu gefallen. Da erkennt man dann zunächst, wie wenig in diesem Bereiche neue Formen gebildet, und wie fast nur die bereits geschaffenen mit immer größerer Gewandtheit und Eleganz ausgebildet werden.

Man will eine Liebespoesie ohne melancholisches Schmachten und Winseln; eine elegisch-idyllische Naturbewunderung ohne schwächlich aufgelöste Gefühle, ohne einen Abschluß in schrillen Dissonanzen, ohne Weltschmerz. Wer heute noch meint, des Weltalls großer Riß gehe mitten durch sein Herz, findet kein Verständniß mehr; ebenso wenig derjenige, der klagt: „Und wem es just passiret, dem bricht das Herz entzwei", denn wir lieben jetzt die unzerbrechlichen Herzen. Nur eine gewisse Tapferkeit und Rüstigkeit der Gesinnung erwirbt das Wohlwollen des modernen Publikums, insonderheit, wo sie es bis zu dem übermüthigen Jauchzen der Ueberlegenheit gebracht hat. Auch der religiöse Wimpernaufschlag, die Seufzer der Reue und Thränen der Heimathliebe stehen dem Sänger gut zu Gesichte, geben ihm Relief und verpflichten zu nichts. Weßhalb soll man sich irgend eine Gattung von schönen Gefühlen entgehen lassen, wenn man sie verwenden kann? Dabei beschränkt sich die Naturschwärmerei längst nicht mehr auf einzelne Jahreszeiten und conventionelle Scenerien; die Wandelbarkeit des Dichters muß im Stande sein, allem, was ihm auffällt, eine flüchtige Liebe zu widmen; man muß Enthusiast sein aus Grundsatz.

Wir geben eine Probe von Sterns Liebespoesie: „Gabriele“ (Ausgewählte Gedichte S. 194).

Lasse mit blutenden Rosen bedecken
Sanft deiner Glieder hell schimmernde Pracht!
Will dich aus wonnigem Schlummer erwecken,
Liebchen, nach selig durchtändelter Nacht.
Fluthender Lichtstrom und thauige Rosen —
Zärtlich flüstert der zuckende Mund:
Tu m'étouffes sous de roses!

Lieblich erwacht das entschlummerte Leben,
Reibt sich den Schlaf aus den Augen und lacht;
Flüchtigen Flugs durch die Boulevards schweben
Huschende Flügel. — Paris ist erwacht.
Leicht, wie ein Duft von Veilchen und Rosen,
Haucht es über die Tuilerien:
Tu m'étouffes sous de roses!

Die anderen längeren Gedichte dieser Gattung zeigen zum Theil eine noch höhere Vollendung und kräftigere Leidenschaft; z. B. in den „Ausgewählten Gedichten“ S. 190 „Leocadie“ und Seite 205 „Viola“, in den „Nebensonnen“ S. 56 „Eva“; und in allen ist die Liebe durchaus sinnlich, also aufrichtig. Unter den Naturpoesien mögen einige der kürzesten von dem eminenten Grade der modernen Kunsttechnik eine Vorstellnng geben. „Ausgewählte Gedichte“ S. 54:

Andacht am Meere.

Ein in Schlaf versunkner Löwe,
Sonnenzitternd träumt die Welt;
Fern im Meer gleich einer Möwe
Schwebt ein Segel, sanft geschwellt.
In Milliarden Sonnenfunken
Schillert spiegelblank die Fluth;
Weit hinaus ergießt sich trunken
Abendgold in rother Gluth.
Unter den erhitzten Sohlen
Knirschen Muscheln in dem Sand;
Seufzerhaft, verträumt, verstohlen
Rauscht ein Wellchen an den Strand.

Irgendwo im Meeresschooße
Rafft sich auf der Abendwind;
Durch das stille, riesengroße,
Blaue Weltmeer haucht es lind.

Abendandacht auf dem Meere
Glüht in stummer Majestät;
Gottes lodernde Altäre
Rufen mich zum Nachtgebet.

Aus derselben Sammlung Seite 17:

Glühend im goldenen Abendschein
Ruhen die Wiesen und Wälder;
Frischer Athem aus schattigem Hain
Streift über wogende Felder.
Bläulich wiegt sich im duftigen Hauch
Blühender Flachs in der Runde —
Sehnende Seele, nun ruhe du auch,
Freu dich der friedlichen Stunde!

Glühend im goldenen Abendschein
Schwanken die wallenden Halme;
Auf das dämmernde Erdensein
Neigt ein Engel die Palme.
„Heilige Scholle, schenke uns Brod!"
Beten die Kinder der Erde;
Gott im scheidenden Abendroth
Haucht sein unsterbliches Werde!

Mag auch unter der Glätte der Form bisweilen der Inhalt verschwinden; immerhin fordert die Melodik dieser hinreißenden Rythmen auf, an solchen Gedichten Studien des Wohllauts anzustellen, den belebenden Wechsel aller Vocale und Diphtonge im Reim, die Bevorzugung der vollen, kräftigen Vocale „a" und „o" vor dem im Deutschen leider so häufigen matten „e" und dem spitzigen „i" zu beachten. Bei maaßvoll mitwirkender Alliteration sind unter den Consonanten die eine leichte Bewegung symbolisirenden Liquida „r" und „l" besonders charakteristisch für die Harmonie von Gehalt und Darstellungsweise verwandt worden; in der ersten Strophe auch das „bl", „fl" und „fr", das, wenn wir uns hier in Muthmaßungen ergehen dürfen, einen milden, rasch überwundenen Widerstand lautlich abbildet.

Diese Berufung auf Hypothesen der Linguisten und Lautphysiologen wird Niemand für eine erschöpfende Wiedergabe dessen halten, was uns eigentlich an Sterns Eurythmie entzückt. Wer meint denn auch dadurch des Dankes gegen den Künstler quitt zu sein! — Ueber welche reiche Fülle von bald einwiegenden, bald aufrüttelnden Melodien des Tonfalls unser Autor verfügt, bewundern und genießen wir erst nach Gebühr bei der Vergleichung einer Reihe von Dichtungen. Es sei daher gestattet, noch eine anzuführen („Ausgewählte Gedichte" S. 88):

Die Sonne gleitet längs des Weinbergs Wand,
Im Abend lächelt schlummerschön das Land.
In purem Golde glüht das junge Laub,
In Apfelblüthen tanzt der Sonnenstaub.
Und Schatten klimmen über Wald und Klee.
Ein Silberspiegel, lächelnd träumt der See.
Und wie im West das Abendroth verglüht,
Ist dunkelschön der Sternenkelch erblüht.
Die Wimper sinkt, die Schleierdecke fällt,
Und Friede duftet in die müde Welt.

Schon diese wenigen Muster drängen zu einer Beobachtung, die bei fortgesetzter Lectüre Stern'scher Gedichte sich immer wieder bestätigt:

Die moderne Sprache hat einen Hang zur Vereinfachung des Stiles, der so weit geht, daß in manchen Gedichten (z. B. „Ausgewählte Gedichte" Seite 173 „Gottfried Keller" und Seite 197 „Ahnung" und vielen anderen) jede Zeile für sich einen Satz bildet, also nur noch Hauptsätze existiren; auch die einfachsten Nebensätze, indirecte Rede und Relativconstruction kommen somit in den meisten Poesien garnicht mehr vor; häufig aber wird das elliptische Aneinanderreihen von Hauptworten ohne Zeitwort. Es liegt freilich im Wesen der menschlichen Rede, daß bei allen Völkern und von jeher die Poesie sich eines einfacheren Satzbaus befleißigt hat, als die gebildete Prosa. Wer sich aber die Mühe nimmt, von dem complicirten Gefüge Shakespeare'scher Sonette und von Bürgers besten Schöpfungen (z. B. „Heloise an Abailard") bis zu den Gesängen unserer Tage den Weg zu durchlaufen, sieht deutlich den rapiden Fortschritt bis zu einem lyrischen Telegrammenstil, der dem Geiste des Zeitalters, wo man wenig Zeit hat, der keuchenden Eile unseres Jahrhunderts so ganz entspricht, wie die aus Aphorismen zusammengesetzten philosophischen Werke, und durch

seine Kürze den Vorzug bietet, daß ich bereits bei der dritten Zeile das volle Recht habe zu vergessen, was in der ersten Zeile stand. Denn jede Zeile bringt etwas Frisches und Apartes, fügt aber für den Leser, der doch etwa zufälligerweise die Gewohnheit des langen Gedächtnisses haben möchte, einen kleinen Strich oder ein Farbentüpfelchen nach dem anderen zu dem ganzen Bilde. Außerdem erweckt diese moderne Kurzathmigkeit zuweilen noch die vortheilhafte Vorstellung eines Andranges überwältigender Leidenschaft. Je einfacher übrigens die Lyrik in grammatischer Beziehung wird, um so künstlicher wird sie in malerischer; und hier hat man vielleicht mit Recht Stern den bedeutendsten lyrischen Farbenkünstler der Gegenwart genannt. Die verschiedenen Mittel, denen er solche Erfolge verdankt, wird man deshalb nicht für eine Vergröberung ästhetischer Aufgaben oder ein Herabsinken in niedere Sphären halten, weil sie mehr oder weniger darauf gerichtet sind, die Sinnenwelt zur Hilfe zu rufen; denn zwischen Aesthetischem und Sinnlichem läßt sich überhaupt keine feste Grenze ziehen; und mit dem Ausdruck „grobsinnlich" drücken wir eigentlich nur die Verlegenheit aus, in die wir gerathen, sobald es gilt, die Sinnlichkeit, die wir von der Kunst verlangen, von der Sinnlichkeit, die wir ablehnen, zu unterscheiden.

Einer der Kunstgriffe in dieser malerischen Wirkung, Das, was man im engeren Sinne die Farbenpracht nennt, besteht, wie sich an Sterns Werken beobachten läßt, heutzutage darin, daß in geeignetem Wechsel der Reihenfolge lauter angenehme Dinge genannt werden, d. h. Dinge, die angenehm zu sehen, zu hören oder zu riechen sind; dann muß die obschon dumpfe Rückerinnerung an diese bunte Musterkarte von abgelesenen Sinnesgenüssen — wofern sie nur einigermaßen zusammengehören — schließlich doch auch eine angenehme Gesammtwirkung hinterlassen. Nicht das Auge allein, sondern alle Sensorien sind in der Vorstellung sanft gereizt worden. Ganz und gar hat die Gefühlsdichtung diesen Sinnenkitzel freilich niemals entbehren mögen; allein der ältere Brauch bestand doch mehr in einer gewissen objectiven, scheinbar fast gleichgültigen Zusammenstellung von solchen Zügen aus der Natur, welche die Phantasie dazu anregen, sie zu einer Totalität zu ergänzen. Dabei konnte oft der einzelne Zug in Hinsicht der Sinnlichkeit werthlos sein; der Dichter schien sich wenigstens hierum nicht zu kümmern; wenn nur die angefachte Selbstthätigkeit der Imagination dem Leser oder Hörer zu der eigenthümlichen Freude am Bilden verhalf: plastisch nennt man deshalb den Eindruck solcher Schilderungen. — Also

die einzelne Linie brauchte nicht immer schön zu sein, denn sie hatte ihre Bedeutung im Ganzen; und zwar so, daß zum Ganzen auch die vorstellenden Kräfte in uns hinzugerechnet wurden. Die neue Methode, bei der an Stelle des Umweges durch ästhetische Perception eine directere Einwirkung auf die Sinneswerkzeuge getreten ist, führt aber — wie man gestehen muß — leichter und sicherer zum Ziel. Sicher, aus demselben Grunde, aus dem das Lesen eines Menu manchem Behagen bereitet, und aus dem orientalische Märchen dem Volke und Kindern schon dann immer wohlgefallen, wann recht viel Ducaten, goldgestickte Kleider, Sorbet und eingemachte Früchte vorkommen. Eine Musik, in der lauter so liebe Worte sich aneinander reihen, wird doch meistens schön gefunden. Daher ergötzen wir uns auch bei folgenden Versen von Stern:

Der Frühlingsregen trieft mir auf's Haupt,
Ein Falter umgaukelt den Wein;
Die jungen Buchen stehn hell belaubt
Und sprühen in Glanz und Schein. („Nebensonnen" S. 38.)

Denn der um das Weinlaub flatternde Schmetterling ist gewiß eine hübsche Vorstellung und besonders erquickend für den armen Großstädter. Gern vergißt man dabei den Anachronismus, daß im triefenden Regen der Falter nicht „gaukelt", sondern still sitzt und sich verkriecht. Ist er nur nebst recht viel anderen bunten Dingen an dem Leser vorübergeflogen, so entscheidet man, das Gedicht sei farbenprächtig: ein Costümfest bei bengalischer Beleuchtung!

Die Hauptsache in aller Lyrik bleibt jedoch immer die psychologisch berechnete Gemüthsbewegung, deren Verfahrungsweisen sich ebenfalls besonders bequem an Sterns Hervorbringungen studiren lassen.

Zur akademischen Correctheit des echten Naturgedichts gehört es, daß erstens einzelnes Reale gegeben und dann zweitens ein Schritt hinüber gethan werde zum Allgemeinen, zu dem um uns und über uns waltenden Reich des Idealen: gewissermaßen die Nutzanwendung, die Deduction aus den Bildern der Wirklichkeit. Je näher dem Interesse und Gefühl eines jeden, um so ergreifender ist dieser Hinweis. Deutlich ausgesprochen zu werden braucht deswegen aber bekanntlich noch nicht dieses Ausklingen in den Saiten des Herzens: des Lyrikers höchste Leistung ist eben — wie meist bei Göthe — das bloße Anregen der Seele zum Durchfühlen der höheren Idee, die selbst unausgesprochen bleibt. Denn erst dabei wird der

Leser sich einer divinatorischen Thätigkeit seines eigenen Geistes bewußt: er erräth die congenialen Schwingungen der Dichterseele; und daß ihm Das gelungen ist, erhebt ihn. Bei diesem Processe erscheint leicht der so erschlossene abstractere Gedanke als etwas Unsägliches, als etwas, das zu sublim und heilig ist, um von menschlichen Lippen mit schlichten Worten gesagt zu werden; als etwas, das zu subtil und zart ist, als daß die profanen Ausdrücke der Sprache es fassen könnten: nur im Echo des Herzens lebt es. Am feinsten scheint es uns, wenn ein leiser Ton dieser Sphärenmusik durch das ganze Gedicht mitklingt; am frappirendsten aber jedenfalls, wenn die Wirkung auf den Schluß verlegt wird; weil das dem wirklichen Verlauf der lyrischen Stimmung wol auch am ehesten entspricht: der schwärmende Blick zieht dahin über die Erscheinungen der Natur, wie sie um ihn ausgebreitet sind; und dann erfolgt — immer nach dem Schema von Göthe's „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" — die Heimkehr in die eigene Brust. — Die Emphase, die stärkste Partie, mag mitunter erfolgreich wohin anders als an den Schluß gesetzt werden; den allgemeinsten Gedanken als Facit des Ganzen, ist es rathsam, immer an die letzte Stelle zu placiren.

Da jeder, der Verse macht, längst bemerkt hat, wie sehr die Wirkung lyrischer Ergüsse von der Einhaltung obiger kleiner Regeln abhängt, so gehört es jetzt zur Mechanik der Poeterei, nicht aber zur sog. „Wahrheit der Empfindung" den Schlußeffect richtig zu formiren. Nämlich — um präciser zu reden — entweder so, daß im Verlaufe der Dichtung zuerst nur einzelne Bilder, Thatsächlichkeiten aufgeführt zu werden scheinen, und dann zuletzt, wie mit einem Blitzstrahl das ganze vorhergegangene Gemälde beleuchtet, der Zusammenhang der einzelnen Theile hergestellt wird und so mit einem Male der Sinn des Ganzen herausspringt. Solch ein Gedicht kann bisweilen auf ein einziges Wort aufgebaut sein. Oder es ist so, daß schon mit dem Fortschritt der Dichtung die Obertöne erkennbar mitklingen, in allmähliger Steigerung anschwellen; gleich als ob das Gähren in der Brust des Dichters — und des mitfühlenden Lesers — von Stufe zu Stufe gewaltiger werde und zuletzt nicht wie im ersten Falle eine Ueberraschung, ein elektrischer Schlag erfolgt, sondern in einem allseitig vorbereiteten schönen allgemeinen Gedanken (wie bei Schillers „Idealen") die Wellen sich wieder glätten.

Diese letztere Art von Naturgedichten richtig aufzubauen, gelingt viel schwerer, weil sie den Jünger Apollo's zwingt, von Anfang an und in

jeder Strophe Gedanken zu haben und etwas Bedeutsames zu verkünden; sie steht aber bei uns nicht so hoch im Preise, weil sie die Nerven nicht so erschüttert. Hingegen die erste Methode bietet den wichtigen Vorzug, daß man in der Schilderung mancherlei Bilderchen, Lichtreflexe und Farbenklexe unterbringen kann, für die man sonst keine Verwendung hat; gesetzt, daß nur zuletzt ein großer Spruch erfolgt. Denn wenn es bei Stern, wie wir sahen, zum Schluß heißt:

„Gottes lodernde Altäre
Rufen mich zum Nachtgebet",

wer wagt dann in diesem heiligen Augenblicke, beim Anlegen solchen hieratischen Ornats zu forschen, ob jeder vorhergehende Vers der Andacht richtig praeludirt hat? Ja selbst wenn, wie in der „Waldschmiede" („Ausgewählte Gedichte S. 256) die Schlußworte: „Und im Herzen da dehnt sich ein Sehnen", durch nichts von Allem, was vorausging, gerechtfertigt sind und ebenso gut jedem beliebigen anderen Landschaftsbilde hätten angehängt werden können; so fragt sich der nachsichtige Leser auch hier kaum, wo die Andeutung aufhört und das Nichtsbedeuten anfängt, sondern sagt: „Gott sei Dank, daß es sich wenigstens jetzt im Herzen dehnt! es wäre mühsam gewesen, das alles unter einen Nenner zu bringen; jetzt aber ist es entschieden stimmungsvoll!"

Eine Calculation der Gedichte auf den starken Eindruck, den die letzten Worte machen sollen, ist auch bei einem anderen baltischen Dichter der Gegenwart, bei Christoph Mickwitz sehr hervorstechend. An ihm, besonders aber an Stern, der diese Vorschriften noch consequenter einhält, läßt sich beobachten, wie empfehlenswerth es ist bei den großen Sentenzen, welche die Stimmung machen sollen und mit denen der Dichter sich jedesmal verabschiedet, einen der erhabensten Begriffe, ein Ziel unsrer Sehnsucht anzubringen, z. B. die Worte „ewig" oder „unsterblich" einfließen zu lassen. Da sich doch nicht alles citiren läßt, wollen wir zum Belege dafür nur aus den ersten neun von Stern's „Ausgewählten Gedichten" die letzten Worte anführen.

Seite 2 O Ewigkeit, dein kalter Kuß!
Seite 4 Schaue euch ewige Sterne, spielend im Wellentanz;
Doch wie so ferne, so ferne strahlt euer Glanz!
Seite 8 Und zurück in Ewigkeit.
Seite 11 Traumschön das Urbild der Unsterblichkeit.
Seite 13 Trage die duldende Seele in's Weltall!

Seite 14 Und taumeln in die Ewigkeit.
Seite 16 Wälzt sich deine Welt im ew'gen Raum.
Seite 17 Haucht sein unsterbliches Werde.
Seite 19 Zur ewigen Ruhe geh'n. u. s. w.

Unter neun Gedichten ist also nur eines, das nicht mit „ewig" oder „unsterblich" schließt. Aehnliche Resultate würde eine Statistik auch bei den späteren Sammlungen Stern'scher Gedichte liefern.

Häufig werden herrliche poetische Wirkungen zum Abschluß der Naturbetrachtung oder Reflexion durch Das erzielt, was man in der Stilistik Prosopopöie nennt, also durch die Personification resp. Verkörperung entweder eines abstracten Begriffes oder eines unbelebten Gegenstandes; etwa eines Gegenstandes, der vor Kurzem im Verlaufe der Schilderung in seiner eigentlichen Bedeutung genannt worden ist und nun — durch die Metonymie — ein Doppeldasein gewinnt. Auch in diesem Verfahren erweist sich Stern als ein Meister und versteht es oft schon im ganzen Flusse des Gedichtes mit Feinheit und Geschick auf diesen Ausklang vorzubereiten. Nur die Lecture zahlreicher Dichtungen könnte, was wir meinen, hinreichend erläutern; da wir den Dichter doch nicht so ausplündern dürfen, führen wir als Nothbehelf einige Schlußverse an. Aus „Nebensonnen" S. 19:

Schwebend durch den fernen Raum,
Scheu auf weichen Sohlen,
Staunend hat sich mir der Traum
Tief in's Herz gestohlen.

Aus dem „Ersten Frühling" Seite 23:

Und über knisternden Meeressand
Streift hinter mir unverwandt
Als ein grauer schleppender Seidenflor
Die Reue, daß ich mich selbst verlor.

Aus den „Ausgewählten Gedichten" Seite 64:

Klirrend springt das dunkle Thor
Von dem Blüthenregen,
Und hinein im Jubelchor
Rauscht der Frühlingssegen.

Seite 169:

Ich schreite längs dem Wiesensaum
In Thau und Sternenschein;

Tief aus dem See ein holder Traum
Staunt mir in's Herz hinein.

Seite 29:

Weit, wie in Orgelklängen, schwimmt
Im Frühroth mein Gedicht;
Denn wo der Geist die Saiten stimmt,
Da jauchzt das ew'ge Licht.

Jetzt entsteht vielleicht die Frage, ob das, was hier geschah, auch zulässig ist? Heißt das nicht zerpflücken, zerstücken, aus dem Zusammenhange reißen? Darf man an dem Herzen des gebenedeiten Sängers so unehrerbietige Secirübungen anstellen? — Abgesehen davon nun, daß hierbei hauptsächlich der Geschmack der Zeit eruirt werden soll, kommt es eben darauf an, ob die Schlußworte wirklich aus dem Vorhergehenden herausgewachsen, das Ganze aus einem Gusse geschaffen ist, oder ob diese jedesmalige letzte captatio benevolentiae bisweilen und öfter mehr äußerlich wie eine Verzierung angeleimt ist. In diesem schlimmen Falle hätte der Dichter es sich selbst zuzuschreiben, wenn Das, was nicht organisch verbunden war, von der Kritik gelöst und „disjecta membra poetae" vor dem Publicum ausgebreitet worden. Er hatte dann vermuthlich selbst nicht scharf genug auf das Flüstern des Genius gelauscht, sondern aus seinem Vorrath, aus dem Zettelkasten mit der Vignette „Schlußeffecte" das Passende herausgesucht.

Zugestanden wird so etwas selten, allein das Experiment der Rechenprobe, ob es einem Dichter passirt ist, wäre möglich und bestände darin: zuzusehen, ob sich wol diese Schlußeffecte von ungefähr bei zwei Gedichten vertauschen lassen. Z. B. das Gedicht auf Seite 51 („Ausgewählte Gedichte") schließt mit den Worten:

Zur Seele spricht im Traumgesicht
Der Heimath Klang;
Du Quellenlicht im Weltgedicht,
Dir gilt mein Sang!

Nun wäre es nicht ganz so hübsch aber doch auch erträglich, wenn wir sagten:

Zur Seele spricht im Traumgesichte
Der Heimath wunderholder Sang;
Und auch der Sehnsucht leises Lallen
Es ist im Weltgedicht ein Klang.

Hiermit haben wir jedoch den Schluß eines anderen Liedes an die Stelle gesetzt, nämlich von Seite 20 l. c., wo die letzten Worte lauten:

Und auch der Sehnsucht leises Lallen,
Es ist ein Klang im Weltgedicht.

Solche Verwechselungen der letzten Verse lassen sich bei Stern leicht in Menge vornehmen, wenn man sie nur dem verschiedenen Rythmus und Reim ein wenig anschmiegt. Manchen Dichtungen läßt sich auch eben so gut ein ganz anderes Ende geben. In dem „Sonntagmorgen am Zürichsee" (Ausgewählte Gedichte" S. 157) heißt es sehr begeistert von der zweiten Heimath des Dichters:

. . . . . .

Goldne Sonne, Glockenklänge, zitternd auf dem blauen See,
Grünbelaubte Bergeshänge, Gärten tief im Blüthenschnee;
Weiße Segel auf der klaren, unergründlich tiefen Fluth,
Fern die ew'gen wunderbaren Alpen in der Morgengluth: —
Alles habt ihr Schweizersöhne, was ein Dichterherz begehrt, —
Wahrt nur eure beste Schöne, haltet eure Freiheit werth!

und zum Schluß der ersten Hälfte des Liedes ist ebenfalls von Freiheit die Rede, aber ebenso willkürlich; daher wollen wir nicht untersuchen, ob es nöthig war, daß unser junger Landsmann der alten Republik diese ernste Mahnung zurief, sondern statt des Appells an die Freiheit folgenden Schluß proponiren:

„Alles habt ihr Schweizersöhne, was ein Dichterherz begehrt, —
Dank, daß alles dieses Schöne, ihr zur Heimath mir bescheert!"

Oder etwa:

„Zu besingen all' dies Schöne, bin ich bei euch eingekehrt."

Derartige Versuche, dem Dichter nachzuhelfen, wird mancher für ebenso überflüssig erklären, wie folgende Verse, mit denen ein Philosoph Goethe's „Erlkönig" vervollständigen, gewissermaßen mit einem visum repertum versehen wollte.

Und als sie dann zu Hause gar
Nachsah'n, was dem Kinde geschehen war,
Da fand es sich, doch allzu spät,
Daß ihm der Hals war umgedreht.

Es ist aber doch nicht ganz dasselbe; denn der Umstand, daß solch ein willkürlich variabler Abschluß der Betrachtung sich bei Stern an nicht

wenige Gedichte ansetzen läßt, weist auf eine Eigenthümlichkeit des heutigen Geschmacks hin und kennzeichnet überhaupt das Compositionsprincip unserer Naturdichtung, nämlich das — auch auf dieses Gebiet ausgedehnte — durchaus moderne Princip der Arbeitstheilung: einen wichtigen Fortschritt der Technik. Etwas anderes ist es, die photographische Aufnahme des Landschaftsbildes vollziehen, und wieder etwas anderes, den zu beherzigenden Vers drunter setzen. Das eine Mal ist man mehr zur Malerei aufgelegt, das andere Mal zu Sentenzen. Weßhalb sollen also nicht die Zeiten, die Stimmungen und zur Noth die dichtenden Köpfe in beiden Fällen verschieden sein?

II.

Victor von Andrejanoff[1]) erinnert in seinen Dichtungen vielfach an seinen Zeitgenossen Moritz von Stern; auch seine besten Leistungen gehören der Naturdichtuug und Erotik an; auch er bekennt sich in ihnen zu einem aufgeklärten Pantheismus; nur daß die Ueberzeugungen in seinen Poesien eine bestimmtere Färbung gewonnen haben und sich dem Geiste der indischen Religionen nähern: einem Geiste, der offenbar durch die Beschäftigung mit der indischen Sprache dem Dichter heimisch geworden ist. Als Beleg möge folgende Stelle dienen („Ein Büchlein Lyrik" S. 73):

In den Millionen Sternen, die am Himmelszelte brennen,
Wie im kleinsten Wassertröpfchen lerne du dich selbst erkennen!
Aus dem gleichen Stoff gewoben ist, was ist, im Weltenall,
Und derselbe Geist durchzittert Menschenherz und Sonnenball.
Aus des Thieres stillem Auge winkt er dir unhörbar zu,

---

[1]) Victor von Andrejanoff's Werke.

1879 Dichtungen.
1880 Am Kaiserstz. Localsatire in Versen. (Pseudonym: Livonius.)
1880 Julian der Abtrünnige. Epische Dichtung.
1881 Dem Zar-Befreier, Requiem.
1882 Zum Licht! (Gedichte.)
1884 Elfenbrautfahrt, Märchen.
1884 Chopin, Sonnette.
1886 Ein Büchlein Lyrik.
1887 Die Religion des Erbarmens, nebst Anhang von Gedichten.
1890 Neue Weisen (Gedichte).
1892 Beethoven, Dichtung von Wsewolod Tscheschichin, deutsch von Victor von Andrejanoff.
1893 Aus der Stadt und vom Strande. (Gedichte.)

Flüstert aus des Waldes Wipfeln, aus der Quelle: „Das bist du!"
Diesen Geist, den ew'gen hehren, der den todten Stoff belebt,
Lern als „Gott" begreifen, ehren, wo er immer wirkt und webt!

Wenn aber in mancher Beziehung und besonders in dem äußeren Erfolge seiner Wirksamkeit Andrejanoff hinter Stern zurückgeblieben ist, so hat man Dies gewiß nicht allein der ursprünglichen Beanlagung zuzuschreiben, sondern auch den verschiedenen Umgebungen, socialen Einflüssen und Lebensschicksalen. Unsere nordische Heimath mit ihrem trüben Himmel, ihrer kargen Vegetation und ihrem rauhen Klima: wie wenig fordert sie dazu auf, in schwärmerischer Bewunderung die Herrlichkeit der Schöpfung zu besingen? Wie schwer ist es zu vermeiden, daß die Producte langer Winternächte gleich Kellergewächsen einen bleichen Schimmer bekommen, daß die Laute in der Stille einer einförmigen Natur monoton klingen? Wie darf man erwarten, daß aus solchem Boden die drängende Fülle und Mannigfaltigkeit glücklicherer Zonen hervorsprießen?

„Maßen die Hindin keine Löwen säugt,
„Noch auch die Taube Falk und Adler zeugt,"
(Chè la damma non genera il leone,
Nè le colombe l'aquila o il falcone) würde Ariosto sagen.

Noch wichtiger und förderlamer ist wol für das junge Talent Das, was im eigentlichen Sinne Anregung genannt wird und was der Künstler der baltischen Provinzen kaum vom Hörensagen kennt. Die Menge der Fachgenossen, die den Schriftsteller dort „draußen" umgiebt, die ungezählten Brüder in — ja wie heißt der Gott der Tinte? — mit denen er dort bald in freundlichen, bald in feindlichen Contact geräth, gehören im Ganzen genommen nicht gerade zu den „besten Kreisen." Es ist oft so etwa die Gesellschaft, die bei Gottfried Keller („Die mißbrauchten Liebesbriefe") den strebsamen Victor Störteler so herzlich im Wirthshaus empfing, und die von einem so einsichtsvollen Kellner bedient wurde. Manchem soliden Anfänger mag in diesen gemischten Regionen eigenthümlich zu Muth werden, und er murmelt wol resignirt den Hexameter: furfure se miscens porcorum dentibus estur; denn das ist das caudinische Joch, das der junge Literat meistens passirt. Aber auch hierbei fehlt es nicht an Anregung; Talente und künftige Ritter vom Geiste kommen gewiß auch in dieser Gesellschaft vor, und selbst der Zank und Hader im Wettbewerbe wirkt belebend, übt Kritik, schärft den Blick für kleine Mängel, für die Anforderungen der öffentlichen Meinung und spornt den aufwärts strebenden Dichter bei Allem,

worin er sich versucht, das Aeußerste zu leisten, was ihm nur irgend möglich ist; während es bei uns wol kaum vorkommt, daß der Künstler zu einem Gedankenaustausch mit Seinesgleichen Gelegenheit hat und nur gerüchtweise im Publicum verlautet, dieser oder jener „dichte". Eine gewisse verschämte Sprödigkeit der Gesellschaft übt außerdem unvermerkt einen Druck auf den Literaten. Denn wo nicht jeder reden kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, kann auch nicht jeder schreiben, wie ihm die Feder läuft: der Redner, wenn er seine Sache versteht, darf nicht über die Köpfe der Versammlung hinweg reden, sondern muß die Beschaffenheit des Publicums, an das er sich wendet, im Sinne behalten. Ebenso, mag nun der Schriftsteller sich davon Rechenschaft ablegen oder nicht, er wird immer, wenn er überhaupt schreibt um jemals gedruckt zu werden, von dem Gedanken an *sein* Publicum beeinflußt; von dem Gedanken an Das, was dieses Publicum vertragen kann und wovon es verletzt wird. Auch dieser stille Gedanke — oder sollen wir ihn ein instinctives Tactgefühl nennen — trägt dazu bei, den baltischen Künstler in der Freiheit seines Wirkens zu beengen. Im Auslande dagegen mag wirklich jeder schreiben, wie ihm gutdünkt: er wird immer irgend ein Publicum finden, dem diese Kost gerade mundgerecht ist. Das ist der Vortheil der Freiheit, der den Künstler allerdings manchesmal erröthen läßt, über Das, was irgend einmal seiner Feder entfuhr, der ihn jedoch im Allgemeinen nicht hindert, später mit gereiftem Geschmacke unter den Gährungsproducten seiner Jugend eine so geschickte Auswahl zu treffen, wie z. B. Stern, als er in seinen „ausgewählten Gedichten" alle bisher erschienenen werthvolleren Erzeugnisse vereinigte.

Stellt man die Werke von Stern und Andrejanoff einmal neben einander, so kann man nicht umhin, die ganz praktische und daher anstößige Seite des Literatenthums zu berühren: sie öffnet uns erst die Augen über Das, was zum Erfolge nöthig ist. — Wie dürftig nehmen sich nun neben der glänzenden Ausstattung von Stern's zum Theil sogar illustrirten Prachtbänden, die bescheidenen, schwindsüchtig dünnen Heftchen aus, in denen die inländischen Verleger Andrejanoff's Gedichte veröffentlicht haben! Erst im Auslande weiß der Verleger seines Amtes zu walten und den allmächtigen Hebel der Reclame anzusetzen; dort schickt man beim Erscheinen der Schrift hunderte und aber hunderte von Freiexemplaren an Zeitungen, Zeitschriften und Kritiker, ja man schickt ihnen selbst Bettelbriefe in's Haus, damit sie sich nur „äußern". Wie gut sich Stern's Verleger darauf verstehen, die Lärmtrommel zu rühren, ist daraus zu sehen, daß fast jedem Bande seiner Werke

ein dickes Convolut von panegyrischen Besprechungen seiner Erzeugnisse angeheftet ist, wie sie in verschiedenen Journalen erschienen und von dort abgedruckt worden sind. Ja sogar an den Verfasser gerichtete Privatbriefe schmeichelhaften Inhalts werden dort veröffentlicht. Wie peinlich muß unserem jungen Landsmann dies marktschreierische Gebahren der Verleger sein; denn der Balte ist doch von anderem Schrot und Korn und ehrt die altlivländische Devise: Nec quid temere, nec quid timide. — Doppelt peinlich muß ihn das berühren, da einige seiner Schriften in einem Verlage erschienen sind, welcher sich „Stern's literarisches Bulletin der Schweiz" nennt; so daß der Unkundige zu dem Gedanken verführt werden könnte, der Dichter sei selbst sein Verleger und Herold gewesen.

Alle diese Vortheile hat Andrejanoff entbehren müssen; und einzusehen, was ihm damit entgangen, wäre, glaube ich, richtiger gewesen, als, wie er es thut, über die Theilnahmlosigkeit des baltischen Publicums zu klagen. In jedem Falle wird das baltische Publicum ihm dankbar sein, daß er sich durch die Mißgunst der Verhältnisse nicht hat entmuthigen und davon abhalten lassen, an der Ausbildung seiner dichterischen Eigenart zu arbeiten und die Heimath mit den zarten und anmuthigen Schöpfungen seiner Muse zu erfreuen. Zartheit und Anmuth läßt sich freilich nicht von Allem rühmen, was Andrejanoff geschrieben hat. So sehr auch bei der gediegenen Bildung und dem hohen Fluge der Gedanken, die unsern Dichter kennzeichnen, seine Neigung zur Reflexionspoesie Anerkennung und Förderung verdient, so kommt es uns doch so vor, als ob sie bisher noch keine ganz reifen Producte aufzuweisen hätte, als ob seine Phantasie hierzu noch nicht ganz flügge wäre, als ob es ihm bisher noch nicht gelungen wäre, seine Ideen so spielend leicht wie Stern anschaulich (d. h. sinnlich und lebendig) zu gestalten. Zum Theil mag dies daran liegen, daß Andrejanoff's Probleme mitunter tiefer sind. Wir geben als Probe („Aus der Stadt und vom Strande" S. 18) eine Stelle aus einem längeren Gedicht:

Ich glaube nicht an solche Utopie,
Wenn ich sie auch bewundern kann und lieben.
Mir sagt der Sterne ew'ge Harmonie
Von klug und stark beherrschten Einzeltrieben.
Der Sirius wird zum Orion nie,
Was er einst war, das ist er stets geblieben.
Groß ist's und echt, das Ich sich zu erhalten
Im Kampf mit allen kosmischen Gewalten!

Doch schön ist's, Ruh nach solchem Kampf ersehnend,
In's Holde Du, in's All hinabzutauchen,
Sich Eins mit Sonne, Mond und Sternen wähnend,
Im Aether seine Seele auszuhauchen!
Die Sternenpfade, grenzenlos sich dehnend,
Bis sie gleich Wölkchen Dampfs verwehn, verrauchen,
Sind Runenschrift von meinem Doppelwesen:
„Allsein und Ichsein" steht darin zu lesen. . . .

Als durchgehender Zug, welcher Andrejanoff's Dichtungen charakterisirt, tritt eine Neigung zur Weltflucht hervor, oder — noch mehr — eine unwillige Abkehr von dem irdisch menschlichen Treiben in der Gestalt, wie es thatsächlich beschaffen oder dem Verfasser bekannt geworden ist. Es ist, als ob zwischen dem Geiste, aus dem diese Lieder geboren sind und jeder sinnlichen Wirklichkeit als Culturproduct ein unversöhnlicher Zwiespalt eingerissen wäre, der es dem Dichter auf vielen Gebieten unmöglich macht, aus dem bunten und oft trüben Gewirr der Erscheinungen unserer Bildungswelt das Unvergängliche siegreich herauszuheben und den unreinen irdischen Stoff zu werthvollen Symbolen eines unsichtbaren höheren Seins zu verklären. Eine ähnliche Stellung zum Leben kam zuweilen bei den Anhängern der sogenannten romantischen Schule vor; so schreibt Karl Immermann in dem Vorspiel zu seinem „Tristan und Isolde":

Die Welt, die draußen sich vermißt,
Gehört nicht eigen mir, das wißt.
Ich lasse die da draußen schalten,
Läßt sie die meine mich behalten;
Die draußen führt ein laut Geschrei
Und regt viel tausend Arm' und Hände;
Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
Beginnt sie stets, bringt's nie zu Ende,
Indeß, vollendet im Gemüth
Vom Urbeginn, die andre blüht!
Die Wunderrosʼ im Wunderthale,
Geküßt vom ersten Sonnenstrahle! — . . .

Diese Stimmung scheint jedoch bei den Romantikern eher zu dichterischen Zwecken künstlich erzielt und somit nur zeitweilig angenommen, als im Naturell begründet zu sein.

Gewiß nicht alle Gebiete verschließt dem Dichter diese Weltentfremdung, aber doch sehr viele; denn so oft uns auch Andrejanoff, gleichsam sich selbst ermannend, versichert: er flüchte aus der irdischen Gemeinheit und vor der „blöden Menge" in das beseligende Reich der Formen, Farben, Düfte und holden Klänge, in das Reich der Schönheit und finde dort sein Glück; so darf man doch nie vergessen, daß von Kunst nur so lange die Rede sein darf, als wir uns auf dem Boden der Sinnlichkeit befinden und mit klammernden Organen an ihm halten. Wenn nicht der Künstler mit Lust und Liebe zuerst bei dieser Sinnenwelt verweilt hat, sich in sie zu versenken und sie auszukosten versteht; so kann die höhere Deutung dem poetisch Geschauten gar nicht entnommen werden. Es genügt also nicht in ein imaginäres Reich der schönen Formen, wie in ein außerweltliches Territorium sich zurückzuziehen, um dort — ja an welchem Material? — in freiem künstlerischen Schaffen zu schwelgen. Nein, da alle Formen nur als human verständliche Sinnbilder schön werden, verläuft sich unsere Betrachtung in die Frage, welche Gebiete, oder wie man früher zu sagen pflegte „Provinzen", auch dann noch dem Dichter als Spielplatz seiner Phantasie, ja als fruchtbares Feld seiner Thätigkeit offen stehen, wenn er aus innerer Aversion gegen irdisches Treiben, für das intelligente Menschenleben, das ihn umgiebt, nur barsche Proteste findet und sich folglich auch nicht darin gefallen wird, in den Erscheinnngen der unbeseelten Natur Vorbilder einer ihm widerwärtigen Culturwelt zu suchen? — Daß sein Reich „nicht von dieser Welt" ist, sagt Andrejanoff ausdrücklich auf Seite 41 der Gedichte „Aus der Stadt und vom Strande" ähnlich ist der Sinn des Liedes („Neue Weisen" S. 14):

Hinter Nebeln weiß, hinter Wolken grau
Liegt die Heimath, die Heimath mein;
Hier wehen die Winde so rauh, so rauh,
Dort leuchtet der Sonnenschein. . . . . .

Das erinnert an das bekannte Gedicht „Eldorado" von E. A. Poe, einem Künstler, der bekanntlich arg mit dem Leben zerfallen war, bei dem man aber sonst wol vergebens nach Analogien mit Andrejanoff suchen wird. „Eldorado" schließt mit den Worten:

„Over the Mountains of the Moon,
„Down the Valley of the Shadow,
„Ride, boldly ride",
The shade replied, —
„If you seek for Eldorado!"

Dies also scheint ein Hauptunterschied zwischen Stern und Andrejanoff zu sein: daß Stern in der Naturdichtung und Gedankenlyrik beliebige Tonarten anzuschlagen befähigt ist, daß er, in allen Sätteln gerecht und in allen Wässern gewaschen, keiner Stimmung und keinem Pathos sich unzugänglich zeigt, aus welchem mit einiger Geschicklichkeit für den Geschmack der heutigen Leserwelt etwas gemacht werden kann; daß dagegen die Poesie Andrejanoff's stark von Antipathien beeinflußt wird, durch jede Berührung mit dem realen Leben leidet und erst in einer Art weltfremder Einsamkeit sich wohlfühlt und mit Kraft und Würde entfaltet. — Um auf die oben angeregte Frage zurück zu kommen, so lassen sich, wofern wir uns in diesen Beobachtungen nicht täuschen, weitere Schlüsse ziehen, über die Grenzen, innerhalb deren Andrejanoff's poetische Thätigkeit — wenigstens bei seinen jetzigen Neigungen, — Aussicht hat auf Erfolg. Und den Beweis für die Stichhaltigkeit unserer Behauptungen würde dann eine Durchsicht Dessen abgeben, was ihm bisher besonders gelungen ist. Denn freilich hieße es von der Selbsterkenntniß des Künstlers zu viel erwarten, wenn man meint, er werde nur Das unternehmen, wofür er glücklich beanlagt ist: gerade die Widerspänstigkeit des ihm nicht geistverwandten Stoffes mag bisweilen einen neuen Antrieb abgeben, es immer wieder mit ihm zu versuchen.

Wirklich bleiben unserem Dichter auch nur einige Themata übrig, wo er dem verhaßten Treiben der Welt leicht aus dem Wege zu gehen vermag. — Durchaus nicht das ganze Gebiet der Naturpoesie und Landschaftsdichtung bildet eine solche freie Domaine: nur eine Natur, welcher der Mensch immer ehrfürchtig fern bleibt, oder die — in eine ideale Region entrückt, nicht ohne Weiteres Sinnbilder für die Regungen der vulgären Menschlichkeit darbietet, nur die Natur in ihren flüchtigsten Phänomenen ist ihm genügend ätherisch und menschenunähnlich. Daher ist es wol nicht zufällig, daß er die ihm eigene Meisterschaft vorzüglich da offenbart, wo er den Wind besingt. Wir citiren den Anfang des Gedichtes „Süd-West" („Neue Weisen" S. 20):

Der Westwind.

Auf dem Schnee der Kordilleren gestern Abend noch ich ruhte,
Badend in der Tropensonne duftgetränktem Purpurblute,
Hauchend kühlen Lebensodem in das blüthenreiche, wilde,
Amazonenstrombespülte brasilianische Gefilde.
Aber als die Nacht vom Himmel stieg auf Mondenstrahlensprossen,

Sprang ich auf und kam, auf Blitzen reitend, in das Thal geschossen;
Mit der Sturmesgeißel trieb ich vor mir her die Wetterwolke,
Freude bringend Meer und Erde, Schreck dem armen Menschenvolke,
Ueber Städt' und Dörfer sausend auf dem Roß, dem flammenhellen,
Bis ich niedertauchte brausend in des Oceanes Wellen.
Schmeichelnd hier mit leisem Finger strählte ich der Wogen Locken,
Kränzte mein Gewand mit ihres weißen Schaumes Silberflocken,
Wiegte mich in sel'gen Träumen auf den blauen Spiegelfluthen,
Drin gleich lang versunknen Inseln, Mond und Sterne schweigend ruhten.
Mit des Mondes erstem Strahle aber stieg ich aus den Wogen,
Kam im goldnen Wolkenmantel über Berg und Thal gezogen,
Schwang mein nebelschleiertheilend Schwert, das unsichtbare scharfe,
Schlug mit starker Hand die Saiten auf des Waldes Riesenharfe.

Der Südwind.

Aus den stillen Höhlen an des Atlas Hang,
Wo die Blumenwildniß nie ein andrer Klang
Als der Quellen Rieseln, als der Vöglein Lied
Und des Echos Seufzen wehmuthvoll durchzieht;
Wo der Wüstendämon ruht von seinem Flug
Träumend unter Palmen neuen Siegeszug,
Und auf Bergeshöhen Fee Morgana baut
Ihre Wolkenschlösser, sonnenglanzbethaut, —
Ueber's todtenstille rothe Wüstenmeer
Kam von leisen Flügeln ich getragen her:
Bringe Licht und Wärme, bringe Klang und Duft,
Schweb' wie Odem Gottes in der Sommerluft.

Beide.

All' deine Schönheit mir liebend geselle,
Laß uns vereinigt schweben im Tanz,
Trinken aus unerschöpflicher Quelle
Bläue des Himmels und sonnige Helle,
Sind's auch nur Schatten von südlichem Glanz! . . . .

Die Dichtung „Herbst" („Aus der Stadt und vom Strande" S. 46) gehört ebenfalls in diese Kategorie.

Ein anderes Refugium für den weltflüchtigen Dichter, wo die Verbindung mit der gemeinen Wirklichkeit gründlich abgebrochen ist, bietet die

Region des Mythus und Märchens. Doch selbst hier muß für Andrejanoff Alles ausgeschlossen werden, was zu große Menschenähnlichkeit hat, Alles, was zu deutlich die Schranken verräth, in denen unsere Einbildungskraft sich zu bewegen gezwungen ist; den leidigen Umstand nämlich, daß der Mensch auch in den Träumen seiner Phantasie nur nach seinem Ebenbilde zu schaffen vermag. Das gewöhnliche Haus- und Volksmärchen hat schon so viel vom natürlichen Leben und so wenig von der Geisterwelt an sich, daß nur der Poet es wird behandeln können, welcher die gute Laune des Epikers mitbringt, dem wirklichen Leben nicht seine Existenzberechtigung abstreitet und mit Behaglichkeit sich dazu herabläßt, vom Hippogryphen zu steigen und auf einige Zeit den alten sündigen Adam wieder anzuziehen. Außerdem gehört zu einer längeren Geschichte die Gabe des Erzählens; und diese fehlt unseren beiden Dichtern.

Wie sich hiernach erwarten läßt, hat Andrejanoff nur solche märchenhafte und mythische Stoffe ansprechend dargestellt, die ganz in der duftigen Zauberspähre der Elfen, Gnomen, Nixen und Feen sich abspielen; z. B. in der Sammlung „Ein Büchlein Lyrik" Seite 9 „Die Elfenhöh", Seite 42 „Die Waldfrau", Seite 57 „Der Gnomenfürst" und in den „Neuen Weisen" Seite 49 „Das Märchen". Unter den griechischen Mythen hat Andrejanoff nur die zartesten, gewissermaßen dem Geisterreich am nächsten verwandten, „Die Geburt der Liebe" und die schon so oft behandelte Sage von Endymion sinnreich und graziös wiedergegeben.

Schließlich bleibt es einem Dichter von Andrejanoff's Neigungen auch noch unverwehrt die Liebe zu feiern, doch natürlich in ganz anderem Sinne als Stern es gethan hat. Nur die Venus Urania, die Himmelstochter, die den Menschen gesandt ist zur Vermittelung der höchsten Lebensgefühle, ist rein und hehr genug, um in der Dichterbrust keine Dissonanzen hervorzurufen. Welch schlichte und großartige Accorde er dort findet, wo er den Cultus der Natur mit dem der platonischen Liebe vereinigt, davon sei uns gestattet zwei Proben zu geben („Ein Büchlein Lyrik" S. 45):

Willst an meiner Seite du zum Walde gehn
Und der grünen Weite holde Wunder sehn?
Komm, ich weiß ein Plätzchen, schattig, still und kühl,
Ruhe dort, mein Schätzchen, auf dem Rasenpfühl!
Erdenstaub und Lärmen dringt dort nicht hinein,
Nur die Bienen schwärmen still im Sonnenschein . . . . . .

Hoch im Tannenbaume scheint ein Vögelein
Aus dem Mittagstraume aufgeschreckt zu sein;
Leis beginnt's zu singen, doch verstummt es bald:
Stimme lähmt und Schwingen Sonnengluthgewalt.
Wir auch wollen schweigend, erdenabgewandt,
Wang' an Wange neigend, ruhen Hand in Hand,
Wie zwei Waldesgeister, schuldlos, fromm und rein,
Die der große Meister hieß verbunden sein.

„Neue Weisen" S. 11:

Wir saßen unter blühenden Syringen still beglückt,
Dem Sonnenstrahl, dem glühenden, durch dichtes Laub entrückt,
Wir hörten zu dem rauschenden Geplätscher der Fontäne
Und lockten leis' die lauschenden gefiederstolzen Schwäne.

Wie dufteten so wonnereich die Veilchen unter uns!
Wie wölbte sich so sonnereich der Himmel über uns!
In meine Arme schmiegtest du den Leib, den blumenschlanken,
Und leis' dein Köpfchen wiegtest du in seligen Gedanken.

Wir sprachen nichts, — wir sehnten uns nach Blick und Herzschlag nur;
Wir wünschten nichts, wir wähnten uns auf ferner Märchenflur.
Und hell wie Maithau feuchtete ein Thränlein deine Wange
Und schimmerte und leuchtete darauf noch lange, lange.

So muß die selbstentsagende, die wahre Liebe sein,
Die jauchzende, die klagende im Hoffnungsmorgenschein,
Die wundergleich geboren wird, des Herzensfrühlings Heiland,
Im Lebensmeer verloren wird, gleich fernem Sonneneiland! . . . .

Außerdem sind noch als werthvolle Liebesgedichte hervorzuheben aus dem „Büchlein Lyrik" Seite 3 „Liebesfeier", Seite 4 „Serenade" und Seite 6 „Barcarole".

Hiermit ist, glaube ich, der Kreis Dessen erschöpft, was Andrejanoff's starke Seite ausmacht: Natur, Märchen, Sage und Liebe, alles muß dem irdischen Gewühl um eine beträchtliche Distance entrückt sein, ehe es unsern Dichter locken soll. Ohne die gefährliche Eisregion des Abstracten zu streifen, führt er uns in einem Eden umher, das für bessere Menschen als die jetzigen bestimmt ist. Gerade diese Enge seines Horizonts, die einen Theil der Leser vielleicht verdrießen mag, giebt seinen Werken für andere einen spezifischen Reiz: es ist der Reiz der Spannung, zuzusehen,

wie weit die Kraft, die ganz nach einer Seite hin sich concentrirt, es wol bringen mag. Warum sollte nicht auch die Einseitigkeit in irgend welcher Hinsicht anziehend sein! Es wäre möglich, daß dabei sogar eine neue Gattung von Poesie entstände. Hat nicht die Natur in der Entwicklung der Arten außer den Variationen auch höhere Typen durch einseitige Uebertreibung einzelner Organe zu Stande gebracht! — Die religiöse Malerei war im Mittelalter auch sehr einseitig: Jahrhunderte lang haben unter dem Zwange der Tradition die besten Künstler Italiens immer wieder die Madonna in denselben wenigen Situationen, Gewändern, mit fast demselben Gesichtsausdruck gemalt; bis endlich Raphael Sanzio nach zahllosen Vorstudien in den beiden berühmten Madonnenbildern der Nachwelt die reife Frucht der Jahrhunderte bot. Großartig muß man auch die Einseitigkeit der Passion nennen, mit der Hafis, Dschami und andere persische Dichter ihr Leben lang den Wein, die Schenken resp. Schenkinnen besungen haben; obgleich die Geduld dabei auf eine harte Probe gestellt wird, ist es ein staunenswerthes Schauspiel, welch eine Menge von Variationen innerhalb der knappsten Schranken das Schöne noch zuläßt. Diese Beispiele mögen ein Hinweis darauf sein, wie stark die Einseitigkeit macht und wie solch ein Steckenpferd auf jedem Gebiete artistischer Leidenschaften um der Eigenthümlichkeit der Leistungen willen zu einer höchst interessanten Erscheinung werden kann.

Trotz des deutlich hervortretenden Gegensatzes haben unsere beiden Dichter gewiß so viel Aehnlichkeit mit einander, daß nach dem Eindruck, den der Leser empfängt, manches von Andrejanoffs Gedichten ebenso gut hätte von Stern geschrieben sein können und umgekehrt. Denn nicht nur der Hang, die Natur zu besingen, auch der Wohllaut der Sprache und die reiche, fast immer edel gewählte Bildlichkeit des Ausdrucks, ist ihnen gemeinsam; und was sie endlich unterscheidet, ist auch in formaler Beziehung theilweise auf die erwähnten äußeren Verhältnisse zurückzuführen; darauf, daß der Dichter in der baltischen Heimath nicht immer dem beschleunigten Tempo des europäischen Culturfortschritts hat folgen mögen; daß er es noch nicht zu dem durchgehend klaren Bewußtsein gebracht hat, auf den Rumpf eines jeden Gedichtes gehöre der Schlußeffect, wie der Punkt auf das i, (den die Griechen ja auch noch nicht kannten), daß er sich von dem Usus der früheren Generationen, in längeren, mehrgliedrigen Sätzen zu sprechen, noch nicht losmacht; kurz, daß er in einigen Hinsichten sich noch im Banne der Vergangenheit befindet.

Den Anhängern des älteren Geschmacks wird es freilich schwer fallen, sich darein zu fügen, daß die ganz kurzen Sätze nur eine Vervollkommnung des poetischen Stiles bedeuten; denn, ob man die Sprache von dem einfachsten Gesichtspunkte — von dem der Logik — betrachtet oder von dem kunstmäßigen d. h. dem der Grammatik; immer bleibt es wahr, daß oft die natürliche Gedankenbewegung selbst garnicht so einfach verläuft, um in dem primitiven Satz oder Urtheil ausgesprochen zu werden. Nur wo gar keine Gedankenbewegung, sondern bloß Gefühlsbewegung stattfindet, mag es heißen: je einfacher um so besser; und auch die Interjectionen werden mitunter den Schrei der Natur trefflich verdolmetschen. Sonst aber sind längere Perioden und ein syntaktisch künstlich gefügter Satzbau mehr als willkürliche Erfindung müssiger Köpfe oder eine infernale Veranstaltung, um Secundaner zu plagen: auch in der gebundenen Rede wird nach den kurzen, ruckweise hervorgestoßenen, dem Naturlaut näher stehenden Kundgebungen, wohlthuend eine Satzform höherer Ordnung empfunden werden, die in dem phonetischen und stofflichen Gleichgewicht und Ebenmaaß ihrer Theile den Athemzügen des in ihr waltenden Geistes entspricht.

Leistet von diesem Standpunkte aus Andrejanoff mehr in Hinsicht der Grammatik, so ist Stern's starke Seite wiederum die Beherrschung des Wörterbuchs: eben die Fülle der specifisch abgetönten Concreta, besonders der sinnlich inhaltsvollen Verba, die ihm wie Wenigen zur Verfügung stehen. Freilich ist es fraglich, ob bei der Deutlichkeit dieses Strebens Sterns Rede immer ungesucht klingt. („Nebensonnen" S. 41: „Wolfsmilch, Münz und Nießwurz hauchen schwere Düfte durch das Feld". War es ein Feld oder eine Apotheke?) — Nichtsdestoweniger ist es für den Poeten von unschätzbarem Werth, stets klar sich bewußt zu bleiben, daß, statt „Bäume", „Blumen" und „Vögel" im Allgemeinen zu besingen — als ob das Auge die einzelnen nicht unterscheiden könne — lieber gleich Das, was wirklich gesehen und gehört wird, das genus proximum zu nennen ist, und daß auch unter den Arten diejenigen, die schon sehr oft haben herhalten müssen, z. B. die Rose und die Nachtigall, nur ausnahmsweise dürfen incommodirt werden.

Die oben citirten Gedichte bieten ein Beispiel dafür, mit welchem Geschick Andrejanoff den dreisilbigen Reim anwendet. Dieser Reim kommt bei ihm öfter vor. Angeregt hat ihn vielleicht hierzu die Beschäftigung mit der russischen Literatur, der wir mehrere vollendete Uebersetzungen aus seiner Feder verdanken, z. B. des „Beethoven" von Wsewolod Tscheschichin;

ein würdiges Seitenstück zu Puschkin's Dialog „Mozart und Salieri", behandelt diese Dichtung das tragische Geschick des großen Wiener Componisten. — Aber die Reimform, welche sich im Russischen mühelos ergiebt, erfordert im Deutschen eine besondere Kunstfertigkeit; denn ein Blick auf den Bau der russischen Sprache lehrt, daß bei den vielen zweisilbigen Flexionsendungen der Verba und Nomina nur noch die vorausgehende betonte Stammsilbe in zwei Wörtern gleichen Auslaut zu haben braucht, um einen dreisilbigen Reim zu liefern, während im Deutschen bloß einige Casus der Participien und des Comparativs der Adjectiva zweisilbig enden.

Das Verweilen bei dem Reim, einem so äußerlichen Zierrath der gebundenen Rede, mag Manchem überhaupt kleinlich vorkommen. Allein es ist auch weniger die Silbenzahl der Reime, noch weniger ihre sog. Reinheit — die übrigens von Andrejanoff selten verletzt wird — was an den Versen angenehm auffällt, sondern der Reichthum der Auswahl, der volle Klang und am meisten die passende Zusammenstellung. Wie in der Copulirung der Dinge mit gewissen ihnen gewohnheitsmäßig angehängten Epithetis selten etwas Neues producirt, aber Das, was die Sprache einmal bietet, so lange nachgesprochen wird, bis die und die Substantiva mit bestimmten Adjectivis für die meisten Menschen auch in der Vorstellung verwachsen sind und man so zu denken anfängt, weil man immer *so* hat sprechen hören; so oder ähnlich geht es auch mit vielen sich besonders häufig aufdrängenden Reimen: der zufällige Umstand, daß mehrere Wörter sich reimen, setzt sie in der Poesie unzählige Mal zu einander in nahe Beziehung, bis man zuletzt nicht nur bei der Nennung des einen Wortes instinctiv als Echo eines der anderen erwartet, sondern auch die Vorstellungen, denen sie entsprechen, bald als einander verwandt, bald als paarweise Gegensätze, zusammengerathen. Das sind die Ideenassociationen, die durch den Reim zu Stande kommen und in jeder Sprache auf besondere Weise den Charakter der schönen Literatur beeinflussen. Oder ist es zu viel gesagt, wenn wir meinen, daß die ganze deutsche Lyrik decenter wäre, wenn sich nicht der Reim „Weib", „Leib" immer wieder so verlockend anböte? Durch die Poesie hindurch wirkt das sogar auf die Vorstellungen des täglichen Lebens. Jetzt ist man ja im Ganzen nüchtern; aber früher — wage ich zu behaupten — wäre nicht nur die Lyrik der Deutschen, sondern auch manche leibhaftigen Jünglinge und Jungfrauen weniger sentimental gewesen, wenn nicht das „Sehnen" und „Wähnen" sich so leicht im Reim zu „Thränen" verwässert hätte. — Man liest in sonst ganz sachgemäßen

Berichten, die Lagune in Venedig sei von Farbe braun. Das ist einfach unrichtig und nur darauf zurückzuführen, daß unzählige venezianische Sonnette ohne den Reim „laguna", „bruna", „luna" gar nicht hätten bestehen können und im Laufe der Zeit die Vorstellungen der Menschen corrumpirt haben. Sollen wir noch die falschen Auffassungen der Liebe corrigiren, welche der Reim „amore", „cuore", „dolore" verschuldet hat? — Schon das bisher Gesagte genügt, um daran zu erinnern, welche Herrschaft der Dichter durch das klingende Spiel des Reimes auf den Leser übt.

Zweierlei ist es, was man an diesem Aufsatz vermissen kann: erstens sind die zahlreichen Verse polemischen oder — wenn man will — satirischen Inhalts, mit denen unsere beiden Dichter ihr Publicum beschenkt haben, unberücksichtigt geblieben; und zweitens ist Das, was am ehesten gerade aus solchen Poesien erschlossen zu werden pflegt und die eigentliche Lebensader der Kritik bildet, weggelassen worden; nämlich der Zusammenhang zwischen dem Künstler und seinem Werk, zwischen Leben und Dichten, die Einheit des Kopfes und des Herzens. Sind denn die Gedichte fertig geschrieben vom Himmel gefallen und gestatten sie keine Rückschlüsse auf die Verfasser als Menschen? — Da beide Versäumnisse zusammenhängen, so wollen wir versuchen, sie in einer Erörterung nachzuholen.

Betrachtet man die Art und Weise, wie Dichter, neue sowol als alte, gewöhnlich besprochen werden, so findet man oft an ihnen gerühmt: den Patriotismus, der sie beseelt, ihre Wahrhaftigkeit, die hohe Gesinnung, die ihre Werke athmen, die sittliche Würde, mit der sie an ihrem Dichterberuf hängen. Man geht also von den Schriften, die der Dichter uns schwarz auf weiß überliefert hat, auf seinen innigsten Seelenkern zurück d. h. auf seine Persönlichkeit. Anerkennend, wie wir sind, für die gute Absicht, in der das geschieht, müssen wir doch fragen, wer den Referenten erlaubt, den Mund so voll zu nehmen? „Der Dichter selbst", wird man antworten; aber das ist gerade für diese Frage eine unzuständige Instanz.

Die Welt der Leser sehnt sich gewiß danach, ihre Kenntniß von den Werken durch Nachrichten über die Person des Schriftstellers zu vervollständigen; diese Ergänzung bringt hin und wieder wirklich über manche Punkte interessante Aufklärungen; und irgend einmal muß doch schließlich der Moment kommen, wo ein Urtheil über die Person dessen gestattet ist, der durch seine Werke der ganzen Nation angehört. Das ist alles zuzugeben; nur scheint es, als ob hier das Sprichwort: „de mortuis nil nisi bene", fast umgekehrt werden müsse: erst die Todten sind gewissermaßen nicht

mehr unseres Gleichen; erst sie befinden sich an einem solchen Orte, daß die Blicke der Lebenden mit unparteiischer Gelassenheit auf ihrem Wandel verweilen mögen und daß wir uns daher auch über ihre Person eine Meinung bilden können. Was die Lebenden betrifft, so ist jede einzelne ihrer Thaten — und die Gedichte sind auch Thaten — unserer Beurtheilung bloßgestellt; aus der Gesammtheit ihrer Leistungen darf die Beschaffenheit des Talents als deren präsumirte Einheit gefolgert werden; aber über Werth oder Unwerth der Person, des eigentlichen „ich" abzuurtheilen haben wir kein Recht. In dem einen Sinne pflegt dieser Grundsatz allgemein zugegeben zu werden: nämlich wenn es sich um Angriffe auf die Person des Dichters handelt. Das ist verständlich, denn solche Unternehmungen pflegen nicht ungefährlich zu sein. Der Literat, immer auf dem Qui-vive, immer bereit, mit der ätzenden Lauge seiner Tinte drein zu fahren, steht da mit der eingetunkten Feder: der unedelsten Waffe, die je einen Menschen verwundet hat. — Jedoch in dem anderen Falle, wenn von den Gedichten auf löbliche Charaktereigenschaften des Poeten zurückgeschlossen wird, auf Vaterlandsliebe, aufrichtige Begeisterung, Gerechtigkeit und wer weiß worauf noch alles, — da ist man weniger bedenklich: süße Wonne verklärt das Gesicht des Schriftstellers, dem die gedruckte Versicherung zugeschickt wird, einer wie ehrenwerthen Grundlage seines Wesens seine Erfolge zuzuschreiben sind. Gewiß hat er oft selbst bisher nicht gewußt, daß er so vortrefflich sei.

Um diese Erscheinung zu erklären, genügt es übrigens nicht, die Kritiker der Lobhudelei oder der Feigheit zu bezichtigen; sie sind wirklich in einer schwierigen Lage: so kinderleicht es ist zu tadeln, die Fehler einer Dichtung präcis aufzuzeigen, bis der Leser sich selbst an dem Scharfsinn ergötzt, der das alles entdeckt hat; so verzweifelt schwer ist es, inhaltvolles Lob auszusprechen. Nach dem bequemen Grundsatz des Quintilian (VIII 3,4) „prima virtus est: vitio carere", würde freilich die Anerkennung hauptsächlich im Stillschweigen bestehen und das Papier könnte unbeschrieben bleiben. Aber positiven Beifall spenden, was doch auch geschehen soll, — das heißt ja, die Uebereinstimmung einer Leistung mit den höchsten Gesetzen der Schönheit darthun. So weit diese Gesetze überhaupt entdeckt und anerkannt sind, deuten sie nur auf ein formelles Verhalten und sind wiederum fast ausschließlich negativer Natur. Eine solche Demonstration zu Stande zu bringen, wäre durchaus nicht jeder sonst „berufene" Kritiker fähig, und aus dem Kreise der Leser vermöchten Wenige ihr zu folgen,

und selbst die Wenigen fänden das nicht interessant, sondern sehnten sich danach, in unmittelbarem Gefühl die Schönheit zu ergreifen, statt sie sich beweisen zu lassen. So läuft der wohlwollende Referent immer Gefahr, in ein Meer von Gemeinplätzen zu gerathen, — e il naufragare è dolce in questo mare! (Und süß ist's mir in diesem Meer zu scheitern) — denkt Mancher, — oder er muß sein Lob, um ihm eine wärmere und und individuellere Färbung zu geben, auf ein unerlaubtes Terrain übertragen, indem er auf die Person des Dichters zurückgreift. Dann sichert der Antheil an dem lebendigen Menschen dem ganzen kunstkritischen Artikel einige Sympathie. — Aus diesen Erörterungen folgt aber noch Eines, was nicht die Kritiker, sondern die Dichter angeht. Wenn sie nämlich damit einverstanden sind, daß man ihre Person aus dem Spiel läßt und sie mit Tadel und Invectiven verschont, so dürfen auch sie ihrerseits nicht ihre Persönlichkeit in die Wagschale werfen, wie das in allen den Gedichten geschieht, wo die sittliche Entrüstung eine Rolle spielt; die Indignation, sei's über einzelne Leute, die genannt oder angedeutet werden, sei's über die Erbärmlichkeit der Gesellschaft oder sonst eines Collectivums. — Von solchen Stellen wimmelt es bei unseren beiden Dichtern; sie bilden die Folie zu dem breiten Raum, der Selbstbeleuchtungszwecken gewidmet ist. Wirft der eine seinen Kritikern Liebloſigkeit vor („Nebensonnen" S. 104), so urtheilt der andere, daß . . . . „die Gesellschaft" höhnisch einen jeden zurückweist, dem Gemeinheit fehlt und Geld. (Aus d. St. u. v. St. S. 14.)

Guter Gott! Woher schon jetzt diese Verbitterung! Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden! — Mancher Leser, der sich nicht incognito will abkanzeln lassen, wird bei diesen Gelegenheiten von dem Kitzel geplagt, den edlen Zorn des Freundes der Grazien nicht auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern ihm so zu antworten, wie Don Quixote's Diener Sancho Panza dem Studenten, der ihm wegen seiner Regierung auf Barataria Vorwürfe machte: „Hermano murmurador"! sprach Sancho Panza; d. h. zu Deutsch: „Freund Lästermaul! greif dich gefälligst erst an die eigene Nase! bist Du auch wirklich besser als wir?" Denn hier ist leicht einzusehen, daß nur das Gewicht der Persönlichkeit eines Dichters, die Achtung, die wir vor ihm als Menschen hegen, dieser Seite seiner literarischen Thätigkeit einen Werth giebt; wie solches bei Wieland, Göthe und Rückert, die je zwei Menschenalter im deutschen Volke wirkten, sich schon bei ihren Lebzeiten ganz von selbst ergab. Dagegen Schriftsteller, die noch nicht zu ehrfurchtgebietenden Autoritäten ergraut

sind, sich noch nicht auf einen consensus omnium berufen können und doch beanspruchen, daß man ihre Werke allein beurtheile und ihre Person in Ruhe lasse, werden durch den Brustton sittlicher Entrüstung nur den sog. Bildungspöbel fortreißen und entflammen.

So wahr es ist, daß in dieser Welt die meisten Dinge mit Worten bezahlt werden, so sicher dürfen auch die meisten Vergehen mit Worten bestraft werden, und Niemand wird daher aus dem Gesagten schließen, der Dichter sei nicht befugt, den Zeitgenossen einen Spiegel ihrer Verworfenheit vorzuhalten. Daß es ihm dabei versagt bleibt, sich derselben Mittel zu bedienen, wie der Sittenprediger und der ausführlich analysirende Psycholog, mag Einige anfangs etwas irre machen und verstimmmen; aber nur so lange, bis nach einigem Suchen der richtige Ton getroffen ist. Hier wird eine Anekdote, wenn nicht klarer, so doch kürzer sein als eine Deduction.

Als Rabelais, der alte Humanist, das vierte Buch seines Romans „Pantagruel" herausgab, war der frische Hauch der Renaissance, welcher ihn zu den ersten Bänden begeistert hatte, in seinem Vaterlande längst verweht. Die Inquisition und andere culturfeindliche Strömungen hatten die geistige Wiedergeburt erstickt und ihre kühnen Vorkämpfer — Rabelais' Freunde — in's Gefängniß und auf's Schaffot gebracht. Wie machte nun der erfindungsreiche Schalk in der Mönchskutte seiner Traurigkeit und dem tiefen Groll über diese Zustände Luft? — „Ihr guten Freunde!" schreibt er zu Anfang seines Buches, „der Herr schütze und bewahre euch! Wo seid ihr? Ich sehe euch nicht! Ich will meine Brille aufsetzen!" — Welche Brille hat er damals genommen?

Juli 1894. Gregor von Glasenapp.

Julian der Abtrünnige.

Geschichtlicher Roman von Felix Dahn.
3 Bände. 4. Auflage 1894.

Felix Dahns Name hat als Geschichtsforscher und Schriftsteller weit über Deutschlands Grenzen hinaus einen so guten Klang, daß jedes neue Buch von ihm schon deshalb die Beachtung weiterer Kreise verdient. Um so gerechtfertigter erscheint eine solche Beachtung, wo es sich um ein Werk handelt, das trotz des wüsten Feldgeschreies der Naturalisten, Symbolisten und wie sich die Vertreter der neuen und neuesten „Jung-deutschen" Literatur sonst noch nennen mögen, sofort bei seiner Ausgabe in vier Auflagen zu erscheinen wagt, obwohl es, was Kunstform und Darstellung betrifft, der modernen Richtung nicht die leisesten Concessionen macht. Aber nicht nur diese für das richtige Verständniß von Strömung und Gegenströmung in der heutigen gährenden Literaturbewegung bemerkenswerthe Thatsache läßt eine Besprechung des Dahn'schen Romans erforderlich erscheinen, sondern in weit höherem Maaße der Umstand, daß wir das Werk eines anerkannten Historikers vor uns haben, das 1877 begonnen und 1893 vollendet, ein vom Rankengewucher gelehrter Forschung abgehobenes Bild der interessanten Zeitepoche des letzten Ringens des antiken Heidenthums und der überfeinerten griechisch-römischen Cultur gegen das siegreiche Vordringen der christlichen Welt dem gebildeten Publikum bieten will, wie es sich seinem Verstande in jahrelangem Studium gestaltet hat. Das Unternehmen eines bedeutenden Gelehrten, seine Gesammtauffassung der Geschichtsperiode, die als directer Ausgangspunkt der modernen Culturentwickelung zu betrachten ist, der heutigen Gesellschaft in gemeinverständlicher Form vorzulegen, ist in jedem Falle dankenswerth. Dieser Dank soll Dahn hier voll zum Ausdruck gebracht werden, ungeachtet dessen, daß sich gegen Dahns Ausführungen im Ganzen

sowie im Einzelnen vielleicht mancherlei Einwendungen erheben lassen. Dahn hat das Resultat seiner Forschungen in die Form des historischen Romanes gekleidet. Es liegt mir natürlich fern, hier der vielbehandelten Frage nach dem Wesen und der Berechtigung dieser Literaturform näher zu treten, aber ein Moment aus dieser Streitfrage muß doch hervorgehoben werden, da es gleichsam die Basis der nachfolgenden Ausführungen bildet. Jeder Schriftsteller, der seine Anschauungen über eine bestimmte Culturperiode der Vergangenheit in Romanform zum Ausdruck bringt, hat deß gewärtig zu sein, daß sein Werk nicht nur von rein künstlerischem Standpunkt einer Analyse unterzogen wird; die historische Kritik hat in gleicher Weise das Recht und die Pflicht ihr Votum darüber abzugeben, in wie weit die Cultur- und Sittenschilderungen, die Empfindungen und die Denkart der dargestellten Personen den realen Verhältnissen der Vergangenheit entsprechen. Der Verfasser eines historischen Romans hat demnach die doppelt schwierige Aufgabe zu lösen, das Schifflein seiner Erzählung durch die Scylla des Geschmackes der modernen Leserwelt und die Charybdis der unerbittlichen Forderungen der geschichtlichen Wahrheit glücklich hindurchzusteuern. Diese Aufgabe in einem beide Theile gleich befriedigenden Maaße zu lösen, ist nur Wenigen gelungen. Wer in den breiten Strom des modernen Geschmackes der Durchschnittsleserwelt einlenkt, wird natürlich den augenblicklichen Erfolg auf seiner Seite haben: Ebers egyptische Romane, die trotz des antiken Gewandes durchaus moderne Probleme und Empfindungen zum Ausdruck bringen, erfreuen sich eben deshalb so großer Verbreitung, während die eminent reale Reproduction der Vergangenheit, die uns Pantenius in seinem „Die von Kelles" bietet, nur von einem verhältnißmäßig kleinen Kreise in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt werden wird; die Masse des Publikums dagegen wird es dem Autor von ihrem Standpunkt mit Recht zum Vorwurf machen, er trage dem heutigen Empfinden so wenig Rechnung, daß er sich z. B. nicht mal scheue, die Heldin seines Romanes mit Freude am rohen Vergnügen, eine Gans bei lebendigem Leibe an's Feuer zu setzen, Theil nehmen zu lassen. Und noch schwieriger wird die Aufgabe des Romanschriftstellers, wenn er die darzustellende Zeitperiode nicht blos mit Gestalten seiner Phantasie belebt, sondern historische Personen auftreten läßt, deren Charakterbild trotz der Parteien Gunst und Haß doch von der Geschichtswissenschaft fixirt worden ist oder wenigstens fixirt werden kann. Ich bestreite dem Dichter natürlich nicht das Recht, frei mit den geschichtlichen Thatsachen zu schalten und zu walten, Situationen zu erfinden, Motive zu schaffen, die

geeignet sind, die Entwickelung und die Handlungsweise der gegebenen historischen Persönlichkeit reliefartig hervortreten zu lassen — das haben Shakespeare, Schiller, Goethe mit unbestrittenem Verständniß gethan, — aber bei alledem muß der Dichter doch, wählt er einmal reale Gestalten der Vergangenheit zu Hauptfiguren seiner Erzählung, mit möglichster Treue die durch eine beglaubigte Ueberlieferung gegebenen Züge dieser Gestalten zu einem der historischen Tradition entsprechenden einheitlichen Bilde verarbeiten; will er das nicht, so sehe ich nicht ein, warum er den Schöpfungen seiner Phantasie der Geschichte entnommene Namen beilegt. In jedem Fall hat aber die Kritik das Recht und die Pflicht, am Maaßstabe der Tradition die Figuren des Dichters zu messen und festzustellen, in wie weit das Dichterwerk der historischen Ueberlieferung entspricht, ob die im Einzelnen sich natürlich findenden Abweichungen der Helligkeit des Gesammtbildes keinen Eintrag thun, und ob endlich diese Abweichungen, ein Retouchiren hier, das Aufsetzen eines grellen Schlaglichtes da —, aus den Gesetzen künstlerischer Composition nothwendig abzuleiten, oder nur als willkürliches und daher vom künstlerischen wie vom historischen Standpunkt die volle Wirkung des Gesammtbildes beeinträchtigendes Spiel der Phantasie zu betrachten sind.

Unter den hier aufgestellten Gesichtspunkten soll im Folgenden Dahns „Julian der Abtrünnige" einer kurzen Würdigung unterzogen werden.

Dahns Roman als Kunstwerk zu zergliedern und zu analysiren, kann ich im Einzelnen füglich den literarischen Berufsrecensenten überlassen; nur die allgemeine Bemerkung soll hier nicht unterdrückt werden, daß der Aufbau des Ganzen den Eindruck hervorruft, als habe der Historiker Dahn dem Dichter Dahn hindernd im Wege gestanden.

Das strenge Festhalten am chronologischen Gang der Ereignisse, das allerdings den Vortheil bietet, die allmähliche Charakterbildung und Entwickelung des Helden anschaulich hervortreten zu lassen, hat eine gewisse Weitschweifigkeit zur nothwendigen Folge; Dahn verschmäht alle technischen Kunstmittel, die Handlung straffer zusammenzufassen und den Knoten zu schürzen; aber das Fehlen der Retardation, der künstlerischen Gruppirung der Hauptmomente, das Fehlen des Vorgreifens und Nachholens im Gang der Erzählung hat selbst durch Dahns eminentes Talent plastischer Gestaltung nicht ausgeglichen werden können; trotz vieler im Einzelnen meisterhaft componirter Scenen wirkt der ruhige Fluß der Handlung selbst auf den wohlwollenden Leser bei dem starken Umfang des Romanes ermüdend.

Doch nicht von der Form des Romanes, von seinem Gehalt soll hier die Rede sein. Da Felix Dahn ein langes und erfolgreiches Forscherleben dem Studium jenes hochinteressanten Grenzgebietes zwischen der antiken Culturwelt und dem siegreichen Vordringen des Germanenthums gewidmet hat, so bedarf es wol keiner besonderen Betonung, daß ihm für sein figurenreiches Gemälde ein fein abgetönter cultur-historischer Hintergrund zur Verfügung steht. Die confessionellen Kämpfe im Schooße der christlichen Kirche, die Entartung des Mönchthums, das wilde Aufflackern altgriechischer Götterverehrung, der weltmännisch conciliante Neuplatonismus, die sonderbare Verquickung der antiken Philosophie und Bildung mit der Lehre des Galiläers in den höheren Schichten der damaligen Gesellschaft, und der Kampf auf Leben und Tod, den die glaubensstarken Bekenner dieser Lehre einerseits und die mit der Kraft elementarer Gewalt eindringenden Germanen andererseits auf allen Linien gegen diese trotz aller Zersetzung und Fäulniß doch groß dastehende Gesellschaft eröffnen — das Alles bildet die große Palette, von der Dahn die Farben für sein Bild entnimmt. Fast könnte man bedauern, daß Dahn diesen culturgeschichtlichen Hintergrund nicht im Einzelnen detaillirter ausgeführt und reicher gestaltet hat; er würde dann Ersatz bieten für manches Verfehlte in der Zeichnung der Figuren, die sich von ihm abheben sollen. Doch vielleicht ist ein solches Bedauern nicht mal am Platz — der Abstand zwischen der farbenprächtig dekorirten Bühne und den Leistungen der auf ihr wirkenden Schauspieler würde dadurch vielleicht nur noch augenfälliger werden und den Gesammteindruck in noch größerem Maaße, als es jetzt schon der Fall ist, störend beeinträchtigen.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß unter der Masse der auftretenden Personen sich nicht eine ganze Reihe findet, die dem großen Hintergrunde würdig entsprächen und die wie z. B. Athanasius, der Mönch Johannes, der Arzt Philippus, die verschiedenen deutschen Heerführer, der Alemanne Berung ꝛc. ꝛc. ꝛc. in meisterhaften Strichen gezeichnet sind; aber im Großen und Ganzen erscheinen gerade die Träger der Nebenrollen, die episodisch vorgeführten Figuren, besonders typisch gelungen; die Analyse der Hauptpersonen der Erzählung und der Hauptmomente der Handlung erweist leider die Berechtigung des oben ausgesprochenen Urtheils zur Genüge. Lassen wir dem weiblichen Element den Vortritt. Es soll hier im Interesse einer milden Beurtheilung von vorneherein zugegeben werden, daß jeder Verfasser eines historischen Romans aus dem Alterthum bei Schaffung seiner Frauengestalten mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat: Das

Wort des Thukydides, daß die beste Frau diejenige sei, von der am wenigsten gesprochen werde, kann als Motto für unsere Ueberlieferung gelten; sie berichtet uns von Frauen, die manchmal im Guten, vornehmlich aber im Bösen das gewöhnliche Durchschnittsmaaß weit überragen, so daß es schwer hält, das Typische im antiken Frauencharakter zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Aber trotz dieses Zugeständnisses wird man doch viele Bedenken gegen die Art, wie Dahn seine Aufgabe gelöst hat, nicht unterdrücken können. Am gelungensten erscheinen noch Irene, die Mutter Julians und Eusebia, Constantius' Gattin, gezeichnet; und doch sind auch in diesem Bilde Züge, die den Totaleindruck stark beeinträchtigen. Daß die Dulderin Irene, die so übermenschlich Schweres erlebt hat, ihren einzigen Trost in der vollen Hingabe an die christliche Kirche findet und allmählich zu einer so fanatischen, unduldsamen Glaubenseifrerin heranreift, daß sie den Fluch über ihren geliebten Sohn wegen seines Abfalles von der Kirche ausspricht, ist psychologisch tief begründet und voll verständlich; aber ein Moment wirkt hierbei störend: Julian hat beim Augenlicht seiner Mutter geschworen und diesen Eid gebrochen; die Greisin ist erblindet. Bei der Abrechnung, die sie im Namen des Gekreuzigten mit ihrem Sohne hält, entsteht nun durch diesen Thatbestand die unabweisbare Frage, der Zweifel, ob sich in die Sache der religiösen Ueberzeugung nicht doch ein Element persönlicher Rache einmische und durch diesen Zweifel wird die Sympathie, welche Dahn gewiß für diese hehre Frauengestalt erwecken will, in vielem herabgedrückt. Und ein ebenso störendes Moment beeinträchtigt die volle Wirkung der Lichtgestalt der Eusebia: Dahn dichtet ihr eine unerwiderte und von ihr selbst siegreich bekämpfte Neigung zu Julian an; gerade durch diese Neigung aber erscheinen ihre Bemühungen im Interesse der von ihrem Gatten verfolgten Verwandten nicht mehr als Das, was sie in Wirklichkeit waren — als uneigennütziger Versuch, das von Constantius begangene Unrecht zu sühnen; ihre Liebe zu Julian, an der sie sich innerlich verblutet, entkleidet diese Versuche ihres rein ethischen Charakters. Und nun gar die beiden Trägerinnen der Liebhaberinrollen, Helena, Lysias' Tochter, und Helena, Constantius' Schwester, — wie wenig greifbar, wie nebelhaft sind diese Gestalten umrissen, wie wenig die Aeußerungen ihres Seelenlebens motivirt. Namentlich erstere ist eine Schöpfung des abgestandensten Romanticismus, im Vergleich zu ihr sind selbst Ebers' modern empfindende „Schwestern" von antiker Klassicität. Ein Mädchen, das einen Jüngling liebt, nur weil ihr Vater ihm vorredet, dieser Jüngling wolle einst ihr Mann werden — ein Mädchen, bei dem diese „Liebe" dann zur verzehrenden

Leidenschaft wird, nachdem es diesen keineswegs schönen Jüngling einmal von Weitem erblickt, ein Mädchen, bei dem dann im Lauf der Jahre diese Leidenschaft, obwohl es nie ein Wort mit dem Gegenstand ihrer Liebe gewechselt und ihn nie wieder erblickt hat, so sehr alle anderen Empfindungen überwuchert, daß es selbst darin dem Vater sich fügt, ihn durch eine Geisterkomödie sich zu erobern, und als das nicht gelingt, ihrem völlig nutzlosen Dasein ein Ende macht — ein solches Mädchen gehört in eine Nervenanstalt, aber nicht in einen antiken Roman, nicht in eine Zeit, die dieses unklare, krankhafte Schwärmen des Liebeslebens, Gott sei Dank, noch nicht kannte. Kaum leibhaftiger gestaltet ist die zweite Helena. Ich will mit Dahn nicht rechten, daß auch sie Julian nach einigen stummen Begegnungen zu lieben beginnt, und daß diese „Liebe auf den ersten Blick" nach jahrelanger Trennung in unverminderter Stärke weiterbesteht — solche Erscheinungen giebt es ja ausnahmsweise im Leben und es ist eine Frage rein künstlerischer Natur, ob der Dichter nicht viel mehr die Pflicht habe, das Typische vorzuführen und ob es nicht im Interesse der Dichtung liege, gerade das allmähliche Keimen und Ausreifen der Liebe anschaulich zu machen. Weit verhängnißvoller ist es, daß diese Helena uns, nur mit Ausnahme einer kurzen Scene, nirgends persönlich handelnd vorgeführt wird, und wir nur aus den begeisterten Briefen Julians an Lysias ein Bild der Heldin des Romanes gewinnen. Freilich, um die äußere Schönheit ihrer berühmten Namensschwester zu schildern, greift Homer zu einem ähnlichen Mittel: er theilt uns den Eindruck mit, den ihr Erscheinen auf die trojanischen Greise hervorruft. Für die Schilderung der körperlichen Schönheit ist dies Mittel wirksamer als alle noch so glühenden Lobpreisungen von Seiten des Dichters, aber hier liegen die Dinge doch anders; Helena übt auch nach ihrem vorzeitigen Tode auf das Leben Julians eine bestimmende Wirkung aus; weil er sie nie vergessen kann, weil ihr Bild ihn überall hin verfolgt, gönnt er sich nicht Ruhe noch Rast; übermenschliche Arbeit soll ihn vor der Verzweiflung kummervoller einsamer Nächte bewahren — und als endlich die Aussicht, sie durch eine Geisterbeschwörung nur noch einmal sehen und sprechen zu können, sich als grober Mummenschanz erweist, da schließt er mit dem Leben ab und fordert freiwillig das Verhängniß heraus, indem er unbewehrt und unbewaffnet in die blutige Partherschlacht reitet. Ein Weib, das so verhängnißvoll noch vom Jenseits aus das Denken und Fühlen eines Mannes, dazu des Helden der Erzählung beherrscht, das müssen wir selbst kennen, um einen solchen Einfluß zu verstehen; es müßte

uns redend und handelnd vorgeführt sein und nach ihren Thaten müßten wir sie beurtheilen dürfen; die verliebten Schilderungen des jungen Ehemanns aus den Honigmonden, — Schilderungen, die zudem in Schlachtbeschreibungen und Kriegsberichte eingesprengt sind, — dienen dem genannten Zweck nur wenig; wir erfahren, wie Julian über sie dachte, wie er sie liebte, ob sie aber einer solchen Liebe werth war, das müssen wir dem Dichter auf's Wort glauben; die Möglichkeit, es zu beurtheilen, hat er uns nicht gegeben.

Ebensowenig wird man sich mit Dahns Charakteristik der Hauptfiguren des Romans in allen Stücken einverstanden erklären können. Dahn schildert den Kaiser Constantius, der namentlich im ersten Theil des Romans im Vordergrund des Interesses steht, als einen listigen, mißtrauischen und grausamen Tyrannen, der nur das eine Ziel verfolgt, seine persönliche Macht zu stärken und zu erhalten, dem der Imperator Alles gilt, der Staat nur wenig, oder nichts. Daß dieses Bild der Bedeutung des Constantius nicht gerecht wird, dürfte jedem Historiker einleuchten — und ich denke, wenn der Historiker Dahn keinen Roman, sondern eine geschichtliche Untersuchung geschrieben hätte, so würde er wol Constantius kraftvolle Reichs- und bedeutungsvolle Kirchenpolitik besser gewürdigt haben; um den Gegensatz zu Julians lichter Persönlichkeit greller zu beleuchten, hat er nur die Schattenseiten in Constantius Charakter hervorgehoben; das ist eine Versündigung am Geist der Geschichte, und diese Versündigung hat sich an Dahn selbst sogleich gerächt: während nach seiner Charakteristik für Constantius die persönliche Herrscherfrage Alles bedeutete, erzählt Dahn doch, an der historischen Ueberlieferung festhaltend, daß Constantius bei der Nachricht von Julians Empörung es vorzog, Armenien im römischen Gehorsam zu befestigen und dann gegen die Perser vorzugehen; es ist dies nicht der schlechteste Zug in seinem Leben, sagt der Altmeister Ranke, aber eben dieser Zug steht in grellem Gegensatz zu Dahns einseitiger Charakterschilderung dieser eminent interessanten historischen Persönlichkeit. Auch bei dem Bilde, das Dahn von dem Helden seines Buches entwirft, wird man, so meisterhaft im Einzelnen hier auch die psychologische Farbenmischung sein mag, vom Standtpunkt der historischen Kritik ernste Bedenken nicht unterdrücken können. Der wolkenwandelnde Idealismus des jungen Schwärmers, seine sympathische Persönlichkeit, welche selbst durch die große Eitelkeit dieses philosophirenden Rhetors nur verhältnißmäßig wenig beeinträchtigt wird — das Alles hat Dahn mit tiefem Kunstverständniß in harmonischer Weise zur Darstellung gebracht; aber die Auffassung Dahns von Julians religiöser Entwickelung,

seinem ethischen Glaubensbekenntniß und seiner politischen Handlungsweise leidet an vielen Unebenheiten und wird der geschichtlichen Tradition nicht gerecht.

Dahn läßt Julian in einem Kloster erzogen werden; dort gewinnt Lysias Einfluß auf den wißbegierigen Knaben und durch Aufdeckung des sittenlosen Lebenswandels, den der von Julian bisher als Meister der Tugend verehrte Abt und die heiligsten Mönche führen, macht er ihn vom Christenthum abwendig, dem er bisher mit voller Seele ergeben war. Das ist psychologisch vielleicht gut motivirt, historisch aber nicht richtig. Julians ganze Erziehung war derart, daß er nie in einem tieferen Verhältniß zur christlichen Lehre gestanden hat; der aufwachsende Knabe entnahm seine moralischen Antriebe und universalen Anschauungen nicht dem Christenthum, sondern von den alten Griechen, und hieraus erklärt sich zur Genüge seine Hinneigung zu den altgriechischen Lehren und Diensten, und durch die etwa in der damaligen christlichen Kirche bemerkbaren Mängel ist er nicht zum Abfall von derselben bewogen worden — das bezeugen die Fragmente seiner Schrift gegen das Christenthum (Neuville, Julien l'Apostat et sa philosophie du polythéisme). Weiter läßt Dahn Julian in gewissen Gegensatz zu Lysias treten, der streng an dem Glauben der Väter festhält, und unter dem Einfluß der Neuplatoniker einem geläuterten Helioskult huldigen; in einem Brief an Lysias übt er seinen Witz und Spott an den Mythen von den Olympiern ebenso, wie an der Tradition der Christen. Dieser Spott hindert ihn freilich nicht auch nach Dahn an Eingeweide und Opferschau zu glauben und überall den Cult der Olympier in den früheren Formen wiederherzustellen. Dahn construirt somit einen gewissen Widerspruch in den religiösen Ueberzeugungen Julians, der in Wirklichkeit garnicht existirt hat. Denn die Neuplatoniker wie Jamblichus und Maximus wußten ihre Lehren klug der alten Götterwelt anzupassen und Julian ist trotz seinem Helioskult das Unzureichende der alten Mythologie garnicht zum Bewußtsein gelangt, wie die Motivirung eines seiner Erlasse über die Ausschließung der Christen von Lehrämtern bezeugt. Dagegen hat Dahn es leider unterlassen, die Thatsache hervorzuheben, daß Julians Schriften über Helios, die Göttermutter und Asklepios einen wenn auch unwillkürlichen aber nicht abzustreitenden Einfluß der christlichen Dogmatik auf seine Weltanschauung beweist. Ich sage „leider" — denn die Weiterentwickelung dieser Thatsache mußte überaus fruchtbare Momente für die Lösung des ganzen religiösen Gegensatzes jener Zeit an die Hand geben und aus ihr ließ sich am schlagendensten der Nachweis führen, daß

der Versuch, das Abgelebte und Vergangene wieder zu beleben, nothwendig tragisch ausgehen mußte. Nicht eine Art von heidnischer Romantik, wie es nach Dahn scheinen konnte, hat Julian bethört, seine Richtung ist eine sehr positive; sie beruht auf einer Verbindung der neuplatonischen Ideen, wie sie bei Jamblichus erscheinen, mit einer angeborenen und anerzogenen Hinneigung zum Wunderbaren nicht allein des griechischen, sondern auch des orientalischen Götterdienstes; gerade diese letztere Thatsache, — die Vermischung orientalischer und occidentaler Ideen, die Verehrung der Sonne und der Mithrasdienst — erklärt vieles in dem politischen Streben Julians; seine Hoffnungen und Entwürfe im Parther-Perserkrieg sind nur aus ihr zu verstehen. So haben sich in Julian die widersprechenden religiösen Tendenzen seiner Zeit aufs stärkste repräsentirt. Ebensowenig genügt Dahns Motivirung der politischen Handlungsweise Julians. Der Wendepunkt in Julians Leben ist der Abfall von Constantius. Aus Dahns Schilderung ist zu entnehmen, daß Julian (in seinen Briefen an Lysias) diesen Abfall aus rein politischen Gründen, aus der nothwendigen Wahrung des Reichsinteresses herleitet, während Athanasius ihm den Vorwurf in's Gesicht schleudert, er wäre nur aus persönlicher Eitelkeit, durch das Streben nach dem Purpur eidbrüchig geworden; da der Dichter den Julian in dieser sonst meisterhaft componirten Scene unter der Wucht dieser Beschuldigung zusammen brechen und nichts erwidern läßt, so ist also auch er von der Wahrheit derselben überzeugt. Aber weder die eine noch die andere dieser Motivirungen des Abfalls Julians werden der Sachlage und dem Charakter des Helden gerecht. Man würde Julian Unrecht thun, wenn man seine Handlungsweise blos aus politischen Gesichtspunkten herleiten wollte. Bei seinem Verstande konnte Julian garnicht außer Acht lassen, einmal daß die Forderungen, welche Constantius ursprünglich stellte, an sich nichts Ungebührliches enthielten und daß es in seinem eigenen Interesse nicht lag einen offenen Conflict — und gar noch um den Preis eines Eidbruches — heraufzubeschwören — dann aber, daß er doch der natürliche Erbe des alternden Augustus war, der es um der Sicherung willen der eigenen künftigen Herrschaft schon vermeiden mußte auf die Forderung meuternder Cohorten einzugehen; und daß Gallien verloren war, wenn er 4 Cohorten dem Kaiser auf den östlichen Kriegsschauplatz zusandte, konnte er im Ernste selbst nicht glauben. Wol mochte die Sicherung der Provinz, wenn sie von stationirten Milizen entblößt war, größere Schwierigkeiten bieten, wol mußte Julian die Einschränkungen, die Constantius seiner Stellung zu geben für

gut befunden hatte, seinem Ehrgeiz, der nach den glänzenden Erfolgen seiner Thätigkeit in bedeutenderem Maße gewachsen war, besonders drückend erscheinen — den schwerwiegenden Schritt, die Fahne des Aufruhrs zu entfalten, erklären alle diese Verhältnisse noch nicht. Und noch mehr geschieht Julian Unrecht, wenn man in seiner ungemessenen Eitelkeit das leitende Motiv für seine Handlungsweise sucht. So kleinlich war sein Charakter nicht. Er wurde vielmehr von zwei mächtigen Impulsen bestimmt, vor denen bei ihm jede andere Rücksicht verstummte. Der eine war die feste Ueberzeugung, daß ihm von Rechtswegen vermöge seiner Herkunft die Krone gebühre; nicht erben wollte er sie, sondern Dem entreißen, der sie seiner Meinung nach mit Unrecht besaß — das folgt aus seinen eigenen, historisch wol beglaubigten Aeußerungen und gerade die Seite seiner Persönlichkeit hat Dahn vollständig ignorirt; der andere Impuls lag in dem Ideenkreis der Neuplatoniker, dem er sich mit wundergläubigem Eifer hingegeben hatte. Aus dem Zusammenwirken beider ergeben sich seine politischen Ideen und Handlungen, und Dahns Versuche, dieselben anders zu motiviren, führen, wie wir glauben, in Sackgassen, aus denen ein natürlicher Ausweg nicht zu finden ist.

Endlich würde auch die Lieblingsfigur Dahns, der Germane Serapio, dieser Ritter ohne Furcht und Tadel, einer kritischen Analyse manche Blößen darbieten; doch da diese Figur, trotz der von Dahn betonten Geschichtlichkeit derselben, in allen einzelnen Zügen das Produkt frei schaffender Phantasie ist, so will ich, da ich es hauptsächlich mit der historischen und nicht mit der rein künstlerischen Kritik zu thun habe, es hier bei dieser Andeutung bewenden lassen — meine Besprechung ist ja schon ohnehin umfangreicher geworden, als ich es ursprüglich beabsichtigte.

Um das Ausgeführte in kurzen Worten zusammenzufassen, so läßt sich das Urtheil über Dahns Roman dahin präcisiren: Die Wahl des Stoffes ist ungemein glücklich, die damals die Welt bewegenden Probleme haben auch heute noch ein actuelles Interesse; der culturgeschichtliche Hintergrund ist in großen Strichen mit Meisterhand gezeichnet — in vielen Einzelheiten des Romans zeigt sich das historische Verständniß und das künstlerische Vermögen des gelehrten Verfassers; aber zum Aufbau des Ganzen hat dieses Verständniß und Vermögen doch nicht gereicht — die Charakteristik der Hauptfiguren des Romans und die Motivirung ihrer Handlungsweise entspricht nicht den realen Thatsachen — und was vielleicht noch schlimmer ist, aber fast nothwendig durch den eben gerügten Mangel

bedingt wird, sie ist auch nicht einheitlich und widerspruchslos. Aber trotz dieser fühlbaren Mängel ist „Julian der Abtrünnige" doch ein lesenswerthes Buch, das die den Büchermarkt füllende Waare um Haupteslänge überragt. Es regt zum Denken, freilich auch zum Widerspruch an — und weder das eine noch das andere läßt sich von den ephemeren Erzeugnissen der heute mit Hochdruck arbeitenden Produktion sagen, die mehr als ein mitleidiges Achselzucken nicht verdient. Dahns Buch wird gelesen werden, noch in einer Zeit, wo das Publikum über die heutigen Größen stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen sein wird.

E. v. S.

Politische Correspondenz.

Alle übrigen Begebenheiten des vergangenen Monats treten zurück hinter einem Ereigniß: dem am 20. October (1. November) erfolgten Hinscheiden Kaiser Alexander III. Der Tod hat den Monarchen, dem nach menschlichem Ermessen noch viele Regierungsjahre bestimmt schienen, im rüstigsten Mannesalter dahingerafft; am Südrande seines großen Reiches hat Alexander III., wie einst sein Vorfahr Alexander I., sein Leben ausgehaucht. Mit lebhafter Theilnahme ist die Trauerkunde überall in Europa aufgenommen worden und auch die Gegner Rußlands haben sich ihrem Eindrucke nicht zu entziehen vermocht. Der Tod Kaiser Alexander III. schließt eine bedeutsame Periode der Geschichte Rußlands und der europäischen Staatenbeziehungen ab, denn der verewigte Monarch leitete persönlich mit fester Hand die Politik des Reiches und war in eminentem Sinne ein Friedensfürst; durch keine Lockungen und ihm sich darbietende günstige Gelegenheiten ließ er sich in seiner friedlichen Haltung beirren, sein Entschluß, seinem großen Reiche den Frieden zu erhalten, blieb bis zum Tode unerschütterlich. Dafür hat den dahingeschiedenen Herrscher auch die öffentliche Meinung in allen Ländern Europas in staunenswürdiger Einmüthigkeit die reichsten Kränze der Anerkennung dargebracht und Presse und Parlamente haben sich kaum genugthun können in Worten des Dankes und Preises für den durch Kaiser Alexander III. der Welt erhaltenen Frieden. Im Innern des Reiches ist die Regierung des entschlafenen Kaisers durch eine Reihe bedeutsamer Umgestaltungen und tiefgreifender Reformen ausgezeichnet; auch hier zeigte sie eine unerschütterliche feste Consequenz. Daher wird die Regierungszeit Kaiser Alexander III., wenn ihr vom Geschick auch nur eine verhältnißmäßig kurze Dauer gewährt worden ist, doch allen Völkern und Bewohnern des weiten Reiches unvergeßlich

bleiben. Gott hat Seine Majestät Kaiser Nikolai II. in jungen Jahren auf den Thron seiner Väter berufen. Alle seine Unterthanen blicken hoffend und vertrauensvoll zu ihm auf und erbitten von Gott für ihn Kraft und Weisheit zu seinem hohen und schweren Amt.

In **Deutschland** ist mit überraschender Schnelligkeit ein völliger Umschwung in der Leitung des Reiches und im preußischen Staatsministerium eingetreten. Am 26. October hat der Reichskanzler Graf Caprivi seine Entlassung erhalten und gleichzeitig hat auch der preußische Ministerpräsident Graf Botho von Eulenburg den nachgesuchten Abschied empfangen. Ihnen sind dann später der Landwirthschaftsminister v. Heyden und der Justizminister v. Schelling gefolgt. Eben erst hatte Graf Caprivi in der Frage nach den zweckmäßigsten Mitteln zur Bekämpfung der Umsturzparteien den Sieg über den verhaßten Rivalen Eulenburg davongetragen, soeben erst hatte die „Kölnische Zeitung", die eifrige Vorkämpferin des neuen Curses, diesen Sieg in schmetterndem Fanfarenton gefeiert und den Grafen Eulenburg sehr drastisch abgefertigt, da plötzlich verschwindet der triumphirende Reichskanzler, in Ungnaden entlassen. Mit unbeschreiblichem Erstaunen und in fassungsloser Verwirrung standen anfangs die Parteien und die Presse dem völlig unerwarteten, zuerst kaum glaublichen Ereigniß gegenüber. Kein Wunder, daß die seltsamsten und abenteuerlichsten Gerüchte und Erzählungen die Luft durchschwirrten, die allerverschiedensten Erklärungsgründe für den plötzlich eingetretenen Wechsel in der Stellung des Kaisers zum Grafen Caprivi vorgebracht, geglaubt und wieder bestritten wurden. Die Wahrheit oder die Grundlosigkeit aller dieser Angaben kann man auf sich beruhen lassen. Als feststehend muß angenommen werden und wird auch durch glaubwürdige Zeugnisse bestätigt, daß schon seit einiger Zeit das Vertrauen Kaiser Wilhelm II. zum Reichskanzler erschüttert gewesen ist und daß dessen Politik sich nicht mehr in allen Stücken der Zufriedenheit des Herrschers erfreut hat; die Veranlassung zur Entscheidung hat dann ein nebensächlicher Umstand, sei es der Artikel der „Kölnischen Zeitung", sei es die unrichtige und irreführende Mittheilung des kaiserlichen Willens durch den Grafen Caprivi an den Minister Eulenburg gegeben. Mit höchster Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß es bei der Entlassung des Grafen Caprivi ähnlich gegangen ist wie beim Sturze des Fürsten Bismarck; damals war der Kaiser auch schon lange entschlossen, den großen Staatsmann zu entfernen und der Besuch Windthorst's bei Bismarck, sowie dessen Festhalten an der Cabinetsordre von 1852 waren nur die letzten

Veranlassungen, welche die Katastrophe herbeiführten. Interessant ist es, sich das Verhalten der verschiedenen Parteien bei der unerwarteten Entlassung des Grafen Caprivi zu vergegenwärtigen. Die Conservativen jubelten laut, und befriedigt äußerte sich auch ein großer Theil der Nationalliberalen, während sich ein anderer Theil verwirrt und unsicher zeigte. Voll Schmerz und Trauer war die freisinnige Vereinigung und die gesammte jüdisch-liberale Presse, unzufrieden äußerte sich das Centrum und auch die Socialdemokraten bedauerten herzlich Caprivis Rücktritt; selbst Eugen Richter, der doch, wie natürlich, auch diesem Kanzler stets Opposition gemacht hat, widmete seinem Abgange eine wehmüthige Klage. Alle Nationalgesinnten, welcher Partei sie auch angehören mögen, hatten dagegen bei Caprivis Entlassung das Gefühl der Erlösung und athmeten auf zu neuer Hoffnung. Las man die liberalen und jüdischen Zeitungen, so hätte man glauben sollen, Deutschland habe in dem Grafen Caprivi einen Staatsmann ersten Ranges verloren, seine Entlassung sei ein unersetzlicher Verlust für das deutsche Reich. Wie ganz anders benahm sich dieselbe Presse beim Sturze des Fürsten Bismarck! Damals herrschte in ihr eitel Freude und lauter Jubel, man war höchst befriedigt über den Fall des Gewaltigen. Es ist überhaupt einer der häßlichsten Züge in der jüngsten deutschen Vergangenheit, wie damals Volksvertretung und Presse nicht rasch genug dem gestürzten Titanen den Rücken zu kehren vermochten und dem neuen Machthaber zu huldigen sich beeiferten. Nun, um die Gesellschaft, welche den Grafen Caprivi betrauert, wird ihn kein deutscher Patriot beneiden. Vier und ein halbes Jahr hat der sogenannte neue Curs gedauert, dessen Träger und Repräsentant Graf Caprivi gewesen ist, und er hat, das muß jeder Unbefangene zugeben, gänzlich Fiasco gemacht. Die Geschichte wird, deß sind wir gewiß, die Leitung des Reiches durch den zweiten Kanzler als eine durchaus unheilvolle kennzeichnen und ihr Urtheil dahin abgeben, daß er in der verhältnißmäßig kurzen Dauer seiner Amtsführung das Werk seines großen Vorgängers nicht wenig geschädigt hat. In seiner auswärtigen Politik zeigte er Schwäche und Mangel an Entschlossenheit und klarem politischem Urtheil, im Innern zeichnete sich seine Amtsführung durch Schwanken, Unsicherheit, Verkennung der realen Verhältnisse des Staatslebens, Befangenheit in falschen, eigensinnig festgehaltenen wirthschaftlichen Theorien und eine immer weiter nach links neigende Haltung aus. Der Conservative, der General kam zuletzt dahin, seine unbedingtesten Anhänger in der freisinnigen Vereinigung der Herren Rickert und Barth zu finden

und der letztere hat noch jüngst mit Nachdruck erklärt, seine Partei habe die wärmsten Sympathien für den Reichskanzler gehegt; leider besteht diese Partei aber nur aus 14 Personen. Caprivi hatte gar keine staatsmännische Erfahrung, als er Reichskanzler wurde und es fehlte ihm auch, wie die Folge gezeigt hat, an allen staatswissenschaftlichen Kenntnissen. Die letzteren suchte er sich mit dem Fleiß und Eifer eines Soldaten anzueignen und er hat dabei, wie man sagt, sich vorzugsweise der Anleitung und des Raths seines Jugendfreundes Goering, den er zum Chef der Reichskanzlei gemacht, erfreut, dieser aber ist eifriger Freihändler und Manchestermann, also Gesinnungsgenosse der Herren Rickert, Th. Barth und Consorten. Die volkswirthschaftlichen Anschauungen des Grafen Caprivi waren daher durchaus die der Manchesterlehre und da einem deutschen Reichskanzler doch seine Amtsgeschäfte nur sehr wenig Zeit zu Privatstudien lassen, so blieben denn auch die national-öconomischen Kenntnisse und Ansichten des Grafen sehr einseitig und mangelhaft. Er hielt aber an ihnen mit der Zähigkeit und dem Eigensinn des Autodidakten, der, was er sich mühsam angeeignet hat, nun auch für unerschütterliche Wahrheit hält, fest. Am traurigsten und verhängnißvollsten für Deutschland war die Geltendmachung seiner Manchestertheorien auf dem Gebiete der Colonialpolitik und es ist nicht des Grafen Caprivi Schuld, daß die deutschen Colonien in Afrika nicht gänzlich verloren gegangen sind. Der jammervolle Vertrag mit England, durch den die deutschen Colonien in Ostafrika ihres ganzen Hinterlandes beraubt und auf die Sansibarküste verzichtet wurde, wofür dann England großmüthig das ihm werthlose Helgoland abtrat, eröffnete die unrühmliche Colonialpolitik des neuen Curses, ihm sind dann mehrfach andere, für den deutschen Colonialerwerb in Afrika nicht weniger ungünstige Verträge gefolgt. Allen Vorstellungen, Bitten und Vorwürfen gegenüber, sich doch thatkräftiger und mit größerem Interesse der Colonien anzunehmen, blieb Caprivi kühl bis an's Herz. Dazu kamen dann starke Mißgriffe in der Wahl der Colonialbeamten, wofür der Assessor Wehlau und der Kanzler Leist genügende Belege bieten, und mit den Ausgaben für die Colonialverwaltung wurde in unverantwortlicher Weise geknausert und gekargt. Für den so hoch verdienten Major v. Wißmann war natürlich in dieser Colonialverwaltung kein Platz. Der Reichskanzler hatte sich einreden lassen, Deutschland sei ein Industriestaat geworden und die Landwirthschaft stehe daher nur in zweiter Reihe; in dieser Anschauung ließ er sich durch nichts beirren, durch sie wurde er auch zu den für Deutschland so verhängnißvollen und schädlichen Handelsverträgen bestimmt. Bei

den Unterhandlungen über den Abschluß derselben zeigten sich, namentlich bei denen mit Oesterreich und Rußland, die Vertreter dieser Staaten den deutschen Unterhändlern an Scharfblick, Kenntnissen und Einsicht in die Verhältnisse weit überlegen. Kein Wunder daher, daß Deutschland überall den Kürzern zog. Die immer steigenden und immer lauter werdenden Klagen über den Niedergang der Landwirthschaft und die von Jahr zu Jahr wachsende Bedrängniß der Grundbesitzer beantwortete Caprivi stets mit der Versicherung seines lebhaften Interesses für die Landwirthschaft und der Bereitwilligkeit ihr zu helfen, aber er that nicht das Geringste. So zerfiel er allmählich mit den Conservativen völlig, ebenso mit einem Theil der Nationalliberalen, und die Majorität, mit der er die Handelsverträge und manches Andere durchsetzte, war die buntscheckigste und unnatürlichste, die man sich denken kann. Centrum, Freisinnige, Volkspartei, Polen und Socialdemokraten als Stützen des Reichskanzlers und seiner Politik — wahrlich ein erbauliches Schauspiel! Das Centrum mußte natürlich durch namhafte Concessionen gewonnen werden und den Polen wurden mit dem Interesse des preußischen Staates kaum oder garnicht vereinbare Zugeständnisse gemacht. Bismarcks Socialistengesetz war schon vor Beginn des neuen Curses gefallen und die Socialdemokraten ließ man ruhig gewähren und sich immer weiter ausbreiten. Dafür pries Liebknecht auch des Grafen Caprivi Einsicht und Weisheit und stellte ihn als Staatsmann hoch über den „Diplomaten" Bismarck. In der auswärtigen Politik bewies der Reichskanzler wenig Voraussicht und diplomatisches Geschick. Der Dreibund blieb wohl fortbestehen, aber vieles, was zu verhindern Bismarck sein Genie und seine ganze Kraft aufgeboten hatte, trat jetzt ein: eine unmotivirte und keineswegs in Deutschlands Interesse liegende lebhafte Annäherung an England erfolgte und auch auf der Balkanhalbinsel schien eine Aenderung in der bisher von der deutschen Regierung angenommenen Haltung einzutreten. Unter diesen Umständen hatte es manchmal den Anschein, als ob die Führung im Dreibunde nicht mehr Deutschland, sondern Oesterreich-Ungarn habe. Die Entschuldigung, Graf Caprivi sei in vielen, vielleicht in den meisten Fällen die von ihm einzuhaltende Politik durch einen höhern Willen vorgeschrieben worden, hat keine Geltung. Auch wenn dem so wäre, würde Graf Caprivi doch die volle Verantwortung für die Leitung der Reichspolitik zu tragen haben. Ein Minister ist ja kein Soldat oder Höfling, der gegebene Befehle willenlos auszuführen hat, ein wirklicher Staatsmann muß auch Charakter haben, eine selbständige Persönlichkeit sein, und

wer es auf sich nahm Bismarcks Nachfolger zu werden, mußte sich des hohen Maßes von Verantwortung bewußt sein, das er damit überkam. Geniale Begabung besitzen nur wenige Staatsmänner, aber Selbständigkeit des Charakters kann man von jedem Minister verlangen. Diese aber ließ Graf Caprivi durchaus vermissen, er ertrug die Einbuße an Ansehen, welche er durch den Verlust des Ministerpräsidiums erlitt, er ließ den Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf fallen, für den er sich doch engagirt hatte, und fand nur bei den Parteien Unterstützung seiner Handelspolitik, die er in anderer Beziehung bekämpfen mußte. Mehr als einmal hat er seine Ueberzeugung dem höhern Willen untergeordnet, ohne sich dadurch anfechten zu lassen, und ist auf seinem Posten geblieben. Caprivi fühlte sich zuletzt ganz behaglich in seiner Stellung, seine Selbstzufriedenheit und sein Selbstbewußtsein steigerten sich immer mehr; er glaubte seine Sache wenigstens ebenso gut zu machen wie Bismarck, vielleicht noch etwas besser. Seine Freunde in der Presse und im Parlament wurden und werden nicht müde, seine Ritterlichkeit, Noblesse und Geradheit zu preisen. Von der letzteren ist in seinen versteckt geführten Kämpfen gegen den Finanzminister Miquel und den Grafen B. Eulenburg nichts zu spüren und die erstere hat sich in seinem gehässigen und feindseligen Verhalten gegen seinen großen Vorgänger, sowie den Grafen Herbert Bismarck wahrlich nicht gezeigt, wie denn überhaupt seine Haltung gegen Bismarck und alle diesem zugethanen Beamten und Diplomaten einen sehr häßlichen Zug in Caprivis persönlichem Charakter bildet. Aber auch wenn Caprivi die ihm nachgerühmten Charaktereigenschaften besessen hätte, was wäre damit für den Werth des Staatsmannes bewiesen? Es ist das gerade so, als wenn zur Rechtfertigung eines schlechten Clavierspielers immer wieder gesagt würde: er ist aber doch ein schöner, liebenswürdiger Mensch. Nun ist des Grafen Caprivi Tagewerk zu Ende; er würde bald vergessen sein, wenn Deutschland nicht allzu oft an die Fehlgriffe und Irrungen seiner Politik erinnert werden würde. Seine Reichskanzlerthätigkeit ist ein Beleg mehr für die Wahrheit des Wortes vom alten Axel Oxenstierna: quantilla sapientia regitur orbis!

Nicht minder überraschend als Caprivis Entlassung war die Wahl seines Nachfolgers; Fürst Chlodwig v. Hohenlohe, ein Greis von 75 Jahren, ist zum Reichskanzler ernannt worden. Von Bismarck, als er in demselben Alter stand, hieß es immer, der Unterschied der Jahre zwischen ihm und dem Kaiser sei zu groß, um ein gedeihliches Zusammenwirken länger zu gestatten; die frisch vorwärts drängende Natur des letzteren und sein feuriges

Temperament ständen in zu großem Contrast mit der Mäßigung und weisen Zurückhaltung von Bismarcks Greisenalter. Jetzt bei der Berufung Hohenlohes ist von solchen Betrachtungen nichts zu hören gewesen, obgleich er wirklich ein Greis ist, während Bismarck nach seinem Sturze oft genug bewiesen hat, wie lebendig und jugendfrisch sein Temperament noch ist. Daß ein Mann von 75 Jahren nicht lange am Steuer des Reiches bleiben kann, ist selbstverständlich; die Berufung des Fürsten Hohenlohe ist also ein Provisorium, dem das Definitivum erst folgen wird, sei es, daß Graf Eulenburg, der Botschafter in Wien, oder ein anderer jüngerer Staatsmann den Reichskanzlerposten übernimmt. Fürst Hohenlohe ist ein wirklich vornehmer Herr und ein Gentleman dazu, ferner ein Mann, der stets in gutem Einvernehmen mit dem Fürsten Bismarck gestanden hat, endlich gibt ihm sein persönliches Ansehen und seine Würde eine ganz andere Selbständigkeit dem Monarchen gegenüber als seinem Vorgänger; die Rolle eines Unteroffiziers oder eines Subalternbeamten, die ein höherer Wille kommandirt, wird er nie spielen. Man weiß von ihm nur Gutes, seine Klugheit, seine Liebenswürdigkeit und die Noblesse seiner Denkart werden gerühmt, an seiner nationalen Gesinnung ist kein Zweifel. Daß ein katholischer Baier an die Spitze des Reiches tritt, wird in Preußen und Norddeutschland nicht angenehm empfunden, doch ein Ultramontaner ist Hohenlohe gewiß nicht und Preußen hat von jeher aus allen Theilen Deutschlands die tüchtigsten Kräfte herangezogen. Aber ob er die Eigenschaften eines wirklichen Staatsmannes besitzt, das hat Hohenlohe bisher noch nicht bewiesen. Als Ministerpräsident an der Spitze von Baiern hat er nur kurze Zeit gestanden und nichts Namhaftes geleistet; als Gesandter in Paris hat er die Weisungen Bismarcks erfüllt und als Kaiserlicher Statthalter im Elsaß hat er seines Amtes mit Mäßigung und Klugheit gewaltet, aber keine Gelegenheit gehabt, hervorragende staatsmännische Eigenschaften zu entfalten. Nun aber tritt der greise Fürst in ein schweres, verantwortungsvolles Amt, das eine gewaltige Arbeitskraft und ununterbrochene Geistesanspannung verlangt. Als der Fürst vor 10 Jahren zeitweilig die Stellvertretung für den damaligen Reichskanzler übernahm, war er, wie Bismarck später im Reichstage erklärte, nach einem halben Jahre so nervös und angegriffen, daß er sich zurückziehen mußte. Und damals war Hohenlohe 10 Jahre jünger und konnte stets in schwierigen Fragen sich an Bismarcks Autorität wenden. Wird er jetzt, 10 Jahre älter, unter unendlich schwereren Verhältnissen das Amt des Reichskanzlers für längere Zeit zu tragen im Stande

sein? Wird er sich in seiner schwierigen Stellung nach oben und nach unten seine Selbständigkeit bewahren? Wird er Geistesfrische und Geistesstärke genug besitzen, um für die vielen Fragen, welche sich jetzt immer stärker herandrängen, eine Lösung zu finden? Wird es ihm gelingen in dem höchst ungünstig zusammengesetzten Reichstage eine feste Majorität dauernd für die Regierung zu gewinnen? Wird er endlich im Stande sein, in der auswärtigen Politik die von seinem Vorgänger begangenen Fehler wieder gut zu machen und das Ansehen des Reiches neu zu heben? Alle diese Fragen wird nur ein Optimist bejahend beantworten, der unbefangen Urtheilende wird ihnen zweifelnd und bedenklich gegenüberstehen. Zur Entlastung des greisen Reichskanzlers ist Herr v. Marschall zum Staatsminister, und damit zu Hohenlohe's Gehilfen ernannt worden, eine wenig erfreuliche Wahl, denn der ehemalige badische Staatsanwalt hat als Staatssekretär des Auswärtigen unter Caprivi einen wesentlichen, ja hervorragenden Antheil an den Mißgriffen und falschen Maßregeln der vorigen Reichsleitung in der auswärtigen Politik gehabt und es läßt sich kaum erwarten, daß Herr v. Marschall jetzt auf einmal ein anderer werden wird. Hoffentlich bleibt er nicht allzulange in seiner Stellung. Das wichtige Ministerium des Innern scheint jetzt in guten Händen zu sein, Herr v. Köller ist ein Conservativer von klarem Urtheil, guter Erfahrung und fester Entschlossenheit. Die Art, wie die beiden Minister, v. Schelling und v. Heyden, in brüskester Weise zum Rücktritt genöthigt worden sind, hat mit Recht überall Unzufriedenheit und Unmuth hervorgerufen. Wenn Minister, die ersten Diener des Staates, in einer Weise behandelt werden, wie ordentliche Herrschaften nicht gegen ihre Dienstboten verfahren, dann muß das Ansehen der Vertreter der Krone dem Parlamente gegenüber tief sinken und ihre Autorität den ihnen untergebenen Beamten gegenüber schwer erschüttert werden, dann werden die Minister wirklich, was Eugen Richter früher einmal mit Unrecht behauptete, nur Commis eines Höhern. Kein selbständiger Mann kann dann Neigung verspüren, ein solches hohes Staatsamt zu übernehmen, in dem er sich einer derartigen Behandlung zu gewärtigen hat. Der neue Justizminister Schoenstedt soll ein ausgezeichneter Jurist sein, seine politische Richtung ist ganz unbekannt. Herr v. Hammerstein-Loxten, der neue Minister der Landwirthschaft, ist ein Mann von großer praktischer Erfahrung und die so lange zurückgesetzte Landwirthschaft verspricht sich von ihm Abhülfe ihrer dringendsten Beschwerden; unerfreulich bleibt es aber, daß man einen früheren Welfen auf einen preußischen Ministerposten berufen hat, sollte es

in Preußen wirklich keinen geeigneten Mann dafür geben? Weitere Ministerveränderungen scheinen zunächst nicht in Aussicht zu stehen, auch Minister v. Bötticher erhält fürs erste die wolverdiente Entlassung nicht. Ob das neu constituirte Ministerium Hohenlohe mehr Homogenität und innern Zusammenhalt haben wird als das Cabinet Caprivi-Eulenburg bleibt abzuwarten; besonders gespannt muß man sein, welche Rolle jetzt Herr Miquel spielen wird. Die politische Stellung der neuen Minister wird sich erst klar erkennen lassen, wenn der Reichstag wieder zusammengetreten ist, also in nächster Zeit. Das Wichtigste und Wünschenswerthe ist, daß fortan eine größere Stetigkeit in der Regierung herrscht, sonst wird der Kampf gegen die Umsturzparteien nicht mit Erfolg geführt werden können. Soviel bis jetzt verlautet, wird die Caprivische Vorlage im Wesentlichen unverändert dem Reichstage vorgelegt werden; es soll also der Versuch gemacht werden, die Socialdemokratie, insbesondere ihr Eindringen ins Heer, durch Verschärfung der bestehenden strafgesetzlichen Bestimmungen zu bekämpfen. Ob das möglich sein wird, ohne die freie Bewegung der auf dem Boden des Staates stehenden Parteien in Versammlungen und Presse zu hindern und zu gefährden, wird von vielen Seiten bezweifelt. Und ebenso unsicher ist es, ob die Regierungsvorlage im Reichstage Zustimmung finden wird. Nicht nur die freisinnige Volkspartei und Vereinigung sind entschieden dagegen, auch auf conservativer Seite werden vielfach Bedenken gegen den Plan der Regierung, gegen die Umsturzparteien auf dem Boden des gemeinen Rechtes vorzugehen, laut und das Centrum will zunächst garnichts davon wissen. Ein neues Socialistengesetz wäre unserer Meinung nach das Zweckmäßigste und Richtigste, da die Regierung aber ein solches vorzulegen nicht geneigt ist, muß der Kampf in anderer Weise versucht werden, denn so, wie es gegenwärtig steht, kann es nicht bleiben, wenn die socialdemokratische und anarchistische Bewegung nicht aufs riesigste anschwellen soll. Auch der Particularismus macht sich wieder stärker bemerkbar, namentlich in Süddeutschland; den sprechendsten Beweis dafür liefert Baden. Einst als das deutsche Musterland von allen Liberalen gepriesen, als das Land, in dem zwischen Volksvertretung und Regierung die vollste Harmonie nationaler Gesinnung herrschte, gefeiert, zeigt Baden heute particularistische Neigungen und in seiner Kammer haben die Ultramontanen das Uebergewicht. Welch ein Wechsel ist das doch und wie eindringlich beweist er den völligen Niedergang des früher so angesehenen und einflußreichen Nationalliberalismus! Die Absicht der badischen Regierung, eine besondere Gesandtschaft an den Höfen von München und

Stuttgart zu errichten, um sich leichter über die gemeinsamen Interessen zu verständigen und eine bessere Fühlung mit den andern süddeutschen Regierungen zu haben, kann nicht anders angesehen werden als ein Versuch, den Süden der Centralgewalt des Reiches gegenüber enger zusammenzuschließen; alle officiösen Versicherungen und Erklärungen der Karlsruher Regierung vermögen an diesem Eindruck nichts zu ändern. Mancherlei Vorgänge während der Zeit des Caprivischen Regiments mögen genügende Veranlassung zu einem solchen Schritte gegeben haben, ebenso die große Unberechenbarkeit an der maßgebenden Stelle im Reiche; zu bedauern bleibt es trotzdem, daß gerade Baden sich zu diesem partikularistischen Vorgehen entschlossen hat. Nachdem lange Zeit nur ungünstige Nachrichten von den deutschen Colonien in Afrika nach Europa gelangt sind, kommen jetzt wieder aus West- und Ostafrika erfreuliche Kunden: der alte gefährliche Hottentottenführer Hendrik Witboi ist vom Major Leutwein völlig geschlagen und zur Unterwerfung gebracht worden, die hoffentlich von Dauer sein wird, und der Gouverneur v. Scheele hat in allerdings blutigen Kämpfen den Wahehes schwere Niederlagen beigebracht und ihre Hauptstadt Kuirenga erstürmt. Durch diese Thaten wird das Ansehen Deutschlands bei den Eingebornen sich wieder bedeutend heben und wenn in Berlin ein eigenes Colonialamt gegründet oder wenigstens ein Personenwechsel in der Leitung der Colonialangelegenheiten eintritt, läßt sich ein neuer frischer Aufschwung der Colonialbewegung erhoffen.

Von den Parteiversammlungen in Deutschland verdient der socialdemokratische Congreß, der am 22. October in Frankfurt a. M. sich versammelte und dessen Verhandlungen 5 Tage lang währten, hervorgehoben zu werden. Vieles in diesen Verhandlungen war höchst charakteristisch und lehrreich. Bei Beantwortung der auch diesmal, wie schon mehrmals früher, laut werdenden Beschwerden darüber, daß die journalistischen und literärischen Vertreter der Partei, namentlich die Redacteure des „Vorwärts" zu hohe Gehalte erhielten, erkannte Bebel zum ersten Male den Vorrang und höhern Werth der geistigen Arbeit vor der körperlichen an und betonte ganz wie ein Bourgeois das Recht der geistigen Arbeiter auf höhern Lohn. Ferner bemerkte er, wenn die Honorare noch mehr herabgesetzt werden sollten, würden nicht wenige ihrer literärischen Vorkämpfer sich von der Socialdemokratie zurückziehen und bei den bürgerlichen Parteien bessere Verwerthung ihrer schriftstellerischen Thätigkeit suchen und finden. Bisher behaupteten die Socialdemokraten stets, die Anhänger ihrer Partei seien für die Sache zu jedem Opfer bereit, verzichteten vor freudiger Begeisterung auf jeden

Vortheil und trügen die schwersten Entbehrungen, daher sei ihre Partei die einzige in der Gegenwart, in der wirklich ideale Gesinnung herrsche. Auf diesen Idealismus werfen Bebels Erklärungen ein grelles Licht. Sodann war der Kampf zwischen Bebel und v. Vollmar sehr merkwürdig. Es handelte sich dabei um die Frage, ob es mit dem Princip der Socialdemokratie vereinbar sei für das Budget eines Staates zu stimmen, wie die Socialdemokraten unter v. Vollmars Leitung im bairischen Landtage gethan hatten. Da Bebel nicht durchdrang und überhaupt jede mißbilligende Erklärung abgelehnt wurde, so ward v. Vollmars Verhalten vom Congreß als berechtigt anerkannt. Bebel hat sich bei diesem Ausgange nicht beruhigt, sondern jüngst in einer Parteiversammlung in Berlin heftige Anklagen gegen die bairischen Socialdemokraten und besonders v. Vollmar als Abtrünnige von den socialdemokratischen Grundsätzen erhoben und bei den Berliner Genossen lebhafte Zustimmung gefunden. Die Münchener Genossen, Grillenberger und v. Vollmar, sind Bebel die Antwort nicht schuldig geblieben und dieser hat ihnen wieder sehr derb replicirt. Viele deutsche Blätter frohlocken über diesen Zwiespalt innerhalb der Socialdemokratie und stellen deren Zerfall in nahe Aussicht. Das ist aber sicherlich ein großer Irrthum und ein sehr unbegründeter Optimismus. Vollmar und Bebel sind in den Zielen ganz einig, nur über die Wege und Mittel dazu sind sie uneins, nur die Methode ihres Vorgehens ist verschieden. Auch die Unterschiede von Süden und Norden spielen in diesem Streite mit, endlich persönliche Rivalität und Eifersucht bei den alten Parteiführern gegen den jüngeren. v. Vollmar ist ohne Frage ein bedeutender Kopf, der bedeutendste wol unter den Führern der deutschen Socialdemokratie; seine Methode ist einfach die, die letzten Ziele der Socialdemokraten zu verschleiern, um desto sicherer die ländliche Bevölkerung zu gewinnen. Er will auch von der Versöhnung der Religion und dem Schimpfen auf die „Pfaffen“ nichts wissen, weil er sehr gut einsieht, daß die katholischen Baiern dadurch von dem Anschluß an die Socialdemokratie abgeschreckt werden. Sein auf dem Congreß entwickeltes Programm zur Gewinnung der ländlichen Bevölkerung ist in seiner Art ein Meisterstück, alle seine Vorschläge sind höchst geschickt zum „Bauernfang“, wie man es treffend bezeichnet hat, das Ganze so unaufrichtig und zugleich so wenig auf eine wirkliche Hilfe für die bäuerliche Bevölkerung abzweckend wie möglich. Sehr beachtenswerth und ein wichtiger Fingerzeig für die Regierungen und die staatserhaltenden Parteien ist v. Vollmars Bemerkung: „Die eigentlichen Bauern werden wir nie für die Socialdemokratie gewinnen,

wir müssen unsre ganze Kraft auf die ländlichen Arbeiter richten." Wir glauben nicht, daß es zu einem völligen Bruch zwischen Bebel und v. Vollmar kommen wird und selbst wenn er wider Erwarten einträte, würde die Gefahr von Seiten der Socialdemokratie dadurch nicht gemindert werden, daß sie in zwei Gruppen zerfiele, da beide doch auf dasselbe Ziel hinarbeiten. Wenn nur nicht immer von Neuem Fälle vorkämen, in denen von Seiten Einzelner, sowie staatlicher Organe durch kurzsichtige Härte und rücksichtsloses Eingreifen den Socialdemokraten in die Hände gearbeitet würde! Davon sind wieder die traurigen Vorgänge von Fuchsmühl in der bairischen Oberpfalz ein starkes Beispiel. Die Gemeinde, welche ihr Holzrecht im gutsherrlichen Forste geltend macht, wird vom Verwalter fortwährend hingehalten, eine Beschwerde der Leute wird von der Regierung monatelang unbeantwortet gelassen, als dann aber die Dorfbewohner selbst ihr Recht sich nehmen und sich das Holz aus dem Walde holen, wird sogleich Militär requirirt und dieses geht so rücksichtslos gegen die Dorfleute vor, daß es mehrere Todte und Verwundete giebt. Natürlich herrscht jetzt im Orte heftige Erbitterung und die aufreizenden Reden der Socialdemokraten finden offenes Gehör. Die Leute waren gewiß straffällig, aber die Regierung und das Militärcommando trifft ein noch schwererer Vorwurf. Solche Vorgänge müssen in der gegenwärtigen Zeit absolut vermieden werden, sonst darf man sich nicht über das immer stärkere Anschwellen der Socialdemokratie wundern.

In **Oesterreich-Ungarn** werden die Zustände immer verworrener und zerfahrener. Das österreichische Coalitionsministerium zeigt durchaus keine wirkliche Homogenität und wird sich schwerlich lange halten können; einzelne Minister scheinen es geradezu darauf abgesehen zu haben, Zwiespalte und Zerwürfnisse unter den verschiedenen Volksstämmen des vielsprachigen Kaiserstaates hervorzurufen. Noch hat sich die Aufregung unter den Deutschen Oesterreichs wegen der von der Regierung beabsichtigten Errichtung eines slovenischen Gymnasiums in Cilli nicht gelegt, noch erfolgen in den verschiedensten Gegenden Proteste und Verwahrung gegen diese Verletzung des deutschen Besitzstandes und schon ist ein neuer Sprachenconflict von der Regierung herbeigeführt worden, der die Italienische Bevölkerung auf's heftigste erregt und abermals sind es die Slovenen, diese Lieblinge des Hofes und der Regierung, deren Wünsche erfüllt werden sollen. Der Justizminister Graf Schönborn, eine für diesen Posten sehr wenig geeignete Persönlichkeit, hat wieder in Erfüllung einer angeblich vom Grafen Taafe gemachten Zusage, plötzlich die Anbringung

von doppelsprachigen, slovenischen und italienischen Schildern an allen Gerichtsgebäuden in denjenigen Städten Istriens, wo auch Slovenen leben, angeordnet. Darüber entstand bei den Italienern natürlich die größte Unzufriedenheit, das ganze Land gerieth in Bewegung und in der Küstenstadt Pirano, wo trotz aller Proteste auch ein solches Schild angebracht wurde, kam es zu einem Volksauflauf, der den Regierungsvertreter zur Wiederabnahme des schon angebrachten Schildes nöthigte. War die Anordnung für Pirano, wo nur wenige, des Italienischen meist kundige Slovenen leben, schon verkehrt und unüberlegt, so war das Zurückweichen der Regierung vor den Drohungen des Volkes noch schlimmer. Natürlich kam die Sache im österreichischen Reichsrathe zur Sprache, der Justizminister vertheidigte die Anordnung recht kläglich, indem er die Schuld auf die oberste Justizbehörde in Istrien schob, und es wurden nun mannigfache Compromißverhandlungen begonnen, deren Resultat war, daß in Zukunft die Anordnung nach Prüfung jedes einzelnen Falles, d. h. der Bevölkerungsverhältnisse der einzelnen Ortschaften Istriens, durchgeführt werden solle. In Pirano mußte zur Wahrung der Regierungsautorität die doppelsprachige Tafel wieder angebracht werden. Es klingt wie bittere Ironie, wenn die Vertreter dieser Stadt der Regierung unwillig erklärten: Sollten durchaus doppelsprachige Tafeln an Gerichtsgebäuden angebracht werden, warum dann nicht statt des slovenischen das deutsche, das doch die Staatssprache sei, gewählt werde? Das ist vollkommen richtig, aber das Coalitionsministerium scheint das ebenso vergessen zu haben wie früher das Ministerium Taafe. Die ganze Maßregel ist politisch so unüberlegt wie möglich, denn sie giebt der irredentistischen Bewegung in Istrien neue Nahrung und gewährt der italienischen Actionspartei, die nach Triest begehrt, neuen Agitationsstoff. Während es im Interesse Oesterreichs läge, der italienischen Bevölkerung des Kaiserstaates jeden Vorwand zur Unzufriedenheit zu nehmen, wird sie jetzt um der Slovenen willen geradezu in die Opposition gedrängt. — Eine schwer zu überwindende Schwierigkeit bildet für das Ministerium noch immer die Wahlreform. An die Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts, wie es Graf Taafe zu dem Zwecke vorschlug, um der deutsch-liberalen Linken dadurch einen Theil ihrer Sitze zu entziehen, denkt jetzt Niemand; es soll vielmehr die Wahlreform nur darin bestehen, daß zu den 4 Wahlcurien, aus denen das österreichische Abgeordnetenhaus hervorgeht, eine fünfte hinzugefügt werde, deren Wähler die bisherige Zahl der Mandate des Abgeordnetenhauses um

43 neue vermehren sollen. Die Frage, über welche schon seit Monaten verhandelt wird, ist nun die, aus welchen Wählern diese fünfte Curie bestehen soll. Die Regierung schlug vor, sie aus allen weniger als 5 Gulden Steuern zahlenden Staatsangehörigen bestehen zu lassen. Dagegen erklärte sich aber Graf Hohenwart und sein Club, weil er den ländlichen Arbeitern das Wahlrecht nicht gewähren will. Darauf wurden die verschiedensten Vorschläge gemacht und sehr viel Anklang fand der eigenthümliche Plan, mit Beiseitelassung aller Rücksicht auf die Steuerzahlung, die neue Curie bloß aus Fabrikarbeitern zu bilden und ihr 22 Mandate einzuräumen; das würde denn eine reine Curie der Socialdemokraten sein. Auf einen solchen Gedanken konnte man doch nur unter dem Eindruck der großen Arbeiterdemonstration in Wien kommen. Die Polen haben nun in letzter Zeit einen neuen Vorschlag zur Bildung der 5. Curie gemacht, wonach dieselbe doch 43 neue Mitglieder wählen solle, von denen 10 auf Galizien kommen; sie wollen nur die Dienstboten und die Knechte auf dem Lande vom Wahlrecht ausschließen. Ob dieser Plan, bei dem Galizien ganz unverhältnißmäßig bevorzugt ist, auf eine Mehrheit wird rechnen können oder ob er von neuen Combinationen abgelöst werden wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist die Erledigung der Wahlreform für das Coalations-Ministerium eine Lebensfrage; gelingt sie ihr nicht bald, so tritt höchstwahrscheinlich eine Krisis für das Ministerium ein.

In **Ungarn** befindet sich die gegenwärtige liberale Regierung ebenfalls in kritischer Lage. Die vom Oberhause verworfenen confessionellen Gesetze sind noch nicht alle erledigt und der Kaiser-König zögert noch immer, die von beiden Häusern des Reichstags genehmigten Gesetze zu sanctioniren. Darüber beginnt schon vielfach Unzufriedenheit laut zu werden. Sehr unbequem, ja gefährlich für die jetzige Regierung wird der Aufenthalt Franz Kossuths, in Ungarn. Hatte schon die großartige Leichenfeier Ludwig Kossuths, der mit königlichen Ehren bestattet und als nationaler Heros gefeiert wurde, den Hof in Wien sehr unangenehm berührt, so muß ihn das Auftreten und die Agitationsreise Franz Kossuths mit vollem Rechte beleidigen und erbittern. Der junge Kossuth, dem nur der Name seines Vaters Bedeutung giebt, hat zuerst in einer pomphaften, sehr unpassenden Erklärung seine Anerkennung des jetzigen Königs und seine Aussöhnung mit ihm proklamirt, wie ein Fürst den andern anerkennt. Und nun reist er, der italienischer Staatsangeöriger ist, im Lande umher, hält Reden, läßt sich feiern und ruft eine offen antidynastische Bewegung hervor. In De-

brecziu, das schon 1848 Mittelpunkt der Revolution war, ist es endlich soeben zu den skandalösesten Auftritten gekommen: Kossuth ist als künftiger Nachfolger seines Vaters begrüßt, es sind revolutionäre Lieder, ja zuletzt ein gemeines Spottlied auf die Deutschen, das 1848 und 1862 oft vernommen ist, gesungen worden. Und an solchen Versammlungen nehmen niedere und auch höhere Beamten der Regierung theil! Auf eine Interpellation im Abgeordnetenhause haben der Minister des Inneren Hieronymi und der Justizminister Szilagyi allerdings erklärt, sie würden gegen diese Ausschreitungen energisch vorgehen, aber die Regierung wagt es offenbar nicht, thatkräftig einzugreifen, weil sie dann die Unterstützung der extremen Partei zu verlieren fürchtet. Wie ganz anders verfuhr sie gegen die Verfasser des rumänischen Memorandums, welche die äußerste Strenge des Gesetzes zu erfahren hatten. Ohnehin wird die Strömung, welche auf die Durchführung der reinen Personal-Union hinstrebt, im Lande immer mächtiger. Andrerseits kann der König, wenn seine Autorität nicht gänzlich verschwinden soll, die Dinge nicht weiter so fortgehen lassen. So stehen in Ungarn über kurz oder lang schwere Konflikte in Aussicht und es erscheint höchst zweifelhaft, ob das Ministerium Wekerle sich lange am Staatsruder wird behaupten können.

Auf der **Balkan-Halbinsel** herrscht gegenwärtig Ruhe. In Serbien hat der Staatsstreich Milans und die Beseitigung des Regiments der Radikalen nicht die schlimmen Folgen gehabt und die Unruhen hervorgerufen, die man fürchtete; der ganze Verfassungs-Apparat in diesen Balkan-Staaten ist doch größtentheils nur Form und Komödie. Seitdem der alte eiserne Nicola Christitsch an der Spitze eines Coalitions-Ministeriums steht, ist die Ruhe im Lande gesichert und auch die Radikalen fangen wieder an sich der Regierung zu nähern. In Bulgarien haben die unruhigen Bewegungen, welche der Sturz Stambulows hervorrief und die anfangs fast einen Bürgerkrieg besorgen ließen, aufgehört und ein beruhigter Zustand ist eingetreten. Daß Stambulows Fall unvermeidlich war, gestehen auch ausländische sachkundige, ihm früher geneigte Berichterstatter zu; besonders der harte Steuerdruck hatte einen großen Theil des Volkes von ihm abgewandt, dazu kam sein rücksichtsloses despotisches Benehmen. Das Ministerium, welches ihm in der Regierung folgte, hat schon manche Aenderungen erfahren, doch steht Stoilow noch immer an der Spitze. Die jetzige Regierung und Volksvertretung kennzeichnet eine Rußland freundliche Gesinnung, für Dragan Zankow ist aber noch immer kein Platz im Lande.

Prinz Ferdinand und seine Rathgeber hoffen auf eine Aussöhnung Rußlands mit Bulgarien, diese wird aber sicherlich nur eintreten, wenn sich das Land den Forderungen Rußlands unterwirft.

Frankreich bot in dem vergangenen Monat ein ganz eigenartiges Schauspiel. Nirgendwo außerhalb des russischen Reiches hat die Kunde von der schweren Krankheit und von dem Tode Kaiser Alexander III so tiefen Eindruck gemacht, so schmerzliche Trauer hervorgerufen als hier. Monarchisten, opportunistische und radikale Republikaner bezeugten wetteifernd ihren Schmerz beim Eintreffen der Todesnachricht und die katholische und protestantische Geistlichkeit veranstalteten gleichmäßig kirchliche Trauerfeiern, auch die Juden in ihren Synagogen blieben nicht zurück. Es war, als ob Frankreich eine Provinz des russischen Reiches sei, als ob die Franzosen das Oberhaupt ihres Landes verloren hätten; nie ist wohl über einen fremden Souverän so in einem Lande getrauert worden, wie jetzt in Frankreich. Seit bald 300 Jahren ist der Tod keines seiner Könige vom französischen Volke so schwer empfunden und so tief beklagt worden, wie das Hinscheiden Kaiser Alexander III. Und selbst Heinrich IV. wurde nur von einem Theile des Volkes beweint. Diese Trauerzeit hat dem Ministerium Dupuy eine Erholungsfrist gewährt und ihm gestattet, sich noch einige Zeit zu behaupten. Es ist für französische Verhältnisse schon ziemlich lange am Ruder und schon machen sich allerlei Anzeichen bemerklich, daß seine Tage gezählt sind, auch sind zur Genüge Deputirte bereit, an seine Stelle zu treten. Stabilität der Regierung ist ja bei der Souveränität der Kammer in dieser demokratischen Republik unmöglich. Dazu kommt, daß Herr Dupuy in keinem besonders freundlichen Verhältniß zu dem Präsidenten Casimir Perier steht. An diesem und seinem Auftreten als Präsident haben die Pariser allerlei auszusetzen und die Socialisten bemühen sich systematisch den Präsidenten zu verunglimpfen und seine Vorfahren dem Volke als blutsaugerische Ausbeuter der Arbeiter darzustellen. Dem Charakter der Franzosen entspräche nur ein militärisches Oberhaupt, von einem solchen wollen aber die Kammern nichts wissen, weil sie nicht ohne Grund fürchten, ein General würde sich bald zum Dictator und Herren des Landes machen. Zum ersten Mal wieder seit 10 Jahren rüstet sich die französische Republik zu einem auswärtigen kriegerischen Unternehmen, zum Feldzuge gegen Madagaskar. Als damals Jules Ferry die Expedition nach Tonkin ins Werk setzte, um Frankreich seine Machtstellung in Hinter-Indien zu sichern, da führten die ersten Mißerfolge seinen Sturz herbei und

nie ist es dem „Tonkinesen" vergessen worden, daß er Frankreich im fernen Asien gefährlich engagirt habe, und nie ist er wieder zur leitenden Stellung gelangt. Heute liegen die Dinge ganz anders. Frankreich fühlt sich durch das gute Einvernehmen mit Rußland gedeckt, es ist sicher, daß ihm von Seiten Englands keine Schwierigkeiten gemacht werden und in der Kammer kann die Regierung auf eine starke Majorität für ihr Vorgehen rechnen. Es soll die Protection über die Insel, welche durch den Vertrag von 1885 Frankreich eingeräumt und von England 1890 förmlich anerkannt worden ist, aber von der Hovas-Regierung in den letzten Jahren wenig respectirt worden war, nachdrücklich wiederhergestellt werden, nachdem alle Versuche des französischen Abgesandten Le Myre de Villers den Premier-Minister Rainilairi vony zur Nachgiebigkeit zu bewegen vergeblich gewesen sind. Der Krieg wird bei der Tapferkeit der Eingebornen und der Schwierigkeit des Terrains blutig und nicht leicht sein. Trotzdem werden die Franzosen natürlich zuletzt den Sieg behalten, und dann wird Madagaskar nach einer, dem Minister Hanotaux in der Kammer entschlüpften Bemerkung „eine sehr gute Colonie" für Frankreich werden. Ob England trotz seiner officiell freundlichen Haltung zu der beabsichtigten Expedition Frankreich den Besitz der großen und reichen Insel ohne Weiterungen zugestehen wird, ist nicht sehr wahrscheinlich, jedenfalls werden die Eingebornen von Madagaskar gegen baare Bezahlung mit guten englischen Gewehren versehen werden. Im Augenblick herrscht wieder einmal starke Spionenfurcht in Frankreich, die sicherlich ebenso grundlos ist, wie früher; wirklichen Verrath scheint der französische Hauptmann Dreyfuß, aus der reichen jüdischen Familie im Elsaß, an geheimen Actenstücken des Kriegs-Ministeriums geübt zu haben, doch ist die Sache noch nicht recht aufgeklärt.

In **England** ist jetzt die Zeit der politischen Reden. Machten Reden den großen Staatsmann, dann würde Lord Rosebery darauf Anspuch erheben können, einer der ersten Europas zu sein. In Leeds, in Sheffield, in Bradford, in Glasgow, in der Guildhall der City und an anderen Orten hält er Reden über die nothwendige Reform des Oberhauses, über die auswärtige Politik Englands, über Kaiser Alexander III und Englands Verhältniß zu Rußland, über den Krieg zwischen Japan und China, über die Entstaatlichung der Kirche in Wales und in Schottland und vieles Andere. Er spricht stets in so schillernden Ausdrücken, bedient sich so verklausulirter Wendungen, daß man meist über seine eigentlichen

Ziele und Absichten im Dunkeln bleibt; das bezweckt er wahrscheinlich grade mit seinen Reden und über vieles ist er wohl selbst nicht mit sich im Reinen. Wenn er z. B. in seiner Glasgower Rede erklärt, er sei ein Gegner des Einkammer-Systems, dann Anklage gegen den Starrsinn der conservativen Lords erhebt und schließlich ausruft: lieber nur eine Kammer als dieses Haus der Lords, wie es ist, und dann weiter bemerkt: wenn nur eine Kammer da sei, dann müsse, um die wirkliche Stimmung des Volkes zu erfahren, jedes Mal über wichtige Fragen ein Volks-Referendum, eine allgemeine Volksabstimmung veranstaltet werden — so ist das eine Häufung von Widersprüchen und Unklarheiten. Ein Hauptzweck seiner Auseinandersetzungen über die auswärtige Politik ist der, die Schlappe zu verhüllen, welche er sich und England durch die allseitige Ablehnung der von ihm vorgeschlagenen Friedensvermittlung zwischen Japan und China zugezogen hat. Lord Rosebery streckt in seinen Reden seine Arme weit geöffnet nach Frankreich und besonders nach Rußland aus, mit dem er nach Erledigung der Pamir-Frage jede Veranlassung zu Zwistigkeiten beseitigt sieht. Dieser beeiferte Annäherungsversuch des englischen Premiers ist von der russischen Presse ziemlich skeptisch und zweifelnd aufgenommen worden. Denn nur unklarer Optimismus oder absichtliche Täuschung kann behaupten, daß es zwischen England und Rußland keine Gegensätze der Interessen mehr gebe; in Europa, wie in Asien existiren sie, auf der Balkan-Halbinsel, ebenso wie in Mittel- und Ost-Asien. Die so nachdrücklich betonte Hinneigung der jetzigen englischen Regierung zu Rußland hat zweifellos den Zweck einer Drohung gegen Deutschland, mit dessen Haltung die Engländer in jüngster Zeit nicht mehr zufrieden sind. Wie auf Kommando haben verschiedene englische Blätter Beschwerden und Klagen über das wenig freundliche Verhältniß Deutschlands zu England, das ihm doch so viel Entgegenkommen in Afrika bewiesen habe, gebracht, den nahen Zerfall des Dreibundes verkündet und Deutschlands steigende Isolirung wehmüthig bedauert. Daß solche Außerungeu der Presse nicht ohne Einwirkung des auswärtigen Amtes erfolgt sind, liegt auf der Hand. Die Engländer spüren das Wehen eines kräftigen Geistes in der deutschen Colonial-Politik und der gefällt ihnen garnicht; auch daß Deutschland jetzt weniger geneigt ist für die englischen Interessen einzutreten, verstimmt sie in hohem Grade. Mit Bedauern merken sie, daß Graf Caprivi, der ein Reichskanzler nach ihrem Herzen war, nicht mehr die Politik des deutschen Reiches leitet. Es zeigt nur von wenig politischer Einsicht oder starker Selbstüberhebung,

wenn die englischen Politiker Deutschland durch Drohungen wieder sich näher bringen zu können glauben. Auf die englischen Verwarnungen und Vermahnungen haben soeben die „Hamburger Nachrichten" in einem vortrefflichen, von wahrhaft staatsmännischem Geiste erfüllten Artikel geantwortet und überzeugend nachgewiesen, daß nicht Deutschland Englands, sondern England Deutschlands und des Dreibundes bedarf und die Rückkehr zur alten Bismarckschen Politik Großbritannien gegenüber für das vom deutschen Standpunkt einzig Richtige erklärt. Die Mißgunst und das unfreundliche Benehmen der Engländer gegen die Colonialunternehmungen Deutschlands in Afrika, ihre Ränke und listigen Versuche, den Deutschen überall zuvorzukommen, sind noch in zu frischer Erinnerung, als daß die Versicherungen des Gegentheils irgend welchen Eindruck machen könnten. Lord Rosebery wird sicherlich mit seinen Einschüchterungsversuchen auf der einen und mit seinem Liebeswerben auf der andern Seite ebenso Fiasco machen, wie mit seiner unberufenen Friedensvermittelung zwischen Japan und China und damit einen neuen Beweis dafür liefern, daß er für die Leitung der auswärtigen Politik seines Landes wenig staatsmännischen Beruf besitzt, für die innere Politik freilich ebensowenig, denn es ist der rücksichtsloseste Radikalismus, der in seinen Reformplänen zum Ausdruck kommt. Das Haus der Lords, diesen ältesten Theil der englischen Verfassung, zu beseitigen oder vollständig umzugestalten ist ein revolutionärer Gedanke, dessen Ausführung die bisher so streng festgehaltene Continuität der englischen Verfassung völlig durchbrechen würde. Die Puritaner haben das im 17. Jahrhundert versucht, nicht zum geringsten Theile ist die von ihnen aufgerichtete Verfassung dadurch gescheitert. Und weshalb soll das geschehen? weil das Haus der Lords von Home Rule für Irland nichts wissen will und dieses durchzusetzen ist für das jetzige liberalradikale Ministerium eine unumgängliche Nothwendigkeit, da es ohne die Stimmen der Iren fallen muß. Lord Roseberys sich überstürzende Reformpläne, seine radikalen Reden, sein überhastetes Vorgehen machen wirklich den Eindruck, als ob er, wie ein englisches Blatt meint, absichtlich seinen Sturz herbeiführen wolle, in der Erkenntniß, daß die von ihm begangenen Mißgriffe sich zunächst doch nicht würden wieder gut machen lassen.

In **Italien** liegt die Leitung des Staates in den festen Händen Crispis. Daß dieser, einst selbst revolutionäre, Staatsmann, mit rücksichtsloser Energie gegen staatsfeindliche Elemente vorzugehen versteht, hat er durch die am 22. October gleichzeitig in allen 35 Provinzen des Festlandes

durchgeführte Schließung von 271 socialistischen Arbeitervereinen bewiesen. Eine durchgreifende Reform und Vereinfachung der gesammten Administration Italiens beschäftigt ihn seit längerer Zeit, und wird wol, da ihm das Parlament fast dictatorische Gewalt zu dem Zweck gegeben hat, bald zur Ausführung kommen. Ein leitender Gesichtspunkt bei diesem Plan ist auch die Herbeiführung größerer Ersparnisse im Interesse der schwer gedrückten Finanzen des Reiches. Ob es möglich sein wird auch beim Heere Einschränkungen vorzunehmen, ohne die Wehrkraft Italiens zu schädigen, wie der Kriegsminister Ricotti in Aussicht gestellt hat, wird sich erst zeigen müssen. Trotz aller Sparsamkeit wird es ohne neue Steuern schwerlich gelingen das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Gegen solche hat Crispi mit Recht große Bedenken, da die Landbevölkerung nicht weniger Provinzen schon jetzt schwer belastet ist. Namentlich in Sicilien, dem Lande der Latifundien und der Schwefelgruben, würden neue oder erhöhte Steuern wahrscheinlich neue Unruhen und eine Neubelebung der socialistischen Verbände der Fasci hervorrufen. Die ergreifenden Schilderungen des Herzogs von Gualtieri und des Journalisten Adolf Rossi haben die furchtbare Nothlage der armen Bevölkerung Siciliens noch vor Kurzem aufs hellste beleuchtet. Wenn aber Italien seine Großmachtstellung behaupten will, und dazu ist jeder Italiener entschlossen, so wird es dafür auch vor den schwersten Opfern nicht zurückschrecken dürfen. Kein Land vielleicht empfindet so schwer den Druck fortwährender Kriegsrüstung, wie Italien, aber es wird ihn ertragen müssen, so lange die gegenwärtigen politischen Constellationen Europas dauern.

Die Besprechung der Kämpfe in Ostasien, die jetzt eben an einem Wendepunkt stehen, behalten wir uns für das nächste Mal vor.

16. (28.) November 1894. r.

Corrigenda:

In dem Artikel: Gegensätze in der Auffassung christlicher Grundgedanken.

S. 593 Z. 16 v. u. l. teleologischer statt theologischer.
„ 596 „ 10 „ o. „ gemeint statt genannt.
„ 598 „ 14 „ u. „ Gottmenschen statt Gottesmenschen.
„ 599 „ 17 „ o. „ bestechenden statt bestehenden.
„ 604 letzte Zeile „ rechtlichen statt rechten.

In dem Artikel: Propst Glücks Berichte aus Marienburg.

S. 619 Z. 9 v. o. l. Spens statt Sgens.

In dem Artikel: „Die Ostseeprovinzen unter Alexander III".

S. 668 Z. 18 v. u. l. paciscirt statt pacciscirt.

In dem Artikel: M. R. v. Stern und V. v. Andrejanoff.

S. 720 Z. 4 v. o. l. Arbeitstheilung statt Arbeitsheilung.

Herausgeber und Redacteur: Arnold v. Tideböhl.